# Dorfgeschichten

von

Berth Auerbach

~~1 11000~~
3040
G8

Digitized by Google

Digitized by Google

24762

# Berthold Auerbach's

## Sämmtliche

Schwarzwälder

# Dorfgeſchichten.

Volksausgabe in acht Bänden.

Dritter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1871.

Erste Auflage der Gesamtreihe.
(17. Auflage der Einzelbände.)

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

# Inhalt.

Seite

Die Frau Professorin . . . . . 1

Lucifer . . . . . 129

# Die Frau Profeſſorin.

## Es kamen zwei fremde Geſellen.

Da ſitzt der Wadeleswirth am Gartenfenſter im Stüble, er hat den Ellbogen auf den Sims geſtemmt und den Kopf in die Hand geſtützt; nach ſeiner Gewohnheit hat er die Füße hinter die vordern Stuhlbeine geſchlagen, als wollte er da feſtwurzeln; denn wo er einmal ſitzt, da braucht's faſt eine Wagenwinde, um ihn wieder in die Höhe zu ſchroten.

Freilich ſitzt er nicht mehr da, es thut ihm ſchon lang kein Finger mehr weh, ſeiner Zeit aber haben ſeine Finger Manchem weh gethan; die Rede ging, wo der Wadeleswirth Einen an den Kopf trifft, da wächſt kein Haar mehr nach, darum verſetzte er auch aus Barmherzigkeit ſeine Schläge ins Genick, da gibt's auch kein Blut und thut doch wacker weh. — War der Wadeleswirth ſo ein Raufbold? Ihr werdet ihn ſchon kennen lernen, daß er ein Menſch war, ſo lammfromm und gutmüthig wie nur Einer; das hindert aber nicht, daß man zu guter Stunde Einem, der's begehrt, geſalzene Fauſtknöpfle austheilt: kurzum, der Wadeleswirth war, wie man's nimmt, ein abſonderlicher Menſch oder auch nicht. Eigentlich hieß er nicht Wadeleswirth, ſondern Lindenwirth, wozu er durch die Linde vor dem Hauſe und auf dem Schilde das klarſte Recht hatte. Jener Name aber — ja das iſt eine ſchlimme Sache, man redet nicht gern davon, es ſchickt ſich nicht, und doch iſt das, worauf es ſich ſtützt, nichts Geheimes, man macht dort wo der Mann her iſt, gar kein Hehl daraus, alſo: vom innern Kniegelenke bis gegen die Knöchel — rund heraus, die Wade war beim Lindenwirth tapfer beſtellt und darum wurde er ſo genannt.

Jetzt können wir uns ſchon ruhiger beim Wadeleswirth niederlaſſen, wir müſſen aber damit eilen, denn es gibt bald großes Halloh im Hauſe und im ganzen Dorfe und Alles durch einen einzigen Menſchen oder zwei.

Der Wadeleswirth ſitzt alſo ſtill da und läßt ſeine Gedanken um ſich her ſchwirren wie die Fliegen, die ſummend die Stube durchſchwärmen. Freilich hat man nicht viel Gedanken, wenn man ſo müde iſt und wie der Wadeleswirth eben vom Feld heimkommt, wo man einen Wagen Heu aufgeladen; da thut's wohl, geruhig zu verſchnaufen und die Gedanken, wenn man deren hat, machen zu laſſen was ſie wollen. Der Katze, die auf dem äußern Fenſterſims hockte und gar viel mit ſich zu thun hatte, nickte er einmal zu, dann kehrte er ſich um und rief:

„Lorle!" Aus der Kammer antwortete eine Stimme: „Was?"

„Ich mein', du machſt's auch wie die Katz; die putzt ſich, wie wenn wir Fremde bekämen."

„Mir iſt's auch ſo," antwortete es von innen.

„Mach' dich nur fertig, und wenn du verkühlt biſt, hol' mir einen Trunk (Moſt) aus dem Keller; ich verdurſt' ſchier."

„Gleich, gleich," antwortete es wieder aus der Kammer. Man hörte eine Kiſte zuſchlagen, dann Jemand die Treppe hinablaufen und bald wieder heraufkommen, die Thüre öffnete ſich, da ... da fiel hart am Fenſter ein Schuß, ein gellender Schrei entfuhr dem Mund des Mädchens, das Glas mit dem Moſt lag auf dem Boden und die Katze ſprang in die Stube ganz nahe vorbei an dem Geſichte des Wadeleswirths. Dieſer ſtand auf und fluchte und das Mädchen war in der halbgeöffneten Thür verſchwunden.

Wir aber müſſen dem ſeltſamen Ereigniß nachgehen ...

Zwei junge Männer ſchreiten durch den Bergwald; der eine in grauer Tyrolerjuppe mit grünen Schnüren, groß und breitbruſtig, mit braunrothem unverſchorenem Bart, einen grauen Spitzhut, breitkrämpig und vielfach zerdrückt auf dem Kopfe; der andere mit beſcheidener Mütze, unter der ein feingeſchnittenes Geſicht mit wohlgezogenem Backenbart ſichtbar wird, ſeine kleine Geſtalt etwas nach vorn gebeugt mit einem zertragenen ſchwarzen Ueberrock bekleidet. Die Beiden wandern wortlos dahin. Ein alter Bauer trägt ihnen zwei Ränzchen, eine Zither, einen Malerſtuhl und eine Flinte nach. Jetzt treten ſie aus dem Walde und im Thale vor ihnen zieht ſich ein langes Dorf hin, wie man ſagt, nur auf einer Seite gebacken, denn die Häuſer ſtehen längs des Baches, der murrend und wildrauſchend über und zwiſchen Felſen wegrollt; ein Steg führt über den Bach, wo jenſeits auf einſamem Hügel die Kirche ſteht.

„Da haſt du's, das iſt Weißenbach," ſagte der Große mit klangvoller Bruſtſtimme.

„Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet," ſagte der Kleine, in deſſen ſchwarzem Gewande wir mit Recht einen abgetragenen Schulrock vermuthet haben.

„Laß deinen Horaz," erwiderte der Große, dem wir ohne Scheu den Malerſtuhl zuerkennen dürfen.

„Gern," verſetzte der Kleine und ſich umſchauend fuhr er lächelnd fort: „Ite, missa est, ihr Bücher ſollt mir nicht zwiſchen die Beine laufen in der freien Natur, ſtill! Bruder, das ſollteſt du malen, oder ich will ein Märchen ſchreiben, wie das Steckenpferd des Autors, das in jedem Buche aufgezäumt an die Krippe gebunden iſt, lebendig wird und mit dem Buch davonjagt; es müßte herrlich ſein, wenn ſo ein Rudel Bücher, eine ganze Bibliothek da den Berg hinunterritte, huſſa! huſſa! Ich will das Märchen ſchreiben." —

„Du thuſt's doch nicht, du ſpeiſt dir immer in die Hände und greifſt nie zu."

„Leider haſt du Recht, aber hier will ich friſches Leben holen. Sieh, wie das Dorf hier ſo friedlich im Mittagsſchlummer daliegt als wär's ein großes Waſſerungeheuer, das ſich am Ufer ſonnt; die Strohdächer ſind wie große Schuppen. Sieh dort die Kirche! Ich liebe die Kirchen auf den Bergen, ſie gehören nicht mitten in den Häuſertrödel. Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche erbauen — das iſt ſchön! Auch leiblich ſollen die Menſchen aufſteigen, ſich erheben zur geiſtigen Erhebung. Wie dieſe Kirche hier jenſeits des Steges auf dem Berge ſteht, iſt ſie die wahrhaft transcendente, ſupranaturaliſtiſche."

Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Hörſt du die Hunde bellen und die capitoliniſchen Wächter ſchnattern? Hörſt du die Kinder dort jauchzen? Die guten Kinder! Sie ahnen nicht, daß du kommſt, ihre Jugend im Bilde zu verewigen. Schon Virgil ſagt ſehr ſchön: O fortunatos nimium, sua si bona norint, agricolas. Das Volk iſt doch wie die ſtille Natur, es weiß nichts von der Schönheit ſeines Lebens, es iſt vegetabiliſches Daſein und wir kommen, die Geiſtesfürſten, und verwenden ihre gebundene Welt zu freien Gedanken und Bildern."

„Und wer weiß," erwiderte der Große endlich, „wie der Weltgeiſt uns verwendet, zu welchen Gedanken und Bildern wir ihm dienen."

„Du biſt frommer, als du glaubſt, das iſt ein großer Gedanke,“ entgegnete der Gelehrte und der Maler fuhr auf:

„Numero A 1. Gib doch nicht gleich Allem was man ſagt, ein Schulzeugniß.“

Die Beiden ſchwiegen. Der Maler, der ſeinen Kameraden doch zu hart angelaſſen zu haben glaubte, faßte ſeine Hand und ſagte: „Hier bleiben wir nun, ſchüttle allen Schulſtaub von dir, wie du dir's vorgenommen, denk' nichts und will nichts und du wirſt Alles haben.“

Der Kleine erwiderte den Händedruck mit einem unendlich ſanften Blicke und der Maler fuhr fort: „Ich muß dir den Mann ſchildern, bei dem wir bleiben.“

„Nein, thu's nicht, laß mich ihn ſelber finden,“ unterbrach ihn der Kleine.

„Auch gut.“

Als ſie ſich jetzt dem Dorfe näherten, ſchlug der Maler den Fußweg ein, der hinter den Häuſern herläuft; der Kleine bemerkte: „Es liegt ein tiefes Geſetz darin, daß die Naturſtraßen nirgends geradlinig ſind; der Bach hat einen undulirenden, einen wellenförmigen Weg, und die Straßen von Dorf zu Dorf ziehen ſich ſelbſt durch die Ebene in Schwingungen dahin. Die Philoſophie der Geſchichte kann davon lernen, daß Natur und Menſchheit ſich nicht nach der logiſchen Linie bewegen.“

„Bei den Straßen hat das einen einfachen Grund,“ bemerkte der Maler, „ein Gefährt geht viel leichter, wenn es durch eine Biegung wieder einen Schwung bekommt; bei einem ſchnurgeraden Wege liegt auch das Pferd zu gleichmäßig und ermüdend im Geſchirr. Das iſt Fuhrmannsphiloſophie.“

Mit dieſen Worten waren die Beiden in einen Baumgarten getreten; der Maler nahm dem Bauer die Flinte ab und ſchoß damit in die Luft, daß es weithin widerhallte, dann ſchrie er Juhu! ſprang die Treppe hinauf und hinein in die Stube ...

Da ſind wir alſo wieder beim Wadeleswirth, in dem Augenblick, da die Katze ihm am Geſicht vorbeigeſprungen und das Glas Moſt auf den Boden gefallen war. Der Wirth ſteht da, hat beide Fäuſte geballt und flucht:

„Kreuzmillionenheideguguk, was iſt denn das? Was gibt's ins —“

„Ich bin's,“ rief der Maler, die Hand zum Willkomm ausſtreckend.

Die Fauſt des Wirthes entballte ſich und er rief: „Wa . . . Was? Ja, bigott, er iſt's. Ei Herr Reinhard, ſind Ihr auch wieder auſe gelaufen?[1] Das iſt ein fremder Beſuch, da ſollt' man ja den Ofen einſchlagen."[2]

„Weil's Sommer iſt, alter Kaſtenverwalter," erwiderte der Begrüßte, indem er derb die Hand des Wadeleswirths ſchüttelte, der jetzt fragte:

„Seid Ihr's geweſen, der im Garten geſchoſſen hat?"

„Nein, nicht ich, da mein Weib," ſagte der Maler, die Flinte aufhebend, „kann das Maul nicht halten."

„Ihr ſeid noch allfort der Alte, aber der Mann muß für's Weib bezahlen; es koſtet Straf', wenn man ſchießt."

„Weiß wohl, ich bezahl's gern."

Reinhard ſtellte nun ſeinen Freund, den Bibliothekscollaborator Reihenmaier vor.

„Reihenmaier," ſagte der Wadeleswirth, „ſo haben wir hier auch ein Geſchlecht."

Der Collaborator erwiderte lächelnd:

„Es können weitläufige Verwandte von mir ſein, ich ſtamme auch von Bauern ab."

„Wir ſtammen alle von Bauern ab," ſagte der Wadeleswirth, „der Erzvater Adam iſt ſeines Zeichens ein Bauer geweſen."

„Wo iſt denn Eure Eva, alter Adam?" frug Reinhard.

„Sie kommt gleich mit dem Heuwagen, ich bin dieweil voraus. Lorle! Lorle! Wo biſt?"

„Da," antwortete eine Stimme von unten.

„Mach hurtig die Scheuer auf, daß ſie mit dem Wagen gleich 'rein können, es wird einen Regen geben, und komm hernach 'rauf."

„Die Grundel? Ich bin begierig die Grundel[3] wieder zu ſehen," ſagte Reinhard; der Wadeleswirth erwiderte ſchelmiſch lächelnd und mit dem Finger drohend:

„Oha, Mannle! Das iſt kein Grundel mehr, das kann ſich ſehen laſſen, es iſt ein lebfriſches Mädle; bigott aber Ihr könnet Euch nicht ſehen laſſen, man meint Ihr wäret ein alter Hauenſteiner Salpeterer, Ihr habt ja einen ganzen Wald im Geſicht,

[1] Zum Beſuch gekommen, ſonſt nur von ganz nahen Nachbarn gebräuchlich.
[2] Eine gewöhnliche Redensart, wenn ein unerwarteter Freund kömmt.
[3] Grundel, Gründling, kleiner Fiſch.

Rothtannen und Blutbuchen, was kostet das Klafter? Saget einmal, lassen denn die Kesselflicker und Scheerenschleifer in den Kanzleien so einen Bart ungerupft und ungeschoren? Machen sie's ihm nicht auch wie den Büchern und den Zeitungen —"

„Mann! Um Gottes willen, Mann!" unterbrach ihn Reinhard, „kommt Ihr jetzt auch mit diesen Geschichten an? Hat man denn nirgends mehr Ruhe vor der verdammten Politik?"

„Ja gucket, das geht einmal nimmer anders; wir dummen Bauern sind jetzt halt auch einmal so dumm und fragen darnach, wo unsere Steuern hinkommen, für was unsere Buben so lang Soldaten sein müssen und —"

„Weiß schon, weiß schon Alles," betheuerte Reinhard.

Der Collaborator aber faßte die Hand des Wirths, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

„Ihr seid ein ganzer Mann, ein Bürger der Zukunft."

Der Wadeleswirth schüttelte sich, hob beide Achseln, schaute den Collaborator mit gerunzelter Stirne an und sagte dann, indem er lächelnd nickte:

„Einen schönen Gruß und ich ließ' mich schön bedanken."

Der Collaborator wußte nicht, was das bedeuten soll. Es gab aber nicht lange Bedenkzeit, man vernahm Peitschenknallen auf der Straße, der Wadeleswirth ging nach der „Laube," dem bedeckten Söller, der das Haus, mit Ausnahme der Gartenseite, umschloß; die beiden Fremden folgten.

„Fahr' besser hist," rief der Wirth dem jungen Manne zu, der auf dem Sattelgaule vor dem Heuwagen saß; „noch schärfer hist, sonst kommst du nicht herein, du lernst's dein Lebtag nicht; so, so, jetzt frischweg, fahr' zu!"

Der Wagen war glücklich herein; freier athmend ging man wieder nach der Stube.

Der Collaborator fragte bescheiden:

„Warum lasset Ihr denn das Scheunenthor nicht weiter machen, da es doch so mühsam ist hereinzufahren?"

Der Wadeleswirth, der zum Fenster hinausgesehen hatte, kehrte sich um, dann schaute er wieder ins Freie und sprach hinaus:

„Das junge Volk braucht's nicht besser zu haben als wir, es soll eben auch lernen, die Augen bei sich haben und geschickt sein und wissen was hinter ihm drein kommt. Ich bin mehr als dreißig Jahre da hereingefahren und bin nie stecken blieben." Jetzt wendete

er ſich nach der Stube und fuhr fort: „Was iſt denn eigentlich Euer Geſchäft, Herr Kohlebrater?“

„Ich bin Bücherverwalter.“

Nun kam die Frau, der Sohn, der Knecht und die Magd in die Stube. Alle bewillkommten Reinhard und die Frau bemerkte, auf den Bart deutend:

„Ihr ſeid recht verwildert in den zwei Jahren, wo wir Euch nicht geſehen haben.“

„Unſer Tambourmajor,“ ſagte Stephan der Sohn, „hat auch ſo einen gottsjämmerlichen Bart gehabt, er hat ihn aber alle Morgen ſchwarz gewichst.“

„Wenn ich jung wäre, mich dürftet Ihr mit dem Bart nicht küſſen,“ ſagte Bärbel, eine bejahrte, ſtarkknochige Perſon, die als Magd im Hauſe diente; Martin, der Knecht, der hinter ihr ſtand, war ihr Sohn. Dieſer hatte ſeine beſondere Meinung, die er nun auch preisgab:

„Und ich ſag', der Bart paßt ihm ſtaatsmäßig, er ſieht aus wie der heilig' Joſeph in der Kirch'!“

„Und du wie der Mohrenprinz,“ endete der Wadeleswirth; „aber wo ſteckt denn das Lorle? Alte, hol' mir einen Trunk aus dem Keller und gib mir ein Mümpfele[1] Käs und dann richteſt du dem Herrn Reinhard ſein altes Zimmer her und der andere fremde Herr kann auf dem Tanzboden ſchlafen.“

Der Wadeleswirth bekam nun doch endlich ſeinen Trunk; er ging lieber eine Stunde in brennendem Durſt umher, ehe er die zwei Treppen hinab- und wieder hinaufſtieg. Der Collaborator ſetzte ſich zu ihm.

Reinhard machte einen Gang durch das Dorf; alle Kinder liefen ihm nach und einige muthvolle riefen ſogar aus ſicherm Verſteck:

Rother Fuchs, dein Bart brennt an,
Schütt' ein bisle Waſſer dran.

Reinhard ging in das Haus wo der Bader wohnte, die Kinder warteten vor der Thür bis er wieder geſchält herauskäme; als er aber mit vollem Bartſchmucke wieder erſchien, lachten und jubelten ſie aufs Neue.

[1] Mümpfele = Mundvoll.

Im Hauſe des Baders wohnte noch Jemand, dem Reinhard einen Auftrag gegeben hatte, es war der Dorfſchütz, der jetzt mit der Schelle herauskam. Er klingelte an allen Ecken und ſprach dann laut und deutlich: „Der Maler Reinhard iſt wieder angekommen mit einem großmächtigen rothen Bart. Wer ihn ſehen will, ſoll in die Linde kommen, allda iſt der Schauplatz. Eintrittspreis iſt, daß Jeder ein groß Maul machen und ſeine Zähne weiſen muß, wenn er hat. Um halb neun Uhr geht die Fütterung an. Kinder ſind frei."

Ein unaufhörliches Gelächter zog durch das ganze Dorf, die Kinder folgten jubelnd und johlend dem Schütz auf dem Fuße, ſie waren kaum ſo lang zum Schweigen zu bringen, daß man die Verkündigung hören konnte.

Als es bereits Nacht geworden und der Himmel mit ſchweren Regenwolken überzogen war, ſaß Reinhard auf der Steinbank unter der Linde vor dem Wirthshauſe; er lachte vor ſich hin, der urplötzlichen Heiterkeit gedenkend, mit der er unverſehens die Seelen aller Einwohner erfüllt hatte. Da hörte er ein verhaltenes Schluchzen in der Nähe, er ſtand auf und ſah ein Mädchen, das nach der Scheune ging.

„Lorle?" ſagte er in fragendem Tone.

„Grüß Gott," antwortete das Mädchen, die dargebotene Hand faſſend, ohne aufzuſchauen und ohne die Schürze vom Geſicht zu nehmen.

„Du haſt ... Ihr habt ja geweint; warum denn?"

„Ich, ich ... hab' nicht geweint," erwiderte das Mädchen und konnte vor ſchnellem Schluchzen kaum reden.

„Warum gunnet Ihr mir denn keinen Blick und ſehet mich nicht an? hab' ich Euch was Leids than?"

„Mir? mir, nein."

„Wem denn?"

„Euch."

„Ja wie ſo?"

„Es gefällt mir nicht, daß Ihr Euch ſo zum G'ſpött vom ganzen Dorf machet, das iſt nichts und uns habt Ihr doch auch zum Narren; das hätten wir nicht von Euch denkt."

„Ihr ſeid recht groß und ſtark geworden, Lorle; kommet 'rein in die Stub', daß ich Euch auch ſehen kann."

„Brauchet nicht jetzt noch mit mir Euern beſondern Poſſen

haben," endete das Mädchen, raffte sich schnell zusammen und sprang davon durch das Hofthor nach der Straße.

Reinhard saß mit zusammengekniffenen Lippen vor sich niederschauend wieder auf der Bank. Was ihm vor einem Augenblicke noch wie ein übermüthiger aber harmloser Scherz vorgekommen war, das hatte jetzt eine ganz andere Gestalt. Von sich sah er bald ab und dachte: das Kind hat Recht, es ist ein Stück Aristokratie in diesem Scherze; wir wissen nicht wie viel von schmählichem Hochmuth in Jedem von uns steckt. Ich habe das ganze Dorf zu meinem Spaß verwendet.

Der Collaborator kam jetzt auch herab und sagte:

„Ein sonderbarer Mann unser Wirth! Ich bin doch schon durch alle Examina gesiebt worden, aber der hört gar nicht auf mit Fragen und dabei hat er so 'was Mißtrauisches."

„Das ist's nicht," sagte Reinhard, „die Bauern haben eine alte Regel: wenn man mit einem fremden Löffel essen will, soll man vorher dreimal hineinhauchen, verstehst du?"

„Ja wohl, das ist ein tiefsinniger Gedanke."

„Einen schönen Gruß und ich ließ' mich schön bedanken, Herr Kohlebrater," entgegnete Reinhard lachend.

Viele Männer und Burschen aus dem Dorfe sammelten sich, von Allen ward Reinhard herzlich bewillkommt; die heitere Weise, die sie herbeigelockt, erhielt eine entsprechende Fortsetzung. Man ging nach der Stube und Reinhard wußte den ganzen Abend allerhand schnurrige Geschichten von seinen Fahrten in Oberitalien und Tyrol zu erzählen, das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Reinhard gab sich selbst mehr zum Besten als es eigentlich seine Art war; er wollte indeß ein Uebriges thun, weil er sie Alle zum Besten gehabt hatte, wie er in gesteigerter Selbstanklage sich vorwarf. Nach und nach gerieth er aber aus innerer Lustigkeit auf allerlei tolle Seltsamkeiten, denn er konnte sich, namentlich in zahlreicher Gesellschaft, wahrhaft in eine Aufregung hineinarbeiten.

Reinhard war so voll Lustigkeit unter den Menschen gewesen und allein auf seinem Zimmer ward er verstimmt und düster; die Welt erschien ihm doch gar zu nüchtern, wenn er nicht selber sie etwas aufrüttelte.

Lorle war den ganzen Abend nicht in die Stube gekommen.

Tief in der Nacht „schlurkte" noch Jemand in Klapp-Pantoffeln durch das ganze Haus und drückte an allen Thüren; es war der

Wadeleswirth, der nie zu Bett ging, bevor er nicht Alles von oben bis unten durchgemuſtert hatte.

## Das war ein Sonntagsleben.

Am andern Morgen ſtand der Collaborator ganz früh vor dem Bette Reinhards und ſang mit wohlgebildeter, kräftiger Stimme, die man ihm nicht zugemuthet hätte, das Lied aus Preciosa: „Die Sonn' erwacht" mit Webers thaufriſcher Melodie. Reinhard ſchlug murrend um ſich.

„Ein Mann wie du," ſang der Collaborator recitando, „der das herrliche Bild Sonntagsfrühe abconterfeit, darf einen Morgen nicht verſchlafen, wie der heut, bum, bum."

Reinhard war ſtill und der Collaborator fuhr ſprechend fort: „Was fangen wir heut' an? Es iſt Sonntagmorgen, es hat heut' Nacht geregnet, als ob wir's beſtellt hätten; Alles glitzert und flimmert draußen. Was treiben wir nun? Giebt's keine Kirchweihe in der Nähe? Kein Volksfeſt?"

„Brat' dir ein Volksfeſt," entgegnete Reinhard, „trommle dir die Maſſen zuſammen, die du brauchſt, und ſattle dein Geſicht mit einem Operngucker; wirf Geld unter die Kinder, daß ſie ſich raufen und übereinander purzeln, dann haſt du ein Volksfeſt mit ipse fecit."

„Du warſt geſtern Abend ſo luſtig und biſt heute ſo mürriſch."

„Ich war nicht luſtig und bin nicht mürriſch; ich bin nur ein Kerl, der eigentlich allein ſein ſollte und verdammterweiſe doch keinen Tag allein ſein kann. Paß auf, wie ich's meine. Es iſt mir lieb, wenn du bei mir biſt; ein Freund wie du, der's ſo treu meint, iſt wie wenn man Geld im Schrank hat; braucht man's auch nicht, es unterſtützt doch, weil man weiß, man kann's holen, wenn Noth an Mann geht. Alſo bleib' die noch übrigen Tage deiner Ferien da, aber laß mich auch ein bischen mir."

„Ich begreife dich wohl. Hier empfängſt du den Kuß der Muſe und da darf kein fremdes, betrachtendes Auge dabei ſein. Ich will dich gewiß ganz dir überlaſſen, ſtets zurücktreten, wo ſich dir irgend ein Motiv zu einem Bilde bieten könnte; da darf man nicht mit Fingern hindeuten, nicht einmal profanen Auges hinſchauen. Die Wurzel, die ſchaffende Triebkraft alles Lebens, ruht im Dunkel, wo kein Sonnenblick, wo kein Auge hindringt."

„Das auch," ſagte Reinhard, „und für dich ſelber merke dir: will nicht von jedem Augenblicke etwas, ein Reſultat, einen Gedanken und dergleichen; lebe und du haſt Alles. Wir ſtecken in der Gedankenhetzjagd, die uns gar nicht mehr in Ruhe das Leben genießen läßt, du vor Allen, aber ich kann auch ſagen wie jener Pfarrer in ſeiner Strafpredigt: Meine lieben Zuhörer, ich predige nicht nur für euch, ich predige auch für mich. — Laß uns leben! leben! Der Hollunder blüht, er blüht und nicht blos damit ihr Euch einen Thee daraus abbrüht, wenn ihr euch erkältet habt."

„Entſchuldige, wenn ich dir ſage," bemerkte der Collaborator in zaghaft rückſichtsvollem Tone, „es ſteckt mehr Romantik in dir als du glaubſt, das war ja auch die blaue Blume der Romantiker: ohne alle Reflexion zu ſein, im Vollgenuß des Nichtwiſſens."

„Bin nicht ganz einverſtanden, aber meinetwegen heiß' es Romantik, wenn das Kind einen Namen haben muß."

Reinhard ſtand halb angekleidet am Fenſter und ſog die Morgenluft in vollen Zügen ein; plötzlich prallte er zurück, der Collaborator ſprang ſchnell an das leere Fenſter und ſah hinaus. Das Wirthstöchterlein ging über den Hof, luftig gekleidet, ohne Jacke und barfuß. Eine Schaar junger Enten umdrängte ſie ſchnatternd.

„Ihr Freſſerle," ſchalt ſie und verzog damit trotzig den Mund, „könnet's nicht verwarten, bis eure Kröpfle vollgeſtopft ſind? Euch ſollt' man alle Viertelſtund' anrichten, nicht wahr? Nur ſtet, ich hol's ja, nur Geduld, ihr müſſet halt auch Geduld lernen; aus dem Weg! ich tret' euch ja."

Die jungen Entchen hielten an, als ob ſie die Worte verſtänden, das Mädchen ging nach der Scheune und kam mit Gerſte in der Schürze wieder. „Da," ſagte ſie, eine Handvoll ausſtreuend, „g'ſegn' euch's Gott! Gunnet's euch doch, ihr Neidteufel und purzelt nicht über einander weg, ſcht!" ſcheuchte ſie und warf eine Handvoll Gerſte weiter abſeits, „ihr Hühner, bleibt da drüben." Der Hahn ſtand auf der Leiter an der Scheune und krähte in die Welt hinein. „Kannſt's noch, accurat wie geſtern," ſagte das Mädchen ſich verbeugend, „komm' jetzt nur 'runter; biſt halt grad wie die Mannsleut', die laſſen immer auf ſich warten, wenn das Eſſen auf dem Tiſch ſteht."

Der Hahn kam auch herabgeflogen und ließ ſich's wohl ſchmecken, plauderte aber viel dabei; wahrſcheinlich hatte er eben etwas Geiſtreiches oder Poſſiges geſagt, denn eine gelbe Henne,

die gerade ein Korn aufgepickt hatte, ſchüttelte den Kopf und verlor das Korn. Der Galante ſprang behende herzu, holte das Verlorene und brachte es mit einem Kratzfuße, einige verbindliche Worte murmelnd.

„Guten Morgen, Jungferle,“ rief jetzt der Collaborator in den Hof hinab; das Mädchen antwortete nicht, ſondern ſprang wie ein Wieſel davon und ins Haus; die jungen Enten und die Hühner ſchauten bedeutſam nach dem Fenſter hinauf, ſie mochten wol ahnen, daß von dorther die Störung gekommen war, die ihnen die fernere Nahrung entzog.

„Das iſt ein Mädchen! ach, das iſt ein Mädchen!“ rief der Collaborator in die Stube gewendet und ballte beide Fäuſte zum Himmel; er durchmaß hierauf zweimal ohne zu reden die Stube, ſtellte ſich dann vor Reinhard und begann wieder:

„Da haſt du's, ich kann weiter nichts ſagen als: das iſt ein Mädchen. Kein Epitheton genügt mir, keines. Hier haben wir ein Geſetz der Volkspoeſie, ſie gibt den vollſten Ausdruck, macht die tiefſte Wirkung oft blos durch das einfache Subſtantiv, ohne Epitheton; meiner Sprache ſteht jetzt in ſolcher Entzückung nicht mehr zu Gebote, als der eines Bauernburſchen.“

„Was hältſt du davon, wenn wir uns mit dem Epitheton „göttlich“ begnügten?“

„Spotte jetzt nicht, das Mädchen mußt du malen, wie es daſtand, eins mit der Natur, zu ihr redend und von ihr begriffen, die vollendete Harmonie.“

„Es wäre allerdings etwas nie Dageweſenes: ein Mädchen im Hühnerhofe.“

„Nun, wenn auch nicht ſo, das Mädchen mußt du malen, hier iſt dir ein ſüßes Naturgeheimniß nahegeſtellt, du“ —

„Ins Teufels Namen, ſo ſchweig doch ſtill, wenn es ein Geheimniß iſt. Du ſchwatzeſt ſchon am frühen Morgen, daß man nicht mehr weiß, wo Einem der Kopf ſteht.“

Die beiden Freunde ſaßen eine Weile lautlos bei einander; endlich ſagte der Collaborator aufſtehend:

„Du haſt Recht, der Morgen iſt wie die ſtille Jugendzeit, da muß man den Menſchen allein laſſen, für ſich, bis er nach und nach aus ſich erwacht; man ſoll ihn nicht aufrütteln. Ich gehe in den Wald, du gehſt doch nicht mit?“

„Nein.“

Der Collaborator ging und Reinhard ſaß lange ſtill, das viele Reden und Rütteln des Collaborators hinterließ ihm die Empfindung, als ob er von einer geräuſchvollen Reiſe käme; die ruhige Spiegelglätte des Morgenlebens war ihm zu haſtigen Wellen aufgehetzt. Reinhard war verſtimmt und nervengereizt, er legte ſich nochmals auf das Bett und verfiel in leiſen Schlummer. Die Glocken des Kirchthurms weckten ihn, es läutete zum Erſtenmal zur Kirche. Reinhard ging hinab in die Küche; die Bärbel, ſeine alte Gönnerin, die ſonſt ſo freundlich mit ihm geplaudert hatte, war unwirſch, ſie ſagte, er ſolle nur in die Stube gehen, ſie hielte ihm ſchon ſeit drei Stunden den Kaffee bereit und man könne ja das Feuer nicht ausgehen laſſen von ſeinetwegen. Reinhard war eben im Begriffe ihr eine barſche Antwort zu geben, er hatte es genug, ſich über den geſtrigen Scherz hart behandeln zu laſſen, da hörte er die Stimme Lorle's von der Laube:

„Bärbel, komm auſe, guck ob's ſo recht iſt.“

„Komm' du 'rein, iſt grad ſo weit; mach nur fort, es wird ſchon recht ſein.“

Ohne eine Antwort gegeben zu haben, verließ Reinhard die Küche, er ging aber nicht in die Stube, ſondern faſt unhörbar nach der Laube. Ungeſehen von dem Mädchen konnte er daſſelbe eine Weile beobachten; er ſtand betroffen beim erſten Anblick. Das war ein Antlitz voll ſeligen, ungetrübten Friedens, eine ſüße Ruhe war auf den runden Wangen ausgebreitet; dieſe Züge hatte noch nie eine Leidenſchaft durchtobt oder ein wilder Schmerz, ein Reuegefühl verzerrt, dieſer feine Mund konnte nichts Heftiges, nichts Niedriges ausſprechen, eine faſt gleichmäßige zarte Röthe durchhauchte Wange, Stirn und Kinn, und wie das Mädchen jetzt mit niedergeſchlagenen Augen das Bügeleiſen ſtill auf der Halskrauſe hielt, war's wie der Anblick eines ſchlafenden Kindes; als es jetzt die Krauſe emporhob, die großen blauen Augen aufſchlug und den Mund ſpitzte, trat Reinhard unwillkürlich mit Geräuſch einen Schritt vor.

„Guten Morgen, oder bald Mittag,“ nickte ihm Lorle zu.

„Schön Dank, ſeid Ihr wieder gut?“

„Ich bin nicht bös geweſen, ich wüßt' nicht warum. Habt Ihr gut geſchlafen?“

„Nicht ſo völlig.“

„Warum? Habt Ihr was träumt? Ihr wiſſet ja, was

man in der erſten Nacht in einem fremden Bett träumt, das trifft ein."

„Aber mein Traum nicht."

„Nun, was iſt's denn geweſen? Dürfet Ihr's nicht ſagen?"

„Ganz wohl, und Euch beſonders, ich hab' von Euch träumt."

„Ach, von mir, das kann nicht ſein. Gucket, machet mir keine Flatuſen; es hat mich verdroſſen, wenn Ihr mich früher Grundel geheißen habt, aber es wär' mir noch lieber, wenn Ihr ſo ſaget, als wenn Ihr mir ſo was Gaukliches vormachet."

„Ich kann ja auch was träumt haben, das gar kein' Flatuſe iſt. Machet aber nur kein Geſicht, es iſt nichts Böſes, es iſt blos dumm. Mir hat's träumt, ich ſei mit Euch auf dem Bernerwägele geſeſſen und Euer Rapp war angeſpannt, und hat eine großmächtige Schelle um den Hals gehabt, die hat geläutet wie die Kirchenglock', und der Rapp iſt nur ſo durch die Luft dahingeflogen, ſeine Mähne iſt hoch aufgeſtanden und man hat kein Rad gehört und wir ſind doch immer fort und fort. Ich hab' den Rapp halten wollen, er hat mir aber ſchier die Arme aus dem Leib geriſſen und Ihr ſeid immer ganz ohne Angſt neben mir geſeſſen und ſo immer fort; plötzlich legt ſich der Wagen ganz ſanft um und wir ſind auf dem Boden gelegen, da iſt mein Kamerad kommen und hat mich geweckt."

„Das iſt ein wunderlicher Traum, aber in den nächſten vier Wochen fahr' ich nicht mit Euch. Was ich hab' ſagen wollen, Euer Kamerad iſt ein wunderlicher Heiliger, mein Vater ſagt, er ſei ſtolz und hochmüthig, ich mein' eher, er ſei zimpfer und ungeſchickt."

„Ihr habt ihm doch ſeine Störung verziehen?"

„Ja. Seid Ihr auch ſchon auf geweſen?"

„Nicht ganz. Mit meinem Kameraden habt Ihr Recht, er iſt nicht ſtolz, im Gegentheil ſcheuch und furchtſam."

„Ja, das hab' ich auch denkt, und grad weil er ſcheuch und furchtſam iſt, da geht er ſo auf die Leut' 'nein und thut wie wenn er ſie zu Boden ſchwätzen wollt'. Wie ich vorlängſt bei der Vroni auf der Hohlmühle geweſen bin, Ihr wiſſet ja, ſie iſt mit meinem Stephan verſprochen, ſie heirathen bis zum Herbſt und er übernimmt die Mühle; Ihr ſeid doch auch noch da zur Hochzeit?"

„Kann ſein, aber Ihr habt mir was erzählen wollen?"

„Ja, das ist Recht, daß Ihr Einen beim Wort behaltet, ich schwätz' sonst in den Tag 'nein. Nun wie ich drunten in der Hohlmühle bin, da wird's Nacht und da haben sie mir das Geleit geben wollen, ich hab's aber nicht zugeben und es wär' mir doch recht gewesen. Ich bin halt jetzt allein fort, im Wald da ist mir's aber katzhimmelmäuslesangst worden, und weil ich mich so gefürcht't hab', da hab' ich allfort pfiffen, wie wenn ich mir aus der ganzen Welt nichts machen thät. Ja, wie komm ich denn aber jetzt da drauf, daß ich Euch das erzähl'?" schloß Lorle, die Lippen zusammenpressend und die Augen nachdenklich einziehend.

„Wir haben von meinem Kameraden gesprochen und" —

„Ja, Ihr bringet mich wieder drauf; der pfeift auch so lustig, weil er Angst hat, nicht wahr?"

„Vollkommen getroffen. Ihr müßt nun aber recht freundlich gegen ihn sein, er ist ein herzguter Mensch, der's verdient, und es wird ihn ganz glücklich machen."

„Was ich thun kann, das soll geschehen. Ist er noch ledig?"

„Er ist noch zu haben, wenn er Euch gefällt."

„Wenn Ihr noch einmal so was saget," unterbrach Lorle, das Bügeleisen aufhebend, „so brenn' ich Euch da den Bart ab. Ja, daß ich's nicht vergess', lasset Euch Euern Bart nicht abschwätzen, er steht Euch ganz gut."

„Wenn er Euch gefällt, wird er sich um die ganze Welt nichts scheeren."

„Was gefällt? Was ist da von gefallen die Red'?" ertönte eine kräftige Weiberstimme, es war die der Bärbel.

„Das Lorle ist in meinen Kameraden verschossen," sagte Reinhard.

„Glaub' ihm nichts, er ist ein Spottvogel," rief das Mädchen und Bärbel entgegnete:

„Herr Reinhard, ganget 'nein und trinket Euern Kaffee; Ich g'wärm ihn Euch nimmer."

„Geht Euer Goller da in die Kirch'?" wendete sich Reinhard an Lorle und erhielt die Antwort:

„Nein, das gehört der Bärbel, die geht, ich bleib' daheim; Ihr geht doch auch?"

„Ja," schloß Reinhard und trat in die Stube. Er hatte eigentlich nicht die Absicht gehabt, in die Kirche zu gehen, aber er mußte und wollte jetzt; er mußte, weil er's versprochen, und

wollte, weil Lorle allein zu Hauſe blieb. Und wie wir unſern Handlungen gern einen allgemeinen Charakter geben, ſo redete er ſich auch ein, er gewinne durch die Theilnahme an dem Kirchengange auf's Neue die Grundlage zur Gemeinſamkeit des Dorflebens und ein Recht darauf.

Während Reinhard in der Stube dies überdachte, ſagte Lorle draußen auf der Laube: „Denk nur, Bärbel, er hat heut Nacht von mir träumt."

„Wer denn?"

„Nu, der Herr Reinhard." Lorle verfehlte nie, auch wenn ſie von dem Abweſenden ſprach, das Wort „Herr" zu ſeinem Namen zu ſetzen.

„Laß dir von dem Fuchsbart nichts aufbinden," entgegnete Bärbel.

„Und der Bart iſt gar nicht fuchſig," ſagte Lorle voll Zorn, „er iſt ganz ſchön käſtenbraun und der Herr Reinhard iſt noch grad ſo herzig wie er geweſen iſt, und du haſt doch früher, wo er nicht dageweſen iſt, immer ſo gut von ihm gered't und du haſt Unrecht, daß du jetzund ſo über ihn losziehſt. Wenn er auch den Spaß mit dem Ausſchellen gemacht hat, er iſt doch nicht ſtolz, er red't ſo gemein und ſo getreu." —

„Ich kann nichts ſagen als: nimm dich vor ihm in Acht, und du biſt kein Kind mehr."

„Ja das mein' ich auch, ich weiß doch auch wie Einer iſt, ich . . ."

„Gib mir mein Goller, du zerdrückſt's ja wieder," ſagte Bärbel und ging davon.

Reinhard wandelte ſonntäglich gekleidet mit Stephan und Martin nach der Kirche. Alles nickte ihm freundlich zu, Manche lachten noch über die ſeltſame Bartzier, aber der Träger derſelben war ihnen doch heimiſch; ſie fühlten es dunkel, daß er zu ihnen gehörte, da er nach demſelben Heiligthume, zu derſelben Geiſtesnahrung mit ihnen wallfahrtete.

Auf dem Wege fragte Martin: „Nun was ſaget Ihr aber zu unſerm Lorle? nicht wahr, das iſt ein Mädle?"

„Ja," entgegnete Reinhard, „das Lorle iſt gerad wie ein feingoldiger Kanarienvogel unter grauen Spatzen."

„Es iſt ein verfluchter Kerle, aber Recht hat er," ſagte Martin zu Stephan.

Reinhard ſaß bei dem Schulmeiſter auf der Orgel, der brauſende Orgelklang that ihm wunderſam wohl, er durchzitterte ſein ganzes Weſen wie ein friſcher Strom. Die Bärbel, die ihn jetzt von unten ſah, dachte in ſich hinein: Er iſt doch brav! Wie ſeine Augen ſo fromm leuchten! Reinhard hörte nur den Anfang der Predigt. An den Text: „Laſſet euer Brod über das Meer fahren," wurde eine donnernde Strafrede angeknüpft, weil das ganze Dorf ſich verbunden hatte, nichts für das zu errichtende Kloſter der barmherzigen Schweſtern beizuſteuern. Reinhard verlor ſich bei dem eintönigen und nur oft urplötzlich angeſchwellten Vortrage in allerlei fremde Träumereien. Drunten aber lag die Bärbel auf den Knien, preßte ihre ſtarken Hände inbrünſtig zuſammen und betete für Lorle; ſie konnte nun einmal den Gedanken nicht los werden, daß dem Kinde Gefahr drohe, und ſie betete immer heftiger und heftiger; endlich ſtand ſie auf, fuhr ſich mit der Hand bekreuzend über das Geſicht und wiſchte alle Schmerzenszüge daraus weg.

Der Orgelklang erweckte Reinhard wieder, er verließ mit der Gemeinde die Kirche. Nicht weit von der Kirchenthüre ſtand die Bärbel ſeiner harrend; indem ſie ihr Geſangbuch hart an die Bruſt drückte, ſagte ſie zu Reinhard: „Grüß Gott!" Er dankte verwundert, er wußte nicht, daß ſie ihn erſt jetzt willkommen hieß.

Als Reinhard nun noch einen Gang vor das Dorf unternahm, begegnete ihm der Collaborator mit einem geſpießten Schmetterling auf dem Mützenrande.

„Was haſt du da?" fragte Reinhard.

„Das iſt ein Prachtexemplar von einem papilio Machaon, auch Schwalbenſchwanz genannt; er hat mir viel Mühe gemacht, aber ich mußte ihn haben, mein Oberbibliothekar hat noch keinen in ſeiner Privatſammlung; es waren zwei, die immer in der Luft mit einander koſten, immer zu einander flatterten und wieder davon; ſind glückſelige Dinger, die Schmetterlinge! Ich hätte ſie gern beide gehabt oder bei einander gelaſſen, habe aber nur einen bekommen, und ſchau wie ich ausſehe; in dem Moment wie ich ihn haſchte, bin ich in einen Sumpf gefallen."

„Und Stecknadeln haſt du immer bei dir?"

„Immer; ſieh hier mein Arſenal," er öffnete die innere Seite ſeines Rockes, dort war ein R aus Stecknadelköpfen geſetzt.

„Aber daß ich's nicht vergeſſe," fuhr er fort, „ich habe das Wort gefunden."

„Welches Wort?“

„Das Epitheton für das Mädchen: wonneſam! Es iſt ein Vorzug unſerer Sprache, daß dieſes Wort transitiv und intransitiv iſt, ſie iſt voll Wonne und ſtrahlt Jedem Wonne in die Seele. Aber halt! Eben jetzt, indem ich rede, finde ich das Urwort, das iſt's: Marienhaft! Was die Menſchheit je Anbetungswürdiges und Wonniges in der Erſcheinung der Jungfrau erkannte, das drängte ſie in dem Wort Maria zuſammen. Das kann keine andere Sprache, ſolch ein nomen proprium allgemein objektiviſch bilden. Marienhaft! das iſt's.“

Reinhard ward ſtill; nach einer Weile erſt frug er:

„Warſt du die ganze Zeit im Walde?“

„Gewiß, o! es war himmliſch, ich habe einen tiefen Zug Waldeinſamkeit getrunken. Sonſt wenn ich den Wald betrat, war mir's immer, als ob er ſchnell ſein Geheimniß vor mir zuſchließe, als ob ich nicht würdig ſei, durch dieſe heiligen Säulenreihen zu ſchreiten und den ſtillen Chor der ewigen Natur zu vernehmen; mir war's immer, als ob beim letzten Schritte, den ich aus dem Walde thue, jetzt erſt hinter mir das ſüße geheimnißvolle Rauſchen beginne und unerfaßbare Melodien erklingen. Heute aber habe ich den Wald bezwungen. Ich bin emporgedrungen durch Geſtrüpp und über Felſen bis zum Quellſprung des Baches, wo er zwiſchen großen Baſaltblöcken hervorquillt und ein breites, rundes Becken ihn ſogleich aufnimmt, als dürfte er da zu Hauſe bleiben. Du warſt gewiß noch nicht dort, ſonſt müßteſt du's gemalt haben; das muß nun dein erſtes Bild ſein. Die Bäume hangen ſo ſehnſüchtig nieder als wollten ſie das Heiligthum zudecken, daß kein ſterbliches Auge es ſehe, in jedem Blatt ruht der Friede; der rothe und weiße Fingerhut läßt ſeine Blüthenkette zwiſchen jeder Spalte aufſteigen, es iſt eine Giftpflanze, aber ſie iſt entzückend ſchön! Die ſanfte Erika verſteckt ſich lauſchend hinter dem Felſen und wagt ſich nicht hervor an das rauſchende Treiben. Dort lag ich eine Stunde und habe Unendlichkeiten gelebt. Das iſt ein Plätzchen, um ſich ins All zu verſenken. Morgenglocken tönten von da und dort, mir war's wie das Summen der Bienen, die ſich heute bei der Sicherheit des ſchönen Wetters weit weg vom Hauſe wagten. Ich war emporgeklommen, hoch hinauf auf Bergeshöhen, die die Kirchthürme weit überragen, ich ſtand über Zion auf den Spitzen des unendlichen Geiſtes; da fühlte ich's wie noch

nie, daß ich nicht ſterben kann, daß ich ewig lebe; ich faßte die Erde, die mich einſt decken wird, und mein Geiſt ſchwebte hoch über allen Welten. Mag ich freudlos über die Erde ziehen, klanglos in die Grube fahren, ich habe ewig gelebt und lebe ewig." ...

Reinhard ſetzte ſich auf den Wegrain unter einen Apfelbaum, er zog auch den Freund zu ſich nieder. „Sprich weiter," ſagte er dann; der Angeredete blickte ſchmerzlich auf ihn, dann ſchaute er vor ſich nieder und fuhr fort:

„Ich lag lange ſo in ſelig traurigem Entzücken, ich ſah dem unaufhörlich ſich ergießenden Quell zu. Wie ätherklar ſpringt er hervor aus nächtiger Verborgenheit; wie rein und hell ſchlängelt er ſich in die Schlucht hinab, bald aber noch bevor er den ruhigen Thalweg erreicht, wird er eingefangen; was ficht's ihn an? Er ſpringt keck über das Mühlrad und eilt zu den Blumen am Ufer. In der Stadt aber dämmen ſie ihn ein, da muß er färben, gerben und verderben; er kennt ſich nicht mehr. Es kann auch einem reinen klaren Naturkinde ſo ergehen. Was thut's? Du einzler Quell vom Felſenſprung! ſtröme zu bis hin in das unergründliche, unbezwungene Meer, dort iſt neue, dort iſt ewige Klarheit und unendliches Leben, ein Ruhen und ein Bewegen in ſich .... Bei dem Erſten was ich dachte war mir's nicht eingefallen es feſtzuhalten, jetzt aber wollte ich Alles in melodiſche Worte faſſen; ich quälte mich in allen Versarten, hin war meine Ruhe. Da fielſt du mir wieder ein: wozu ein Reſultat? Ich hab's gelebt, was braucht es mehr?" ....

„Ich kenne dein Waldheiligthum ſchon lange," ſagte Reinhard auf dem Heimwege, „ich habe auch genug dort geträumt, aber mit dem Pinſel konnte ich ihm nicht beikommen; ließen ſich deine Gedanken malen, ja dann wär's anders. Ich habe mich von der Landſchaft entfernt, und doch ſo oft ich hieher komme, iſt mir's als ob hier eine tiefere Offenbarung noch meiner harre, beſonders jetzt; vielleicht iſt's dein Waldheiligthum, vielleicht auch nicht."

„Wo warſt denn du während meines Waldganges?"

„Ich war in der Kirche; du hätteſt eigentlich auch dort ſein ſollen; das einigt mit dem Bauernleben."

„Ja, ja, du haſt Recht, ei, das thut mir leid; nun, ich gehe heut Mittag." —

Im Wirthshauſe war eine große Veränderung.

Als der Collaborator neu beſchuht herunterkam, rief ihm Lorle

freundlich zu: „Das iſt ſchön, Herr Kohlebrater, daß Ihr nicht auf Euch warten laſſet. Wo ſeid Ihr denn geweſen?"

„Im Walde droben. Saget aber nicht Kohlebrater, ich heiße mit meinem ehrlichen Namen Adalbert Reihenmaier."

„Iſt auch viel ſchöner. Nun erzählet mir auch 'was, Herr Reihenmaier."

„Ich kann nicht viel erzählen."

„Ja, wir wollen warten bis Mittag, Ihr gehet doch auch mit auf die Hohlmühle? und Ihr könnet ja ſo ſchön ſingen."

„Ich bin bei Allem, abſonderlich wo Ihr ſeid; ich hab' im Walde an Euch gedacht."

„Müſſet mich nicht ſo zum Poſſen haben, ich bin zu gut dazu und Ihr auch; es ſchickt ſich nicht für ſo einen Herrn wie Ihr ſeid. Hübſch ordelich ſein, das iſt recht. Ihr müſſet aber auch Euren Sonntagsrock anziehen. Habt Ihr denn keinen?"

„Mehr als einen, aber nicht hier."

„Ja, Ihr habt's doch gewußt, daß Ihr am Sonntag bei uns ſeid? Nun — ſchad't jetzt nichts. Ich will Euch den Martin ſchicken, er ſoll Euch ein bisle aufputzen."

Jubelnd ſprang der Collaborator die Treppe hinauf und holte eine Sammlung Volkslieder — (die er zu etwaigen Ergänzungen und Varianten mitgenommen hatte) — aus ſeinem Ränzchen; er warf das Buch an die Zimmerdecke in die Höhe und fing es wieder auf. „Hier," rief er, das Buch hätſchelnd, als wäre es etwas Lebendiges, „hier ſeid ihr zu Hauſe, nicht in der Bibliothek eingepfercht; heut' ſollt ihr wieder lebendig werden."

Beim Eſſen herrſchte die alte Gewohnheit nicht mehr, für Reinhard und ſeinen Freund war in dem Verſchlag beſonders gedeckt. Reinhard ſagte dem Wirth, daß er wie ehedem am Familientiſch eſſen wolle. Der Alte aber ſchüttelte den Kopf ohne ein Wort zu erwidern, nahm die weiße Zipfelmütze ab und hielt ſie zwiſchen den gefalteten Händen auf der Bruſt, damit das Gebet beginne.

„Bärbel, traget nur die zwei Gedecke heraus, wir eſſen nicht allein," rief Reinhard. Der Wadeleswirth ſetzte ſchnell die Mütze wieder auf, ſchaute, ohne eine Miene zu verziehen, rechts und links und ſagte:

„Nur ſtet." [1] Er machte dann eine ziemliche Pauſe, wie jedes-

[1] Langſam, ruhig.

mal, wenn er dieſes Wort ſagte, das als Mahnung galt, daß Keiner muckſen dürfe bis er weiter redete; endlich und endlich ſetzte er hinzu:

„Drin bleibt's. Es iſt kein Platz da für zwei.“ Er hob die Arme bedachtſam auf, ſtrich die Hände wagrecht über die Luft, wie den Streichbengel über ein Kornmaß, was ſo viel hieß als: abgemacht.

Die Freunde ſetzten ſich in den Verſchlag, Lorle trug ihnen auf.

„Kann denn das die Bärbel nicht?“ fragte Reinhard, und der Collaborator ergänzte: „Ihr ſolltet uns nicht bedienen.“

„O du liebs Herrgöttle,“ beſchwichtigte Lorle, „was machen die für ein Geſcheuch von dem Auftragen. Ich thu's ja gern, und wenn Ihr einmal eine liebe Frau habt, Herr Reihenmaier, und ich komm' zu Euch und Ihr gunnet mir ein warm Süpple, da ſoll mich Euer Weible auch bedienen.“

„Woher wiſſet Ihr denn, daß ich heirathen möcht'?“

„Da kann man mit der Pelzkappe darnach werfen, ſo groß ſteht's Euch auf der Stirn geſchrieben: ich glaub', daß eine Frau mit Euch rechtſchaffen glücklich wird.“

„Woher wiſſet Ihr denn das?“

„Ihr ſeid ſo ordelich mit der Handzwehle[1] umgangen.“

Alles lachte, und draußen am Tiſche ſagte der Vater: „Es iſt ein Blitzmädle, und es hat ſonſt in einem Jahr nicht ſo viel geſchwätzt, wie jetzt ſeit geſtern.“

„Ja,“ ſagte die Mutter, nachdem ſie mit beſonderer Zufriedenheit einen Löffel Suppe verſchluckt, jetzt mit dem Löffel auf den ihres Mannes klopfend, „du wirſt's noch einſehen, was das für ein Mädle iſt; das iſt ſo geſcheit wie der Tag.“

„Das hat es von dir und von unſerm Vorroß, von der Bärbel da,“ ſchloß der Wadeleswirth, den Schlag zurückgebend.

Die beiden Freunde unterhielten ſich vortrefflich mit Lorle, das immer ein Auge auf jegliches Erforderniß hatte, ſeltſamerweiſe aber Alles mit der linken Hand anfaßte; der Collaborator ſah ſie mehrmals ſcharf darob an und Lorle ſagte:

„Nicht wahr, es iſt nicht in der Ordnung, daß ich ſo links bin? Ich hab' mir's ſchon abgewöhnen wollen, aber ich vergeſſ' es immer.“

[1] Handtuch.

Schnell nahm Reinhard das Wort: „Das ſchadet nichts!“ Leiſer, daß man es in der Stube draußen nicht hören konnte, ſetzte er hinzu: „Ihr machet Alles prächtig. Wer kann's beweiſen, daß die rechte Hand die geſchicktere iſt? Eure Linke iſt flinker als manche Rechte, und mir gefällt's ſo ganz wohl.“

Bei dieſen Worten richtete ſich Lorle grad auf, eine eigenthümliche Majeſtät lag in ihrem Blicke.

„Sind keine Muſikanten im Dorf?“ fragte der Collaborator.

„Freilich, ſie ſind alle bei einander.“

„Die ſollten uns heut' Abend einige Tänze ſpielen, ich bezahle gern ein Billiges.“

„Ja, das geht nicht, der Schultheiß iſt heut verreiſt und es iſt vom Amt ſtreng verboten, ohne polizeiliche Erlaubniß Muſik zu halten; in Eurer Stub' droben hängt die Verordnung.“

„O Romantik! Wo biſt du?“ ſagte der Collaborator und Lorle erwiderte: „Das haben wir hier nicht, aber ein Clavier ſteht droben, das darf man —“

Die beiden Freunde brachen in ſchallendes Gelächter aus, ſo daß ſie ſich kaum auf ihren Sitzen halten konnten. Reinhard faßte ſich zuerſt wieder, denn er ſah, wie es plötzlich durch das ſo friedliche Antlitz des Mädchens zuckte und zitterte, Pulſe klopften ſichtbar in den Augenlidern und ein tiefſchmerzlich fragendes Lächeln lag auf den Lippen. Lorle ſtand da mit zitterndem Athem; ſie wand das feſtangezogene Schürzenband um einen Finger, daß es tief einſchnitt; dieſer körperliche Schmerz that ihr wohl, er verdrängte einen Augenblick den ſeeliſchen. Reinhard gebot in barſchem Tone ſeinem Freunde, mit dem „einfältigen Lachen“ endlich aufzuhören. So ſehr ſich nun auch der Collaborator entſchuldigte und ſich Mühe gab, Lorle zu erklären was er gemeint habe, das Mädchen räumte ſchnell ab und blieb verſtimmt, ſo verſtimmt wie das Clavier, das der Collaborator alsdann in ſeiner Stube probirte.

Das war eine grauſam zerſtörte Harmonie, faſt keine Saite hatte mehr den entſprechenden Klang, da mußten viele Menſchen darauf losgetrommelt haben. „Ja,“ dachte der Collaborator, „wenn ein Weſen einmal zur Mißſtimmung gebracht iſt, dann arbeitet Jedes zum Scherze oder muthwillig darauf los, es noch mehr und vollends zu verſtimmen, und haben ſie's vollbracht, dann laſſen ſie es vergeſſen im Winkel ſtehen.“ Der Collaborator ſah

darin nur ein Bild seines Lebens, er dachte nur an sich. — Von den vielen Wanderungen und Empfindungen ermüdet, verschlief er dann richtig die Mittagskirche, zu seinem und vielleicht auch zu unserm Frommen. Wer weiß, ob das Waldheiligthum vom Morgen ungestört geblieben wäre.

Als Lorle aus der Mittagskirche kam, ging sie mit ihrem Bruder rasch nach der Hohlmühle. Der Vater, das wußte sie, war nicht so bald loszueisen, er versprach mit der Mutter nachzukommen. Freilich hatte sich's Lorle heute Morgen schön ausgedacht, wenn auch die Fremden mitgingen. Es lief auch ein Bischen Stolz mit unter. Das war aber nun Alles vorbei. Nach vielem Drängen folgte das alte Ehepaar mit den Freunden zwei Stunden später. Der Collaborator war wieder ganz aufgeräumt.

„Ihre Uhren hier gehen falsch," bemerkte er dem Wirthe, „ich habe die meinige nach dem Meridian auf der Bibliothek gestellt. Sie könnten sich hier auch eine Sonnenuhr einrichten, etwa an der neuen Kirche, die jetzt gebaut wird; à propos, warum bauen Sie die neue Kirche nicht mehr drüben auf dem Hügel, das war ja so schön, daß man sich erhebt, wenn man zur Kirche geht?"

„Ja, wir wollen jetzt die Kirch' bei der Hand haben, zu allen Gelegenheiten wo man's braucht."

„Da habt Ihr auch Recht, die Religion und die Kirche sollen nicht mehr oberhalb, fern von dem Leben stehen, sondern mitten unter demselben. Ach, da blüht schon vorzeitig die Genziana cruciata," unterbrach sich der Collaborator und sprang über den Weggraben nach der Blume.

Der Wadeleswirth schaute ihm lächelnd nach und sagte zu Reinhard: „Das ist ein sonderbarer Mensch! Hat man nicht gemeint, er will mit aller Gewalt die Kirch' wieder auf den Berg setzen, und wenn man's ihm anders auslegt, gleich ist es ihm auch Recht; bei dem ist's wie bei dem Verwalter auf der Saline drunten, der hat einen Schlafrock, den man auf all beiden Seiten anziehen kann. Grausam gelehrt muß er aber sein; was hat er denn eigentlich g'studirt?"

„Zuerst geistlich und dann viele Sprachen; jetzt ist er auf dem Bücherkasten angestellt und da hat er von Allem was wegkriegt. Er hat im Ganzen wohl feste Meinungen und grundbrav ist er, das könnet Ihr mir glauben."

„Ja, ja, glaub's schon."

Der Collaborator war wieder herbeigekommen. Er konnte sich nicht enthalten, auf jedem Schritte Reinhard auf die Schönheiten des Weges aufmerksam zu machen; da war eine Baumgruppe, eine Durchsicht, ein knorriger Ast, Alles rief er an „und sieh," sagte er wieder, „wie das Sonnenlicht so herrlich in Tropfen durch die Zweige und von den Blättern rinnt!"

„Laß doch dein ewiges Erklären!" fuhr Reinhard auf; der Collaborator ging still, um sich wieder eine Blume zu holen und zerschnitt sie mit dem Federmesser.

„Ihr müsset ihn nicht so anfahren," sagte der Wadleswirth, „das ist ja ein glücklicher Mensch; wo ein Anderes gar nichts mehr hat, hat der noch überall Freude genug, an der Sonn', an einer Blum', an einem Käfer, an Allem." —

Man war endlich am Mühlgrunde angekommen: dort wandelten zwei Mädchen durch die Thalwiese Hand in Hand und sangen. „Lorle!" rief die Mutter, das Echo hallte es wieder, Vroni blieb stehen und Lorle sprang den Kommenden entgegen. Der Wadleswirth stand da, weitspurig und die Hände in die Seiten gestemmt, er nickte nur einmal scharf mit dem Kopfe und hier sprach sich sein ganzer Vaterstolz aus: zeiget mir noch so ein Mädle landaus und landein, sagten seine Mienen.

Reinhard ward auf der Mühle herzlich bewillkommt, auch sein Freund wurde traulich begrüßt, denn hier, wo Alles in der Sippschaft lebt, werden die Freunde wie Familiengenossen angesehen. Um den Tisch unter dem Nußbaum saß die Gesellschaft, der alte Müller zeigte Reinhard, wie sein Name, den er vor Jahren in die Rinde geschnitten, groß geworden war.

Der Collaborator wendete keinen Blick von dem alten Manne, für dessen Antlitz er später die eigene Bezeichnung erfand, indem er es ein „geschmerztes Gesicht" nannte; es war eines jener edlen, länglichen Gesichter, hohlwangig, mit breiten Backen- und Stirnknochen und großen blauen Augen, voll Demuth und langen Harmes, darauf die Leidensgeschichte des deutschen Volkes geschrieben ist.

„Ja," sagte der Alte, Reinhard mit dem Finger drohend, „der Schelm soll mich ja, wie sie sagen, in einem besondern Bild gemalt haben. Ist das auch ehrlich und recht?"

„Das macht der Katz' keinen Buckel," lachte der Wadles-

wirth, „mich dürft' er meinetwegen malen wie er wollt', ich behielt' mich doch."

„Eingeſchlagen, bleibt dabei," rief Reinhard, die Hand hinſtreckend; als er aber keine Hand erhielt, ſetzte er lachend hinzu: „Es war nur Spaß, es giebt gar keine ſo dicken Farben wie Ihr ſeid."

Unter dem allgemeinen Gelächter ſagte dann der Müller: „Jetzt ſaget's frei, was habt Ihr denn aus mir gemacht?"

„Nichts Unrechtes. Wie ich damals die Mühle abgezeichnet hab', da geh' ich einmal Abends weg, die Sonne iſt grad' im Hinabſinken, da geht Euer Fenſter auf, Ihr gucket 'raus, ziehet die Kapp' vom Kopf, haltet ſie zwiſchen den Händen und betet laut in die untergehende Sonne hinein. Da hat mich's heilig angerührt und ich hab' Euch ſo gemalt, nur mit der Aenderung, daß Ihr unter der Halbthür ſtatt am Fenſter ſtehet."

„Das iſt nichts Unrechtes, das kann man ſich ſchon gefallen laſſen," ſagte die Wirthin.

Man ſaß ruhig und wohlgemuth beiſammen und Reinhard vertraute unter dem Gelöbniß der Verſchwiegenheit, daß er in die neue Kirche ein Altarbild ſtiften wolle. Der Wadeleswirth bot ihm freie Zehrung in ſeinem Hauſe an, ſo lang er hieran arbeite, und der Müller wollte auch etwas thun, er wußte nur noch nicht was.

Eine Weile herrſchte Stille in dem ganzen Kreiſe, Niemand fand, nachdem man ſo gute und fromme Dinge beſprochen, etwas Anderes. Der Collaborator verhalf zu einer andern Stimmung. Die Mädchen waren ab- und zugegangen und hatten Eſſen aufgetragen, die Gläſer waren eingeſchenkt, aber Niemand griff zu, weil die Gedanken Aller in der Kirche waren. Lorle hatte den Collaborator offenbar vermieden. Dieſer fragte nun Vroni:

„Hat man keine Sagen von dem Mühlbache? Baden ſich keine Nixen droben im Quell?"

„Ja, nix badet ſich drin," erwiderte Vroni; Alles kicherte in ſich hinein.

Der Collaborator ließ aber nicht ab und wendete ſich an den Alten: „Erzählt man ſich denn gar nichts von dem Bache?"

„Ach was! Das ſind Sachen für Kinder, das iſt nichts für Euch."

„Ich bitte, erzählet doch, Ihr thut mir einen Gefallen damit."

„Nun, man berichtet allerlei, ſo von dem Waſſerweible, und ſo.“

„Ja, davon erzählet, ich bitte.“

„So hat im Schwedenkrieg ein Schwed hier der Tochter vom Haus Gewalt anthun wollen und da iſt ſie auf den Fruchtboden entlaufen und hat die Leiter nachzogen und da hat der Schwed' die Mühle geſtellt und iſt am Rad' 'naufgeſtiegen und wie er halb droben iſt, da iſt das Waſſerweible kommen, hat die Mühle in Gang bracht, und patſch! iſt mein Schwed' unten gelegen und iſt verſoffen.“

„Das iſt eine herrliche Sage.“

„Ja, Aberglaube iſt's,“ eiferte der Müller, „der Schwed' hat die Mühl' nicht recht ſtellen können und da iſt ſie halt wieder von ſelber in Gang kommen.“

Der Nachmittag ging unter mancherlei Geſprächen vorüber, man wußte nicht wie. Die beiden Mädchen machten ſich über den Collaborator auf alle Weiſe luſtig, ſie hielten ihn für abergläubiſch und erzählten ihm Spuk- und Geiſtergeſchichten; beſonders Lorle war froh, ihm ſeinen gelehrten Hochmuth heimzahlen zu können und machte ihn ſo „gruſeln,“ daß er gewiß in der Nacht nicht ſchlafen könne; ſie ſtellte ſich, als ob ſie an Alles glaube, um ihm rechte Furcht einzujagen. Der Collaborator war ganz glückſelig über dieſe reiche Fundgrube und merkte nichts von der verſteckten Schelmerei.

Auf dem Heimwege ſagte der Wadeleswirth ein gar weiſes Wort zu Reinhard: „Euer Kamerad iſt doch grad wie ein Kind und er iſt doch ſo gelehrt.“

Stephan war auf der Mühle geblieben, Lorle ging neben der Mutter, der Collaborator begleitete ſie und ſagte einmal: „Da kann man nun Vergangenheit und Zukunft ſehen, ſo wie das Lorle müſſet Ihr einmal ausgeſehen haben, Frau Wirthin, und das Lorle wird auch einmal ſo eine nette alte Frau, wie Ihr.“

Die Wirthin ſchmunzelte, es war ihr aber doch unbehaglich, ſo von ſich ſprechen zu hören; denn wenn die Bauern auch noch ſo gern ein Langes und Breites ſelber von ſich reden, iſt es ihnen doch unlieb, wenn ein Anderer ſie in ihrem Beiſein ſchildert oder gar kritiſirt.

Unſer gelehrter Freund aber begann wieder: „Saget doch, woher kommt's, daß man ſo ſelten ſchöne ältere Leute auf dem Dorfe ſieht, beſonders wenig ſchöne ältere Frauen?“

„Ja gucket, die meiſten Leut' haben ein kleines Hausweſen und können keinen Dienſtboten halten und da muß oft ſo eine Frau ſchon am vierten, fünften Tag, nachdem ſie geboren hat, an den Waſchzuber ſtehen oder auf's Feld. Wenn man ſich nicht pflegen und warten kann, wird man vor der Zeit alt."

„Ihr ſolltet einen Verein zur Wartung der Wöchnerinnen ſtiften."

„Ja wie denn?"

Der Collaborator erklärte nun die Einrichtung eines ſolchen Vereins, die Wirthin aber machte viele Einwendungen, beſonders, daß manche Frauen ſich ungern von Nichtverwandten in ihre unordentliche Haushaltung hineinſehen laſſen; endlich aber ſtimmte ſie doch bei und ſagte: „Ihr ſeid ein recht liebreicher Menſch," und Lorle bemerkte: „Aber die Mädle können auch bei dem Verein ſein?"

„Gewiß, der Verein verpflichtet ſich, jede Wöchnerin mindeſtens vierzehn Tage zu pflegen."

Es war Dämmerung als man im Dorfe anlangte, Reinhard ſchloß ſich einem Trupp Burſchen an und zog mit ihnen ſingend durch das Dorf. Als es längſt Nacht geworden war, kam er heim, ſprang ſchnell die Treppe hinauf und wieder hinab. Der Collaborator ſaß auf ſeiner Stube und notirte ſich einige der heute vernommenen Sagen; als er aber von der Straße herauf Zitherklang hörte, ging er hinab.

Unter der Linde ſaß Reinhard, die Zither auf dem Schooße, die ganze Männerſchaft des Dorfes war um ihn verſammelt. Er ſpielte nun zuerſt eine ſanfte Weiſung, er wußte das liebliche Inſtrument ſo zart zu behandeln, daß es, bald ſchmelzend, bald jubelnd, alle Gemüthsregungen verkündete. Die Zuhörer ſtanden ſtill und lauſchend, es gefiel ihnen gar wohl und doch, als er jetzt geendet, fürchteten ſie, er möchte immer blos ſpielen. Martin ſprach daher das allgemeine Verlangen aus, indem er rief: „Ihr könnet doch auch ſingen, gebt was los."

„Ja, ja," ſtimmten Alle ein, „ſinget, ſinget."

Reinhard gab nun viele kurze Lieder preis, die er auf ſeinen Wanderungen aufgehaſcht hatte; hell klang ſeine Stimme hinein in die ſtille Nacht und die Jodeltöne ſprangen wie Leuchtkugeln hinauf zum Sternenhimmel und ſtürzten ſich wieder herab.

Lorle, die ſich eben hatte zu Bett legen wollen, ſchaute zum Fenſter heraus und horchte hinab; die Worte mit den Lippen ſprechend, aber nicht der Luft anvertrauend, ſagte ſie:

„Es iſt doch ein prächtiger Menſch, ſo gibt's doch gewiß Keinen mehr auf der ganzen Welt.“

Nun ſang Reinhard das Lied:

Und wann's emol ſchön aber[1] wird,
Und auf der Alm ſchön grüen,
Die Böckle mit de Geisle führt,
Die Sendrin mit de Küehn;
Die Wälder werden grün von Laub,
Die Wieſen grün von Gras,
Und wann i an mein' Sendrin denk,
No g'freut mi halt der G'ſpaß.

Der Collaborator kannte das Lied und begleitete es im Grundbaß, Lorle oben machte aber bei den nachfolgenden Verſen das Fenſterchen zu und legte ſich ſtill zu Bett. Gegen das Ende des äußerſt naiven Stelldichein, welches im Liede beſungen wurde, konnten ſchon faſt alle Burſchen mitſingen; der eilfte und letzte Vers wurde unter hellem Lachen noch einmal wiederholt:

Der Bue der ſait, heut kann's nit ſein,
Heut hab i goar koan Freud,
Wann i das nächſtmal wieder kumm,
Heut hab i goar koan Schneid.
Er thut en friſchen Juchzer drauf,
Das hallt im ganzen Wald;
Die Sendrin hat ihm nachig'weint,
So lang ſie hört den Schall.

„Und das Lied hat eine Sennerin gemacht!“ ſchrie der Collaborator in vollem Entzücken.

„Ihrem Herzliebſten zur guten Nacht, gut Nacht,“ ſchloß Reinhard und ging in das Haus. Die Burſchen ſangen das neue Lied noch weit hinein durch das Dorf und lachten unbändig.

„Das war ein genußvoller Tag,“ ſagte der Collaborator auf der Stube zu ſeinem Freunde. „Wie ſchön iſt Muſik in der Nacht! Das Licht iſt ein Nebenbuhler des Geſangs, es liebt ihn nicht, die dunkle Nacht aber wiegt ihn ſanft auf ihren weichen Armen. Du verſtehſt's mit dem Volke umzugehen, man ſollte ihm die neuen Offenbarungen im Geſange mittheilen, da iſt Alles wieder

[1] Aber = frühlingshell, ſonnig.

eins, die erſte und letzte Bildungsſtufe iſt im Geſange wieder geeint."

Da Reinhard nicht antwortete, fuhr der Redner fort: „Du haſt mir dieſen Abend ein Geſetz von der Völkerwanderung der Lieder, ich wollte ſagen, von der Wanderung der Volkslieder concret erklärt. Man hat ſo oft Volkslieder von ganz localer Färbung an fremden Orten gefunden. Menſchen wie du ſind die Schmetterlinge, die den befruchtenden Blumenſtaub von der einen Blume zur andern bringen. Wir hatten heute Alles: ein Müllerstöchterlein, ein Wirthstöchterlein, ein Maler und Muſikant, es fehlte nur noch ein Jäger, dann hätten wir die vollſtändige Romantik."

„Laß die Romantik, du biſt heut ſchon übel damit gefahren."

„Du ſollteſt unſere heutige Verſammlung unter dem Nußbaum malen."

„Du haſt mir verſprochen, mich nicht aufmerkſam zu machen."

„Ja, verzeih', gut Nacht."

Reinhard richtete noch bis ſpät in der Nacht ſeine Werkſtätte ein, er hatte etwas im Sinne und wollte am andern Morgen friſch an die Arbeit.

## Bergaus und bergein.

Nachdem der Collaborator am andern Morgen die unterbrochene Aufzeichnung der Sagen vollendet hatte, ſuchte er ſeinen Freund auf und fand denſelben vor einer faſt fertigen Farbenſkizze: ein Tyroler, der oberſchwäbiſchen Burſchen und Mädchen ein neues Lied vorſingt.

„Da haſt du ja mein Geſetz verbildlicht," bemerkte der Collaborator, „das Bild gewinnt eine tiefe Tendenz."

„Bleib' mir vom Hals mit deiner Tendenz," entgegnete der Maler, „die Menſchen haben den Teufel zur Welt hinausgejagt, aber den Schwanz haben ſie ihm ausgeriſſen und der heißt Tendenz. Wie in dem Märchen von Mörike legen ſie ihn als Merkzeichen ins Buch, in Alles. Ich möchte einmal Etwas machen, bei dem ſie gar keine Tendenz herausquälen könnten, wo ſie blos ſagen müßten: das Ding iſt ſchön."

„Du haſt Recht, das Symboliſche und Typiſche, was jedes Kunſtwerk in ſich hat, muß ſich auf naturwüchſige Weiſe geſtalten."

„Naturwüchſig? Ein ſchönes Wort; warum ſagſt du nicht naturwuchſig oder naturwachſig?"

„Spotte nur, meine Behauptung ſteht doch feſt: in jedem Kunſtwerke iſt Symboliſches und Typiſches; die Situation, das Ereigniß iſt für ſich da, bedarf keiner äußern Ideenſtütze, iſt ſelbſtändig; in der tieferen Betrachtung aber muß ſich ein ſinnbildlicher oder vorbildlicher Gedanke darin offenbaren, das Concrete wird an ſich ein Allgemeines. Das iſt nicht Tendenz, wo man in die magere Milch Butter gießt, um glauben zu machen, die Kuh gebe von ſelbſt Milch mit ſolchen Fettaugen, das Gedankliche iſt vielmehr als Saft und Kraft in jedes Atom vertrieben. Dein Bild hier kann ganz vortrefflich werden, nur iſt die Frage, ob das Muſikaliſche, das punctum saliens gegenſtändlich werden kann für die Malerei. Du mußt Leſſings Laokoon ſtudiren, dort ſind die Grenzen der Kunſt haarſcharf gezogen. Ich ſehe wohl, daß der Tyroler mit der Zither auf dem Schooße, wie er mit der einen Hand die Finger ſchnalzt, wie er den Mund öffnet, ein luſtiges Lied ſingt; du haſt in der Gruppe zwiſchen dem Burſchen und dem Mädchen, die ſich hinter dem Rücken des Alten zuwinken und hier zwiſchen den Hand in Hand ſtehenden, ſtaunenden beiden Mädchen gezeigt, daß eine Liebesſtrophe geſungen wird, ob aber —"

„Du wollteſt ja heute das Clavier ſtimmen," unterbrach ihn Reinhard.

„Das will ich. Hier an dem Clavier habe ich auch wieder ein Symbol des deutſchen Volksgemüthes: alle Saiten ſind noch da, keine braucht friſch aufgezogen zu werden, aber faſt alle ſind von rohen, ungeſchickten Händen verſtimmt, nur einige tiefe Töne ſind noch rein. Auch das iſt bezeichnend, daß ich mir jetzt vom Schulmeiſter den Stimmhammer holen muß. Ich gehe nun."

„Grüß' mir den Schulmeiſter," ſchloß Reinhard und ſchaute eine Weile nach der Thür, die er hinter dem Störenfried verſchloſſen hatte. Zur Staffelei gewendet, verſank er in Gedanken; er hatte ſo rüſtig und zuverſichtlich begonnen und jetzt war's ihm doch, als ob das Muſikaliſche nicht wohl zu malen ſei. Er erinnerte ſich nun, daß er ein Bild für die neue Kirche verſprochen, und ging nach dem neuen Bau, um ſich Räumlichkeit und Größe zu betrachten; einmal aus der Werkſtatt, ging er nicht wieder zurück, ſondern wanderte ins Feld. Als er hier die arbeitenden Bauern betrachtete, zog der Gedanke durch ſeine Seele: wie glücklich ſind dieſe Menſchen in der Stetigkeit ihrer Arbeit. Sie wiſſen nichts von Stimmungen und Zwieſpältigkeiten des Berufs, ihre Arbeit

ist so fest und unausgesetzt, wie das ewige Schaffen der Natur, der sie dienen. Wär' ich ein Bauer, ich wäre glücklich. — Nun fiel ihm auch eine Bäuerin ein, er saß im freien Felde am hellen Mittag auf dem Pfluge, ein Weib kam den Rain herauf, sie trug das einfache Essen im tuchumwickelten Topfe, ihr Antlitz leuchtete, als sie ihren Mann sah, der, die schirmende Hand an die braune Stirn gelegt, nach ihr ausschaute: sie lächelte und ihr Mund schwellte sich wieder zum Kusse. — Wir sind genußsüchtige Menschen, dachte Reinhard, aus seinen Träumen aufseufzend; wie glücklich könnte ich leben, vermöchte ich's, mich in die Beschränkung einzufrieden.

Aber — so sonderbar ist der Mensch in seiner Doppelnatur geartet — Reinhard konnte wenige Minuten darauf sein Traumbild in flüchtigen Umrissen in sein Skizzenbuch zeichnen. Wohl that er's nur zur Erinnerung, aber es war doch noch mehr, und daß er überhaupt so bald eine Träumerei in eine Skizze verwandeln konnte, mußte ihm zeigen, wie weit ab er davon war, seinen Künstlerberuf hinter sich zu werfen. — Die Züge des Weibes hatten unverkennbare Aehnlichkeit mit einem nicht gar fernen Mädchen. Reinhard wollte sich selbst entfliehen, indem er mit voller Kraft den Bergwald hinaufrannte: er schweifte lange umher, da sah er in einer Schlucht die zur Trift abgeholzt war, einen Hirtenknaben, der auf seinen Stock gelehnt über die weidenden Kühe hinweg nach dem Thal schaute. Reinhard schlich leise an ihn heran, nahm ihm den breiten, schwarzen Hut vom Kopfe und machte eine tiefe Verbeugung; der Knabe lachte und dankte vornehm nickend, ein frisches Antlitz von feuerrothen Lockenkrausen umwallt, schaute zu Reinhard auf.

„Nun? ist das Alles?" fragte der Knabe keck; „her mit dem Hut!"

„Nein, ich will dich abzeichnen, willst du still halten?"

„Ja, wenn Ihr mir einen Groschen gebt."

Reinhard ward handelseins, der Knabe aber wollte nichts vom Stillehalten wissen, bis er den Groschen in der Tasche habe. Reinhard mußte willfahren. Während der Arbeit erfuhr er nun, daß der Knabe beim Lindenwirth diente und hier dessen Kühe hütete.

„Wen hast du denn am liebsten im Hause?"

„Da sitzt er und hat's Hüetle auf," antwortete der Knabe

ſchelmiſch, was ſo viel hieß als: man wird dir's nur ſchnell ſagen, ja, wart' ein Weilchen.

„Alſo die Bärbel?“ fragte Reinhard.

„Nein, die gewiß nicht; ich kann's Euch meinetwegen auch ſagen, aber wenn Ihr's verrathet, werdet Ihr geſtraft um ſechzehn Ellen Buttermilch.“

„Alſo wer iſt's?“

„Verſteht ſich das Lorle. Du lieber Himmel! Wenn ich nur nicht erſt dreizehn Jahr' alt wär', das Lorle müßte mein Weible ſein; ich hab' aber nur fünf Gulden Lohn im Sommer und ein paar Nägelſchuh' und ein paar Hoſen und zwei Hemden, das gibt kein Heirathgut. Aber das Lorle, das iſt ein Mädle, potz Heidekukuk! Es kommt immer daher, wie wenn es aus dem Glasſchränkle käm' und es ſchafft doch ſellig, und da guckt es ſo drein, daß man nicht weiß, darf man mit ihm reden oder nicht; es hat ſo getreue Augen, daß man ſatt davon wird wenn man's anſieht, und es ſagt nichts und es iſt Einem doch wie wenn es über alle Menſchen zu befehlen hätt', und wenn es was ſagt, muß man ihm durch's Feuer ſpringen, da kann man nimmer anders.“

Reinhard ſah den Knaben ſo verwirrt an, daß dieſer die Hand an die Seite ſtemmte und herausfordernd fragte: „Was gibt's denn? Was wollet Ihr?“

„Nichts, nichts, red' nur weiter.“

„Ja was weiter? Da habt Ihr Euern Groſchen wieder, wenn Ihr mich zum Narren habt, und ich red' jetzt gar nicht, juſt nicht, gar nicht.“

Reinhard beruhigte den Knaben, der ſich in Zorn hineinarbeiten wollte, er ſchenkte ihm noch einen Groſchen; das that gute Wirkung. —

Als die Zeichnung vollendet und Reinhard weggegangen war, jauchzte der Knabe laut auf, daß die Kühe, das abgegraste Futter im Maul haltend, nach ihm umſchauten. Der Knabe ſetzte ſich ſchnell auf den Boden und betrachtete mit unendlicher Befriedigung Wappen und Schrift an den beiden Groſchen, dann zog er das in ein Kopfloch gebundene Lederbeutelchen vor, darin noch anderthalb Kreuzer waren, legte ſchmunzelnd das neue Geld hinein und ſagte, den Beutel zudrehend: „So, vertraget euch gut und machet Junge.“

Während sich dies im Walde zutrug, hatte der Collaborator im Dorfe ganz andere Begegnisse. Er besuchte den Schullehrer und traf in ihm einen abgehärmten Mann, der schwere Klage führte, wie sein Beruf so viel Frische und Spannkraft erheische und wie der bitterste Mangel ihn niederdrücke, so daß er sich selber sagen müsse, es genüge seinem Amte nicht. Der Collaborator gab ihm zwei Gulden, die er nach Gutdünken verwenden solle, den Schulkindern eine Freude damit zu machen, ausdrücklich aber verbot er, ein Buch dafür zu kaufen. — Der neuen Kirche gegenüber auf den Bausteinen saß ein hochbetagter Greis, der jetzt den Collaborator um eine Gabe bat. Auf die Frage nach seinen Verhältnissen erzählte der Alte, daß ihn eigentlich die Gemeinde ernähren müsse und daß sie ihm auch Essen ins Haus geschickt habe; er habe es aber nur zweimal angenommen, er könne nicht zusehen wie seine sieben Enkel um ihn her hungern, während er sich sättige. Die umstehenden Maurer bestätigten die Wahrheit dieser Aussagen. Der Collaborator begleitete den alten Mann nach Hause und das Elend, das er hier sah, preßte ihm die Seele so zusammen, daß er zu ersticken glaubte; er gab hin was er noch hatte, er hätte gern sein Leben hingegeben, um den Armen zu helfen. Lange saß er dann zu Hause und war zum Tode betrübt, endlich machte er sich an die Arbeit, das Clavier zu stimmen.

Mittag war längst vorüber, da kam Lorle zu ihm; sie hatte sich zwar gestern vorgenommen mit dem „Ueberg'studirten" zu trutzen, aber es ging nicht. Für ein gutes Gemüth gibt es keine schwerere Last, als erfahrene Unbill oder Kränkung in der Seele nachzutragen. Lorle hatte alles Recht dazu, wieder freundlich zu sein.

„Da sehet Ihr's jetzt, wie der Herr Reinhard ist," sagte sie, „wenn er einmal vom Haus fort ist, muß man ihm das Mittagessen oft bis um viere warm halten. Das muß man sagen, schleckig ist er nicht, er ist mit Allem zufrieden; aber es thut Einem doch leid, wenn das gut Sach' so einkocht und verdorrt, und man kann's doch nicht vom Feuer wegthun. Und, Herr Reihenmaier, ich hab' auch viel an Euch denkt; Ihr habt gestern so eine gute Sach' gesagt und so schön ausgelegt, jetzt lasset's aber nicht blos gesagt sein, Ihr müsset's auch eingeschirren und ins Werk richten."

„Was denn?"

„Das mit dem Verein für die Kindbetterinnen; gehet zum Pfarrer, daß der die Sach' in Ordnung bringt."

„Gut, ich gehe."

„Ja," sagte Lorle, „jetzt nach Tisch ist grad die best' Zeit beim Pfarrer, und Euch wird Euer Essen noch viel mehr schmecken, wenn Ihr so was Gutes in Stand bracht habt."

Der Collaborator traf den Pfarrer im Lehnstuhl, zur Tasse Kaffee eine Pfeife rauchend. Nach den herkömmlichen Begrüßungen wurde das Anliegen vorgetragen, der Pfarrer schlürfte ruhig die Tasse aus und setzte dann dem Fremden auseinander, daß der Plan „unpraktisch" sei, die Leute hülfen einander schon von selbst. Der Collaborator entgegnete, wie das keineswegs der Fall sei, daß man deßhalb die Wohlthätigkeit organisiren müsse, um zugleich frischen Trieb in die Menschen zu bringen. Der Pfarrer stand auf und sagte mit einer kurzen Handbewegung: man bedürfe hier der Schwärmereien von Unberufenen nicht. Jetzt gedachte der Collaborator der Armuth und Noth, die er erst vor wenigen Stunden gesehen; immer heftiger werdend rief er:

„Ich kann nicht begreifen, wie Sie die Kanzel besteigen und predigen können, indem Sie wissen, daß Menschen aus der Kirche gehen, die hungern werden, während Sie sich an wohlbesetzter Tafel niederlassen."

Der Pfarrer kehrte sich verächtlich um und sagte: er würdige solche demagogische Reden — er war noch aus der alten Schule und hatte den Ketzerstempel communistisch noch nicht — kaum der Verachtung. Er machte eine Abschiedsverbeugung und rief noch: „Sagen Sie Ihrem Freunde, er möge seine Liederpropaganda unterlassen, sonst gibt's eine Polizei. Adieu."

Der Collaborator kam leichenblaß zu Reinhard in das Wirthshaus und aß keinen Bissen. Als ihn Lorle nach dem Erfolge seines Ganges fragte, erwiderte er wie zankend: „Ich bin ein Narr!" dann preßte er wieder die zuckenden Lippen zusammen und war still.

Reinhard hielt Lorle sein Skizzenbuch hin und fragte: „Wer ist das?"

„Ei der Wendelin. Lasset mir's, ich will's der Bärbel zeigen."

„Nein, das Buch gebe ich nicht aus der Hand."

„Warum? Ist Jemand darin abgezeichnet, das ich nicht sehen darf?"

„Kann sein."

Lorle zog ihre Hand von dem Skizzenbuche zurück.

Auf dem Spazierganze, den die Freunde nun gemeinsam machten, schüttete der Collaborator sein ganzes Herz aus; Reinhard verwies ihm sein Verfahren und er erwiderte:

„Du bist zu viel Künstler, um dir die Noth und das Elend vor Augen halten zu können; du suchst und hältst nur das Schöne."

„Und will's auch so halten, bis ich einmal durch ein Wunder auserſehen werde, die kranke Menschheit zu operiren."

„Ich kann's oft nicht fassen," fuhr der Collaborator wieder auf, „wie ich nur eine Stunde heiter und glücklich sein kann, da ich weiß, daß in dieser Stunde Zahllose, berechtigt zum Genusse des Daseins wie ich, ihr Leben verfluchen und bejammern, weil sie am Erbärmlichsten, an Speise und Trank Noth leiden."

Die Beiden gingen geraume Zeit still den Bergwald hinan; ein alter Mann, der ein Bündel dürres Holz auf dem Rücken trug, begegnete ihnen, der Collaborator stand still und sah ihm nach, dann sagte er: „Der Instinct, was wir mit dem Untermenschlichen gemein haben, das hilft uns noch am meisten. Wir müßten ohnedies vergehen im Kampf gegen die Welt, wohlweislich aber ist's von Gott in alle Wesen und in den Menschen besonders gesetzt. Hast du beobachtet, wie der Alte vorgebeugt seine Last trug? Er kennt die Organisation seines Körpers nicht, weiß nichts von Schwerpunkt und Schwerlinie, und doch trägt er seine Last ganz vollkommen mit den Gesetzen der Physik übereinstimmend — vielleicht trägt auch die Menschheit ihre Last auf naturtriebliche Weise, die wir noch nicht als Gesetz erkennen."

Auf diese Nothbank des Vielleicht suchte der Collaborator seine quälende Sorge abzusetzen; es gelang ihm nicht, aber er konnte doch verschnaufen, doch so viel freien Athem schöpfen, um neuen Eindrücken offen zu sein. Reinhard traf das rechte Mittel, um den Freund zu erlösen, er stimmte jetzt mitten im Walde das Weber'sche „Riraro! der Sommer der ist do" an, der Collaborator begleitete ihn schnell im kräftigen Baß; sie wiederholten die Strophen mehrmals, und so ein Lied thut Wunder auf eine betrübte Seele, die sich nach Freiheit sehnt, es leiht dem Geiste Schwingen, daß er mit den Tönen frei über die Welt hinschwebt.

„Es giebt doch keinen festeren Halt, keine sicherere Freude als die Natur;" sagte der Collaborator wiederum, „selbst die Liebe, glaube ich, kann der namenlosen Wonneseligkeit nicht gleichen, die

wir in der Natur empfinden. Der Natur Dank, daß ſie ſtumm und gemeſſen fortlebt, uns nur ſieht und nur zu uns ſpricht, wenn der Geiſt Natur geworden. Denke dir, wir könnten die ganze Natur hineinreißen in den grauſen Wirrwarr unſerer Philoſopheme, Theorien und Zwieſpälte, ſie unterbräche durch dieſelben auch ihr Daſein, experimentirte mit in unſern Ideen — wie unglücklich müßten wir werden! Nein, die Natur iſt ſtumm und von ewigen Geſetzen gebunden. Es mag eine tiefe Deutung darin gefunden werden, daß nach der Bibelurkunde Gott die ganze Welt durch das Wort, aber ohne ausgeſprochenen Willen ſchuf: erſt als er den Menſchen formte, ſprach er: wir wollen einen Menſchen ſchaffen. Die Natur ſpricht nicht und will nicht, wir aber ſprechen und wollen, wir werden uns ſelbſt zu Gegenſatz und Kampf."

„Luſtig! Und wenn der Bettelſack an der Wand verzweifelt," rief Reinhard endlich dazwiſchen, ſchnalzte mit den Fingern und begann zu ſingen:

„Jetzt kauf i mir fünf Leitern,
Bind's an einander auf,
Und wann's mich unt' nimer g'freut,
Steig i oben hinauf.
Hiudidäh u. ſ. w.

Bin kein Unterländer,
Bin kein Oberländer,
Bin ein lebfriſcher Bue,
Wo's mi freut, kehr i zue.

Drei 'rüber, drei 'nüber,
Drei Federn auf'm Huet;
Sind unſer drei Brüder,
Thut keiner kein guet.

Sind unſer drei Brüder
Und i bin der klenſt,
Hat e Jeder ein Mädle
Und i han die ſchönſt.

E ſchön's Häusle, e ſchön's Häusle,
E ſchön's, e ſchön's Bett,
Und e ſchön's, ſchön's Bürſchle
Suſt heirath i net.

Wenn i nunz ein Haus han
Han i doch e schöne Ma'n,
Dreih ihn 'rum und dreih ihn 'num,
Schau ihn alleweil an.

Mein Schatz, der heißt Peter,
Ist e lustiger Bue
Und i bin sein Schätzle,
Bin au lusti gnue.

Mit solchen „G'sätzle," die Reinhard schockweise kannte, überschüttete er seinen Freund; so oft dieser zu grübeln beginnen wollte, sang er ein neues und der Collaborator konnte nicht umhin, die zweite Stimme zu übernehmen. Wohlgemuth kamen sie zu Hause an und merkten nicht, wie die Leute die Köpfe zusammensteckten und allerlei munkelten.

Am andern Morgen stand Reinhard vor dem Bett des Collaborators und sagte: „Frischauf! du gehst mit, wir wandern ein paar Tage ins Gebirge, das wird dir das Blut auffrischen und ich kann doch nichts arbeiten, es gefällt mir nichts."

Der Aufgeforderte war ohne viel Zögern bereit, er hatte sich's zwar vorgesetzt, so viel als möglich sich in das Kleinleben des Dorfes zu versenken; nun sollte sich's ändern.

Erkräftigende, sonnige Wandertage verlebten die beiden Freunde; wie der Himmel in ungetrübter Bläue über ihnen stand, so breitete sich auch eine gleiche einige Seelenstimmung über sie. Was der Eine that und vorschlug, war dem Andern lieb und erwünscht; nie wurde hin und her erörtert, und so hatte jeder Trunk und jeder Bissen den man genoß eine neue Würze, jedes Ruheplätzchen doppelte Erquickung. Freilich war der Collaborator noch immer der Nachgiebige, aber er war's nicht aus rücksichtsvoller Behandlung, sondern unmittelbar in freudiger Liebe. Da er es selten unterließ, einen gegenwärtigen Zustand mit einer allgemeinen Betrachtung zu begleiten, sagte er einmal: „Wie herrlich ist's, daß wir vom Morgen bis zum Abend beisammen sind. Ich bin oft gern allein der stillen Natur gegenüber, ist aber ein Freund zur Seite, so ist's eine höhere Wonne, unbewußt durchzieht mich die Empfindung, daß ich nicht nur mit der Natur, sondern auch mit den Menschen einig und in Frieden bin, sein möchte." —

Reinhard gab auf diese Rede seinem Freunde einen derben

Schlag auf die Schulter, er hätte ihn gern ans Herz gedrückt, aber dieſe Form ſeines Liebesausdruckes war ihm genehmer und dünkte ihn männlicher. —

Sie kamen nun in eine geologiſch höchſt merkwürdige Gegend. Der Collaborator vergaß eine Weile all das menſchliche Elend was ihn bedrückte, denn er machte in den Steinbrüchen manchen glücklichen Fund; er fand in einem Kalkbruch nicht nur einen Koprolith von ſeltener Vollkommenheit, ſondern auch noch manche andere Seltenheit. Als er mehrere ſehr ſchöne verſteinerte Fiſchzähne gefunden, äußerte er ſeine eigenthümliche Empfindung, hier Ueberbleibſel einer alten Welt zu haben, die viele tauſend Jahre älter iſt als unſere Erde. Reinhard hörte ſolche Auseinanderſetzungen gern an, denn ihm ward jetzt auf den Wegen die Entſtehungsgeſchichte unſerer Erde eröffnet. Der Collaborator liebte es in komiſchen Darlegungen auseinanderzuſetzen, wie dieſer unſer Erdball mehrmals durch's Examen gefallen, bis er den Doktor, den Menſchen, gemacht. Er wiederholte oft, daß die Geologie die einzige Wiſſenſchaft ſei, der er ſich mit voller Luſt widmen möchte, er liebte ſie auch beſonders, weil, wie er ſagte: die Aſtronomie der Altgläubigkeit das Dach über'm Kopfe abgehoben und die Geologie ihr den Boden unter den Füßen weggezogen habe.

Die Taſchen des Collaborators füllten ſich übermäßig, er mußte manche ſchöne Verſteinerung, deren Fund ihn ganz glücklich gemacht hatte, zurücklaſſen, er entſchädigte ſich aber dafür, indem er ſolche an ungewöhnlichen Orten verſteckte; mit kindiſcher Freude malte er dann aus, wie nachkommende Stümper tiefe Abhandlungen über dieſe ſeltſamen Erſcheinungen ſchreiben würden. Als ihm Reinhard bemerkte, daß er ja hierdurch die Wiſſenſchaft verwirre, ſtand er ſtutzig da und half ſich dann mit einem leichten Scherze darüber weg. Dennoch ließ er jede Verſteinerung, die er nicht mitnehmen konnte, fortan an ihrem Orte liegen. Bei den naturgeſchichtlichen Auseinanderſetzungen hörte Reinhard willig zu; wenn es aber wieder an die Fragen vom Weltübel ging, begann er zu ſingen:

„Collaborator! Collaborator! Ihr Bäume, Vögel, Steine, der Collaborator iſt da und will euch eine Predigt halten. Sieh, ich lehre die Vögel im Walde deinen Titel, wenn du nicht einpackſt.“

Ueber *eine* Sache jedoch hörte Reinhard mit beſonderm Wohlgefallen zu. Sie ruhten einſt unter einem Nußbaume mitten im Walde, da bemerkte der Collaborator: „Der Volksmund berichtet,

einem Raben ſei an ſolcher Stelle die Frucht, die er im Schnabel trug, entfallen und ſie ſei zum Baume aufgewachſen. So ſteht auch oft mitten unter Menſchen mit rauhen Sitten und Seelen ein zartes, hohes Gemüth."

„Aber ein ſchöner Leib muß auch dabei ſein," bemerkte der Maler.

„Gewiß, wie glücklich iſt ein ſchönes Menſchenantlitz; freundlich lacht ihm die Welt entgegen, alle Blicke, die ſich ihm zuwenden, erheitern ſich, ein Widerſtrahl des Wohlgefallens kehrt aus Allen zu ihm zurück."

Sie nannten Lorle nicht und doch dachten Beide an ſie.

Sie ſprachen einmal von Liebe und Reinhard bemerkte: „Mir iſt's oft, als wäre all das Singen und Sagen von der Liebe eitel Tradition; ich kann mir jenen ſüßen Wahnſinn, da der ganze Menſch in Liebe aufbrennt, nicht denken." —

Reinhard ſagte dies ſelber nur als Tradition aus einer vereinſamten Vergangenheit, es hatte keine Wahrheit mehr für ihn und doch wiederholte er's wie aus Gewohnheit; ſein Freund mochte das fühlen, er ſah ihn bedeutſam und traurig an, indem er dann erwiderte: „Solch ein Mädchen iſt wie ein Lied, das ein ferner Dichter geſchaffen und zu dem ein Anderer die Melodie findet, die Alles und hundertfältig mehr daraus offenbart."

Als Antwort ſtimmte Reinhard das Lied an: „Schön Schätzichen wach auf!"

Der Collaborator fand eine reife Erdbeere am Felſen, er hielt ſie vor ſich hin und ſagte: „Wie duftig und voll würziger Kühle iſt dieſe Beere, wie lange bedurfte das Pflänzchen, bis es Blüthe und Frucht reifte, und nun ſteht es da zu unſerer Erquickung. War ſein ganzes Daſein nur ein ſtilles Harren auf mich? Hat der Schöpfer es bereit gehalten, bis er mich herführte?"

Reinhard betrachtete ſeinen Freund mit glänzenden Augen und ſagte dann: „Wenn ich dich einſt male, faſſe ich dich ſo: die friſche Frucht zum Genuſſe in der Hand und du ſie betrachtend."

In den Dörfern wo man übernachtete, brachte der Collaborator eine ſeltſame Bewegung unter die Bewohner; er ließ ſich in der Nacht vom Küſter die Kirche öffnen und berauſchte ſich im Orgelſpiel, das er meiſterhaft verſtand. Noch viele Tage redete man in den Dörfern von dem wunderlichen, nächtlichen Orgelſpieler und der Collaborator ſelber ſagte auf dem Heimwege: „Es iſt tief bedeutſam, wie in jedem Dorf ein großes, heiliges Inſtrument auf-

gerichtet ist, dessen harrend, der einst die freien Klänge daraus erwecke. Auch das: ich bin nicht der rechte Mann des Volkes, ich verstehe nur das höchste Instrument des Dorfes, die Orgel zu spielen, und zwar wesentlich zu meiner eigenen Erholung." — —

Die Wandertage hatten die Freunde aufs Neue an einander geschlossen; sie kehrten Freitag spät in der Nacht heim, am andern Mittag mußte der Collaborator nach der Stadt in sein Amt zurück.

In aller Frühe stimmte er noch vollends das Clavier und sagte mit schmerzlichem Lächeln zu dem eintretenden Reinhard: „Unter der Hand wird mir Alles zum Sinnbilde. Ich habe nun das Clavier gestimmt, werde aber morgen keine lustigen Tänze darauf spielen. Après nous la danse. Nach uns geht der Tanz der Weltgeschichte an. Diese Steine und die paar Schmetterlinge, das ist Alles was ich aus dem Dorf mitnehme."

Er eilte nochmals zu der armen Familie, um zu sehen, wie es ihr erginge; die Leute waren unwirsch und er glaubte, sie wüßten, daß er ihnen nichts mehr geben könne.

Von allen Hausgenossen war es Lorle allein, die innigen Abschied vom Collaborator nahm. Als er fort war, sagte sie zu Reinhard: „Ich kann's nicht glauben, aber die Pfarrköchin hat's im Dorf ausgesprengt, der Herr Reihenmaier sei ein gottloser Heid', er häb' beim Pfarrer auf das Predigen geschimpft und den neuen Kirchenbau verflucht. Er kann aber nicht schlecht sein, nicht wahr? Er hat doch so ein gut Herz."

Reinhard sah dankend auf Lorle. Der Abschied vom Freunde that auch ihm wehe, und doch dünkte er sich jetzt erst recht frisch und frei; er glaubte jetzt alle störsame Reflexion los zu sein, da sie von seiner Seite gewichen war ....

In einem geheimen Buche der Residenz wurde mehrere Tage darauf ein neues Conto für einen Kunden eröffnet. Darin hieß es „Ministerium des Cultus. Der Collaborator Adalbert Reihenmaier, nach Denunciation des Pfarrers M ... zu Weißenbach laut Bericht des Amtes zu G., atheistisch gesinnt, Versuch zur Aufreizung des Volkes. Reg. VII. b. act. fasc. 14263."

## Hoch zum Himmel hinan!

So wohl sich Reinhard jetzt fühlte, schaute er am andern Morgen doch oft nach der Thür, als müsse der Freund eintreten.

Mit friſcher Luſt wurde nun die Ausführung der Farbenſkizze fortgeſetzt, es wurde noch ein Plätzchen für Wendelin erübrigt, der mit dem Hirtenſtocke in der Hand ſtehen blieb, während die Kühe ſich im Hintergrunde verloren; hiedurch bekam das Abendliche, das über dem Ganzen liegen ſollte, noch ein weiteres Motiv. Einigen Zuhörern im Hintergrunde gab Reinhard Laſten auf den Kopf, ſie kehrten eben vom Felde heim und blieben ſtehen; der Collaborator würde ſagen, dachte Reinhard lächelnd: das zeigt ſymboliſch oder typiſch, daß das Volk durch das Lied die bedrückenden ſchweren Laſten vergißt! ... Nun ward auch noch der Collaborator in eine Ecke geſtellt, es war offenbar, daß er das neue Lied aufſchrieb.

Reinhard aß fortan wieder am Familientiſch; er war doch erſt jetzt wieder in ſeinen alten Verhältniſſen. Mit Lorle ſprach er oft und viel von dem fernen Freunde und daß ſie allein im ganzen Dorf einen Menſchen lieb hatten, den die Anderen vergaßen oder ſchmähten, das gab ihrem Verhältniß noch eine geheime Beſonderheit. Es ergab ſich nun, daß der Collaborator allerdings in ſeinem tiefen Aufruhr ſich zu heftigen Aeußerungen eigenthümlicher Art hatte hinreißen laſſen; er hatte im Hauſe des alten Klaus ausgerufen: „Man möchte an Gott verzweifeln, daß er die Sonne ſcheinen und die Bäume wachſen läßt, daß er's duldet, daß man ihm eine Kirche erbaut, während die Menſchen ſolches Elend ihrer Brüder ruhig mit anſehen.“ Lorle entſchuldigte ihn immer bis aufs Aeußerſte und beklagte, daß die Leute, denen er doch nur Gutes gethan, ihn dafür jetzt beim Pfarrer verleumdet und angegeben hätten. Sie gönnte ſich jetzt auch faſt keine Ruhe und keinen Genuß mehr, ſie wollte überall im ganzen Dorfe wo es deſſen bedurfte, beiſpringen und helfen.

Reinhard war überaus fleißig und, wie das immer Urſache und Wirkung des ſchöpferiſchen Fleißes, auch überaus luſtig; er war zu Scherz und Schelmerei aller Art aufgelegt, es ſchien, als ob das ganze Haus nur ihm gehörte. Man konnte nicht recht ſagen, was er trieb; in den Stunden, in denen er nicht arbeitete, war's eben, als ob ein Kobold umherrenne und Alles lachen und ſpringen mache.

Der Wadeleswirth ſagte oft gar bedächtig: „Nur ſtet, laſſet mir nur das Haus über'm Kopf ſtehen;“ zwei Minuten darauf mußte er aber ſelbſt ganz ungewöhnliche Sprünge machen. Rein-

hard verſtand nämlich zweierlei Künſte beſonders: zuerſt die Bauchrednerei; er brachte einſt den Wadeleswirth ſo in Gang, wie ſich deſſen Beine ſeit Jahren nicht erinnern konnten, denn er ahmte die Stimme Lorle's nach, die vom Speicher nach Hülfe rief. Ueber ein anderes Kunſtſtück Reinhards rief Bärbel einmal alle Hausbewohner zuſammen. Die jungen Schweinchen, die man erſt vor Kurzem eingethan, grunzten plötzlich auf dem oberſten Speicher, und als man hinaufkam, hatte Reinhard blos die Stimmen der beſcheidenen Geſchöpfe nachgeahmt. Man konnte dem übermüthigen Geſellen nicht gram ſein und Lorle ſagte einmal:

„In unſerm Haus dürfet Ihr die Späß' machen, aber nur nicht vor andern Leuten, die haben ſonſt keinen Reſpect vor Euch."

Reinhard war von dieſem Augenblicke an ruhiger und nur wenn die Gelegenheit gar zu lockend war, vollführte er noch einen Schabernack.

Lorle war viel im Dorf, aber nicht zu Hauſe, ſondern bei der Mutter Wendelins, die mit dem ſechsten Kinde, einem Knaben, niedergekommen war. Reinhard hatte ſein Bild raſch untermalt und wollte ſich nun, ſo lange die Farben trockneten, Ruhe, das heißt freies Umherſchweifen in Wald und Feld gönnen. Er putzte ſeine Büchſe, um auf die Jagd zu gehen, aber er kam nicht dazu, denn ſchnell drängte ſich ein anderes Bild auf die Staffelei und mit friſchem Eifer vollendete er die Farbenſkizze zu demſelben, es war das verſprochene Altarbild. Reinhard hatte die Hochzeit zu Canä dazu gewählt und malte mit faſt immer lächelndem Antlitz, denn er hatte die Figuren aus dem Dorf genommen, die er gar nicht mit langen Bärten und Talaren verkleiden wollte; es war eine einfache deutſche Bauernhochzeit, unter die der Heiland trat: Stephan war der Bräutigam, die Braut aber ſah nicht Broni ähnlich, der Wadeleswirth und der Hohlmüller nahmen ſich als Schwiegerväter ſtattlich aus. Reinhard pfiff allerlei luſtige Volkslieder während er malte, und als er einmal das Ineinandertönen der Farben aus der Ferne betrachtete, dachte er vor ſich hin: „Wie würde ſich der Collaborator freuen, wenn er ſähe, wie ich unſer Bauernleben dem altjüdiſchen als Kukuksei ins Neſt praktizire. Was könnte er da für culturgeſchichtliche Bemerkungen machen! Wie würde er mir beweiſen, daß auch Shakſpeare dadurch Leben gewonnen, daß er die Römer zu Engländern gemacht."

Nach Vollendung der Farbenſkizze kam dennoch ein Mißmuth

über Reinhard; ihm bangte wie so oft vor der Ausführung, er hatte die Freude des Schaffens vollauf bei dem Entwurfe genossen.

Es liegt eine tiefe Erfrischung in dem drängenden Treiben, das die Künstlerseele tagtäglich zu neuen Gebilden erweckt; die wahre, nachhaltige Erquickung liegt aber nur in der Treue, in der unablässigen, sorgsamen Vollendung dessen, was man in der Stunde der Weihe empfangen und begonnen. In dieser Treue ersteht die Schaffensfreude, wiedergeboren durch den Willen, erhöht und verklärt.

Reinhard gelobte sich Treue in seinem Berufe und doch ging er stets mit bewegtem Herzen als suche er Etwas, als müsse er ein Ungeahntes finden, als stehe er auf der Schwelle einer Offenbarung, deren Pforten sich plötzlich aufthun und Wunder schauen lassen. Er wandelte auf dem Boden der gewohnten Welt wie auf knospenden Geheimnissen, und doch war ihm wiederum so wohl in Wald und Flur; Baum und Strauch und Gras, Alles stand ihm so nah wie noch nie, er lebte ihr Leben mit, er hatte nicht Auge genug für diese unendlich reiche Welt, die sich aufthat als ginge er mit ihr eben aus der Hand des Schöpfers hervor; Alles war ihm wie neu, als sehe er's zum Erstenmale. Er stand einst vor einer Schlehdornhecke und versank in ihrem Anschauen in tiefe Betrachtung: Wie das hier aus dem Boden steigt, Aeste treibt, Frucht und Blatt ansetzt, wie schön gezackt und glänzend, und der Winter kommt, es stirbt und fällt und grünt wieder — Alles, das einfachste Naturleben war. Reinhard ein neues Heiligthum geworden. „Was soll aus mir werden?" sagte er dann, indem er zu sich zurückkehrte. „Heilige Natur! Mache aus mir was du willst, laß mich nur kein verpfuschtes Wesen sein, irr in sich — Ich will dir gehorchen."

So schwellte namenloses Sehnen die Brust Reinhards und selbst im Hause saß er oft stundenlang wie mit offenen Augen träumend. Die Leute schüttelten den Kopf über ihn, sie kannten ihn gar nicht mehr; aber Jedes in der Welt hat zu viel für sich zu thun, um den Gedanken eines Andern nachgehen zu können, zumal wenn diese eben der Art sind, daß sie sich nicht fassen lassen. Reinhard machte den Versuch, sich aus seinen Träumereien herauszureißen, er ging auf die Jagd; das erheischte ein zusammengehaltenes, geschlossenes Wesen und festen Blick nach außen. Eines Mittags kehrte Reinhard mit der Büchse auf der Schulter und zwei Birkhühnern in der Tasche nach Hause, da sah er Lorle unter der

Linde ſitzen mit den zwei jüngeren Geſchwiſtern Wendelins. Das kaum einjährige Kind ſtand auf dem Schoße des Mädchens aufrecht und Lorle ſchnalzte mit den Fingern und lachte und koste, um das Kind zu erheitern; der Knabe, der ihr zu Füßen ſtand, ſchaute aber trotzig drein. Lorle nickte dem herzutretenden Reinhard freundlich zu und fuhr dann fort mit dem Kinde zu ſpielen, indem ſie ſang:

Ninele, Nanele,
Wägele, Strob,
's Kätzle iſt g'ſtorbe,
's Mäusle iſt froh.

Reinhard ſetzte ſich auf einen Baumſtamm Lorle gegenüber und ſtarrte drein, ſie ließ ihn gewähren, ſie war's gewohnt, daß er ſie oft anſtierte, ſie fragte nur:

„Wird denn der Herr Reihenmaier nicht ſchreiben?"

„Nein," ſagte Reinhard.

Das war doch nur ein einfaches Nein, aber in dem Tone der Stimme lag ein Ausdruck, den die liebevollſten Worte nicht erſetzen mochten. Plötzlich fing der Knabe zu Füßen Lorle's an zu weinen und ſchrie: „Ich will heim."

„Bleib'," beſchwichtigte Lorle, „dein' Mutter ſchlaft und du kannſt nicht heim." Auf ein Rothkehlchen deutend, das vor ihnen umherhüpfte, ſagte ſie: „Guck einmal, was der Vogel ein weißes Unterwämmchen anhat, paß auf, wenn er auffliegt; ſcht!" Der Vogel flog auf und man ſah die weißen Federn unter ſeinem Flügel. „Haſt's geſehen?" fragte Lorle, der Knabe ließ ſich aber dadurch nicht zerſtreuen, und erſt als er das Verſprechen erhielt, daß ihm Lorle eine Geſchichte erzähle, ſchluchzte er ſtill. Lorle trocknete ihm das thränennaſſe Geſicht und erzählte nun eine jener eigentlich inhaltloſen Geſchichten, bei denen aber Ton und Geberde eine ganze Seele voll Liebe ausſpricht und erweckt. Es wurde weiter nichts berichtet, als daß ein Knabe eine ſchöne Kirſche hatte, die ihm ein Vogel wegnehmen wollte, die Mutter aber den Vogel verſcheuchte.

Lorle und ihr Zuhörer lachten darüber laut auf, es waren eben Kinder, die ſich über ſich ſelbſt und mit einander freuten. Der Knabe wollte aber immer wiſſen, wie es weiter ging, und fragte immer: „Und dann?" Bis Lorle ſagte: „Und dann? dann laſſen wir die Hödel und die Gizle heraus." Und ſo geſchah es auch. Die Geis und die Zieglein wurden aus dem Stall geholt,

Lorle freute ſich wohl eben ſo ſehr an den Sprüngen derſelben als die Kinder, die ſie hütete.

Zu Hauſe lehnte Reinhard alle ſeine Bilder und Entwürfe mit dem Geſicht gegen die Wand; er wollte nichts ſehen als ein Bild, das er im Geiſte vor ſich erſchaute.

Am Abend hatte er im Stüble eine lange Unterhandlung mit dem Wadeleswirth, und beſonders durch die Erinnerung an das großmüthig zurückgegebene Verſprechen auf der Hohlmühle ward Reinhard willfahrt. Der Vater rief endlich ſeine Tochter herein und ſagte:

„Lorle, da der Herr Reinhard braucht dich zum Abmalen für das Kirchenbild; willſt du?“

„Für die Kirch'?“ fragte Lorle, ſie ſchaute um und auf, als grüßte ſie ein fremdes Weſen hinter ihr und über ihr.

„Was guckſt du ſo?“ fragte der Vater.

„Nichts, ich hab' gemeint, es wär' Jemand hinter mir, ich weiß nicht.“

Der Vater begann wieder: „Die Mutter bleibt von morgen an die ganz' Woch' zu Haus, wir bekommen Dreſcher und da kann ſie drauf Acht geben und auch bei euch ſein. Willſt du?“

„Ja,“ ſagte Lorle mit feſter Stimme; auf ihrer Kammer aber weinte und betete ſie die ganze Nacht; ſie wußte nicht recht warum, es war ihr ſo wohl und ſo weh zu Herzen.

Auch Reinhard war die ganze Nacht voll Unruhe, und als er mit dem erſten Sonnenſtrahl erwachte, ſagte er laut vor ſich hin: „Marienhaft! er hat Recht.“ — Still verließ er dann das Haus, er ſchwang den Hut, um das Haupt in der Morgenluft zu kühlen, und ſtand noch einen Augenblick ſo da, als grüßte er die heilige Frühe. Am Kirchberge begegnete er dem Küſter, der eben hinanging, um zur Frühmette zu läuten; er begleitete ihn und ſtieg den Thurm hinan, ſaß in der Glockenſtube und ſchaute zur Lucke hinaus ins Weite. Drunten im Thale kämpften noch Sonne und Nebel, die Sonne aber ward bald Meiſter. In der Kirche begann die Orgel zu brauſen und zu dröhnen, Reinhard ſaß hoch oben und dachte Unendliches.

Als die Kirche zu Ende war, kam der Küſter und bat Reinhard hinabzuſteigen, da er ſchließen müſſe. Still ging Reinhard dahin, da begegnete ihm Lorle, die aus der Kirche kam.

„Ihr ſeid auch in der Kirch' geweſen?“ ſagte ſie halb fragend.

„Ja, oben.“

Die Beiden konnten nicht reden, ſie waren tief erſchüttert, wie von einer überirdiſchen Macht erregt, und doch war es auch ihr eigener Wille.

Lorle ſah blaß aus, die Mutter fürchtete, ſie ſei krank, da ſie auch nichts über die Lippen brachte; Lorle konnte aber kaum eine Antwort geben, es war ihr, als ſollte ſie gar nichts reden.

Nun endlich ſaß ſie bei der Staffelei und Reinhard ſagte: „Wir wollen luſtig ſein, warum denn traurig? Juhu!“

Er ſagte: „wir wollen,“ und konnte doch nicht, auch ihn ergriff es, wie wenn Jemand ſeine tiefſte Seele gepackt hätte und feſthielte.

„Meinet Ihr nicht auch, daß es eine Sünd' iſt?“ fragte Lorle, verſchämt die Augen niederſchlagend.

„Nein,“ antwortete Reinhard wieder mit jenem herzinnigen Tone, und Lorle ſah heiter auf; dieſe einfache Betheuerung genügte ihr vollkommen.

Die Mutter ging ab und zu, während Lorle ruhig da ſaß. Anfangs war Lorle ſtets in der peinlichſten Verlegenheit, und wenn Reinhard gefliſſentlich Scherze machte, fragte ſie: „Darf ich denn auch lachen? Darf ich denn auch ſchwätzen? Saget's nur, ich will Euch nicht aufhalten.“

Reinhard verſicherte, daß ſie ſich nur ganz natürlich benehmen ſolle, Eines aber bat er, ſie möge ſich nicht ſo viel mit der Hand ins Geſicht langen, worauf Lorle bemerkte: „Ihr habt Recht, ich merk's, ich hab' die üble Gewohnheit, ich will mir's gewiß abgewöhnen; aber es iſt mir als wenn ich's im Geſicht ſpüren thät, daß Ihr mich jetzt da malet und jetzt da. Ich bin dumm, nicht wahr? Ihr dürfet's frei 'raus ſagen, ich nehm' Euch nichts übel.“

Reinhard mußte an ſich halten, Lorle nicht um den Hals zu fallen; die Mutter kam, ſtand von fern und hielt die Hände hart am Leibe, damit ſie ja nicht vor Erſtaunen das naſſe Bild anrühre; ſie konnte ſich aber nicht genug verwundern, wie man Lorle ſchon ganz gut erkenne. — Es wurde ausgemacht, daß Niemand im Dorf etwas von der Sache erfahren ſolle bis zur Einweihung der Kirche.

Wie ſtill und friedſam floſſen nun die Stunden hin, in denen die Beiden bei einander waren. Von fern aus der Scheune hinter dem Hauſe vernahm man die Taktſchläge der Dreſcher und von

der Straße hörte man bisweilen ein Kind ſchreien, einen Wagen rollen; und wieder war Alles ſtill und lautlos.

Lorle ſagte einmal: „Ich mein', ich wär' gar nicht mehr im Dorf oder ich ſchlaf', und hör' das Alles nur ſo, ich weiß nicht wie. Ich weiß nicht, für keinen andern Menſchen auf der Welt thät ich ſo da ſitzen.“

„Gutes Lorle,“ erwiderte Reinhard, „ich weiß, Ihr habt Niemand auf der Welt ſo lieb als mich. Zittere nicht,“ fuhr er fort, ihre Hand faſſend, ich kenne dein ganzes Leben; du haſt, während ich in der Ferne umherſchweifte, ſtill meiner gedacht, du haſt dich gegrämt, daß ich dich ſo oft geneckt und haſt mich doch lieb gehabt; und als ich wiederkam, haſt du an jenem Abend geweint, weil Jemand auf mich ſchimpfte.“

„Um Gottes willen hat das die Bärbel verrathen?“

„Alſo war's die Bärbel! nein, es hat mir Niemand was geſagt. Mir zu lieb warſt du ſo freundlich gegen den Collaborator und in jener Nacht, als ich unter der Linde das luſtige Lied ſang, haſt du ſtill getrauert in deinem Kämmerlein, weil ich mich ſo heruntergäbe.“

„Heiliger Gott! woher könnet Ihr das alles wiſſen?“

„Weil ich dich lieb hab', weiß ich Alles. Haſt du mich auch recht lieb?“

„Ja, tauſend tauſendmal.“

In einem ſeligen Kuſſe umſchlangen ſich die Beiden.

„Jetzt, jetzt,“ rief endlich Reinhard, „jetzt möcht' ich ſterben und du auch.“

„Nein,“ rief Lorle ſich aufrichtend und Reinhard mit ſtarken Armen faſſend, „nein, erſt recht leben, lang, lang leben.“ In ihrem Blicke lag eine Heldenkraft, eine ſtolze Spannung, als könne ſie jeden Tod beſiegen.

„Du willſt alſo ewig mein ſein?“ fragte Reinhard.

„Ja, ja, in Gottes Namen, Alles, Alles.“

Bei dieſem Zuſatze: in Gottes Namen — zuckte es fremd in den Mienen Reinhards; er glaubte, Lorle umfaſſe ihn nicht mit ganzer Seele, nicht mit freudigem Jubel; er bedachte nicht, daß auch Lorle mit ſich gekämpft hatte und daß ſie ſich dieſer Liebe demüthig fügte, als einem Gebote Gottes.

„Was iſt? Hab' ich was nicht recht gemacht?“ fragte ſie.

„Nein, nichts.“

„Darf ich jetzt gehen und es meiner Mutter ſagen?“

„Nein, bleib', wir wollen das Geheimniß noch ſtill bewahren; glaub' mir, es iſt beſſer ſo.“

„Ja, ja,“ ſagte Lorle zaghaft, „ich thu' gern Alles; befiehl mir nur recht und immer was ich thun ſoll, du guter Reinhard.“

„Heiß' mich nicht mehr Reinhard, nenne mich bei meinem Vornamen Woldemar.“

Lorle lachte laut auf und auf die verwunderte Frage Reinhards, was es gebe, ſagte ſie: „Verzeih', Woldemar! das iſt ſo lächerig, Woldemar, das iſt, wie wenn man die Treppe herunterfällt, Poldera, ſo macht's grad. Nein, darf ich nicht mehr allfort Reinhard ſagen? Ich hab' dich ſo lieb bekommen, ich bin dich ſo gewohnt, laß mich ſo dabei.“

„Auch gut,“ ſagte Reinhard, halb verdrießlich lächelnd.

Es iſt eine Kleinigkeit, aber doch hat faſt Jeder eine gewiſſe Liebe für ſeinen Vornamen, als wäre er nicht etwas Verliehenes, ſondern ein Stück des eigenſten Weſens; man verträgt's nicht leicht, daß man ihn unſchön findet. Iſt's ja auch dieſer Klang, der uns vor Allem mit den Menſchen verbindet, uns ihnen kenntlich macht; liegen darin ja auch die ſüßeſten Zauber der Kindeserinnerung.

„Du mußt recht gut gegen mich ſein,“ ſagte Lorle, die Hand auf die Schulter Reinhards legend, „ſonſt vergeh' ich vor Angſt; ich bin dich ja doch nicht werth, ich bin viel zu gering. Ja, und was ich noch hab' ſagen wollen, du mußt im Dorf nichts von mir reden, gar nichts; du haſt zum Martin geſagt, ich ſei ein Kanarienvögele und jetzt heißen ſie mich im ganzen Dorf ſo; mir liegt nichts dran, wenn ſie mich ausſpotten, aber es iſt mir von wegen deiner, es weiß doch kein's als ich —“

„Was denn?“

„Was du für ein lieber Kerle biſt,“ ſagte Lorle, die Zähne zuſammenbeißend und Reinhard am Barte zauſend.

Wer kann all das ſüße Koſen und Plaudern wiedergeben, das von dieſem Tage an die ſonſt ſo ſtille Werkſtatt Reinhards in ſich ſchloß? In Demuth entfaltete Lorle eine Fülle des Liebesreichthums, daß Reinhard ſtaunend und anbetend vor ihr ſtand. Der Schluß ihrer Rede war aber faſt immer: „Ach Gott! ich bin dich nicht werth.“

„Nein,“ rief Reinhard, „du biſt millionenmal beſſer als ich, als alle Männer, als alle Menſchen. Ich möchte ſiebenmal ſieben Jahre um dich dienen.“

„Da könnteſt du alt werden," ſagte Lorle ſtill lächelnd, und Reinhard fuhr fort: „Sieh, ich habe ſchon oft die ganze Welt und mich verloren gehabt, im Taumel hineingelebt, mitten in der Reue ein Sünder — doch, du kannſt nicht begreifen, wie weit ich untergegangen war."

„Ich kann Alles begreifen, ſag' du mir's nur ordelich."

„O du herzige Liebe! Nimm dich in Acht mit mir, ich habe noch nie einen Herzfreund gehabt, den ich nicht quälte; der Collaborator iſt der Einzige, der mir treu ausharrte. Ich bereite den Menſchen oft Schmerzen, denen ich nur Gutes und Glückliches zufügen möchte. Erſt ſeitdem ich dich ſehe, ſeitdem ich dein bin, ſehe ich auf den alten Woldemar, und das iſt ein gar wüſter Geſelle, nicht werth, daß er den Saum deines Kleides berühre. Ich kann dich glücklich machen, wie noch kein Weib auf Erden war, und — unendlich unglücklich."

Lorle weinte große Thränen, aber ſie trocknete ſie bald und ſagte: „Hab' dich nur lieb, von da ſiehſt du viel beſſer aus." Sie deutete dabei auf ihre Augen und ſetzte nun ſchmollend hinzu: „Und ich leid's nicht, daß Jemand auf den Reinhard ſchimpft, und du darfſt auch nicht. Und jetzt mach' mich nur nicht ſtolz; komm her, wir wollen mit einander gut und brav ſein, Gott wird ſchon helfen."

„Ja, du machſt mich wieder ganz fromm," ſagte Reinhard und ſtand mit gefalteten Händen vor ihr. —

Das Bild wurde rüſtig gefördert, Lorle ermahnte immer zur Arbeit und Reinhard trug ihr noch auf, ihn nicht läſſig werden zu laſſen. Niemand im Hauſe ahnte etwas von der neuen Wendung der Dinge, nur Vroni ward ins Vertrauen gezogen; man ging nun öfters nach der Mühle. Wie die Kinder jubelten die beiden Liebenden, wenn ſie ſich im Walde haſchten und verſteckten.

„O Welt voll Seligkeit!" rief einſt Reinhard, als er ſo vor Lorle ſtand, „das hat ſich der Weltgeiſt allein vorbehalten, die Liebe, ſie kommt aus ihm; das läßt ſich nicht machen und nicht bilden. Da ſteht ein Weſen und hält mich zauberiſch gefangen; ſchön iſt Alles, Alles, was du biſt. Und hätte ein Weſen Seraphsflügel und iſt die Liebe nicht, ſpurlos zieht es dahin. Dank dir, ewiger Weltgeiſt, du haſt mir gegeben was ich nicht ſuchte."

„Ich verſtehe dich nicht recht," ſagte Lorle.

„Ich verſtehe mich ja ſelber nicht. Was braucht's? Komm,

ſieh mich an, laß mich ſchauen, ſtumm, welch ein gutes Leben in mir iſt.“

Das Bild reifte ſeiner Vollendung entgegen, die beiden Liebenden ſprachen von Allem, nur nicht von der Zukunft; Beiden bangte innerlich davor, Reinhard weil er nicht wußte, wie ſie ſich geſtalten ſolle, und Lorle weil ſie fühlte, wie ſchmerzlich ſie aus dem elterlichen Hauſe geriſſen würde.

Nun ergab ſich aber auch eine Mißhelligkeit zwiſchen den Liebenden. Lorle, die zu einer Madonna geſeſſen hatte, ſollte jetzt das Kind mit dem ſie unter der Linde geſpielt hatte, wieder auf den Schooß nehmen; unter keiner Bedingung wollte ſie das thun: „Es iſt eine Sünd', es iſt eine gräßliche Sünd'!“ beteuerte ſie immer, aber Reinhard war unbeugſam und ſie willfahrte endlich, indem ſie ſeufzend ſagte: „Ich muß in Gottes Namen Alles thun, was du willſt.“ Sie zitterte aber am ganzen Leibe; ſo daß das Kind laut ſchrie, bis Reinhard endlich Beide beſchwichtigte, das Kind mit Süßigkeiten und Lorle mit liebreichen Worten.

Die Gewänder waren nur flüchtig untermalt, und nun ſollte dem Kopf die letzte Zuſammenſtimmung der Farbentöne gegeben werden; das ſagte Reinhard eines Tages und bat Lorle, daß ſie Beide noch dieſe wenigen Stunden ſich recht ſtill verhalten wollten. Lorle nickte ſtill, ſie wagte ſchon jetzt nicht mehr zu reden. Ihr Kopf war nach dem Wunſche Reinhards aufgerichtet und ſie ſah hinauf nach dem blauen Himmel: weiße Wolkenflocken zogen leicht dahin, ſtill und friedlich war's im weiten Raume, kein Laut vernehmbar; da fließt eine Wolke ſanft hin, ſie nimmt eine kleine mit und verſinkt mit ihr unter den Geſichtskreis, eine andere ſtreckt ſchon ihr Haupt empor, wer weiß wie lang ſie iſt, wie dunkel ihr Grund, wie bald ſie abbricht; nur wer am Himmelsbogen ſteht, kann ſie ermeſſen. Da drunten liegt die Welt, weitab, Alles, Alles zieht vorbei, vorbei, die Erde iſt untergeſunken: ein Geiſt ſchwebt über den Wolken . . .

So hatte Lorle ſich in den Himmel hineingedrängt. Reinhard hatte ſie eine Weile ſtarr betrachtet und dann emſig gemalt.

Stille war's lange; die Beiden wagten kaum zu athmen.

„Was haſt du ſo eben gedacht? Dein Antlitz war verklärt?“ fragte Reinhard.

„Ich bin geſtorben geweſen und allein,“ ſagte Lorle mit geiſterhaftem Blicke, ihre Arme hoben und fielen wie leblos

wiederum nieder. Reinhard faßte ihre Hand, er konnte aber nicht reden, er ſchaute ſie an wie eine überirdiſche Erſcheinung.

„Jetzt möcht' ich auch ſterben," ſagte Lorle endlich und Reinhard erwiderte: „Ich ſag', wie du: nein, erſt recht leben, lang, lang leben."

„Bin ich jetzt fertig?" fragte Lorle aufſtehend.

„Ja."

„So will ich gehen, es wird jetzt ſchon wieder fröhlicher werden."

Reinhard wollte ſie zum Abſchied küſſen, ſie aber wehrte ſtreng ab und ſagte: „Jetzt nicht, nein, mir zulieb." —

Reinhard gönnte ſich nun auch wieder einige Erholung. Auch ihm war ganz eigen zu Muthe, da er ſeit vielen Tagen in einer ſteten Spannung und Aufregung gelebt hatte. Als er das Lorle erklärte, ſagte ſie: „Mir iſt auch ſo, wie wenn ich aus der Fremde käm', wie wenn ich gar nicht daheim geweſen wär'." —

Auf ſeinen Wanderungen begegnete Reinhard wiederum Wendelin, der trübſelig ausſah. Reinhard fragte: „Was haſt? Warum biſt ſo traurig? Weil du ein neues Brüderle bekommen haſt?"

„O nein, von deswegen nicht, mein Vater hat geſagt, wo Fünfe halb hungern, kann ein Sechstes auch mitthun."

„Nun was haſt du denn?"

„Ja gucket, mein Scheck da (er wies auf eine ſtattliche Kuh), der iſt vorgeſtern verkauft worden für 53 Gulden; der Metzger Heuberer von G. (er nannte die Amtsſtadt) hat ihn kauft und läßt ihn noch ſechs Wochen laufen, nachher holt er ihn. Ich krieg' einen Sechsbätzner Trinkgeld, aber es macht mir kein' Freud; der Scheck iſt mir doch der liebſt' von allen und jetzt thut mir's ſo weh um den Scheck, der frißt jetzt da fort wie wenn er ewig leben ſollt', und da kommt der Metzger und ſchlägt ihm auf Einmal auf den Kopf und da liegt er, todt iſt er."

Der Knabe ſah Reinhard gedankenvoll an, dann fuhr er fort: „Mich freut's nur, daß der Metzger betrogen iſt."

„Wie ſo denn?

„Ja gucket, er hat den Scheck viel zu theuer 'kauft, aber er möcht' gern dem Meiſter (Dienſtherrn) das Maul ſüß machen, weil er ſein Lorle heirathen möcht', und da iſt er doch angeführt."

„Warum? Denkſt du nicht mehr ſo gut vom Lorle?"

„O Ihr!" ſagte der Knabe zornig, „wie er mich anguckt, wie ein geſtochener Bock mit ſeinem langen Bart; ja gucket nur

zu, ich fürcht' mich nicht, ich bin nicht in Euch vernarrt wie das Lorle."

„Woher weißt du das?"

„Ja, ich bin nicht ſo dumm. Wie vergangenen Sonntag der Martin nach der Stadt iſt, hab' ich für ihn Eure Stiefel 'putzt, und da iſt das Lorle kommen und hat geſagt, ich ſoll's gut machen und hat die Stiefel angeuckt, mit ein paar Augen, das waren Augen! Und da hab' ich's gleich gemerkt was es geläutet hat. Und geſtern Nacht, wie ich in der Kammer lieg', da hör' ich wie mein' Mutter dem Vater erzählt, daß das Lorle in Euch verſchoſſen iſt. Und wenn das Lorle fort iſt und mein Scheck iſt fort, und da geh' ich halt auch fort."

Reinhard ſuchte den Knaben zu tröſten, es bedurfte deſſen kaum, denn er ſang und jodelte hinter Reinhard luſtig in die Welt hinein.

Reinhard ſah nun, daß ihr Verhältniß doch ſchon dorfkundig war; er ging nachdenklich das Thal entlang. Es wurde Abend, die Mäher waren emſig, das thaunaſſe Oehmdgras zu mähen, die ſterbenden Gräſer hauchten noch würzigen Duft aus, Reinhard breitete oft die Arme aus, als wollte er tauſend Leben an ſeine Bruſt drücken. Jetzt befiel ihn aber ein Trübſinn: raſch, in voller Blüthe ihrer friſchen Liebe, wollte er Lorle Sein nennen, und doch war ſeine Zukunft ſo unſicher; er warf die Sorge von ſich, er wollte den Tag genießen, die fliehende Minute, und was gelingt nicht einem friſchen Herzen im freien Wandern? Reinhard ſah eine Weile ſein ſelbſt vergeſſend den Abendbremſen zu; die zogen jetzt erſt auf Nahrung aus und ſchwebten oft ganz ruhig, unbewegt auf einem Fleck in der Luft, wie an einem Abendſtrahl aufgehangen, ihre Flügel drehten ſich wie leichte Wolkenrädchen zur Seite, bis ſie wie angeſtoßen auffuhren; ſie hatten eine kaum ſichtbare Beute erhaſcht und hielten ſich nun wieder ruhig auf ihrer neuen Stelle. Der geräuſchvolle Tag verſtummte immer mehr, ein ſanftes, nächtiges Flüſtern hauchte durch Zweig und Gras, Reinhard ſchweifte immer weiter, es zog ein Lied durch ſeinen Sinn, er wußte nicht was, ihm war traurigfroh zu Muthe; da hörte er einen einſamen Burſchen jenſeits des Baches ſingen:

Ihr Sternle am Himmel,
Ihr Tröpfle im Bach,
Verzählet mei'm Schätzle
Mein Weh und mein Ach.

O die Liebe kann nicht genug Boten finden, ihre unnennbare Seligkeit und ihr tiefes Leid zu verkünden. Und der Burſche ſang weiter:

Die Sternle ins Waſſer,
Die Fiſchle in 'n See,
Die Lieb geht tief abe,
Geht niemals in d' Höh'.

Und jetzt ward noch mit anderer Weiſung der luſtige Schluß angehängt:

Ganget weg, ihr Burgersmädle,
Ganget weg, ihr Patſchele,
Da nehm' i mir e Bauernmädle,
Das ſind recht wackere.

Als Reinhard ſpät Abends nach Hauſe kam, fand er einen Brief aus der Stadt vor; er war vom Collaborator und lautete:

Kleinreſidenzlingen, an einem der Hundstage.

Oft habe ich im Wald einem Vogel zugehorcht, der mir ſeine Melodie hundertmal vorſang, als müßte ich ſie verſtehen, und wenn ich mich endlich zum Fortgehen anſchickte, war mir's als ſinge der luſtige Kauz jetzt erſt recht aus voller Seele, als riefe er mir nach: Du verſtehſt doch nicht was ich ſinge, und Millionen werden nach dir kommem und werden's auch nicht verſtehen. So geht mir's jetzt auch mit dem Volksgeiſte. Mir iſt's als ob jetzt, da ich fort bin, es erſt recht zu ſingen und zu klingen begänne. — Dieſe romantiſche Sehnſucht der modernen Menſchheit nach dem was hinter ihr iſt, verdreht ihr den Kopf; ich habe auch einen krummen Hals.

Es iſt nicht gut, daß dieſer Menſch auf ſich ſtehe, drum will ich ihm eine Anſtellung ſchaffen. So ſprach Gott der Herr, als er den deutſchen Menſchen gemacht hatte. Die Eichen im Walde werden nächſtens auch angeſtellt und erhalten das allerhöchſte Decret, das ſie zu einſtweiligen Symbolen und Hütern der deutſchen Kraft und deutſchen Freiheit ernennt; es gibt dann Referendars-, Aſſeſſors-, geheime und wirkliche geheime Eichen mit eigenem Laub. Wir Deutſchen ſind die ſolideſte Nation der Welt, es iſt die ſchändlichſte Verleumdung, daß man uns Gemeinſinn abſpricht; wer nur irgend ein gemachter Mann ſein will, ſetzt ſich auf den

Besoldungsstuhl und speist aus der Communschüssel. Fichte hat das Wesen des deutschen Gelehrten zu sehr aus seinem subjectiven Idealismus erfaßt, ich mache mir jetzt Excerpte, um in biographischen Umrissen nachzuweisen, welchen Einfluß die Staatsanstellungen auf die Gestaltung des deutschen Geistes gehabt haben.

Ich habe für die vornehme Species der Menschen einen eigenen Namen gefunden, sie heißen: die eisfressenden Thiere. Heute Morgen war ein Prachtexemplar bei mir, dein Gönner, der dicke rothe Tabled'hotenkopf, der hochwohlduftende Comte de Foulard, er hat sich sehr nach dir erkundigt; der Prinz ist aus Italien zurück, hat dort viel Bilder gekauft, hat in Rom dein Lob gehört, ist entzückt von deiner Waldmühle, kurz man will eine Gallerie errichten, will dich fesseln, das heißt anstellen. Da hast du's also. Wenn du kommst, ist die Sache abgemacht. Ich weiß nicht wie du darüber denkst; ich habe um meine Stelle auch supplicirt in der geheimen Hoffnung, daß nichts daraus wird, und nun weide ich schon bald sieben Jahre die geduldige Bücherheerde und scheere nur das eine und das andere um ein Excerpt, so was im Zaun hängen bleibt. Lieb wär' mir's wenn du einen Schleiftrog am Bein hättest, daß wir dich hier behielten. Mach' aber was du willst, ich rathe nichts; hast du Lust, so komm baldigst.

Ich habe mit meiner Schwester eine neue Wohnung bezogen, sie hat endlich ihr Putzgeschäft aufgegeben und pflegt nun mein Alter. Ich esse Mittags und Abends Suppe und kann hundert Jahr alt werden, wenn ich's erlebe.

Grüße mir die Alpenrose, Gott sende ihr Thau und Sonnenschein genug und lasse sie gedeihen.

Ich schreibe dir diesen Brief auf dem neuen Katalog den ich anzufertigen habe; ich bin ganz allein, mein Oberwallfisch wascht sich im Seebad.

Dein

Kohlebrater.

Beiwagen: Die sieben Gulden, die du mir zur Heimreise geliehen, kann ich dir erst zum Quartal, den 1. Oktober, wenn ich meine Löhnung fasse, erstatten. Brauchst du's früher, will ich's anderweitig entlehnen.

Unser Schulkamerad R., das sogenannte durchlöcherte Princip, hat eine Vocation ins Departement des Jenseits bekommen, er ist Assistent beim Weltgericht geworden.

Das Erdbeben, das wir vorgeſtern hatten, hat mich unendlich ergötzt; ach! wie haben ſie hier Alle gezittert! So muß einem Floh zu Muthe ſein, der auf einem fieberkranken Pudel hauſt."

Nachdem Reinhard dieſen Brief geleſen, verkündete er, daß er am Morgen nach der Hauptſtadt abreiſe und bald wiederkomme. Lorle ſchlief die ganze Nacht nicht, ſie machte ſich allerlei Gedanken über die ſo ſchnelle Abreiſe; Reinhard hätte ſie durch ein einziges Wort beruhigen können und er dachte nicht daran. Am Morgen ſah er Lorle noch einen Augenblick allein und ſagte ihr ſchnell: „Wenn ich ein Glück bekomme, theilſt du's mit mir?"

„Wenn ich nur Dich ganz krieg'," war die Antwort, vom Theilen ſagte ſie nichts.

Im Hauſe des Wadeleswirths war's nun wieder ſo ſtill und friedſam wie ehedem. Hatte Reinhard in der letzten Zeit auch weniger tolle Streiche losgelaſſen, ſo machte er doch noch immer Lärm genug im Hauſe; jetzt ging Alles wieder ſeinen alten Weg, kaum daß Einer mehr des Fernen gedachte. Wie ſchnell ſchließt ſich der Strom des Lebens hinter einem Menſchen, der aus einem Kreiſe tritt! Nur Lorle hegte das Andenken Reinhards tief im Herzen, Tag und Nacht. War ſie früher ſtets liebreich und gut gegen die Eltern und Alle im Hauſe geweſen, ſo war ſie's jetzt doppelt; ſie wollte immer Alles thun und bereiten für Jedes. Niemand wußte woher das kam, und man kümmerte ſich auch nicht viel darum; Lorle aber that dadurch im Innerſten Abbitte, daß ſie die Ihrigen in Gedanken ſchon verlaſſen hatte und bald ganz von ihnen ſcheiden werde, ſie wollte ihnen noch Gutes erzeigen, ſo viel ſie vermochte.

In der Stadt betrieb Reinhard ſeine Anſtellung mit allem Eifer. Als der Collaborator ſeine Verwunderung darüber äußerte, erwiderte er: „Ich will dir's nur geſtehen, ich bin mit Lorle verlobt."

„Was?" rief der Collaborator gedehnt, Staunen und Kummer ſprach aus ſeinem Antlitze; „wenn ſie Einer heirathen und aus ihrem Boden reißen dürfte, ſo wär' das nur ich, ich allein; ja lache nur, ich verſtehe ſie allein; du biſt viel zu wild, du darfſt eigentlich gar nicht heirathen. Hat dir denn der Vater das Mädchen gegeben?"

„Nein."

„O, ſo iſt noch Hoffnung, daß ſie Keiner von uns Beiden bekommt," ſchloß der Collaborator ſchelmiſch.

Reinhard ging nicht vom Fleck, bis er ſein Ernennungsdecret erhalten hatte. Am Morgen nachdem ſolches ausgefertigt war, ſagte er beim Erwachen zu ſich ſelber: „Guten Morgen, Herr Inſpector, mit dem Titel Profeſſor; haben Sie wohl geruht? Haſt dir nun auch ein Hundsband umbinden laſſen und war dir doch ſo wohl, als du frei umhergelaufen biſt.“ Als er vor dem Spiegel ſtand, verbeugte er ſich ganz höflich und ſagte: „Ihr Diener, Herr Profeſſor! Gehorſamer Diener ſiebente Rangklaſſe.“

Dennoch freute ſich Reinhard in dem Gedanken, wie ganz anders er nun vor den Wadeleswirth hintreten und um deſſen Tochter freien könne, und wie glücklich auch Lorle ſein werde.

Schnell packte er ſeine Gliederpuppe und einiges alte Seidenzeug zuſammen, das er zur Gewandung gekauft hatte, und bald rollte er wieder dem Dorfe zu, wo ſeine Liebe wohnte.

## Nur ſtet.

Auf dieſer Fahrt machte ein Gedanke die Wangen Reinhards von einer fremden Glut entbrennen. Er kam ſo eben aus den Kreiſen der teppichunterbreiteten Exiſtenzen, alsbald überkam ihn ein beſonderes Behagen an dieſer verfeinerten Welt, an dieſer Anmuth heiterer Geiſtesſpiele, voll tändelnder Muſik und ſprühender Witzfunken, fernab von der rauhen Wirklichkeit, ausſchreitend aus der engbürgerlichen Umzäunung; er hatte das Gelüſte raſch niedergekämpft, jetzt kam es in veränderter Geſtalt wieder und zeigte ihm, wie Lorle dieſe Freiheit des Lebens nie verſtehen werde, wie ſie doch ſeinem ganzen künſtleriſchen Denkkreiſe fern ſtehe — er war in ſeinem eigenen Hauſe mit ſeinem tiefſten Wollen ein Fremder.

Das war ein böſer Blutstropfen in Reinhard und er machte ihm die Wangen glühen.

Den Gedanken: Lorle nach und nach heranzubilden, warf er bald von ſich und er rief faſt laut: „Nein, ſie ſoll das friſche Naturkind bleiben mitten im Trödel der Stadt; ſie bedarf keiner andern Welt, ich bin ihre ganze Welt.“ — Er bat ſie in Gedanken um Verzeihung, daß ſein Sinn nur einen Augenblick ſich von ihr entfernen konnte.

Für ein erregbares Gemüth haben weite Strecken, die von einer Lebenswendung bis zur andern zu durchmeſſen ſind, ihr

Gutes und ihr Schlimmes; ſie dämmen oft die berauſchende Seligkeit des Gefühls, beſchwichtigen aber auch die leicht ſich eröffnenden Zwieſpältigkeiten.

Sorglos, als wäre das nicht der entſcheidendſte Lebensgang, fuhr Reinhard dahin; ſelbſt ſeine Sehnſucht war eine abgeklärte, friedſame. In der Amtsſtadt ließ er ſein Gepäck zurück und eilte auf dem Waldwege dem Dorfe zu. Je näher er kam, deſto heftiger loderten die Flammen der Liebe wieder in ihm auf; mit zitternden Pulſen rannte er dem Hauſe zu. Die Bärbel ſtand unter der Thür und reichte ihm die ſchwielige Hand: „Ihr kommet bald wieder, ich hätt's nicht glaubt," ſagte ſie; Reinhard konnte nicht antworten, zu Lorle wollte er ſein erſtes Wort ſprechen; er eilte die Treppe hinan, Niemand war im Hauſe. Lorle war, wie Bärbel erzählte, mit den Eltern nach der Stadt gefahren, von wo Reinhard eben herkam.

Mit der Botſchaft der Lebenserfüllung auf den Lippen ſtundenlang harren zu müſſen, das war eine ſchwere Aufgabe.

Reinhard machte ſich bald wieder auf, den Ankommenden entgegen zu gehen, aber als er ſchon eine Stunde den Waldweg gegangen war, beſann er ſich erſt, daß er ſo in Gedanken dahingeſchritten ſei, während doch das Wägelchen mit den Heimkehrenden bereits den Fuhrweg dahingerollt ſein konnte; er kehrte ſtill wieder um, traf jedoch auch die Erwarteten noch jetzt nicht zu Hauſe. Mit namenloſer Angſt quälte ihn der Gedanke, daß ihm Lorle mit Gewalt entzogen ſein konnte, die Eltern waren ja mit ihr in der Stadt und er mußte ſich ſagen, daß er durch ſeine Zweifel ſolches verſchuldet haben konnte; aber die ganze Treue Lorle's ſtand wieder vor ihm, und als es Nacht wurde, war es ihm als ob das Bild auf der Staffelei hell leuchte; er zündete Licht an und betrachtete jetzt nach längerer Abweſenheit das Bild wieder; er ſtaunte faſt vor ſich ſelbſt, hier war ihm etwas gelungen, was ein Anderer, ein Mächtigerer geſchaffen hatte.

Reinhard nahm die Zither und wollte ſpielen und ſingen, aber er hörte bald wieder auf, er legte ſich endlich angekleidet auf das Bett, er wollte heute noch die Seinigen ſprechen, keine Stunde ſeines Glückes verſäumen; er verſchlief aber doch die Ankunft der Hausbewohner, die ſpät in der Nacht erfolgte.

Die Mutter war zu Bett gegangen, der Vater ſaß im Stüble und las die mitgebrachten Zeitungen, Lorle machte ſich aber, trotz

aller Ermahnungen, noch immer Etwas in der Stube zu ſchaffen; endlich kam ſie zaghaft zum Vater ins Stüble und ſagte:

„Aetti, ich hab' ein' Bitt'. Machet das Licht aus und bleibet da."

„Nur ſtet, warum denn?"

„Ich bitt', ich hab' Euch was zu ſagen und ich kann's nicht ſo."

„Närriſches Kind, meinetwegen. Nun jetzt iſt das Licht aus, nun jetzt red'."

Lorle legte die Hand auf die Schulter des Vaters und ſagte ihm mit zitternder Stimme ins Ohr: „Der Herr Reinhard hat mich gern und ich ihn auch, und er will mich und ich will ihn und keinen Andern auf der ganzen Welt."

„So? Und das habt ihr unter euch ausgemacht?"

„Ja."

„Nur ſtet, gang jetzt ſchlafen, morgen iſt auch ein Tag; wir reden ein andermal davon."

Kein Bitten und kein Betteln Lorle's half, ſie erhielt keinen andern Beſcheid.

Als der Wadeleswirth nun noch gewohntermaßen das ganze Haus durchmuſterte, fand er die Thüre Reinhard's halb offen, er drehte von außen den Schlüſſel um; Reinhard war eingeſchloſſen.

Am Morgen ward Lorle vom Vater „zeitlich" geweckt. Als ſie herabgekommen war, ſagte er: „Du gehſt gleich auf die Hohlmühle und bleibſt da bis ich komm'."

Lorle mußte gehorchen, ſie wußte wohl, da half keine Widerrede; ſie durfte nicht mehr die Treppe hinauf, ſondern mußte ſich ſchnurſtracks aufmachen.

Der Wadeleswirth ging umher und zankte mit Stephan und mit Allen, weil ſie eben keine ſo ſchlafloſe Nacht gehabt hatten wie er; endlich ſaß er im Stüble und las die Fruchtpreiſe auf den verſchiedenen Schrannen, aber trotz der hohen Sätze hatte er die Lippen zuſammengekniffen und trommelte unwillig mit dem Fuße auf dem Boden. Von oben vernahm man jetzt mächtiges Pochen an eine Thüre, da errinnerte ſich der Wirth, daß er Reinhard eingeſchloſſen habe, und befahl der Bärbel, ihm aufzuſchließen; dadurch erſparte er ſich's auch, dem Maler alsbald friſchweg die Meinung zu ſagen. Reinhard kam zum Wirth und ſtreckte ihm beide Arme entgegen, dieſer aber ſaß ruhig, hielt mit beiden

Händen die Blätter und so darüber wegschauend, sagte er: „Auch wieder hiesig?“

„Und ich hoffe zu Hause,“ sagte Reinhard.

„Nur stet. Ich sag's Euch grad heraus, packet Eure Sachen zusammen und b'hüt Euch Gott.“

„Und das Lorle?“ fragte Reinhard zitternd.

„Das will ich schon wieder zurecht bringen, das ist mein' Sach', da hat Niemand nichts drein zu reden.“

„Und ich geh' nicht aus dem Haus, bis mir das Lorle selbst gesagt hat, daß ich gehen soll.“

„So? Ist das der Brauch bei euch Herren aus der Stadt? Ich kann auch anders ausgeschirren. Verstanden?“ sagte der Wadeleswirth aufstehend.

„Ich hätte den Bauernstolz nicht bei Euch vermuthet,“ sagte Reinhard.

Der Wadeleswirth schnaubte grimmig und ballte beide Fäuste; er schaute Reinhard von oben bis unten stumm an, wie wenn er sagen wollte: was glaubst? bin ich der Mann, mit dem man so redet?

Reinhard schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Ihr seid doch sonst ein gescheiter Mann, warum seid Ihr jetzt so wild. Was hab' ich Euch leid's than?“

Diese sanft gesprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht und der Wadeleswirth sagte mit stockender Stimme: „So? Und mein Kind, mein' einzige Tochter wegstehlen?“

„Lorle soll reden. Wo ist sie?“ fragte Reinhard.

„In der Haut bis über die Ohren, wenn sie nicht da ist, ist sie verloren. Das Lorle ist nicht da, so lang Ihr da seid.“

Nach einer Weile, in der er das schmerzdurchwühlte Antlitz Reinhards betrachtet hatte, fuhr der Wirth fort:

„Ich kann's Euch schon sagen, wo das Mädle ist: auf der Hohlmühle.“

„Ich verspreche Euch,“ sagte Reinhard schnell, „kein Wort ohne Euer Wissen mit ihr zu reden.“

„Glaub's, Ihr seid sonst allfort ein rechtschaffener Mensch gewesen, und jetzt muß ich auf's Feld,“ sagte der Wadeleswirth ruhiger.

Er ging fort und Reinhard auf sein Zimmer. Wie glücklich war dieser jetzt, daß er nach der Gliederpuppe die Gewänder malen

konnte; er war unausgeſetzt fleißig und ließ ſich ſogar das Mittageſſen auf ſein Zimmer bringen.

Die Bärbel, die Alles wußte, tröſtete Reinhard und ſagte, er ſolle nur die Hoffnung nicht fahren laſſen, der Alte ſei zäh', er müſſe ein gut Weilchen am Feuer ſtehen bis er weich werde. Auch die Mutter kam leiſe herauf geſchlichen, ſie redete nichts von der Hauptſache, aber an der Sorglichkeit, die ſie für alle Bedürfniſſe Reinhards hatte, konnte er wohl merken, daß ſie auf ſeiner Seite war.

Am Abend erzählte Reinhard dem Vater, wie er blos Lorle zulieb ſich eine Anſtellung geholt habe und wie er ſie ewig glücklich machen wolle. Der Wadeleswirth war ſtill und ſchaute über das Glas weg, das er eben zum Munde führen wollte, Reinhard bedeutſam an.

Als die Bärbel am andern Morgen Reinhard den Kaffee brachte, ſagte ſie:

„Glück und Segen!"

„Wozu?"

„Ihr ſeid ja Profeſſor geworden, der Alte hat geſtern Nacht ſeiner Frau noch viel davon vorgeſchwatzt, es gefallt ihm doch wohl, das Waſſer fangt ſchon zu ſieden an."

Der Alte ging immer brummig im Hauſe umher und hatte ſogar, was ſonſt nie geſchah, kleine Häkeleien mit ſeiner Frau; er hätte gar zu gern gehabt, ſie möchte ihm weidlich mit Reden und Bitten zuſetzen, daß er die Sache doch ins Reine bringen möge; ſie aber that, wie man ſagt, „kein Schnauferle," ſie wollte die Verantwortung für ſpätere Tage nicht haben. Und dann war's ihr doch auch wind und wehe, ihr Kind ſo weit weg unter ganz fremde Verhältniſſe zu geben; ſie war von dem Sorgen und Nachdenken ſo müde, daß ſie bald da bald dort, wo nur ein Plätzchen war, ſich niederſetzte und ausruhte.

Am dritten Tage kam der Wadeleswirth zu Reinhard auf ſein Zimmer, ſetzte ſich und redete lange nichts; endlich begann er:

„Ich hab' mich reſolvirt. Es geht mir ein Stück aus dem Herzen, wenn ich das Kind ſo weit weg geb'; aber was iſt da zu machen? Ich thu' Euch alſo den Vorſchlag, ich will mein Lorle noch auf ein Jahr zu den Kloſterfräulein thun, da ſoll's lernen, was man in der Stadt braucht, und ſeid ihr Beide dann noch ſo gewillt, wie jetzt, nun, ſo in Gottes Namen."

Reinhard widerſprach und betheuerte, daß Lorle nichts zu lernen

habe, gerade ſo wie ſie jetzt ſei, mache ſie ihn glücklich; der Alte lächelte und ging davon.

Drei Tage und drei Nächte hatte Lorle in ſchweren Gedanken auf der Mühle zugebracht; kein Bote kam, Stephan wußte nichts, und oft war's in Wahrheit als ob ſie in eine andere Welt verſetzt wäre. Am vierten Morgen kam der Wadeleswirth und holte ſeine Tochter, er hatte ein unwirſches Anſehen und Lorle folgte ihm ſtill wie ein Opferlamm. Der Vater zürnte nicht auf das Kind, er zürnte nur mit ſich ſelber, weil er nun doch nachgeben müſſe.

„Haſt du den Reinhard noch gern?" fragte er einmal, als ſie ſchon eine gute Strecke mit einander gegangen waren.

„Ja, ſo lang ich leb'," erwiderte Lorle. Und nun gingen ſie wieder ſtill dahin, Keines redete ein Wort. Der Wadeleswirth war durchaus der Mann nicht, der ſorgfältig Ueberraſchungen zu bereiten ſtrebte; das Kind mußte nur ſchweigen, ſo lang er nicht zu reden begann, und er wollte nicht reden, weil's ihm nicht darum war; auch war's ihm zu viel, das was er zu ſagen hatte zweimal vorzubringen.

Reinhard hatte indeß von der Bärbel die Mittheilung erhalten, daß Lorle mit dem Vater käme; er eilte den Beiden entgegen und als ſie ſich jetzt zum Erſtenmale wieder ſahen, flammte ihre ganze Liebe auf und Reinhard rief: „Vater, gebt mir das Lorle jetzt, hier."

„Nur ſtet, das iſt nichts ſo, wie Bettelleut' hinter der Heck; wartet bis wir heim kommen."

In dieſem Schlußſatz lagen vielverheißende Worte. Hand in Hand ſchritten die Liebenden dahin, ſie bedurften keines Austauſches der Worte. Als man gegen das Dorf kam, machte ſich Lorle etwas an ihrem Schurzbändel zu ſchaffen, ſie ließ dadurch die Hand Reinhards los und faßte ſie nicht wieder.

Im Stüble war endlich die ganze Familie beiſammen; Alles ſtand, nur der Vater ſaß und nach einer ſeltſamen Pauſe begann er:

„Alte, was meinſt? ſollen wir ſie einander geben?"

„Wie du's machſt, iſt's Recht," ſagte die Frau.

„Guck, Lorle, ſo muß eine Frau ſein, merk' dir das, bis du einmal eine biſt," ſagte der Vater und Lorle ward glühendroth, da ſie ihre Zukunft ſich vorhalten hörte. Der Vater ſagte nun aufſtehend: „Ich mein' wir machen jetzt die Handreichung und wenn die Ernt' vorbei iſt, halten wir Verſpruch, und über's

Jahr könnet ihr in Gottes Namen heirathen. Hat mein Bauernſtolz Recht?“ fragte er, Reinhard derb auf die Schulter klopfend.

„Guter Vater!“ war Alles, was dieſer hervorſtottern konnte.

„Nun, Ihr ſeid auch ein guter Menſch, ich will das nicht läugnen. Jetzt fertig.“

Alles reichte ſich nun die Hand und Reinhard küßte noch die Mutter innig, den Vater konnte er nicht küſſen, dieſer ſchüttelte ihm nur ſtarr die Hand.

Als die halb unterdrückte Rührungsſcene noch nicht vorüber war, ſtellte ſich der Wadeleswirth wieder breitſpurig vor Reinhard und ſagte:

„Jetzt hab' ich noch ein Wörtle mit Ihm zu reden, du Lump, du liedricher! Und was ich dem Mädle geb', darnach fragt Er gar nicht und thut wie wenn Er ein Bettelmädle bekäm'? Und unſer gut Sach', was wir erhauſet haben, das iſt Ihm ein Pfifferling, das iſt Ihm gar nichts werth? Petz Heidekukuk, das iſt ein' Lumpenwirthſchaft. Ja, es iſt mir ernſt, es iſt da nichts zum Lachen, Himmelheide —“

„Um Gottes willen ſei doch ſtill,“ rief die Mutter, „wenn's ja Ein's hört, ſo meint es, du thäteſt zanken und wir hätten Händel.“

„Lorle,“ erwiderte der Vater, „merk' dir das jetzt auch, das mußt du nicht thun; wenn der Mann red't, muß das Weib ſtill ſein. Jetzt genug, jetzt ganget ans Geſchäft.“

Alles entfernte ſich, Lorle wollte mit Reinhard Hand in Hand weggehen, der Vater aber winkte ihr und ſagte: „Bleib du noch ein bisle da.“ Lorle war allein mit dem Vater im Stüble und dieſer ſagte: „Jetzt biſt doch zufrieden? brauchſt nicht heulen, darfſt luſtig ſein; jetzt paß auf ... ja, was ich doch ſagen will, ja ... mach', daß du dein Kränzle am Hochzeitstag mit Ehr' und Gewiſſen tragen kannſt.“

Lorle fiel dem Vater nicht um den Hals, ſie verbarg ihr Antlitz nicht, frei und ſtolz ſchaute ſie drein und ſagte feſt: „Aetti, Ihr wiſſet gar nicht, wie brav er iſt.“

„Glaub's, iſt mir ſchon Recht, wenn er brav iſt, verlaß dich aber auf kein' andere Bravheit als auf die deinige; jetzt gang.“

Das waren nun glückſelige Tage, die den Verlobten aufgingen. In Reinhard hatte das Offenkundige ihres Verhältniſſes gar nichts geändert, Lorle dagegen fühlte ſich jetzt viel freier; ſie war ſtets voll Entzücken, wenn Eines nach dem Andern aus dem Dorf kam

und ihr Glück wünſchte. Faſt Jedes hatte etwas Beſonderes an Reinhard zu loben und man bedauerte nur, daß Lorle ſo weit weg käme; ſie nahm aber Jedem das Verſprechen ab, daß es ſie beſuchen, bei ihr wohnen und eſſen müſſe, wenn es nach der Hauptſtadt käme.

Einige Beſonderheiten Lorle's zeigten ſich ſchon jetzt. Faſt nie ließ ſie ſich von Reinhard am Arme durch das Dorf führen, draußen aber faßte ſie ihn von ſelbſt, hüpfte und ſang voll Freude. Nie war ſie zu bewegen an einem Werktage Mittags mit Reinhard ſpaziren zu gehen, wenn aber der Feierabend kam, dann war ſie bereit; das war der Dorfſitte gemäß, unter deren Herrſchaft ſie ſtand.

Ein Umſtand veranlaßte viele Erörterungen zwiſchen dem Schwiegervater und Reinhard. Dieſer wollte nämlich ſchon zum Frühherbſt heirathen, er konnte nicht lange Bräutigam ſein, ſich nicht Monate und Jahre mit der Sehnſucht nähren; der Schwiegervater wollte aber durchaus nicht, daß man die Sache ſo über's Knie abbreche. Das Weibervolk im Hauſe wußte indeß, daß er ſchon nachgeben werde, und die Mutter ließ bei allen Webern in der Umgegend tuchen und bei allen Näherinnen ſchneidern, während die Schweſter des Collaborators nach einem genauen Maß die Stadtkleider für Lorle fertigte.

Lorle wollte durch ihre Brautſchaft keinerlei Arbeit und Verbindlichkeit im Hauſe entledigt ſein, ja ſie war emſiger als je; ſie wollte noch Alles in Stand bringen und in Ordnung verlaſſen, es war ihr wie einem ehrenhaften Dienſtboten, der, bevor er den Dienſt verläßt, freiwillig das ganze Haus von oben bis unten ſcheuert und ſäubert. Reinhard mußte ſie gewähren laſſen, dafür war ſie aber auch auf den Abendſpazirgängen voll friſchen Lebens.

„Mir iſt allfort," ſagte ſie einmal, „wie wenn heut Samstag wär' und morgen iſt Sonntag, und da kommt wieder ein Tag und da kommt mir's wieder wie Samstag vor und ſo fort. Ich bin ſo froh, ſo froh, ich möcht' nur, ich weiß gar nicht was ich möcht'."

Ein andermal, als ſie durch den Wald gingen, flogen Lorle gar viele Nachtfalter ins Geſicht, ſie ärgerte ſich darüber und Reinhard bemerkte: „Dein Geſicht iſt ſo lauter Licht, daß ſich die Nachtfalter drin verbrennen wollen; ich bin auch ſo."

Lorle faßte einen Baumzweig, ſchüttelte Reinhard den Nachtthau ins Geſicht und ſagte: „So, da iſt gelöſcht."

Ueber Zittergras und blaue Glockenblumen weinte Lorle die erſten Brautthränen.

Die Verlobten gingen mit einander über die Wieſe; da raufte Reinhard jene Pflanzen aus und zeigte Lorle den wunderſam zierlichen Bau des Zittergraſes und die feinen Verhältniſſe der Glockenblume; „das gehört zu dem Schönſten was man ſehen kann,“ ſchloß er ſeine lange Erklärung.

„Das iſt eben Gras,“ erwiderte Lorle und Reinhard ſchrie ſie an: „Wie du nur ſo was Dummes ſagen kannſt, nachdem ich ſchon eine Viertelſtund' in dich hineinrede.“

Große Thränen quollen aus den Augen Lorle's hervor, Reinhard ſuchte ſie zu beruhigen, aber innerlich war er doch voll Aerger, denn er vergaß, daß nur wer die Seltenheit und Pracht der Zierpflanzen lange erſchaut hat, wieder an den einfach ſchönen Formen des Graſes ſich ergötzen mag.

Dieſer Abend bebte wehmüthig in der Seele Lorle's nach, ſie gab Reinhard keine Schuld, ſondern ward nur faſt irr an ſich; ſie kam ſich nun wirklich grauſam dumm vor und oft, wenn er ſie um Etwas fragte, ſchreckte ſie zuſammen, aber lügen konnte ſie nicht, keine Theilnahme und kein Verſtändniß heucheln. Die Liebe aber überwindet Alles. Lorle nahm ſich vor, recht aufzumerken, wenn Reinhard Etwas ſagte, denn er war ja viel geſcheidter. So verlor ſich nach und nach ihre Zaghaftigkeit wieder und ſie war das harmloſe Kind von ehedem.

Auch ein Schreckbild ward Reinhard einmal für Lorle. Einſt ſaß er Abends mit dem Vater überaus luſtig beim Glaſe, Lorle ſchnitt Brod ein zur Suppe und war ganz glückſelig, daß die Beiden ſich ſo lieb hatten, ſie ſah immer von Einem auf den Andern und legte zuletzt die Hände feſt zuſammen, als wären es die Hände der beiden treuen Menſchen, die ſo traut bei einander ſaßen. Reinhard war wieder zu allerlei Schalkhaftigkeiten aufgelegt, er taumelte nun in der Stube umher, ſprach mit lallender Zunge unverſtändliche Worte, ganz wie ein Betrunkener. Lorle wußte doch, daß er nur ſcherze, aber ſie rang die Hände über dem Kopf und rief aus allen Kräften: „Um Gottes willen, Reinhard, Reinhard! Laß das bleiben! So darfſt du nicht ausſehen.“

Reinhard hörte ſogleich auf, aber Lorle zitterte noch lange über dieſen Scherz; ſie war keineswegs ſo empfindſam, ſie kannte das Leben und ſeine Verunſtaltungen und hatte ſchon manchem

Bruder Saufaus tüchtig den Marsch gemacht, aber Reinhard kam ihr durch solche Nachahmung ganz verzerrt und entwürdigt vor; sein hohes Wesen, zu dem sie so demüthig aufschaute, durfte auch nicht im Scherze so erniedrigt werden. Fast die ganze Nacht konnte sie das häßliche Bild nicht vergessen, und erst, als Reinhard ihr am andern Morgen versprach, nie mehr solchen Scherz zu treiben, verschwand es aus ihrer Seele.

Diese beiden Zwischenfälle waren die einzigen Störungen in dem Liebesleben; sonst ging stets Freude vor ihnen her und Entzücken grüßte sie von jedem Baumblatt und aus jedem Gräschen.

Wer kann erfassen, wie eine Seele in sich jauchzt und jubelt, wenn sie stumm aufgeht in ihr Jenseits? Warum klingt uns allüberall in tausendfältigen Klängen die Kunde von den Schmerzen und Zwiespältigkeiten des Lebens entgegen? Ist's der Schmerz allein, der zum Bewußtsein ruft und drin haftet? Die Freude und das Entzücken sind das wahre Dasein, da ist das Einzelbewußtsein untergesunken, in Liebe aufgelöst, in ihr gestorben und lebt doch das wahre, das selig ewige Leben . . . .

Die Madonna war vollendet und zur Ausstellung nach der Stadt geschickt. Zu seiner Betrübniß erhielt Reinhard die Nachricht, daß der Collaborator unvorsichtigerweise verrathen hatte, wer zur Madonna Modell gesessen. Ein in Rom katholisch gewordener Engländer, der sich eben in der Residenz aufhielt, bot eine namhafte Summe für das Bild; Reinhard gab es hin, sowohl weil er seine Frau nicht nach der Stadt bringen wollte, wo das Bild war, als auch aus einem andern Grunde. Die materielle Kehrseite fehlt keinem Verhältnisse. Reinhard bedurfte Geld zu seiner häuslichen Einrichtung, und sah er auch mit Wehmuth das, was er aus tiefster Seele geschaffen, in eine verlassene Kapelle nach England wandern, um es nie wieder zu schauen; er ließ es ziehen.

Der Collaborator miethete für Reinhard eine Wohnung und seine Schwester richtete sie ein. Mit dieser Nachricht wurde nun der Wadeleswirth bestürmt, die baldige Hochzeit zu gestatten.

So voll Selbstgefühl und freigesinnt auch der Wadeleswirth war, so that es ihm doch besonders wohl, wenn er bei den Leuten im Dorfe: „Mein Tochtermann, der Professor," sagen konnte; auch hatte er Reinhard in der That von Herzen lieb gewonnen. Als nun die Frauen sich mit den Bitten Reinhards vereinten, sagte er;

„Ich seh' schon, Ihr habt die Sach' mit einander gebestelt, ich weiß wohl, ich gelt' nichts im Hause; nun meinetwegen."

Reinhard lief sogleich zum Pfarrer und bat ihn, Sonntag das erste Aufgebot zu halten. An dem versprochenen Kirchenbilde arbeitete er nun mit erstaunlichem Fleiß, er warf es in derben Zügen für die Ferne hin und nur einzelnen Köpfen widmete er eine sorgfältige Ausführung. Auf den Sonntag vor der Einweihung der neuen Kirche war der Hochzeitstag bestimmt. Lorle bat, daß sie doch noch über die Festlichkeit bleiben möchten, aber Reinhard hatte keine Lust mehr, diesen Jubel mit zu feiern: er sehnte sich fort aus dem Dorf.

## Sie ziehen in die weite Welt.

Vroni war von der Mühle hereingekommen und blieb die ganze letzte Woche, sie schlief mit Lorle in einem Bette und die Mädchen verplauderten oft die halben Nächte. Lorle konnte der Vroni nicht genug ans Herz legen, wie sie die Eltern pflegen solle, wenn sie nicht mehr da sei.

Am Vorabend der Hochzeit stand Lorle bei der Bärbel und weinte bitterlich, daß sie nun auch diese getreue Pflegerin verlassen solle; sie klagte, wie sie sich in der Stadt werde gar nicht zu helfen wissen, da sagte die Bärbel:

„Ich kann's nicht mehr, ich hab' ihm versprochen, daß ich nichts sagen will, aber es geht nicht. Sei ruhig, der Reinhard hat so lange an mir bittet und zerrt, daß ich jetzt zu euch nach der Stadt geh'. Sei heiter, ich bleib bei dir, so lang du mich behältst."

Lorle eilte zu Reinhard und umhalste ihn mit maßloser Innigkeit; sie verscheuchte ihm dadurch auch den Mißmuth, den er so eben durch einen Brief des Collaborators empfunden hatte; er hatte ihn als seinen einzigen Freund zur Hochzeit eingeladen; die abschlägige Antwort, die verweigerten Urlaub als Grund angab, war voll grämlicher Bitterkeit auch gegen Reinhard.

Am Hochzeitmorgen sah Reinhard Lorle nur einen Augenblick und er sagte: „Mir ist so stolz und hoch zu Muth, wie einem König an seinem Krönungstage."

„Nicht so, fromm sein," erwiderte Lorle, das waren die einzigen Worte, die sie vor der Trauung mit ihm redete.

Lorle ließ sich noch in ihrer Dorftracht trauen. Als sie aus

der Kirche kam, ging ſie auf ihr Kämmerlein, um die Stadtkleider anzuziehen. Lange lag ſie hier auf den Knieen und betete weinend: „Heiliger, guter Gott, ich will gern ſterben, wann du willſt, du haſt mir bisher geholfen, ich will Alles auf mich nehmen, ich hab' das erlebt, du biſt gut und haſt mich das erleben laſſen, hilf mir gut ſein, hilf!“

Sie richtete ſich auf und rief Broni, daß ſie ſie ankleide; ſie zog keines der weit ausgeſchnittenen ſeidenen Kleider an, ſondern ein einfaches weißes, das bis an den Hals geſchloſſen war.

Ein Jedes ſah voll Freude auf Lorle, als ſie ſo herabkam, ihr Gang, jede Bewegung ihrer Hand, Alles war ſo feierlich wie ein heiliger Choral.

Bei Tiſche ging's luſtig her, der Wadeleswirth war überaus aufgeräumt und machte allerlei Späße. Lorle war's, als wäre ſie verantwortlich für alle Reden ihres Vaters und ſie fand Manches nicht am Platze; ſie gäbelte nur immer ſo auf dem Teller herum, aß aber Nichts, trotz aller Zureden. „Ich bin ſatt, ganz ſatt,“ war ihre ſtete Entgegnung, die die vollſte Wahrheit enthielt.

„Laſſet's in Fried',“ rief endlich der Wadeleswirth, „wenn das Lorle auch nichts ißt, meine Kinder ſind g'fräßig und g'ſüffig, es ſchmeckt ihnen Alles, ſie kommen aus einem rauhen Stall; von deßwegen, Profeſſor, könnet Ihr mit meinem Lorle bis Paris reiſen, es iſt nicht ſchleckig.“

Nach dieſer Rede ſchaute er rundum allen Leuten ins Geſicht, ſich den Beifall zu holen, weil er ſo etwas gar Geſcheites geſagt hatte; als aber Niemand Lob zunickte, rief er, vom Wein erregt: „Zur Geſundheit, Herr Pfarrer, auf die neu' Kirch' und daß ſie auch von innen ... ja ich hab' was, aber es wird nicht geſagt, von meinem Tochtermann, aber es wird vorher nichts geſagt.“

Die Tafelmuſik ſpielte manche luſtige Weiſe und die Fröhlichkeit hatte noch lange nicht ihren Gipfelpunkt erreicht, als man jetzt in einer Pauſe Peitſchenknallen vor der Thür vernahm: Reinhard und Lorle ſtanden auf, Alles folgte ihnen. Vor dem Hauſe ſtand das Wägelchen, das Gepäck war ſorgſam feſtgebunden, der Rapp war angeſpannt und Martin ſtand da und hielt das Leitſeil.

Lorle ſah immer auf den Boden als ſie über den Hof ging, als wäre überall Etwas, das ſie aufhielte, über das ſie wegſteigen müſſe. Die Hochzeitsgäſte ſtanden alle rings um das Wägelchen, da kam der Wendelin und übergab Lorle ſchluchzend eine Amſel,

die er gefangen, in einem ſelbſtverfertigten Käfig, Lorle ſolle ſie mitnehmen; man verſprach ihm, daß die Bärbel ſie mit nach der Stadt bringen werde, da ſie nicht für die Reiſe tauge. Der Knabe ging ſtill mit ſeinem Vogel davon. Der Wadeleswirth hatte die Peitſche vom Wägelchen genommen und hieb dem Rappen eins auf, daß dieſer ſich hoch aufbäumte und ihn Martin kaum halten konnte.

„Paß auf," ſagte jetzt der Wadeleswirth zu Reinhard, „wenn man von Haus wegfährt, muß man dem Gaul ein Fitzerle geben, daß er's auch weiß, daß man die Peitſch' bei ſich hat; hernach braucht man ſie oft den ganzen Weg nicht mehr. So iſt's auch mit dem Weib. Man muß ſie gleich von Anfang merken laſſen, wer Meiſter iſt, nachher iſt's gut und man kann die Peitſche ruhig neben ſich hinſtecken, aber das Leitſeil muß man feſthalten, rr! hu! Rapp! o oha."

Der Wadeleswirth ſah ſchmunzelnd auf ob ſeiner klugen Rede; er hatte heute Unglück, er konnte noch ſo Geſcheites vorbringen, man hörte nicht recht darauf. Lorle ſtand an die Mutter gelehnt und weinte; es war als wollte ſie zuſammenbrechen vor Schmerz. Die Mutter ſagte: „Alter, du könnteſt auch was Beſſeres reden zum Abſchied wenn ein Kind fortgeht, kann ſein auf ewig." — Sie preßte die Lippen zuſammen, ſie konnte nicht weiter ſprechen.

Dem Wirth war's plötzlich wie wenn man ihm einen Kübel Waſſer über den Kopf ſchüttete; er legte die Peitſche auf das Wägelchen und ſagte:

„Nu, nu, nu, nur ſtet. Lorle, ich will dir was ſagen, heul' nicht; wenn du Geld brauchſt, was dir fehlt, was es iſt, du weißt, du haſt einen Vater, und wenn's einen Buben giebt weißt wo du die Gevattersleut' holſt, verſtanden? Jetzt heul' nicht, ich kann das Heulen nicht leiden; heul' nicht, oder ich laſſ' dich bigott nicht vom Fleck." — Er ſchlug ſich den Hut tiefer in den Kopf, ballte beide Fäuſte und fuhr fort: „Du biſt mir nicht feil, nicht für ein' Million. Profeſſor, komm her; wenn du noch Reu' haſt, komm her, kannſt mir mein Lorle da laſſen, bleib' daheim, Lorle."

Die junge Frau ſchlug lächelnd die Augen auf und reichte dem Vater die Hand, dieſer fuhr fort: „Profeſſor, jetzt hör' noch Eins, ich will dir was ſagen, bleib' da mit ſammt dem Lorle; wirf denen in der Stadt den Bettel vor die Thür, du brauchſt's nicht, du biſt mein Tochtermann und übernimmſt die Wirthſchaft,

du kannst Lindenwirth sein, ich übergeb' dir Alles, wir ziehen ins Unterstüble; laß abpacken, bleibet da."

„Und meine Kunst und mein Geschäft?" fragte Reinhard.

„Ja freilich, davon versteh' ich nichts," antwortete der Vater, er hielt Lorle's Hand in der seinen und schärfte sich die Lippen mit den Zähnen; das sollte die Bewegung, die sich seines Antlitzes bemächtigte, zurückdämmen.

Die Mutter nahm Reinhard bei Seite und sagte: „Habt nur immer ein getreu Aug' auf mein Lorle, so giebt's kein Kind mehr, so weit der Himmel blau ist; es hat ein gar lindes Herz, und wenn es einen Kummer hat, verdruckt es ihn in sich hinein, wenn's ihm auch schier das Herz abstoßt und ... sorget dafür, daß es sich in den Stadtkleidern nicht verkältet, es ist nicht dran gewohnt, und lasset ihm ein Fleischsüpple kochen, wo Ihr über Nacht bleibet, es muß sie essen, es muß, es hat heut noch keinen Bissen über's Herz bracht und .... und denket auch oft an Eure Mutter im Himmel ... und b'hüt Euch Gott."

Mit Lorle selbst sprach die Mutter fast gar nichts mehr, sie streichelte nur immer den schönen Mantel, den sie über hatte, und fragte: „Hast auch warm? Nimm dich nur in Acht, es wird kühl gegen Abend, besonders im Fahren."

Lorle nickte bejahend, sie konnte nichts mehr reden.

Jetzt rief der Wadeleswirth: „Stephan! bring' noch ein' Butell Altweiberwein auf den Gaul. Ich bring' dir's Professor, trink, und Lorle trink auch, du mußt."

„Ja," sagte die Mutter, „trink, es g'wärmt."

Lorle mußte zuletzt noch trinken, eine Thräne fiel in das Glas.

Nun wurde sie in das Wägelchen gehoben und als Reinhard eben auch hinaufwollte, gab ihm der Wadeleswirth noch einen derben Schlag und sagte:

„Mach', daß du fortkommst, du Lump, du schlechter Kerle, du Heidenbub, nimmst mir mein Mädle mit fort."

Das waren lauter Liebkosungen und Lorle mußte unter Thränen lachen.

„Jetzt hü! in Gottes Namen, fahr' zu!" rief der Wadeleswirth.

Die Musikanten, die bisher still zugeschaut hatten, spielten einen lustigen Marsch und fort rollte das Wägelchen ...

Wer je dabei stand, wie ihm ein Liebes entführt wurde und

die ganze Seele drängt ſich den Entfernenden nach, der mag mitfühlen wie es den Eltern zu Muthe war als ihr Kind dahinzog. Die Mutter ſtand da und ihr war's als wanke der Boden unter ihr, als werde ſie ebenfalls fortgezogen und nichts ſtehe mehr feſt; ihr Kind, das ſie unter dem Herzen getragen, über das ihr Auge wachte, ſo manches Jahr, in ſtillen Nächten wie im Lärm des Tages, dahin, dahin — und doch hielt ſie die Hand feſt geſchloſſen, als faſſe ſie ihr fernhinziehendes Kind an einem Geiſtesbande. Endlich ſchrie ſie laut auf und fiel ihrem Mann um den Hals. Alles ſah gerührt auf die Beiden. Der Pfarrer bemühte ſich, die Trauernden durch Troſtesworte aufzurichten; die Mutter wendete ihm ihr thränennaſſes Antlitz zu und ſchüttelte den Kopf verneinend, der Wadeleswirth aber ſagte: „Das iſt jetzt Alles gut, ja, ja, aber da könnet ihr nicht mitreden, Herr Pfarrer, das könnet ihr nicht wiſſen, was das heißt, ein Kind, ſein Kind weggeben."

Der Pfarrer ſchwieg.

„Komm 'rein Alte," ſagte der Wadeleswirth nun, ſeine Frau unter'm Arm faſſend, was er faſt nie that, „komm, jetzt müſſen wir uns halt wieder allein gern haben. Von Anfang wie wir gehaust haben, haben wir keine Kinder gehabt und jetzt haben wir bald wieder keine daheim, komm, wir wollen noch ein Tänzle machen; Spielleut', hellauf!"

In der Wirthsſtube war der Wadeleswirth froh, ſeinen Gram in Zorn verwandeln zu können; er ſchimpfte auf die neue Mode, daß man alsbald nach dem Hochzeitstiſch wegfahre und den Tanz allein laſſe: „das iſt ja wie ein Kindbett ohne Kind," ſagte er immer.

Lorle war indeß mit Reinhard raſch dahingefahren ohne ſich umzuſchauen, ſie hielt ſich feſt am Wagenſitz, es war ihr als ob ſie jetzt zum Erſtenmal in ihrem Leben auf einem Wägelchen ſitze: da ſteigt man auf ein hohes Geſtell und läßt ſich fortrollen und bewegt ſich nicht ſelber. „Wir fahren fort" — ſagte ſie zu Reinhard, er wußte nicht was das zu bedeuten habe.

Vor dem Dorfe ſaß Wendelin mit ſeinem Käfig am Wegraine. Als die Hochzeitsleute ihm nahe kamen, nahm er den Vogel heraus und hielt ihn hoch hinauf den Fahrenden hin. War's freiwillig oder von ungefähr? Der Vogel entwiſchte der Hand und flog davon, Wendelin kehrte mit dem leeren Käfig heim.

Wortlos fuhr das junge Ehepaar dahin, Lorle hatte ſo viele

Gedanken, daß ſie eigentlich keinen beſtimmten hatte. Als man jetzt an der Steige hielt, wo geſperrt wurde, ſagte ſie: „Fahr' nur ſtet, Martin. Warum haſt du denn den Rappen eingeſpannt, der geht ja nicht gern in der Lanne? Komm Reinhard, wir wollen auch abſteigen."

„Wollen wir nicht lieber ſitzen bleiben? Doch, wie du willſt."

Reinhard ſprang vom Wägelchen, er half nun auch Lorle und hielt ſie eine Weile auf beiden Händen frei in der Luft, bis ſie rief: „So laß mich doch auf den Boden."

Im Weitergehen ſagte Reinhard: „Wie ich dich frei in der Luft gehalten, ſo habe ich dich hinweggehoben von deinem Boden; ich allein halte dich, du biſt mein, von allen Menſchen der Welt, vor Allen."

Lorle wußte nicht recht, was er damit ſagen wollte, ſie meinte nur, er habe geſagt, daß er viel ſtärker als ſie und ihr Herr ſei; ſie ließ ſich das gern gefallen.

„Denkſt du noch was du träumt haſt?" fragte ſie jetzt.

Reinhard hatte den Traum von der erſten Nacht im Dorf völlig vergeſſen, Lorle betheuerte aber bei der Wiedererzählung, daß ſie ſich deßhalb nicht im Mindeſten fürchte. „Ich glaub' nicht an Träum'," verſicherte ſie, „ich hab' ſchon mehr als zehnmal träumt, mein Vater ſei geſtorben und ich hinter der Leich' drein gangen, und er iſt doch mit Gottes Hülf' noch friſch und geſund, aber es macht mir doch bang, daß er ſo dick wird und nimmer gern laufen mag. Wenn ich nur wüßt', wie es ihm jetzt geht. Es iſt mir wie wenn ich ihn ſchon ewig lang nicht geſehen hätt', aber nein, jetzt ſind ſie daheim am Geſchirraufſpülen; da werden ſie vor zehn in der Nacht nicht fertig und des Wendelins Mutter die hilft, die iſt ſo ungeſchickt und läßt Alles aus der Hand fallen."

„Laß jetzt die Bärbel am Spülſtein und ſei bei mir," entgegnete Reinhard.

„Ja, ja, jetzt ſchwätz' aber auch du, ich bring ſonſt lauter dumm Zeug vor."

„Wir brauchen gar nicht reden, wenn ich dich nur hab'."

„Iſt mir auch recht."

Man war in G., der nächſten Stadt, angekommen; Reinhard und Lorle aßen allein auf ihrem Zimmer, er gab ihr die erſten Löffel Suppe zu eſſen wie einem Kinde, ſie ließ ſich's gefallen,

dann aber griff ſie ſelber tapfer zu. Als abgegeſſen war, ſtellte Lorle die Teller aufeinander, ſchüttelte das Tiſchtuch zum Fenſter hinaus ab und legte es in die kenntlichen Falten.

„Da ſieht man die Wirthstochter," ſagte Reinhard lachend, „das brauchſt du nicht thun, das kann der Kellner."

„Laß mich nur," entgegnete Lorle, „ich kann's nicht leiden, wenn abgegeſſen iſt und das Geſchirr ſteht noch auf dem Tiſch."

Er ließ ſie gewähren und nannte ſie ſein Hausmütterchen, das ihm jede fremde Wohnung zur Heimath mache. Sie ſaßen nun ruhig an einander gelehnt beiſammen, aber plötzlich fiel Reinhard vor ihr nieder, umfaßte ihre Knie und rief ſchluchzend und weinend:

„Ich bin dich nicht werth, du Reine, Holde."

Lorle hob ihn auf und tröſtete ihn, dann aber ſagte ſie: „Jetzt hab' ich auch eine Bitt', wir wollen weiter fahren, es iſt ja ſo ſchön mondhell; thu's mir zu lieb, lieber Reinhard."

Die Beiden fuhren weiter durch die mondbeglänzte Nacht in ſtillem Entzücken.

Lorle gedachte aber auch oft nach Hauſe, ſie hätte gar zu gern gewußt, ob ſie jetzt wol ſchon ſchlafen gehen oder ob ſie noch tanzen. Einmal ſagte ſie zu Reinhard: „Kennſt du noch den ſchönen Dreher, den ſie aufgeſpielt haben, wie wir daheim fortgefahren ſind? Mir iſt's allfort, wie wenn ich Muſik hör'."

Zur ſelben Zeit war zu Hauſe die Mutter hinaufgegangen in Lorle's Kämmerchen, und als ſie hier das Bett des Kindes ſah, konnte ſie ſich erſt recht ausweinen; ſie blickte lange hinein in den Mond und ging dann endlich ſtill hinab.

Der Tanz hatte bald geendet, denn man mußte ſich aufſparen für den nächſten Sonntag, da die Einweihung der Kirche ſtattfinden ſollte.

Martin fuhr das junge Ehepaar noch drei Tage und Lorle war's immer als ob das nur eine Spazierfahrt wäre, von der ſie morgen wieder nach Hauſe kehrten und Alles bliebe im alten Gange.

Hatte die Verlobung auf Lorle einen ſo tiefen Eindruck gemacht, während ſie Reinhard nur wenig berührte, ſo war dies jetzt mit der Trauung umgekehrt. Durch die Verlobung ſah ſich Lorle dem ganzen Dorf gegenüber als eine ganz neue Perſon an und für ſie war ſchon damals der Bund unauflöslich geſchloſſen; Rein-

hard dagegen, der der weiten Welt angehörte, kam ſich jetzt in ihr wie ein ganz anderer Menſch vor; durch ein unauflösliches Band mit einem Weſen außer ihm verbunden, er, der ſonſt ſo ganz allein war — ihm war's als ob die Bäume und Berge ihn neu anſchauten, als hätte Alles ein anderes Leben gewonnen, weil er ſelber ein anderes begann.

Eine Eigenheit Lorle's, die wol zum Theil noch vom ſtrengen Regiment ihres Vaters herrührte, weſentlich aber auch aus ihrem Mitgefühl für Menſch und Vieh ſtammte, war die, daß ſie in fieberiſcher Unruhe war, ſobald das Wägelchen vor dem Hauſe angeſpannt ſtand. „Es iſt mir, wie wenn ich ſelber angeſpannt wär',“ ſagte ſie auf die Zurechtweiſung Reinhards. Um ihr ſolche Haſt und Unruhe abzugewöhnen, zögerte Reinhard nun noch viel bequemer und behaglicher als ſonſt bei der Abfahrt, und Lorle entſchuldigte ſich jedesmal bei Martin, daß ſie ihn ſo lang warten ließen.

Am dritten Abend, vom Dreikönig in Baſel aus, machte ſich Martin auf den Heimweg. Tief im Herzen weh that Lorle dieſe letzte Trennung von ihrem eigenen Wägelchen, vom Rapp und beſonders vom Martin und ſie ſagte: „Viel tauſend Grüß' an Alle daheim, ſo viel Grüß' als nur auf den Wagen gehen und der Rapp ziehen kann.“

Während Lorle dem Wegfahrenden nachtrauerte, ſagte Reinhard, ſie tröſtend: „Sei fröhlich, laß die ganze Welt hinter dir verſinken; ich habe dich herausgetragen aus dem Strom des gewohnten Lebens, wir ſind allein, ganz allein. Denk jetzt nicht mehr heim.“ —

Heute zum erſtenmale ſpeiſten ſie auch an der öffentlichen Wirthstafel. Reinhard wollte Lorle zerſtreuen und doch ward er übellaunig als ihm dies gelang. Lorle's Tiſchnachbar, ein luſtig ausſehender junger Mann, ſagte zu ihr: „Sie ſind gewiß eine fertige Clavierſpielerin, gnädige Frau?“

„Ei warum?“

„Die Clavierſpielerinnen gebrauchen die linke Hand wie die rechte, ſie reichen ſie oft beim Gruße.“

„Nein, ich kann nicht Clavier ſpielen, wir haben aber daheim ein eigen Clavier; mein Vater hat gewollt, ich ſoll's lernen, ich hab' aber kein' Geduld gehabt und hab' mich auch geſchämt, ſo nichts zu thun. Das iſt blos eine üble Angewohnheit von mir mit der linken Hand.“

Der junge Mann war äußerſt verbindlich und verwickelte Lorle bei jedem friſchen Gerichte in ein neues Geſpräch, ſo ſehr ſich auch Reinhard Mühe gab, ſelber das Wort zu ergreifen und Lorle an ſich zu ziehen; der Fremde hatte alsbald wieder Lorle zum Reden gebracht und machte ſie oft laut lachen. Reinhard war feſt überzeugt, daß der Fremde ſich über ſie luſtig mache, obgleich er eigentlich keinen Grund dafür angeben konnte, er war voll Zorn und fand doch keine Gelegenheit ihn auszulaſſen. — Auf dem Zimmer bedeutete er dann Lorle, daß es ſich für eine Frau nicht ſchicke, an einer öffentlichen Tafel ſo laut zu lachen, und daß es überhaupt nicht paſſe, mit jedem Nachbar zu reden. Gegen letzteres wehrte ſich Lorle, ſie behauptete, wenn man mit Jemanden von Einer Schüſſel eſſe, müſſe man auch mit ihm reden, ſie habe im Gegentheil die Anderen bemitleidet, die für ſich gegeſſen hätten, wie ein Krankes auf ſeinem einſamen Bette. Daß ſie ſich das Linkiſche abgewöhnen ſolle, gab ſie zu, obgleich Reinhard das früher ſo ſchön gefunden habe.

„Biſt du mir nun bös?"

„Ach Gott im Himmel, warum denn? Du biſt ja ſo gut."

„Du mußt auch Manches an mir ändern, mußt mir nicht nachgeben; wir wollen uns vornehmen, einander zu beſſern."

„Nichts ſo vornehmen, gradaus ſein," entgegnete Lorle. Sie konnte ſich nicht leicht eine Norm und Richtſchnur machen, ſie lebte und handelte aus der Sicherheit ihres Naturells; während Reinhard, von den beſten Anflügen erfaßt, ſich das Edelſte vorſetzte, dabei aber doch meiſt, wenn's drauf und dran kam, aus der augenblicklichen Stimmung handelte.

Nun ging's hinein in die Pracht der Alpenwelt.

Beim Alpenglühen rief Lorle einmal aus: „Reinhard, ſag', iſt's denn im Himmel ſchöner?"

„Gutes, herziges Kind, das kann ich auch nicht wiſſen."

„Nicht Kind ſagen," bemerkte Lorle.

„Nun denn, Engel, ja du biſt's; ich weiß nun wie's im Himmel iſt, ich bin bei dir."

Die untergehende Sonne überglühte zwei ſelig Umſchlungene.

Reinhard hatte eine willige Zuhörerin, indem er nun auf den Wanderungen die Schönheiten der Natur und die maleriſchen Geſichtspunkte erklärte; Lorle hörte ihn immer gern ſprechen, auch wenn ſie ihn nicht ganz begriff. Bisweilen machte ſie auch eine

Digitized by Google

Abschweifung, indem sie ihn auf den Stand der Kartoffeln aufmerksam machte und wie die Ochsen ganz anders eingespannt seien als daheim. Schnitten solche Anmerkungen auch oft eine begeisterte Auseinandersetzung entzwei, so nahm Reinhard sie in Geduld wieder auf. Eine Eigenthümlichkeit offenbarte sich bei diesen Auseinandersetzungen: Reinhard hatte bis jetzt durchaus im Dialekt mit Lorle gesprochen, zwar ohne Vorsatz, denn es ergab sich von selbst, auch war ihm wohl und heimisch dabei; nun aber war's ihm oft, als hätte er mit seiner Seele eine Fastnachtsmummerei vorgenommen, es war ihm ein fremdes Kleid für den Werktag, er fühlte, daß die ganze Welt der Reflexion, der Allgemein-Gedanken, keine rechte Heimath im Dialekte hatte; alles Persönliche konnte er darin kundgeben, aber nichts was darüber hinausging. Er bat daher auch Lorle, sich nach und nach mehr an das Hochdeutsche zu gewöhnen und sie versprach's willfährig; sie sah immer staunend an ihm hinauf, wenn er so Herrliches redete, und sie sagte einmal:

„Du hättest doch eine Gescheitere oder gar nicht heirathen sollen, aber nein, es hat dich doch Niemand so lieb wie ich, du herziger Mensch."

Er bat sie nun, immer recht Theil zu nehmen an dem was er denke und erstrebe, sie war voll Demuth zu Allem bereit; sie wiederholte sich oft manche Worte, die er gesagt hatte und die gar schön geklungen hatten, mehrmals leise, um sie sicher zu behalten.

Seitdem Lorle den Modehut aufhatte, plagte sie die Sonne weit mehr als früher da sie noch barhaupt ging, und doch vergaß sie beim Ausgehen fast jedesmal ihren Sonnenschirm, man mußte ihn oft nachholen, und war er nicht aufgespannt, so ließ sie ihn beispiellos oft fallen; es that ihr wehe, wenn Reinhard galanter Weise ihn aufhob, und sie band sich ihn daher fest um die Hand. — Mit dem großen Uebertuche konnte sie sich gar nicht bewegen, eben so wenig mit der Echarpe; sie knüpfte ersteres, sobald sie aus der Stadt war, auf dem Rücken zusammen und letztere band sie wie eine Ritterschärpe an der Seite. Nie durfte ihr Reinhard Etwas abnehmen, ja sie wollte ihm bei Wanderungen seinen Rock tragen, wie die Bauernmädchen in der Regel die Jacke ihrer Burschen am Arm hängen haben. So lange sie Handschuhe an hatte, kam sie sich ganz fremd vor, sie konnte nicht so gut reden als sonst; so-

bald ſie nur konnte wurden daher die Handſchuhe abgeſtreift. Dieſe Kleinigkeiten gaben zu vielen heiteren Neckereien Anlaß.

Auf dem Züricherſee weinte Lorle die erſten Frauenthränen, und zwar über die neue Kirche zu Weißenbach.

Schon bei der Abfahrt ſprach Lorle von nichts Anderem, als daß jetzt, an dieſem hellen Sonntag, zu Hauſe die Kirche eingeweiht werde; ſie ſah nichts von all der Herrlichkeit rings umher und Reinhard hörte ihr eine Weile ruhig zu, dann bat er ſie, doch auch umzuſchauen nach dem was ſie hier umgebe; ſie ward ſtill, Reinhard ſetzte ſich auf ein einſames Plätzchen auf dem Schiffe. Als nun die Kirchenglocken von nah und fern erklangen, ging er zu Lorle und ſagte: „Horch wie ſchön!“

„Ja,“ ſagte ſie, „jetzt gehen ſie daheim in die Kirch', und die Vroni hat ihre neue Haub' auf und der Wendelin hat die neu' Jack' an, die ich der Bärbel für ihn geben hab.“

Reinhard ſagte zornig: „Du kannſt doch ewig nicht über dein Dorf hinausdenken, das iſt einfältig!“

Heiße Thränen rollten über die Wangen Lorle's und Reinhard ließ ſie eine Stunde allein ſitzen.

Am Abend ward indeß Lorle ganz glücklich durch die Mittheilung Reinhards, daß ſie ſich nun auf den Heimweg machen wollten Reinhard hatte dies beſchloſſen, weil er die Ueberzeugung hatte, daß Lorle erſt im eigenen Haushalt ſich vollkommen wohl fühlen werde und er ſelbſt ſehnte ſich auch nach ſtiller Häuslichkeit. Seit vielen Jahren hatte er ohne Familie frei ſich in der Welt umhergetummelt, er mochte kaum ahnen, mit welchen zarten und doch ſtarken Wurzeln das Leben ſolch eines Mädchens mit dem Heimathboden verwachſen war; jetzt ſollten ſie Beide gemeinſam auf neuem Grunde wachſen.

Vorher aber mußte Reinhard noch dafür zugeſtutzt werden. Auf der letzten Station wo man Halt machte, nahm er ſich ſeinen ſchönen Bart ab, denn der Oberhofmeiſter hatte ihm bemerkt, daß ſich dieſer mit Reinhards Titulatur und Hofſtellung nicht vertrage. Scherzend, aber doch mit einer gewiſſen Wehmuth, gab ſich Reinhard die etikettemäßige Glätte. Lorle jammerte gar ſehr, indem ſie ſagte: „Du biſt gar nimmer ſo ſchön wie früher, heißt das: mir iſt's gleich, aber es iſt doch ſchad.“ Sie ſtrich ihm mit der Hand über das kahle Geſicht und beklagte, daß er nun ſo rauh ſei.

„Wenn das dein Vater sähe würde er lachen; er hat's prophezeit," sagte Reinhard. —

Lorle ahnte dunkel, welchen kleinlichen, engbrüstigen Verhältnissen sie entgegen gingen; sie suchte aber sich und Reinhard zu erheitern und es gelang ihr.

## Zwischen hohen Mauern.

Wie war Lorle voll Freude, als sie in ihrer Wohnung die Bärbel schon fand. Man war in der Nacht angekommen und Lorle durchmusterte sofort Alles, das war ja nun ihre neue Welt. Mit einer immer sich steigernden Seligkeit ordnete sie noch am Abend fast ihre ganze Aussteuer in die Schränke ein. Wie viel Unerwartetes hatte die Mutter hinzugesellt, die gute Mutter! Der Vater hatte sich's nicht nehmen lassen, nach altem Brauch eine Wiege zu schicken, und Lorle ward feuerroth als sie diese gewahrte; dann war sie aber voll Freude über die vollen Mehlschränke, über die umfangreichen Schmalztöpfe und alle Bedürfnisse einer vollen Haushaltung, die Bärbel mitgebracht hatte; jeden Topf in der Küche wollte sie beschauen als ihr nunmehriges Eigenthum. Reinhard wollte Anfangs Einhalt thun, dann aber ging er selber mit durch Küche und Kammer und freute sich an dem Glücke seines lieben „Hausmütterchens."

Bis spät in die Nacht saßen dann die Beiden noch beisammen auf dem Sopha und Reinhard erzählte, wie er, das einzige Kind seiner Eltern, diese schon früh verloren, wie er in einem Institut erzogen, später im Widerspruch mit seinem Vormunde die Studien aufgegeben und sich der Kunst gewidmet, wie er, aller Bande los und ledig, frei in der Welt umhergeschweift. „Nie," schloß er, „hab' ich's empfunden, was ein Heimatherd ist; meine tiefe Sehnsucht ist nun erfüllt, freilich mit einem schweren Opfer, ich habe mich in Dienst begeben, aber freudig gebe ich einen Theil meines freien Künstlerthums hin, um eine Heimath, ein Nest zu haben."

Lorle umhalste ihn und sagte: „Du sollst gewiß immer gut und gern daheim sein, du armer Mensch, den sie so in die Welt hinausgestoßen haben."

Am andern Morgen kam der Collaborator mit seiner Schwester zur Bewillkommnung; er hatte gleich am Tage nach der Hochzeit alle

Thüren der neuen Wohnung mit Kränzen geſchmückt; als aber die Ankunft die Erwarteten ſich verzögerte und die Kränze welk wurden, nahm er ſie ſtill wieder ab.

„Es wird mir auch mit der Zeitgeſchichte ſo ergehen," ſagte er, „ich winde meine Kränze zu früh für den Einzug des neuen Lebens; die harrenden Blumen verdorren und am Ende zieht die neue Welt durch ungeſchmückte Thore. Sei's, wenn ſie nur kommt."

Leopoldine, die Schweſter des Collaborators, ein von Natur liebreiches aber durch Jahre und Schickſale herb gemachtes Gemüth, hatte mit wahrhaft ſchweſterlicher Sorgfalt allem vorgeſorgt; traf ſolches Anordnen und Einrichten auch mit ihrer Neigung zuſammen, ſo war doch nicht minder wirkliche Güte dabei thätig. Unter dem wiederholten Danke des jungen Ehepaares führte ſie nun Lorle in der Wohnung umher und zeigte ihr den Gebrauch jedes Schränkchens und wie man es in Ordnung halten müſſe, wie man die Schlüſſel umdrehe, die Schublade ausziehe, Alles. Lorle war eine willfährige Schülerin, zu Manchem aber bemerkte ſie doch: „Das brauchet Ihr mir nicht ſagen." Sie ſprach das in reiner Ehrlichkeit, ſie kannte die Geſellſchaftslüge noch nicht, der zufolge man ſich unwiſſend ſtellen muß, um dem Andern in ſeiner Weisheit angenehm zu erſcheinen; ſie wollte der „guten Perſon" nur die unnöthige Mühe erſparen. Leopoldine ſah aber hierin einen bäuriſchen Stolz, der ſich nicht gern zurechtweiſen ließe; ſie war indeß zu erhaben, um ſich von dem Dorfkinde beleidigen zu laſſen, ſie widmete ihr fortwährend mitleidvolle Gönnerſchaft, zumal ſie wirkliches Bedauern fühlte, daß ſich „das Kind" mit einem ſo wilden Naturell wie das Reinhards war, auf ewig verbunden hatte.

Der Collaborator war in ſeltſamer Stimmung, er ging ſcherzend und ſingend durch alle Zimmer und verſuchte allerlei Schabernak; es hatte den Anſchein, als wollte er eine frühere Weiſe Reinhards ſich aneignen; er nöthigte Reinhard ſchon am frühen Morgen, eine Flaſche Wein mit ihm auszuſtechen, obgleich die Schweſter bemerkte, daß ihm das nie gut bekäme. Als ihr Bruder aber dennoch nicht nachgab, verzerrten ſich ihre Züge auf eine höchſt unangenehme Weiſe; mit Schrecken bemerkte dies Lorle, Leopoldine aber redete kein Wort mehr.

Nachdem „die beiden Junggeſellen," wie ſie Reinhard nannte, ſich verabſchiedet hatten, kam es Lorle vor als wäre ein fremdes

Leben durch ihre Zimmer geſchritten, als ob die Möbel anders ſtünden als früher; erſt nach und nach heimelte ſie's wieder an in ihrer Behauſung.

„Nun, was ſagſt du zu Leopoldine?“ fragte Reinhard. —

„Die iſt Weineſſig, iſt einmal Wein geweſen,“ erwiderte Lorle.

Reinhard bemühte ſich, ihr eine beſſere Anſchauung beizubringen, und hier zum Erſtenmale erfuhr er eine ihm unerklärliche Schärfe des Urtheils bei Lorle, die er der Zartheit ihres liebevollen Gemüthes nie zugetraut hätte. Er bedachte nicht, daß es eine Menſchenliebe gibt, die ſtreng und rückſichtslos urtheilt, die aber, trotzdem daß ſie die Mängel erkennt, in ungeſchwächtem Wohlwollen verharrt; daß ferner ein unverbogenes Naturell ohne Rückhalt und unbarmherzig die augenblickliche Empfindung als Urtheil ausſpricht.

Mit Bärbel hatte Lorle an dieſem erſten Morgen auch ſchon einen Kampf, denn die gute Alte deckte den Tiſch nur für zwei Perſonen; keine Ermahnung und keine Bitte, daß ſie doch mit am Tiſch eſſen ſolle, fruchtete; denn ſie behauptete, es ſchicke ſich nicht, ja ſie verbot Lorle, ihren Mann irgend damit zu behelligen, da er ſie ſonſt für gar zu einfältig halten müſſe.

Die Suppe ſtand endlich auf dem Tiſch, Lorle betete ſtill, Reinhard betete nicht und ſie wiederholte das Gebet noch einmal anſtatt ihres Mannes.

Als ſie nun beiſammen ſaßen, fragte Reinhard: „Lorle, ſind die Teller unſer eigen?“

„Ja freilich, wem denn?“

„Juhu! Wenn ich jetzt einen Teller zerbrech', brauch' ich dem Wirth nicht zahlen; das iſt mein, Alles mein eigen.“ — Er nahm einen Teller und warf ihn jubelnd auf den Boden.

„Er iſt von einem ganzen Dutzend,“ ſagte Lorle.

„Mein Dutzend hat nur zehn,“ rief Reinhard und warf noch einen entzwei, dann tanzte er ſingend mit Lorle um den Tiſch herum.

„Du biſt ein wilder Kerle,“ ſagte ſie, die Scherben zuſammenleſend, „ich will andere Teller holen.“

„Nein, wir eſſen mit einander aus der Schüſſel.“

„Mir auch recht.“

Die Bärbel kam, da ſie das Zerſchmettern vernommen hatte, Lorle aber ſagte: „Brauchſt heut' keine Suppenteller mehr brin-

gen, wir eſſen aus der Schüſſel, da haben wir's grad wie daheim.“ —

Reinhard ſtellte ſeine Frau Niemand vor, ſie bedurfte ja Niemand außer ihm, er war ihr Alles; er machte ſeine Antrittsbeſuche bei Vorgeſetzten, Gönnern und Bekannten, und wo man ihm zu ſeiner Verheirathung glückwünſchte, dankte er einfach und lenkte das Geſpräch bald ab.

Die Gallerieangelegenheit war noch keineswegs erledigt, wenn auch ſchon ein Beamter dafür angeſtellt war; in dieſem Winter ſollte ein außerordentlicher Landtag, und zwar wie man ſolche am meiſten liebt, ein bloßer Finanzlandtag einberufen werden, um wegen der in Ausſicht ſtehenden Verheirathung die Gelder zum Baue eines Schloſſes für den Thronerben zu bewilligen; auch über die Koſten zum Baue des Galleriegebäudes ſollte dann mit den Ständen eine Vereinbarung getroffen werden; eine Geſetzesvorlage über Wieſenberieſelung ſollte den Schein des Gemeinnützigen hergeben.

Während Reinhard ſich durch ſeine Beſuche eine umfaſſende Kenntniß des Staatskalenders verſchaffte, konnte Lorle zu Hauſe ſich noch gar nicht in das Stadtleben finden. Wenn Alles ſo ſehr geſäubert und in Ordnung war, daß ſich nun durchaus nichts mehr aufbringen ließ, vermochte es Lorle über die Bärbel, daß ſie ſich zu ihr in die Stube ſetzte; es bedurfte hierzu vieler Ueberredung, denn die Bärbel, die nun ſchon ſeit mehr als dreißig Jahren diente, hatte ihre feſten Anſichten, man möchte ſagen ihre Handwerksregeln für das Leben, von denen ſie nicht gern abging; ſie ſagte immer zu Lorle: „Herrſchaft iſt Herrſchaft und Dienſt iſt Dienſt.“ Erſt wenn Alles verſchloſſen war, gab ſie nach und ſetzte ſich zu ihrer „Madam“ in die Stube, aber weit ab vom Fenſter, daß man ſie aus den Häuſern gegenüber nicht ſehen konnte. Kam dann Reinhard, der den Schlüſſel zur Hausflurthür hatte, ſo wollte ſie ſich raſch auf ihren Poſten zurückziehen; ſie mußte jedesmal dringend erſucht werden, doch ungeſtört zu bleiben. Man durfte ihr hundertmal etwas zugeſtehen, was außerhalb ihres Kreiſes lag, ſie ſah es dadurch nie als ihr Recht an, ſtets mußte ſie auf's Neue dazu gebracht werden; ſie ſetzte einen gewiſſen Stolz darein, nicht in den vertraulichen Ton einzugehen, ihr Grundſatz war: geb' ich dir dein' Ehr', mußt du mir mein' Ehr' geben, kannſt mich nicht das Einemal an den Tiſch ſetzen

und das Anderemal hinter die Thür ſtellen. — Reinhard aber ſah in dieſer fortgeſetzten Haltung eine bäuriſche Umſtandsmacherei, er verlor wenig Worte mehr mit der Bärbel. In ſeiner Abweſenheit ſaß ſie nun bei Lorle, emſig plaudernd. Die Wohnung war, obgleich in einem ganz neuen Stadtviertel, dennoch im dritten Stock, da unſere weitgreifende Zeit gleich von vorn herein hoch baut.

„Ach Gott!“ klagte Lorle einmal, „es iſt ſo hoch oben, wenn einmal Feuer ausgeht; und du dauerſt mich auch, man muß das Waſſer ſo weit herauf holen. Es iſt ſo unheimelich. Da guck einmal 'nab, es ſchwindelt Einem und man ſieht den Menſchen nur auf den Hutdeckel. Die Stadtleut' ſind aber doch pfiffig, ſie bauen in die Luft hinein, da koſtet's keinen Platz, da ſpart man das Feld dabei. Ich laſſ' aber nicht nach am Reinhard, bis er ein eigen Haus kauft, wo wir allein ſind und nicht ſo in einer Kaſern'. Da guck, blos da links können wir noch ins Freie ſehen, aber da legen ſie ſchon wieder mächtige Grundmauern, über's Jahr haben wir nichts als Stein vor uns.“

Bärbel, die früher, lange bevor Lorle geboren wurde, ein Halbjahr in der Stadt gedient hatte, konnte die Ausſtellungen ihrer „Madam“ in Manchem berichtigen. — Lorle hätte gar zu gern gewußt, wer denn die Leute ſeien, die mit ihr unter demſelben Dach wohnen, wie ihre Haushaltung iſt, wovon ſie leben und was ſie treiben. Bärbel belehrte ſie, daß das einmal in der Stadt ſo ſei; da habe Jedes ſeinen abgeſchloſſenen Hausgang und kümmere ſich nichts um das Andere. Lorle konnte ſich aber dabei nicht beruhigen und ſie klagte: „Ich möcht' jetzt nur wiſſen, wovon der Seiler da drüben lebt; ich hab' nicht geſehen, daß er ſeit geſtern Morgen was verkauft hat. Und wenn ich über die Straß' geh und da ſitzen die Leut' in ſo einem kleinen Lädle und es kauft ihnen Niemand was ab und da möcht' ich wiſſen, wovon die jetzt heut zu Mittag eſſen und noch ſo viel Menſchen, die ſo herumlaufen und man weiß gar nicht was ſie thun.“

„Gut's Närrle, das kann man nicht wiſſen; daheim da kann man Jedem in ſeine Schüſſel gucken, aber hier geht das nicht und du ſiehſt ja, daß die Leut' doch leben, ſo laß ſie machen.“ So tröſtete Bärbel.

Vom Hauſe gegenüber hörte man ein Mädchen faſt den ganzen Tag Clavier ſpielen und ſingen, nur bisweilen wurde dieſes

Thun unterbrochen, indem ein Lockenkopf am Fenſter erſchien, ſtraßauf und ſtraßab ſchaute. „Das muß eine ſchöne Hausfrau geben,“ bemerkte Lorle einmal, „und die kann ja Sonntags an der Muſik gar kein' Freud' haben, wenn ſie's ſo die ganz' Woch' hat, und horch' nur, wie ſie ſich gar nicht ſchämt und bei offenen Fenſtern ſingt, daß man's die ganze Straß' hinab hört; wie das nur die Eltern zugeben!“

Wenn Reinhard nach Hauſe kam, war er meiſt liebevoll und zärtlich. Je tiefer er in das Getriebe der Staatsmaſchine und des Staatsdienerlebens hineinſchaute, je mehr er die Beengungen erkannte, die es ihm auferlegte, daß ihm der Kopf brauſte, um ſo mehr erfaßte er den ſtillen Frieden, der in der Luft ſeiner Häuslichkeit ſchwebte; er ſog ihn in vollen Zügen ein und wollte ſich ihn ſtets erhalten; für ihn hatte er ja die Freiheit ſeines Seins geopfert. Wenn er bisweilen gedankenvoll und betrübt drein ſah und Lorle ihn um die Urſache fragte, antwortete er: „Gutes Kind; du ſollſt und wirſt nie erfahren, wie wirr und kraus es in der Welt hergeht. Du mußt mich nicht immer fragen, wenn ich ſo in Gedanken bin; es geht mir vielerlei im Kopf herum. Sei jetzt nur heiter, ſei froh, daß du Vieles nicht weißt.“

„Was du meinſt, daß ich nicht wiſſen ſoll, das will ich nimmer fragen,“ entgegnete Lorle.

Auf den Gängen durch die Stadt und vor den Thoren begleitete der Collaborator faſt immer das junge Ehepaar. Lorle taſtete noch immer an der ihr fremden Welt herum und konnte die rechten Handhaben nicht finden.

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie einmal, „mir kommen die Leut' in der Stadt gar nicht ſo luſtig vor wie daheim; wenn's nicht einmal ein Schuſterjung iſt, ſonſt pfeifen und ſingen die Leut' gar nicht, wenn ſie über die Straß' gehen, es iſt Alles ſo ſtill als wenn ſie ſtumm wären.“

Der Collaborator gab ihr vollkommen Recht und ſagte: „Die Leute bilden ſich ein, ſie hätten Gedanken ſtatt Geſang, es iſt aber nicht wahr.“ Reinhard dagegen ſuchte Lorle klar zu machen, daß ſolche Ungezwungenheit in der Stadt nicht möglich ſei; er knüpfte hieran eine weit abgehende Auseinanderſetzung, daß das wahre geſunde Weſen in ſolcher Beſchränkung nicht zu Grunde gehe, ſondern ſich in ſich erkräftige. Der Collaborator durchkreuzte ſolche Darlegungen durch ſchneidende Entgegnungen und hier zeigte ſich

ein oft wiederkehrendes Zerwürfniß zwischen den beiden Freunden, unter dem zunächst Lorle leiden mußte. Wollte Reinhard seiner Frau Achtung vor der Bildung einflößen, sie zur Bewunderung und Nacheiferung solcher Zustände anleiten, von denen sie bisher keine Ahnung gehabt hatte, so suchte der Collaborator Alles in die Luft zu sprengen; denn es entwickelte sich bei ihm immer mehr die Ansicht, die er in seinem Unmuthe auch bisweilen geradezu aussprach: „Wir haben uns mit unserer ganzen Civilisation in eine Sackgasse verrannt."

Lorle, die zwischen den Streitenden ging, gewann wenig Frucht aus diesen Erörterungen.

Einst bemerkte sie: „Ich mein' die Hunde bellen in der Stadt viel weniger als bei uns im Dorf; es ist wol, weil sie mehr an die Menschen gewöhnt sind." Da lachte der Collaborator und sagte: „Deine Frau hat die tiefste Symbolik." — Lorle, die nun schon Muth hatte und sich durch ein fremdes Wort nicht mehr verblüffen ließ wie damals zu Hause, sagte jetzt: „Ihr müsset nicht so g'studirt reden, wenn es mich angeht." Der Collaborator erklärte nun, wie deutungsreich ihr Ausspruch war und suchte seine ganze Verachtung dieses Lebens nachdrücklich geltend zu machen. Lorle erwiderte nur, sie hätte nicht geglaubt, daß er so grimmig bös sein könne. —

Als sie einst klagte, daß durch die neue Kanzlei ihrem Hause gegenüber die Aussicht ins Freie verbaut würde, wußte der Collaborator auch dies sinnbildlich zu deuten. Lorle verstand den Collaborator besser als er glaubte, aber sie war doch ärgerlich, daß er ihr alle Worte im Munde verdrehe und immer etwas Anderes daraus mache als sie gewollt hatte. Einmal nach mehrtägigem, anhaltendem Regen gingen sie durch die Promenade; da sagte Lorle: „Es ist doch viel schöner in der Stadt, da braucht man die Wege nicht erst durch die Hecken treten, da sind überall Wege ausgehauen und werden schnell wieder gangbar." —

Der Collaborator behielt diesmal seine symbolische Deutungslust für sich. War sie ihm etwa nicht genehm? . . .

Reinhard empfand nun erst recht die Wonne der Häuslichkeit, indem er wieder rüstig zu arbeiten begann. Arbeit macht selbst einsame fremde Räume zu heimisch trauten, und wie nun gar die gemeinsam bewohnte eigene Heimath! In dem kleinen Stübchen gegen Norden, das er sich zur einstweiligen Werkstatt eingerichtet

Digitized by Google

hatte, ging er an die Vollendung des Bildes: „Das neue Lied," das er ſchon im Dorfe begonnen hatte.

Lorle war oft bei ihm, denn er hatte ihr geſagt: „Ich bitte dich, komm oft zu mir, wenn ich arbeite; ich thue Alles beſſer und lieber, wenn du da biſt. Wenn ich auch nichts mit dir rede, wenn ich auch deiner ſcheinbar nicht bedarf, du biſt mir wie angenehme Muſik im Zimmer; es thut ſich Alles beſſer dabei."

Als er nach vollbrachter Tagesarbeit bei ihr in der Stube ſaß, ſagte er einmal: „Stricke und nähe nicht, arbeite nicht, gar nichts, wenn du bei mir biſt; es iſt mir als wäreſt du nicht allein, nicht ausſchließlich bei mir, als wäre noch ein Drittes bei uns Zweien, als wäreſt du nur halb bei mir."

„Hab' dich ſchon verſtanden, brauchſt's nicht ſo um und um wenden," entgegnete Lorle und legte das Strickzeug weg, „aber die Händ' da, die wollen was zu thun haben, und da muß ich dich halt beim Buſch nehmen und zauſen." Sie vollführte dies auch, ſchüttelte ihm den Kopf mit beiden Händen und gab ihm dann einen herzhaften Kuß.

Das war ein liebewarmes häusliches Winterleben.

Auch an kleinen Neckereien fehlte es nicht. Lorle hatte die Scheuerſucht der Frauen in ungewöhnlichem Grade; die Stubenböden waren jetzt ihre Aecker, ſie konnten nicht umgepflügt, aber doch ſattſam aufgewaſchen werden. Reinhard mahnte oft und oft zur Mäßigung, aber vergebens. Als er einmal unverſehens nach Hauſe kam und richtig in kein trockenes Zimmer konnte, faßte er Lorle am Arm und tanzte mit ihr in der Stube herum, indem er ſang:

„In Schnitzelputzhäuſel, da geht es gar toll,
Da trinken ſich Tiſch' und Bänke voll,
Pantoffel unter dem Bette."

Auch außer dem Hauſe wollte Reinhard ſeiner Frau das neue Leben eröffnen, er führte ſie ins Concert. Der Collaborator unterhielt ſie hier ſehr eifrig, ſie kannte ſonſt Niemand. Nach einer Beethoven'ſchen Symphonie fragte er einmal: „Nun ſagen Sie mir ehrlich, wäre Ihnen ein ſchöner Walzer nicht lieber?"

Lorle antwortete: „Aufrichtig geſtanden, ja."

Der Collaborator kam freudeſtrahlend zu Reinhard und ſagte: „Du haſt eine herrliche, einzige Frau, ſie hat noch den Muth, offen zu geſtehen, daß ſie ſich bei Beethoven langweilt."

Reinhard kniff die Lippen zusammen, zu Hause aber sagte er ruhig zu Lorle: „Du mußt dich vom Collaborator nicht irre machen lassen, der hat sich an den Büchern übergessen. Du mußt nie über Etwas lachen oder aburtheilen, wenn du's noch nicht ganz begreifst. Es giebt nicht nur eine Musik, nach der sich unsere Körper bewegen, es giebt auch eine solche, wo wir unsere Seele in Trauer und Lust emporsteigen und sinken und sich wiegen lassen, über Alles erhoben — die Seele ganz frei und allein. Ich kann dir's nicht erklären, du wirst es schon finden; aber Respect muß man vor Sachen haben, an welche so viele große Männer ihr ganzes Leben gesetzt. Hab' du nur die Achtung und du wirst die Sache auch schon bekommen."

Lorle versprach, sich recht zusammen zu nehmen.

Im letzten Winterconcerte, als der Collaborator nach einem Musikstücke fragte, was sie jetzt gedacht habe, sagte sie: „An Alles und ich weiß doch nicht. Wenn so die Flöten und Trompeten und Geigen mit einander reden und einander anrufen und nachher Alle zusammen sprechen, da ist's doch, wie wenn Andere als Menschen reden und da thut's Einem so wohl, an Alles zu denken, so geruhig; es ist wie wenn die Gedanken auf lauter Musik spaziren gingen, hin und her."

Der Collaborator murrte in sich hinein: „O weh! die wird nun auch gebildet."

Am Theater, wohin Reinhard sie in der ersten Zeit einige mal führte, fand Lorle keine nachhaltige Freude; die lustigen Stücke kamen ihr gar zu närrisch vor, und bei den kreuzweis geköperten Intriguenstücken war's ihr zu Muthe wie in einem Wirbelwind, der von allen Seiten reißt und zerrt, so daß man sich gewaltig zusammennehmen muß. Von zwei Stücken redete sie aber noch lange. Das eine war die Stumme von Portici. Es kam ihr grausam vor, daß die Hauptperson stumm ist und die andern alle singen; auch meinte sie, es sei schon hart genug, wenn ein Mädchen betrogen wird, es brauche keine Stumme zu sein. Daß die Fischer, nachdem sie einige Soldaten niedergemacht, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution niederknieten und beteten, kam ihr recht brav vor, aber sie hatte gräßliche Angst, es kommen jetzt andere Soldaten und schießen sie Alle nieder. An Schillers Tell hatte sie volle Freude. In der versteckten Loge, wohin Reinhard sie immer führte, gab sie ihm während der ganzen Vorstellung

kaum eine Antwort; sie sah ihn oft still an, mit der Hand begütigend, als dürfe man etwas nicht wecken. Auf dem Heimwege sagte sie: „So wie der Tell, so wär' mein Vater in seinen jungen Jahren gewiß auch gewesen."

Reinhard nahm ihr das Versprechen ab, über derartige Dinge mit niemand Anderm als mit ihm zu reden.

Lorle nahm die ganze Welt um sich her keineswegs als eine gegebene hin; gerade weil ihr die Ueberlieferungen mangelten, worauf sich so Vieles stützt, erschien ihr Alles als ob es erst heute und für sie entstünde; sie schmälzte und salzte nach ihrer eigenen Zunge.

Reinhard unterließ es jedoch bald, Lorle in die Bildungs- und Kunstsphären einzuführen, und sie hatte auch nie Sehnsucht darnach; war's ihr nicht vor die Augen gerückt, war's für sie nicht da. Reinhard sah sich nun selbst mitten im Strudel einer ihm wesentlich neuen Welt, er trat in die sich vorzugsweise so nennende „Gesellschaft," in der Alles, was nicht dazu gehört, als zusammengelaufenes, höchstens erbarmungswürdiges Volk gilt. Bei der eigenen Unfruchtbarkeit der Gesellschaft an erfrischenden Elementen ward Reinhard ihr Adoptivkind. In der ersten Zeit betrachtete er das Frequentiren der Salons — eine Phrase mit welcher die kleine Residenz aufputzte — als einen Theil seiner Amtspflichten; es kam ihm nicht in den Sinn, wie traurig es sei, daß Lorle so allein zu Hause sitze; da waren ja noch so viele Andere, die sich mit einer Bürgerlichen und nicht wie er, nun gar mit einem Bauernmädchen „mesalliirt" hatten und sie mußten sich's Alle gefallen lassen, hier als ledige Burschen zu gelten.

Anfänglich war es Reinhard oft, wie wenn man aus freiem Felde in ein dumpfes Gemach tritt; die darinnen waren, wissen nichts von der gepreßten Luft, aber dem Eintretenden beengt sie die Brust. Bald jedoch bewegte er sich in diesem Treiben wie in seiner eigenen Welt. Zwei Umstände förderten dies mit besonderer Raschheit. Der außerordentliche Landtag war einberufen. Der Prinz hatte mit Reinhard oft den Plan durchsprochen, daß man in dem neuen Palais die Bel-Etage des Mittelbaues mit den schönsten Gegenden des Landes zieren müsse, die Reinhard al fresco malen sollte; in dem Fries sollten die eigenthümlichen Volkssitten durch Figuren in den verschiedenen Volkstrachten dargestellt werden. Reinhard war voll Seligkeit, ein solches Werk ausführen zu können, das als Erfüllung eines Lebens gelten durfte;

er stellte das Bild „das neue Lied“ zur Seite und machte allerlei Entwürfe. Die Vorlegung derselben gab reichen Unterhaltungsstoff und Reinhard ward dadurch vielfach Mittelpunkt der Gesellschaft. Nun aber ergab sich, daß die Landstände mit großer Mehrheit nicht nur die Gelder zum Bau des neuen Palais, sondern auch für die Gallerie verweigerten, weil die Noth des Landes so groß sei, daß sie keine derartigen Ausgaben gestatte. Mit einer Mehrheit von blos zwei Stimmen wurde hierauf die angesetzte Summe zur Einrichtung der Zimmer über dem Marstall für die Gallerie und der Gehalt Reinhards bewilligt. Dagegen nahm die Regierung Rache und verweigerte eine Aufbesserung der Volksschullehrergehalte, die auf dem vorigen Landtage schon beantragt war.

Ein tiefer Mißmuth setzte sich in Folge der ersten Behinderungen in Reinhard fest, zu dem er noch die Ueberzeugung gesellte, daß das ständische Wesen alle Kunst vernichte, diese daher nur in dem monarchischen Princip einen Halt habe. Reinhard hatte bisher ohne politische Ansicht gelebt, nun war sie ihm geworden. Aus diesen Gründen fühlte er sich heimischer in der „Gesellschaft;“ aber noch ein bedeutsames Motiv kam dazu.

Die junge Gräfin Mathilde von Felseneck, eine reizende und vielbesprochene neue Erscheinung, schloß sich an Reinhard auf besonders zuvorkommende Weise an; sie trat jetzt zum Erstenmal in „die Welt,“ sie war einsam auf dem väterlichen Schlosse aufgewachsen; denn ihr Vater, der die Tochter seines Rentamtmanns geheirathet hatte, lebte seit zwanzig Jahren fern vom Hofe und von seinen Standesgenossen. Erst jetzt, seit dem Tode der Mutter, ward ihm Versöhnung; das Kind wurde willig aufgenommen, zumal es eine blühende reiche Erbin war, von der man mit Zuversicht erwartete, daß sie den Fehler ihrer Abstammung durch eine standesgemäße Ehe ausgleichen werde. Gräfin Mathilde, die das Schicksal ihrer Mutter im Herzen trug, betrachtete sich in diesem Kreise nur als Geduldete, als Bürgerliche; sie fühlte sich zu Reinhard hingezogen, wie man im fernen Lande unter Fremden einen Heimatgenossen begrüßt; dazu ward sie mächtig angesprochen von dem freien und doch so sichern Benehmen Reinhards, der keine der Gesellschaftsformen verletzte, sie aber doch, nur dem aufmerksamen Blicke sichtbar, mit einem gewissen leichten Uebermuthe behandelte; namentlich bemerkte sie dies dem Comte de Foulard gegenüber, der die Etikette mit einer gewissen priesterlichen Andacht wie ein hochheili-

ges Mysterium verwaltete. In der That zwang dieses ausgeprägte und feststehende Formenleben Reinhard nur eine kurze Weile eine gewisse Achtung ab, dann überließ er sich der freien Gebarung seines Wesens.

Eines Abends, als man sich eben an verschiedenen kleinen Tischen niederließ und die Bedientenschaar mit märchenhafter Schnelle Alles ordnete und auftrug, sagte der Comte de Foulard zu Reinhard: „Die Gräfin von Felseneck hat sich sehr geistreich über Ihre heute vorgelegten Zeichnungen ausgesprochen; sie bemerkte: die Künstler haben nicht nur in ihrer Schöpferkraft etwas Gottähnliches, indem sie den vorhandenen Reichthum der Welt vermehren, sie müssen auch etwas von der göttlichen Geduld haben, ruhig über ihre Werke Kluges und Unkluges auskramen lassen. „Reinhard wendete sich unwillkürlich nach dem Mädchen um, das an einem andern Tische saß.

„Wenn Sie meiner Cousine vorgestellt sein wollen, bin ich bereit," sagte ein schmucker Gardeoffizier, der neben Reinhard saß. Das Erbieten wurde mit Dank angenommen.

Von diesem Abend an gestaltete sich ein eigenthümliches Verhältniß zwischen Reinhard und Mathilde. Wenn sie sich bei Hofe oder in den Salons trafen, kam eine gewisse ruhige Sicherheit über sie; so förmlich auch ihr beiderseitiger Gruß war, es lag etwas Zutrauliches darin, als hätten sie sich ohne Verabredung hier ein Stelldichein gegeben. Sie hatten beide die Empfindung, als ob das Eine mit schützender und vorsorgender Hand dem Andern diese Stunden zu genußreichen bereiten müsse; Jedes hegte gewissermaßen die Verantwortlichkeit für einen Mißgriff oder ein Mißgeschick des Andern in sich. Wenn Reinhard von seinem Gönner, dem Comte de Foulard, mit einem Kunstgespräche in einer Nische festgenagelt wurde, empfand Mathilde die höchste Langweile für ihn und merkte kaum auf die Artigkeiten und Aufmerksamkeiten, die sie umgaben; wenn dann die Gräfin Mathilde singen mußte, bebte Reinhard für sie; war die Reihenfolge ihrer Lieder eine unpassende, so machte er sich selbst Vorwürfe. Bald waren sie dann oft, in der gemessensten Haltung einander gegenüberstehend, in die launigsten Gespräche verwickelt. Nie lobte Reinhard den so seelenvollen Gesang Mathildens, er sprach nur bisweilen über die Schönheiten der Dichtung und Composition; sie mochte daraus erkennen, wie sehr sie ihm zu Herzen gesungen hatte.

Der Vetter Arthur hatte verrathen, daß Mathilde „waldfriſche Volkslieder“ ſingen könne, und nun mußte ſie, da der Prinz perſönlich darum bat, eines derſelben vortragen. Sie ſtand eine Weile an dem Piano und hielt ſich krampfhaft an demſelben, um Ruhe zu gewinnen; dann ſtimmte ſie in kecken Tönen ein Jodellied aus den Bergen an, ſo hell und froh wie die Lerche, die mit thaufeuchter Schwinge hineinjauchzt in das Morgenroth. Heute zum Erſtenmale lobte Reinhard ihren Geſang, Mathilde aber war betrübt; ſie klagte, daß es ihr vorkäme, als ob ſie das heilige Geheimniß ihrer Heimathberge verrathen und profanirt habe; ſie glaube, daß ihr dieſes Lied entweiht ſei, weil ſie es hier unter Kerzenſchimmer und ausgebälgten Uniformen als Curioſität preisgegeben. Reinhard widerſprach ihr und erklärte, daß das wahrhaft Heilige, was wir in der Tiefe der Seele hegen, unberührt und unverletzt durch die ganze Welt ſchreite, daß das, was geſtört oder gar zerſtört werden kann, in ſich und für uns keine rechte Wahrheit hatte. Mathilde war beruhigter.

Oft wollte ſie auch, daß Reinhard ihr viel von ſeiner Frau erzählte; ſie hegte offenbar den Wunſch, Lorle kennen zu lernen, aber Reinhard war in ſeinen Mittheilungen kurz und lehnte jenes nicht ausgeſprochene Anſinnen, ohne es entſchieden zu bezeichnen, mit Beſtimmtheit ab; er ſah darin doch mehr eine bloße Neugier, und fürchtete zugleich, daß ſich Lorle nicht wie er wünſchte, benehmen möchte.

Der Graf lud Reinhard auf Veranlaſſung ſeiner Tochter zu ſich ins Haus und Mathilde, die in Geſellſchaft immer etwas Schmerzliches, Empfindſames hatte, war hier das heiterſte Kind, voll ſprudelnder Jugendluſt; ſie ſang und ſpielte mit Fertigkeit und Geiſt und ihre Zeichnungen verriethen ein ungewöhnliches Talent. Alle Blüthen der edelſten Bildung ſtanden hier in ſchöner Entfaltung und wenn Reinhard etwas derartiges bemerkte, ſah Mathilde mit andächtiger Hoheit auf und ſagte: „Sie hätten meine ſelige Mutter kennen ſollen.“ — Bisweilen ſangen ſie auch gemeinſam ſcherzhafte und ſchwermüthige Volkslieder; von ſolchen wohlgebildeten Stimmen vorgetragen, hatten dieſe Töne noch eine ganz beſondere Macht.

Wenn nun Reinhard aus der Geſellſchaft nach Hauſe kam, regte ſich oft der alte böſe Blutstropfen in ihm; ſeine Häuslichkeit kam ihm ſo eng, ſo kleinbürgerlich vor. Drückte dann Lorle mit

kindlichem Stottern ihre Gedanken und Empfindungen aus, ſo hörte er ſelten darauf und gab ſich noch ſeltener die Mühe, ſie zu ergänzen und zu berichtigen; er war es müde, das ABC der Bildung vorzubuchſtabiren. Auch fiel ihm jetzt eine eigenthümliche Ungrazie Lorle's auf: die Haſtigkeit und Kräftigkeit ihres Gebarens war nun unſchön; ſie faßte ein Glas, das Leichteſte, was ſie zu nehmen hatte, nicht mit den Fingern, ſondern mit der ganzen Hand, ihre Bewegungen hatten in den Stadtkleidern eine auffallende Derbheit, ſie trat immer ſtark mit den Ferſen auf und er bat ſie einmal, den ſchwebenden und ſich wiegenden Gang auf den Zehen anzunehmen.

Lorle entgegnete: „Juſt Alles brauch' ich nicht erſt zu lernen, ich hab' ſchon laufen können, wie ich noch kein Jahr alt geweſen bin."

Zu den übrigen Reſidenzbewohnern hatte Reinhard keine Beziehung und er erfuhr erſt ſpät, daß ihn viele den „Civilcavalier" nannten und ſich damit erhaben dünkten, während ſie doch ſelber die fürſtliche Gnadenprobe vielleicht nicht beſſer beſtanden hätten. Zu den wenigen Künſtlern der Stadt war Reinhard in eine ſchiefe Stellung gerathen; er war ſo ohne alle Vorbereitung zu ſeinem Amte gelangt; die Einen glaubten in der That, daß ihm dies nur durch Winkelzüge gelungen ſei, die Anderen verleitete Neid und Bitterkeit zu ungerechter Beurtheilung Reinhards und ſeiner Leiſtungen.

So hatte er außer der Hofgeſellſchaft nur den Collaborator, aber auch dieſer zürnte ihm; er ſprach offen ſeinen Grundſatz aus: „Kein Ehrenmann darf von der innerlich angefaulten Societät mit ſich eine Ausnahme machen laſſen, ſo lange ſich dort nur noch eine Spur von Excluſivem findet."

Der Collaborator zürnte mit Reinhard doppelt, weil dieſer mit Lorle, dem friſchen Naturkinde, kunſtgärtnere. Das that ihm wehe, aus perſönlichen wie aus allgemeinen Gründen. Er erkannte leicht im Kleinen und Vereinzelten ein allgemeines, ja ein weltgeſchichtliches Geſetz. Lorle war ihm ein Typus des Urmenſchlichen, des urſprünglich Vollkommenen, an ſich Vollendeten, unberührt von den Zwieſpältigkeiten der Geſchichte und der Bildung; es däuchte ihn eine Verſündigung, ſie durch alle die Labyrinthe zu quälen, ohne ſicher zu ſein, daß ſie den jenſeitigen Ausgang finde, der wiederum zur freien Natur führt — ſie ſtand ja von ſelber darin, Anfang und Ende ſind hier eins. Er behauptete, daß die Menſchen zu

allen Zeiten das urſprünglich Vollkommene, was ihnen in einem Menſchen nahe tritt, martern und kreuzigen und zu Tode quälen, weil das Daſein des absolut Vollkommenen, des Urmenſchen, der nichts will und nichts hat von dem ganzen Trödel, den die Menſchheit nachſchleppt, dieſer ein Gräuel ſein muß. Und doch muß die Geſchichte von Zeit zu Zeit wiederum erfriſcht und begonnen werden von ſolchen erſten Menſchen, die aus dem Urquell des Lebens vollendet erſtehen.

Der Collaborator wußte wohl, daß Lorle ſolchem höchſten Ideale nicht entſpreche, aber er hatte eine faſt abgöttiſche Verehrung für die Urthümlichkeit ihres Weſens, gegenüber dem Unfertigen, Ringenden und Halben der Civiliſation, ihm hatte der vielverbrauchte Ausdruck, daß ſie ein Kind der Natur ſei, eine tiefere Bedeutung: er erfand dieſe Bezeichnung wiederum für ſie.

Reinhard beſtrebte ſich, Lorle und Leopoldine mit einander zu befreunden, er brachte ſie oft zu dieſer; Lorle war's aber immer unheimlich. Leopoldine hatte die überfließende Redefertigkeit einer Ladenfrau, ſie konnte Alles, was ſie im Sinn hatte ohne Scheu aufzeigen, wie ehedem ihre Haubenmuſter; dabei hatte die Vielgeprüfte etwas Entſchloſſenes, das ſie namentlich ihrem Bruder gegenüber in einer Weiſe geltend machte, daß es Lorle in der nunmehrigen Zaghaftigkeit ihres Gemüthes wie Schärfe und Härte erſchien.

Ueber eine Bemerkung Lorle's freute ſich Reinhard einſt übermäßig; ſie gingen von Leopoldine weg und Lorle ſagte: „Ach was ſchöne Blumen hat die, und ſo im Winter."

„Du ſollſt auch ſolche haben."

„Nein, ich mag nicht, ich mein' ich könnt' und ich dürft' mich nicht ſo freuen, wenn's wieder Frühjahr wird, weil ich ſo gezwungene Blumen vorher in der Stub' gehabt hab', eh' ſie draußen ſind. Laß mich lieber warten."

Reinhard war von dieſer Aeußerung ſo entzückt, daß er wieder einen ganzen Tag der Liebevolle von ehedem war.

An den vielen kleinen Sächelchen auf dem Nipptiſch Leopoldinens freute ſich einſt Lorle wie ein Kind; als ihr Reinhard verſprach, auch ſolche Sachen zu kaufen, ſagte ſie: „Nein, ich möcht' lieber was Lebiges haben; wenn wir einen Stall hätten, möcht' ich eine Geis oder ein paar Schweinchen haben, oder in meiner Stub' Turteltauben oder einen Vogel."

Am andern Tage nahm Reinhard die Bärbel mit als er ausging und brachte einen Kanarienvogel in schönem Käfig und Goldfischchen in einem Glase. Lorle war voll Freude und Reinhard erkannte aufs Neue, wie leicht dieses anspruchslose Wesen zu beglücken war.

Eines Abends, als Reinhard zum Maskenball beim Minister der Auswärtigen geladen war, ging Lorle in die Theevisite zu Leopoldinen. Auf dem Wege sagte sie zur begleitenden Bärbel: „Ich wollt', ich könnt' bei dir daheim bleiben; ich komm' mir oft vor wie ein Waisenkind, das unter fremden Leuten herumgeschubt wird." —

Die Bärbel tröstete so gut sie konnte.

Lorle trat zitternd in die Stube. Die Frau Professorin Reinhard, die Kammersängerin Büsching, Frau Oberrevisorin Müller, Frau Handschuhfabrikantin Frank; so stellte Leopoldine die Anwesenden vor. Die Frau Oberrevisorin warf stolz den Kopf zurück, ihr gebührte es, vor der pensionirten Kammersängerin vorgestellt zu werden. Die alte Sängerin unterhielt sich schnell mit Lorle und bald war sie auf ihrem Lieblingskapitel, indem sie von ihren ehemaligen Triumphen erzählte und daß sie die erste hier in der Stadt war, die die Emmeline in der Schweizerfamilie gesungen. Ihre Bemerkung gegen Lorle, daß sie auch Volkslieder sehr liebe, wurde schnell verdeckt, denn nun öffneten sich die Schleußen der Unterhaltung und Alles auf einmal sprach vom Theater, d. h. von dem Haushalt der Schauspieler und Sänger und ihren Liebesbeziehungen. Unversehens lenkte sich das Gespräch auf den heutigen Maskenball. Die Frau Handschuhfabrikantin (deren ganzes Personal, aus dem Ehepaar und einem Lehrling bestehend, Leopoldine zur Fabrik erhoben hatte) konnte die intimsten Nachrichten davon preisgeben; sie klagte nur, daß wenn die Fremden, die Engländer, nicht wären, man wenig Handschuhe mehr verkaufte; sonst habe „ein nobler Herr" zwei bis drei Paar an einem Abende verbraucht, jetzt zögen selbst die Gardeoffiziere, die doch von Adel sind, nur bei den ersten Touren frische Handschuhe an und ersetzten sie dann unversehens durch alte.

Die Frau Oberrevisorin sagte: „Ich würde mich schämen, mich um solche Dinge zu bekümmern."

Nun brach der Zorn der Handschuhfabrikantin los und sie bemerkte, es gebe viele Handwerksleute, die mehr verdienten als die Angestellten; man wisse wohl, da sei's oft außen fix und

innen nix. Leopoldine, die den unverzeihlichen Mißgriff gemacht hatte, eine ſolche gemiſchte Geſellſchaft zu laden, brachte die Sache ſchneller als ſie hoffen konnte, wieder ins Geleiſe durch die einfache Frage: ob wohl die Herrſchaft bei dem heutigen Ball ſein werde.

„Was iſt das, die Herrſchaft?“ fragte Lorle. Alles ſah ſie erbarmungsreich an.

„Das iſt der Hof, das iſt die Herrſchaft,“ erklärte man von allen Seiten.

Lorle aber entgegnete: „Warum denn Herrſchaft? Mein' Herrſchaft iſt's nicht, ich bin kein Dienſtbote, ich hab' meine eigne Haushaltung und ihr ja auch.“

Kichernd und lachend erhob ſich Jedes himmelhoch über dieſe furchtbare Einfältigkeit; ſelbſt die Frau Oberreviſorin konnte nicht umhin, der ihr vorgezogenen Kammerſängerin Etwas ins Ohr zu ziſcheln. Lorle athmete erſt wieder frei auf als der Collaborator aus dem Bierhauſe kam und allerlei Scherze losließ.

„Mein' Lebtag geh' ich nimmer in ſo eine Geſellſchaft,“ ſagte Lorle auf dem Heimwege zur Bärbel.

Sie fühlte wohl die Erbärmlichkeit eines ſolchen Lebens, wo man, ſtatt an eigener geſunder Koſt ſich zu erfreuen, nach den Broſamen und dem Abhub der vornehmen Welt haſcht.

Während dieſes Abends mußte Reinhard viele ergötzliche Neckereien beſtehen; er wurde ſtets von zwei Masken gehänſelt, die ganz in derſelben Bauerntracht gingen wie einſt Lorle. Anfangs war er erſchrocken, denn beide Masken ſprachen vollkommen den Dialekt; erſt beim Entlarven konnte er in der einen die Gräfin Mathilde und in der andern ihre Geſellſchafterin, ein armes adeliges Fräulein erkennen.

Als Lorle ihm am andern Morgen die Ereigniſſe des geſtrigen Abends erzählte, hörte er ihr kaum zu; ſeine Gedanken tanzten noch auf dem Balle.

Dennoch blieb das Verhältniß zur Gräfin Mathilde ohne Fortſchritt, faſt auf demſelben Punkte auf dem es begonnen hatte; zumal da ſie jetzt, nach Schluß der Saiſon, wieder mit ihrem Vater auf ſeine Güter zurückkehrte.

## Fürnehmes Leben, fürſtliches Brod.

Lorle hatte ein vereinſamtes Leben, denn Reinhard war die meiſten Abende außer dem Haus, und trieb ſich oft Tage lang

auf den Hofjagden umher. Jetzt richtete er ſich noch ſeine Werkſtatt in den obern Zimmern des Marſtalls ein. Lorle war noch nie dort geweſen.

Der Prinz hatte Reinhard beauftragt, eine Erinnerung an die letzte Fuchsjagd zu malen; auf die Entgegnung Reinhards, daß er ſich nicht auf Jagdſtücke verſtehe, erhielt er die Antwort: „Malen Sie nur ganz nach Ihrer Eingebung, ich laſſe der Kunſt gern die vollſte Freiheit.“

In unglaublich kurzer Zeit vollführte nun Reinhard ein Werk, das er für ſein Beſtes hielt; es war eine tiefe Waldeinſamkeit, nur ein Fuchs ſaß ruhig auf ſeinem Baue unter den alten knorrigen Stämmen und ſchaute ſich klug um; es war der Verſtand des Waldes. Triumphirend ließ Reinhard das Bild auf das Schloß tragen: es mißfiel allgemein. „Das iſt ja bloß eine Landſchaft,“ hieß es, man hatte mindeſtens die Abbilder der Hauptjäger und ihrer Hunde erwartet.

Das war alſo die „vollſte Freiheit“ der Kunſt, und doch ſollte nach Reinhards Anſicht das monarchiſche Princip ihre einzige Stütze ſein. Verſtört und ingrimmig ging er umher.

Zu Hauſe war auch des Elendes genug und gerade in ſeinem Berufe hatte er die Erlöſung geſucht. Er hatte ein gut Theil jener Unabhängigkeit verloren, die in dem eigenen Bewußtſein ſich erhebt; ſeine geſellſchaftliche Stellung verlangte nothwendig die Anerkennung als Künſtler.

Die Bärbel kränkelte und Lorle jammerte viel, daß ſich die Dienſteifrige keine Ruhe gönne. Reinhard bemerkte einmal, die Bärbel ſolle wieder heimkehren; da weinte Lorle ſo bitterlich, daß er ſie nur mit vieler Mühe beruhigen konnte. Er ließ Lorle immer mehr für ſich gewähren und wenn er dann oft plötzlich an ihr ſchulte, ſetzte ſie ihm eine ſtörrige Unnachgiebigkeit entgegen. Sie war ihm demüthig ergeben, ſo lang er ſich ihr vollauf widmete, ihr ganzes Tagewerk war oft nur ein Warten auf ihn, manche Arbeit kam ihr nur wie einſtweilige Unterhaltung bis zu ſeinem Wiederkommen vor; nun aber, weil er ſonſt wortkarg und mürriſch war und faſt nur ſprach, wenn er Etwas zu tadeln und zu lehren hatte, hörte ſie ſeine Auseinanderſetzungen an, ohne ein Wort zu erwidern. Reinhard fühlte ſich dadurch oft im Tiefſten unglücklich.

Die Bärbel erkannte mit ſchwerer Bekümmerniß, wie ſo bald das einige Leben der Eheleute ſich ſchied; ſie ſuchte Lorle auf

allerlei Weise zu beruhigen und ihr Haupttrost war: „Es wird schon Alles besser gehen, wenn du einmal ein Kind hast.“

Da warf sich Lorle weinend an ihre Brust und sagte:

„Ich fürcht', ich fürcht', das wird nie geschehen; ich hab' mich versündigt, ich hab' ein Kind, das den Heiland vorstellt, auf den Schooß nehmen müssen, wie er mich damals abgemalt hat. Ich hab's nicht thun wollen, er hat's aber gewollt; Gott wird doch barmherzig sein und mir mein' Sünd' vergeben.“ —

Die Bärbel suchte ihr die schweren Gedanken auszureden, glaubte aber selbst mehr daran als die Unglückliche selber.

Als Reinhard einmal wieder auf einen ganzen Tag zur Jagd gegangen war, machte sich Lorle die heimliche Freude und half der Bärbel bei der Wäsche; beim Auswinden derselben drehte Lorle zuerst einen Ring und die Bärbel versäumte nicht, den alten Waschweiberglauben anzubringen, daß Lorle sich eine Wiege drehe; Lorle spritzte nun der Bärbel einige Tropfen ins Gesicht und ging in die Stube.

Eine allerhöchste Laune brachte Lorle unversehens in Berührung mit dem Gesellschaftskreise Reinhards. Ungewöhnlich früh kam dieser eines Abends nach Hause und verkündete, daß der Prinz Lorle zu sprechen wünsche und daß sie daher andern Tages mit ihm auf die Gallerie gehen müsse; daß man begierig war, das Urbild der Madonna zu sehen, verschwieg er wohlweislich.

„Ich mag aber nicht, ich hab' nichts beim Prinzen zu suchen,“ entgegnete Lorle.

„Ja Kind, das geht nicht, einem fürstlichen Wunsche muß man gehorchen, sonst beleidigt man; da wird man nicht vorher gefragt und ich hab's nun auch einmal versprochen.“

„Wenn er noch eine Frau hätt', aber so zu einem ledigen Bursch', weil er's grad will!“

„Wie einfältig! Es ist vollkommen schicklich, ich geh' ja mit,“ sagte Reinhard heftig; Lorle sah auf und schwere Thränen hingen in ihren Wimpern. Reinhard faßte ihre Hand und sagte: „Sei nicht bös, sei gut, glaub' mir, du verstehst das nicht, darum folge mir, du kannst's immer.“

„Ja, ja, ich will's ja thun, aber ich darf doch auch was sagen. Wenn das so fortgeht, weiß ich gar nicht mehr, ob ich nicht närrisch bin, ich ... ich weiß weiß gar nicht mehr, bin ich denn noch und was soll ich denn?“

Als ihr Reinhard Troſt einſprach, entgegnete ſie: „Gieb jetzt du nur Fried', es iſt Alles gut, ja, ich bin zufrieden, ſei du's nur auch; aber ich wollt', die ganz Welt ließ' mich in Ruh, ich will ja auch nichts von ihr."

„Du biſt mir doch nicht mehr bös?"

„Nein und zehnmal nein, ich thu' ja was du willſt, aber laß mich nur auch reden."

Reinhard ging nun in das Haus des Collaborators und bat Leopoldine, am andern Morgen zu ihm zu kommen und Lorle für die Audienz vorzubereiten; dann ſchloß er ſich dem Collaborator an und ging mit ihm nach ſeinem ſtändigen Bierhauſe, wo in einem kleinen Stübchen mehrere jüngere Advocaten, Aerzte, Kaufleute und Techniker wohlgemuth beiſammen ſaßen, rauchten, tranken und plauderten. Anfangs war ein ſtummes Erſtaunen den „Civilcavalier" in der Kneipe zu ſehen; dann aber nahm das Geſpräch ſeinen ungehinderten Verlauf. Die tiefſten Fragen von Welt und Zeit wurden hier mit einer Schärfe und Eindringlichkeit, mit einem Feuer verhandelt, daß Reinhard im Stillen bemerken mußte, wie hier die friſcheſte Lebendigkeit herrſchte, weil Jeder bot, was ihn bewegte, weil man überhaupt nicht auf Unterhaltung ausging; es kam ihm vor, daß im glänzendſten Salon in einem Monat nicht ſo viel urſprünglicher Geiſt laut werde, als jetzt hier in dem kleinen, ſpärlich erleuchteten Stübchen. Das Laute und die Derbheit mancher Formen war ihm wieder neu und fremd, denn er kam aus den Kreiſen, wo man flüſtert und lächelt und nicht ſtreitet und lacht. An einem monarchiſchen Mittelpunkte fehlte es indeß auch hier nicht, und ſeltſam genug war dies der Collaborator; ſeine machtvolle Stimme und ſein ausgebreitetes Wiſſen ſicherten ihm dieſe Würde ohne alle Etikette. Reinhard blieb länger als er gewollt hatte, er war wie in einer fremden Stadt: dort war ein Menſchenkreis voll wirklicher und eingebildeter Intereſſen, der nie aus ſich heraustrat und ſich geberdete, als ob er allein die Welt ſei und ſo dem Geringfügigſten, einem Anreden oder Ueberſehen, einem halben oder einem ganzen Lächeln eine Bedeutung beilegte. Und hier — hundert Schritte davon lebten Menſchen aus einem andern Jahrhundert, die ſich im Kampfe erhitzten, als ob ſie vom Forum, aus der Volksverſammlung kämen oder ſich darauf vorbereiteten.

Wenn er an Lorle dachte, befiel ihn eine unerklärliche Angſt; er meinte, es geſchehe zu Hauſe ein großes Unglück, das Haus

brenne ab und jeden Augenblick müſſe man die Sturmglocke hören; dennoch ſaß er wie feſtgebannt. Ahnte er vielleicht, in welchen ſchweren Gedanken Lorle in Schlaf geſunken war? Als er endlich nach Hauſe kam, athmete er leichter auf; da ſtand wie immer das Oellämpchen auf der Treppe; er ging leiſe in die Kammer. Lorle ſchlief ruhig, er betrachtete ſie lange, ſie ſah ſo heilig aus in ihrem Schlafe, faſt wie damals als er ſie zum Erſtenmal auf der Laube wiedergeſehen, nur lag jetzt ein Zug des Schmerzes auf ihrem Antlitz und ihre Lippen zuckten öfters.

Ein Außerordentliches geſchah. Reinhard war am andern Morgen früher auf als Lorle, er hatte die Schlüſſel gefunden und legte nun die Kleider zurecht, die ſie anziehen ſollte. Als er ſo über Kiſten und Kaſten kam, lobte er im Stillen die Ordnungsmäßigkeit ſeiner Frau; er freute ſich auf ihren Dank für ſeine Vorſorglichkeit und ging immer auf den Zehen umher; es war ihm ſo leicht als würde er getragen.

Als Lorle erwachte und die Kleider ſah, rief ſie: „Was haſt du gemacht? Ich bitt' dich um der tauſend Gotts willen, überlaß mir Alles ganz allein. Denk' nur nicht immer, daß ich gar nichts verſteh'. Du haſt mir gewiß Alles untereinander gekruſtet. Ich bitt' dich, laß mich Alles allein in Richtigkeit bringen." —

In Reinhard wogte und brauſte es, er hielt aber an ſich und ging in die Stube; dort ſtand er eine Weile, die Stirn an die Fenſterſcheibe gedrückt, in tiefem, namenloſen Schmerz. Schnell nahm er dann Hut und Stock und ging davon. Es war ein friſcher Morgen, im Schloßgarten blühten die Blumen ſo ſchön und die Vögel ſangen ſo luſtig, unbekümmert in weſſen Garten ſie ſich ſo laut machten, und ob die Bäume, in deren Zweigen ſie ſaßen, einen Titel angehängt hatten oder nicht. Reinhard ſah und hörte nichts; es kam ihm vor, als ob Jemand leibhaftig ihm das Wort aus Hebels Karfunkel in's Ohr geraunt hätte: „Los, du duurſch mi ... mittem Wibe heſch's nit troffe;" [1] er ſuchte das Wort wegzubannen, aber es kam immer wieder und ſprach ſich von ſelbſt.

Als er heimgekehrt war, ſagte er zu Lorle: „Wir wollen gut ſein."

„Ich bin ja nicht bös," entgegnete ſie.

[1] Hör', du dauerſt mich, mit dem Heirathen haſt du's nicht getroffen.

„Nun, es iſt jetzt eins, ich bin gewiß viel Schuld, aber laß Friede ſein.“

Dieſer war nun auch bis Leopoldine kam. Sie half Lorle ankleiden, lehrte ſie einen Kniks machen und wie man den Kronprinzen anreden müſſe. Lorle ſchien zu Allem willig; als aber Leopoldine ſich entfernt hatte, riß ſie Haube und Chemiſette herunter und ſagte: „Ich geh' nicht, ich geh' nicht, ich bin kein Staarmatz, und du läß'ſt auch einen Narren aus mir machen und ich merk's wohl: wenn man mich dumm macht und da werd' ich immer ſchlechter, und ich bin ſo jähzornig und ſo ungeduldig . . . Guter Gott! Was ſoll denn aus mir werden?“

Sie weinte laut auf. Reinhard ſagte mit thränengepreßter Stimme: „Nichts, du ſollſt nichts Anderes werden, bleib' du das gute Kind.“

„Ich bin kein Kind, das hab' ich dir ſchon hundertmal geſagt. Jetzt will ich mich aber ordelich anziehen, und du wirſt ſehen, ich mach' keinen Unſchick.“

Endlich gingen ſie miteinander zur Gallerie. Reinhard wagte es kaum mehr, Lorle eine Verhaltungsregel zu geben. Als ſie nun hier zum Erſtenmal die Werkſtatt Reinhards ſah, erſchrack ſie über die grauſige Unordnung; ſie wollte ſcheuern und kehren, mußte aber der dringenden Bitte nachgeben, ſich doch ruhig zu verhalten, und ihre glänzenden weißen Handſchuhe zu ſchonen. Vor Unruhe konnte ſie keine Minute ſtill ſitzen, eine fieberiſche Aufregung durchwogte ſie, ſie wollte ſich nicht verblüffen laſſen, ſondern dem Prinzen zeigen, daß ſie auch nicht auf den Kopf gefallen ſei, und zugleich Reinhard beweiſen, wie ſie mit Jedem reden könne, ſei er wer er wolle. Mit Bangigkeit bemerkte Reinhard dieſe Erregung, er ahnte die gewaltſame Haſt und Unruhe in Lorle und daß ſie dieſem Ereigniſſe gegenüber die Unbefangenheit und Harmloſigkeit ihres Weſens aufgegeben; aber er hatte die Zügel verloren, um dieſes Naturell zu halten, er konnte nichts thun als um Ruhe bitten. Endlich wurde der Prinz gemeldet und man ging nach dem großen Salon. Man mußte hier noch eine Weile warten, und dieſes Kommenlaſſen, Warten, Melden und Wiederwarten machte Lorle doch etwas bang; ſie meinte, es müſſe jetzt etwas ganz Beſonderes vorgehen.

Der Prinz trat in Militärkleidung raſch ein und auf die ſich verbeugende Lorle zu. In leutſeligem Ton ſagte er: „Seien Sie willkommen, Frau Profeſſorin.“

„Schön' Dank, Herr Prinz, Königliche Hoheit.“

„Nun, wie gefällt es Ihnen bei uns in der Stadt?“

Lorle hatte, trotz der ſcharfen Blicke Reinhards, ſchnell ihre Handſchuhe abgeſtreift; ſie wußte, daß ſie ſo beſſer reden konnte, und ſie ſagte: „Wo man verheirathet iſt, da muß es Einem gefallen; es iſt auch recht ſchön und ſauber hier, aber ſo himmelhohe Häuſer.“

„Ich habe ſchon oft gedacht,“ begann der Prinz wieder, „die Bauern ſind doch die glücklichſten Menſchen auf der Welt.“

„Da hat der Herr Prinz Hoheit Unrecht, das iſt nicht wahr; man muß ſchaffen wie ein Taglöhner und Steuern zahlen mehr als ein Baron, ſagt mein Vater.“

Reinhard ſtand wie auf Kohlen; das war unerhört, daß man einem Prinzen ſagt: das iſt nicht wahr.

Der Prinz fixirte Lorle lächelnd, dann lenkte er ab und ſagte, auf die Madonna anſpielend: „Ich habe Sie ſchon früher geſehen, Frau Profeſſorin.“

„Freilich, erinnert ſich der Königliche Hoheit noch, wie wir klein geweſen ſind? Er iſt grad acht Wochen älter als ich, ich weiß ſeinen Geburtstag wohl, wir haben allemal an ſelbem Tag eine Bretzel in der Schul' kriegt. Weiß er noch, wie er durch unſer Dorf kommen iſt? Er hat dazumal lange blonde Locken gehabt und einen geſtickten Kragen in Hohlfalten gelegt; damals haben wir uns daheim geſehen. Ach Gott! wir haben drei Wochen vorher von nichts Anderem gered't und träumt als: der Prinz kommt durch's Dorf! Den Nachmittag vorher war kein' Schul' und an dem Tag erſt recht nicht, und wie wir jetzt Alle da geſtanden ſind mit Sträuß', und der Martin iſt oben auf dem Thurm, und wie der Prinz auf unſer' Gemarkung kommt, da haben alle Glocken geläut't und da hat man mit Böllern geſchoſſen, und wir Kinder ſind alle auf dem Platz in die Höh' geſprungen, und der Lehrer hat gerufen: ſtill! ruhig! Und jetzt hat man bald gehört, wie die Kutſch' kommt, und da hab' ich aufpaſſen wollen, daß ich Alles ſeh', da geht mir grad' mein Schurzbändel auf; ich werd' aber noch fertig, und da kommt er und hält grad neben uns, und des Luzians Bäbi hat ein Gedicht an ihn hingeſagt, und da haben wir Kinder alle: Vivat hoch! gerufen, und rrr! fort iſt der Prinz und hat noch ſein Käpple mit der Troddel dran gelüpft, und da haben wir ihm unſere Sträuß' nachgeworfen,

und da ſind die Hofwagen kommen und ſind über unſere Sträuß' weggefahren."

Der Prinz ſagte mit ſichtbarer Rührung: „Hätte ich damals gewußt, daß Sie da ſind, ich wäre ausgeſtiegen; ich wollte, Sie wären dort meine Jugendgeſpielin geweſen."

„Ja, das wär' ſchon angangen. Ich hab' rechtſchaffen Mitleid mit ihm gehabt, er hat doch auch ein arm's Leben gehabt, gar kein' Minut' für ſich, 'naus in Wald oder ins Dorf. Wie er da auf der Saline blieben iſt, da haben ſich immer lauter große alte Leut' an ihn gehängt und er iſt kein' Minut' allein geweſen. Weiß der Hoheit denn auch, wie ein Baum im Wald ausſieht, wo kein Kammerdiener dabei iſt?"

Der Prinz drückte Lorle die Hand und ſagte: „Sie ſind ein vortreffliches Weſen. Ja, gute Frau, es iſt eine ſchwere Jugend, die eines Fürſten."

„Nun, ſo arg iſt's grad nicht, es muß ſich doch ertragen laſſen, man ſieht ihm juſt nichts an, daß es ihm ſo übel gangen iſt; aber ich hab' auch wegen dem Herr Prinz Hoheit Ohrfeigen kriegt und es iſt mir Alles im Angedenken blieben."

„Wie ſo das?"

„Wie der Hoheit auf der Saline blieben iſt, da bin ich mit meiner Bärbel auch 'nunter, und wir ſind draußen am Gitter geſtanden, und er iſt drinnen im Garten ſpazieren gangen, und da iſt ihm ſein Schnupftuch auf den Boden gefallen, und da iſt ein ſteinalter Mann mit weißen Haaren, von denen bei ihm, hingeſprungen und hat ihm's aufgehoben; und da hat die Bärbel geſagt: der wird auch in Grundsboden 'nein verdorben, und da hab' ich geſagt: wenn ich ein Prinz wär', ich thät' den ganzen Tag alles wegſchmeißen, daß mir's die alte Leut' mit denen Stern' auf der Bruſt aufheben müßten — und da hat mir die Bärbel ein paar tüchtige Ohrfeigen geben. Nun, mir hat's nichts geſchad't und dem Herr Prinz Königliche Hoheit ſagt man auch viel Gutes nach."

„Sie machen mich glücklich, da Sie mir ſagen, daß meine Unterthanen gut von mir denken."

„Ich hätt's doch mein Lebtag nicht glaubt, daß ich ſo mit dem Prinz Hoheit reden könnt', und jetzt möcht' ich ihm doch auch noch was ſagen."

„Reden Sie nur frei und offen."

„Ja guter himmliſcher Gott! Wenn ich's jetzt nur auch ſo

recht sagen könnt'. Der Prinz Hoheit sollt's nur selber sehen, wie schrecklich viel Noth und Armuth im Land ist, und da mein' ich, da könnt' er helfen und da müßt' er auch.

„Wie meinen nun Sie, daß geholfen werden soll?"

„Ja wie? das weiß ich nicht so, dafür ist der Hoheit da und seine g'studirten Herren; die müssen's wissen und eingeschirren."

„Sie sind eine kluge und brave Frau, es wäre zu wünschen, daß Alle in Ihrer Heimath Ihnen gleichen."

„Mein Vater sagt: wenn man Hirnsteuer bezahlen müßt', da kämen wir auch nicht leer davon. Jetzt mach' der Hoheit nur, daß er auch bald eine ordeliche Frau kriegt; ist's denn wahr, daß er bald heirathet?"

In der Pause, die nun eintrat, wechselte Verlegenheit und heiteres Lächeln schnell im Antlitz Reinhards. Daß Lorle den Prinzen mit Er anredete, erkannte er als beirrende Folge der ihr eingeübten Titulaturen; das Letzte aber war nicht nur der ärgste Verstoß, daß man einen Fürsten irgend Etwas fragt, da er vielleicht nicht antworten kann oder will, sondern Lorle sprach hier geradezu Etwas aus, was man selbst in den höchsten Kreisen nur mit den vorsichtigsten diplomatischen Umschweifen zu berühren wagte, weil ein Korb in der Schwebe hing.

Der Prinz aber erwiderte: „Es kann wohl sein; wenn ich eine so nette, liebe Frau bekommen könnte, wie Sie sind."

„Das ist Nichts," entgegnete Lorle, das schickt sich nicht; mit einer verheiratheten Frau darf man keine so Späß machen. Ich weiß aber wohl, die großen Herren machen gern Spaß und Flattusen."

Schließlich beging nun Lorle den ärgsten Verstoß, denn sie verabschiedete sich, indem sie sagte: „Jetzt b'hüt Gott den Herr Prinz Hoheit, und er wird auch zu schaffen haben."

Eben als sie die Hand zum Abschied reichte, kam der Adjutant mit der Meldung, daß die Revue beginne; der Prinz und Reinhard geleiteten Lorle bis an die Thür.

„Herr Professor!" rief Ersterer noch. Reinhard kehrte um und stand wie elektrisirt, als müßte jeder Nerv zuhören; der Prinz fuhr fort: „Kennen Sie den köstlichsten Kunstschatz, den wir auf der Gallerie haben?"

„Welchen meinen Königliche Hoheit?"

„Ihr Naturschatz ist der größte."

Dieſes hohe Witzwort verbreitete ſich durch den Mund des Adjutanten in „den höchſten Kreiſen," Lorle ward hierdurch einige Tage Gegenſtand allgemeiner Beſprechung.

Die Audienz vollendete aber auf eigenthümliche Weiſe den innern Bruch zwiſchen Reinhard und dem Hofe; es kränkte ihn, daß man nach der Hofweiſe dieſen Beſuch zu einer abgemeſſenen Zwiſchenſtunde der Unterhaltung angeſetzt, während er für ihn und ſeine Frau die innerſten Lebensfragen aufgeregt hatte. Dies geſtand er ſich offen, keineswegs aber das, wie er nicht die Kraft gehabt, ſein häusliches Heiligthum dem Hofe zu entziehen.

Bei Tiſche ſagte Lorle: „Der Prinz iſt doch lang' nicht ſo ſtolz wie unſer Amtmann."

„Woher weißt du das? Du haſt ihn ja gar nicht zu Wort kommen laſſen."

„Es iſt wahr, ich bin ſo ins Schwätzen 'neinkommen, ich hab' mich nachher auch darüber geärgert, aber es ſchad't doch nichts."

„Du mußt dich überhaupt mehr mäßigen."

„Ja, was ſoll ich denn machen?"

„Nicht überall gleich den Sack umkehren, mit Kraut und Rüben."

Lorle war ſtill, ſie glaubte ihren Fehl genugſam eingeſtanden zu haben, den letzten Tadel meinte ſie nicht zu verdienen, da ſie mit dieſer Allgemeinheit überhaupt nichts anzufangen wußte.

Reinhard dagegen war voll Trauer, daß Lorle dieſes Sichgehenlaſſen ſelbſt fremden Menſchen gegenüber nicht eindämmen konnte; es kam ihm jetzt vor, daß ſie weit mehr geplaudert habe als eigentlich der Fall war; es ärgerte ihn, daß Jeder mit herablaſſendem Wohlwollen dieſe Naivität beſchauen und vielleicht beſpötteln könne. Er ahnte, daß dieſes offene, rückhaltslos zutrauliche Weſen nothwendig der Dorfumgebung bedurfte, in der faſt Niemand mit dem man in Berührung tritt ein Fremder iſt, wo die Thüren überall unverſchloſſen, wo man bei Nachbarn und im ganzen Dorfe aus- und eingehen mag wie zu Hauſe, wo man ſich kennt, und zwar von Jugend auf mit all' den Eigenthümlichkeiten von Naturell und Schickſal. —

So leicht verblendet einmal eingeriſſenes Mißverſtändniß, daß Reinhard, ſtatt aus dem letzten Ereigniſſe Hochachtung vor der unzerſtörbaren Naturkraft ſeiner Frau zu gewinnen, darin eine ſpröde, alle Bildungselemente abſtoßende Halsſtarrigkeit beklagte.

Lorle ſelber fühlte auch immer mehr, ohne ſich's zur Klarheit

bringen zu können, daß sie in einer fremden Welt war. Das ganze Leben einer solchen anhangslos aus der Fremde in die Stadt versetzten Frau ist durchaus auf ihre Häuslichkeit beschränkt, die ganze Welt um sie her geht sie nichts an; nur eine allgemeine Bildung mag auch hier bestimmte Anknüpfungen finden lassen, denn sie verbindet mit Menschen, die auf fernen Bahnen wandelnd doch dieselben allgemeinen Lebenseindrücke, dieselben Interessen in sich hegen. Lorle dünkte sich selber oft erschreckend verstandesarm, ihr Scharfblick und ihre Klugheit konnten sich nur offenbaren, wenn sie von Bekannten, von Menschen sprechen konnte; daheim war sie viel klüger gewesen. Nothwendig und natürlich kam sie daher in Ermangelung der gemeinsamen Bekannten oder der Allgemeinheiten dazu, daß sie leicht von sich sprach oder ihre ganze Eigenthümlichkeit offenbarte; sie konnte nicht anders, sie mußte auch in der neuen Umgrenzung sich frei walten lassen. —

Eine Lerche, gewohnt und geschaffen hinanstrebend im weiten Raum ihren Gesang erschallen zu lassen, lernt auch im engen Käfig singen wie in der Freiheit, aber am Gitter stehend bewegt sie ihre Flügel in leisem Zittern während sie singt, und nie wird sie zahm, jeder betrachtende und forschende Blick macht, daß sie in wildem Aufruhr sich gegen die Umgitterung wirft und stemmt; sie verstummt und will entfliehen.

So hatte das letzte Ereigniß nach zwei Seiten hin vielleicht tödtliche Keime angesetzt oder längst vorhandene dem Bewußtsein mehr geöffnet.

Nun aber war noch über ein sichtbar erschüttertes Leben zu wachen. Die Bärbel konnte endlich doch das Bett nicht verlassen, Lorle wußte und kannte von nun an nichts mehr, als die Pflege der Getreuen; sie hatte auch die Freude, sie bald wieder genesen zu sehen. Der Arzt erklärte, daß es der Bärbel vielleicht an ermüdender Arbeit in freier Luft fehle, und Reinhard drang nun darauf, daß sie heimkehre; aber zur Freude Lorle's erklärte die Bärbel, daß sie lieber sterben wolle als Lorle verlassen. Bei der anderweit erregten Verstimmung ward nun für Reinhard seine Häuslichkeit immer weniger erquickend, er war es überdrüssig ein Hauswesen zu haben, in dem alle Sorgfalt sich wesentlich auf die Dienstmagd bezog; Lorle durfte er nichts davon mittheilen, denn er war fest überzeugt, sie könne seine Stimmung nicht begreifen, sie werde ihn nothwendig mißverstehen.

Die Bärbel ſollte nun ärztlicher Verordnung gemäß oft ſpaziren gehen, Lorle begleitete ſie bisweilen, nöthigte ſie aber auch, ſich allein aufzumachen; in dieſem Falle aber kam ſie bald wieder zurück und ſagte: „Ich kann nicht ſo herumlaufen, ja, wenn ich ein Kind zu tragen hätt' da ging's noch, aber ſo? Ich lauf' die Allee hinauf wie wenn ich wunder was ſchnell holen müßt', und da kehr' ich doch wieder leer um und da ſchäm' ich mich." —

Als im Herbſt die Blätter von den Bäumen fielen, ſank die Bärbel wieder auf das Krankenlager und nach wenig Tagen war ſie todt.

Der Jammer und der Kummer Lorle's war unbeſchreiblich. Reinhard theilte ihren Schmerz, aber es ward ihm doch zu viel, daß die Klagen über die Verſtorbene immer und immer wiederkehrten und kein Ende nehmen wollten; auch ſollte er nun mithelfen und ſorgen bei Mißhelligkeiten mit den neuen Dienſtboten.

Ein trüber Winter kam heran. Reinhard wurde weniger in die „Geſellſchaft" gezogen, er war keine neue Erſcheinung mehr und noch dazu offenbar mißgeſtimmt. Was kümmert ſich die Geſellſchaft um ein betrübtes Daſein? Sie will nur die Heiterkeit und ſei ſie auch eine erlogene. Und nun gar die vornehme Welt! Sie kennt die Menſchen nur, da ſie in Glück und Glanz ſtehen. Anfänglich verdroß Reinhard dieſe Zurückſetzung, dann aber war's ihm erwünſcht, ſo vielfacher Störung los zu ſein; er blieb indeß nicht zu Hauſe, ſondern ſchloß ſich dem Collaborator und deſſen Kreis öfter an. Die beiden Freunde durchſprachen oft den Plan zu einem ſatyriſchen Bilderwerk. Reinhard entwarf treffliche Zeichnungen zu demſelben, aber der Collaborator kam nie dazu, den Text zu ſchreiben. Wenn Reinhard nicht umhin konnte, dennoch eine der früheren Geſellſchaften zu beſuchen, ſo machte er ſich bald wieder davon und kam im Ballanzuge in das raucherfüllte Bierſtübchen, wo er bis ſpät in die Nacht ſitzen blieb und dann oft noch ſtundenlang mit dem Collaborator durch die menſchenleeren Straßen wandelte.

Mit dem Prinzen ſtand Reinhard noch im alten Verhältniſſe, er fehlte nie in den kleinen Cirkeln, die der junge Fürſt um ſich verſammelte; aber auch hier fand er Mißbehagen genug.

„Es iſt erbärmlich," klagte er häufig dem Collaborator auf ihren nächtlichen Gängen: „Ich kann mich oft vor Ingrimm nicht

halten, wenn ich sehe, welche Bedientenhaftigkeit gegen Ausländer an unseren Höfen herrscht. Wir Eingebornen, wir Deutschen, müssen Adelige oder ausnahmsweise Bürgerliche von einer Auszeichnung des Talents sein, um bei Hof Eingang zu finden; jeder englische Stiefelputzer aber ist hoffähig, weil er eine weiße Halsbinde trägt und englisch spricht. Man muß froh sein, wenn nicht dem Fremden zulieb Alles den ganzen Abend Englisch quatscht. Diese Travellers haben Recht, wenn sie ganz Deutschland wie einen einzigen Lohnbedienten ansehen; beginnen ja die Höfe mit Schändung der Nationalehre."

Der Collaborator erwiderte: „Laß doch die da drüben auf ihrem drapirten, wurmstichigen Gerüste treiben was sie wollen, die Weltgeschichte kümmert sich nicht mehr darum; sie legt neue Bahnen und die besuchtesten Straßen werden leer stehen. Ich bin kein Freund der Engländer, ich halte sie für die gottloseste Nation auf Erden, trotz und in Folge ihres steifen Kirchenthums. Jeder Engländer hat aber das Recht, sich bei uns als Adeliger zu gebärden, die Geschichte seiner Nation ist die Geschichte seiner Ahnen, die Größe seiner Nation ist die Größe jedes Einzelnen, und wir, wir sind Privatmenschen, mit und ohne Familienwappen."

In solchen Gesprächen wandelten die Freunde oft bis tief in die Nacht hinein; die Nachtwächter sahen staunend die sonderbaren Schwärmer.

Immer vereinsamter ward Lorle; eine unnennbare Sehnsucht, ein Heimweh regte sich in ihr, aber sie kämpfte, es nicht aufkommen zu lassen. Oft gedachte sie jener Stunde nach der Hochzeit, wo sie Gott gelobet hatte, Alles freudig über sich zu nehmen, da sie so unendlich beglückt war. Jetzt fühlte sie, wie schwer es ist, um eine selige Stunde ein langes banges Leben hinzukümmern; es gebrach ihr an Kraft zu solchem Opfer, weil sie fürchtete, daß sie den Andern, dem sie es brachte, vielleicht nicht damit beglücke. Sie geizte nach einem freundlichen Worte Reinhards, ein kleines Lob von ihm erhob und erkräftigte sie wiederum; sie bedurfte einer Anerkennung, seiner vor Allen. Wie Reinhard die Sicherheit des Selbstbewußtseins in seinem künstlerischen Lebensberuf, so schien sie solche in ihrem Charakter verlieren zu wollen; sie horchte hin nach anerkennendem Zuruf von außen. Die Verstörtheit Reinhards steigerte noch ihr Wehe, er stand ihr so hoch, so erhaben über allen Menschen, daß sie der ganzen Welt zürnte,

die ihm ſo viel zu ſchaffen machte und ihn quälte. In ihrer Fürſorge für ihn bekundete ſich eine ſolche Unterthänigkeit, ſolch' ein krankenwärteriſches Nachgeben, daß er ſie oft mit ſtiller Wehmuth betrachtete.

Warum konnte er nicht glücklich ſein?

Wie oft müht und peinigt man ſich im kleinen und vereinzelten Leben und ſucht ein Nothwendiges mit quälender Angſt, und am Ende liegt es bei ruhigem Blicke vor uns offen und frei; es iſt als ob ein Dämon uns früher geblendet und verwirrt hätte? Geht's wohl auch im großen, ganzen Leben ſo?

Reinhard verſuchte es, Leopoldine und ſeine Frau einander zu nähern, aber dieſe verſicherte, daß ſie gern allein, daß es ihr ſo am wohlſten ſei. Tage und Wochen lang ſaß Lorle am Fenſter bei dem Vogelbauer und ſtrickte Strümpfe, deren Arbeitserlös ſie den Ortsarmen in der Heimath ſchickte.

Zur Faſtnachtszeit gewann ſie eine neue, ſchwere, für ſie aber doch erhebungsvolle Thätigkeit. Die Magd erzählte, daß in dem Stockwerk unter ihnen die Frau des Kanzleiregiſtrators, eine Mutter von fünf Kindern, an der Auszehrung darniederliege und daß Jammer und Noth in der Familie herrſche. Lorle kannte die Leute nicht, ſie ſtand nur einen Augenblick ſtill am Fenſter, mit einem Entſchluß kämpfend; dann ging ſie hinab, klingelte und ſagte, ſie müſſe zur Frau Regiſtrator; dieſer bot ſie nun Hülfe und Beiſtand an. Die Kranke hob die durchſcheinigen Hände auf und faltete ſie mit innigem Dank. Lorle verweilte nicht lange beim Reden, ſondern ging alsbald durch Küche und Kammer und ordnete Alles. Von nun an war ſie ihre ganze freie Zeit, und das war der größte Theil des Tages, bei der Kranken und ihren Kindern, die mit Liebe an ihr hingen; ſie waltete überall als wäre ſie die Schweſter der Mutter. Die Kranke war eine Frau voll ruhigen, ſchönen Verſtändniſſes für das Weſen Lorle's, da ſie dieſelbe nicht zuerſt durch Reden und Unterhalten, ſondern friſchweg durch die That kennen lernte; ohne Ahnung ihrer baldigen Auflöſung ſagte ſie immer, wie glücklich ſie ſei eine ſolche Freundin gefunden zu haben und wie ſchön ſie nach ihrer Geneſung mit einander leben wollten. Lorle entnahm hieraus einen ganz beſondern Troſt: eine Stadtfrau hatte ſie doch auch verſtanden und ihr ſolche Liebe zugewendet.

Unterdeß gewann die Stimmung Reinhards eine immer

trübere Färbung. Er hatte ſeit den Univerſitätsjahren nie ſo lange mit dem Collaborator gelebt als jetzt; der ätzende Geiſt des Gelehrten, der immer ſchärfer wurde, übte einen ſtörenden und verwirrenden Einfluß auf das künſtleriſche Dichten und Trachten Reinhards. Im Glück und in der Freiheit wäre er ſtark genug geweſen, alle Störung von ſich abzuſchütteln, nun aber bemächtigte ſich ſeiner oft eine nie dageweſene Grämlichkeit und Weichheit, ſo daß er waffenlos erſchien. Wollte er Etwas beginnen oder ausführen, ſah er eitel Mangel und Halbheit darin.

Der Troſt des Collaborators war ein trauriger, denn er beſtand darin, daß in unſeren Tagen Alles was geſundes Leben in ſich hat, nur negativ ſein könne, daß es darum keine Kunſt geben könne, bis eine neue poſitive Weltordnung erobert ſei; was ſich heute noch zur Kunſt geſtalten könne, beſtände nur noch in Reminiscenzen der vergangenen und noch nicht völlig aufgezehrten poſitiven Welt. Dieſe Anſichten verfocht er mit unläugbarem Scharfſinn, und ſo ſehr ſich auch Reinhard dagegen ſtemmte, ſie kamen ihm doch in die Quere bei mancherlei neuen Entwürfen; er wendete ſich daher wieder ganz der Landſchaft zu — das Naturleben blieb doch ſtetig und feſt — innerlich aber trauerte er dennoch um das verlaſſene Menſchenleben. Dazu kam, daß eben dieſes ihn von anderer Seite vielfach in Anſpruch nahm, und zwar auf die unerfreulichſte Weiſe; er mußte bald bei Hofe, bald in den anſchließenden Kreiſen lebende Bilder ſtellen, Maskenzüge ordnen, und all' dies Treiben ekelte ihn an. Konnte er Lorle von den Kämpfen um das innerſte Weſen ſeines Lebensberufes Etwas mittheilen?

Sonſt, wenn ihm die Mißlichkeiten des Lebens zu nahe rückten, flatterte er davon, ließ all' das kunterbunte Treiben hinter ſich und vergrub ſich ſtill in den Bergen; jetzt war er feſtgebunden. . .

Der Frühling nahte, die Frau des Regiſtrators fühlte ſich immer freier, und doch war ſie nur noch ein Schatten. Lorle hatte manchen Aerger am Krankenbette, beſonders über das ſingende Mädchen gegenüber; das ſang und klimperte fort, mochte daneben ein Menſch ſterben und verderben. Lorle konnte ſich noch immer nicht in die Welt finden, wo Jubel und Todesſchmerz Wandnachbarn ſind und doch geſchieden wie ferne Welten. —

Bis zum letzten Athemzuge der Kranken harrte Lorle bei ihr

aus und drückte ihr die Augen zu. Nun hatte ſie wieder eine Befreundete zur Erde beſtattet, die Sorge für die Kinder blieb ihre unausgeſetzte Pflicht. Im ganzen Haus und in der Nachbarſchaft hatte man vernommen, wie aufopfernd und edel Lorle gegen die Verſtorbene und deren Familie gehandelt; ſie gewann ſich dadurch eine ſtille Achtung und Liebe. An manchem Gruß von ehedem ſtummen Lippen, an manchem ehrerbietigen Ausweichen auf Treppe und Hausflur merkte dieß Lorle, und es erquickte ſie im tiefſten Herzen. Oft dachte ſie: „die Menſchen ſind doch überall gleich, nur kennen ſie in der Stadt einander nicht. Vielleicht iſt da eine brave Nachbarin, der es lieb wäre wenn ich zu ihr käme, aber wir wiſſen nichts von einander.“

Wer ſollte es aber glauben, daß Lorle ein geheimes und dauerndes Verhältniß zu einem fremden Manne hatte?

Die Kanzlei, dem Hauſe gegenüber, war vollendet und bezogen. Wenn nun Lorle des Morgens ihren Vogel vor das Fenſter hing, öffnete ſich gerade gegenüber in der Kanzlei ein Fenſter; ein Mann mit wenigen ſchneeweißen Haaren erſchien und begoß ſeine Blumen, die auf dem äußerſten Fenſterſims ſtanden. Er ſah dann ſtarr nach Lorle, bis ihr Blick ihn traf, er nickte freundlich, ſie antwortete mit demſelben Gruß und zog ſich ſchnell in ihre Stube zurück; ſie konnte nicht unwirſch gegen den guten alten Mann ſein, er ſtellte ihr ſo ſchöne Blumen gegenüber und ſie ſchickte ihm dafür luſtigen Vogelſang in die actenſtille Stube. Eines Morgens räumte der alte Mann ſeine Blumen weg und ſtand, die linke Hand unter die Watte ſeines Rockes geſtemmt, mit glänzendem Geſicht da, nach Lorle hinüberſchauend, etwas Farbiges prangte auf ſeinem Rocke; als ihn Lorle endlich erſchaute, nickte er zweimal. Von dieſem Tage an ward er nicht mehr geſehen, Lorle wußte nicht was aus ihm geworden war; hätte ſie das Regierungsblatt geleſen, ſo hätte ſie erfahren, daß der Oberreviſor Körner einen Orden erhalten hatte und zum Kanzleirath ernannt war; er ward dadurch auf die Sonnenſeite des Staatsgebäudes in das erſte Stockwerk verſetzt.

## Die Flügel ausgebreitet!

Eine tiefe, entſagungsvolle Schwermuth lag wie ein Bann auf Lorle. Sie ſang einmal vor ſich hin und plötzlich ſchaute ſie

auf, als hörte ſie die Stimme eines Andern; ſie erinnerte ſich jetzt, daß ſie ſeit Wochen und Monden kein Lied geſungen hatte, weder luſtig noch traurig.

Die Tage des Lebens, ſie vergehen, ob wir ſie einſam oder in Gemeinſchaft mit den Zugehörigen, ob wir ſie in Trauer oder Luſt verleben; ſie ziehen dahin wie flüchtige Schatten und kehren nimmer wieder.

Lorle war überzeugt, daß die Schuld des getrennten Daſeins nicht blos in dem Mangel an Kinderſegen beruhe; dieſer hätte wohl den Zerfall verhüllt oder ausgeglichen, aber die unzerſtörbare Kraft der Liebe kann ſich oft gerade da am mächtigſten bewähren, wo zwei Menſchen ſich allein Alles ſein müſſen. Die Eltern zu Hauſe hatten auch lange in kinderloſer Ehe gelebt und die Bärbel erzählte oft, daß ſie ſelber mit einander geweſen wie zwei Kinder, ſo ſelig vergnügt.

Oft ſiecht ein Leben ſeine ganze Dauer hin und oft rafft es ſich empor zu neuer, ſelbſtbeſtimmter Wiedergeburt; es iſt ein höherer Wille, der dazu erkräftigt, und zugleich die in ſich gehaltene Charakterkraft. Sonne und Regen nähren und erſchließen leiſe und allmählig die Knospe, die der Entfaltung entgegenreift; Sturm und Gewitter können ſie urplötzlich ſprengen.

Da ſind drei Menſchen, ſie gehen ruhig ihren Lebensweg, und doch verdoppeln ſich oft die Pulsſchläge ihres Herzens, als müßte jetzt unverſehens eine Wendung des Geſchicks eintreten.

Lorle lebte ſtill dahin, ſie war den Kindern der Verſtorbenen eine ſorgſame Mutter und freute ſich in dieſem erweiterten Kreiſe ihrer Pflichten. Da Reinhard faſt nie mehr mit ihr ſpaziren ging, war ſie auch froh, nun eines der Kinder zur Begleitung zu haben.

Reinhard war vielfach betrübt: er redete ſich ein, daß ihm kein Bild mehr gelinge, auch hatte er viel Unruhe bei der ihm obliegenden Ordnung einer im Unverſtand zuſammengetrödelten Kupferſtichſammlung. Dazu wurde trotz ſeines Widerſpruches manches geſchmackloſe Bild angekauft, ja man nahm ſeinen Rath oft erſt in Anſpruch wenn der Kauf bereits abgeſchloſſen war; ſeine Mahnung, einheimiſche Künſtler zu beſchäftigen verhallte ſpurlos, denn man wollte fremde und glänzende Namen im Katalog haben.

Der Collaborator hatte ſeit geraumer Zeit etwas Geheimnißvolles und Verſchloſſenes. Niemand ahnte, daß er nun in der

That endlich in der Ausführung eines Werkes war, das wiſſenſchaftlich und praktiſch zugleich ſein ſollte, denn es nahm auf Geſetzesvorlagen in einem großen Staate Bezug, den man, nachdem die allgemeine Mißliebigkeit der Maßregel ihm zugefallen war, um ſo unbehinderter nachzuahmen ſtrebte. Dort ſollte nämlich unter der Herrſchaft des Ritters von der Phraſe der engliſirte Sabbath und ein ſtraffes Kirchenregiment eingeführt werden.

Der Collaborator verrieth Niemand ſein Vorhaben, er hatte ſchon ſo oft geſagt, daß er dieſes und jenes vollführen wolle, was doch unterblieben war; nun wollte er plötzlich auftreten. Er wußte, daß ſtark erſcheinen oft weſentlich darin beſteht: die Vorſätze und Schwankungen zu verbergen und dann mit fertigen Thaten zu überraſchen. Der Weg nach der Hölle der Selbſtanklage und der Verdammung durch Andere iſt mit guten Vorſätzen gepflaſtert. — Mit einem Gluteifer, den er bisher noch gar nicht an ſich gekannt hatte, arbeitete der Collaborator an ſeinem Werke und fand darin eine Erhebung, die kein noch ſo tiefes Denken und Fühlen in ſich zu gewähren vermag. In der Hingebung, daß er die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit ſagen wollte, erquickte ihn auch noch oft der Gedanke an die öffentliche Wirkſamkeit, und ſo empfing er im Stillen den Segen der Geiſtesthat, der unbelauſchten Ausbreitung des eigenſten Seins und Erkennens für Alle, ein Segen, dem nichts auf Erden gleichkommt; das ganze Einzelleben will ſich aufzehren, ein Opfer in den Flammen des Gedankens, und ſchwebt wiederum unverſehrt, geläutert daraus empor.

Oft ward dem einſamen Forſcher auch bange, er hatte ſo viel auf dem Herzen, das er doch nicht auf Einmal offenbaren konnte.

In Geſellſchaft der Freunde war er ſchweigſamer als je; weil er ein Geheimniß mit ſich trug. Es war ihm, als ob er ſich auch über andere Dinge nicht vollkommen unumwunden ausſprechen könne. Bei manchen Geſprächsgegenſtänden hatte er bisweilen Luſt auszurufen: „Wartet nur bis mein Buch kommt, dort habe ich alles dies erörtert und ans Licht geſetzt.“ Weil er dies nicht ſagen durfte und mochte, ſchwieg er. Dagegen konnte er nicht umhin, unter dem unmittelbaren Einfluß der Geſpräche in ſeine bereits niedergeſchriebenen Darſtellungen manchen Zwiſchenſatz einzuſchalten, manches „Epitheton“ einzukeilen, um dieſen oder jenen Mißverſtändniſſen und ſchiefen Anſichten zu begegnen. —

Eines Mittags ging Lorle mit dem jüngſten Knaben des Regiſtrators nach dem Schloßplatz zur Parade; ſie wollte Reinhard dort erwarten, von deſſen Werkſtatt man gerade nach der Schloßwache ſehen konnte. Als ſie hier vorüberging, trat ein Tambour auf ſie zu mit den Worten:

„Grüß Gott! Ei kennſt mich nimmer? Sieh mich einmal recht an.“

„Herr Je! der Wendelin, du biſt ja mehr als um einen Kopf gewachſen.“

Und dir geht auch nichts ab, du biſt recht ſtark worden, Lorle, oder Frau Profeſſorin; nicht wahr, ſo heißt man dich doch?“

Sie reichten ſich die Hände und nach mancherlei Fragen erzählte Wendelin: „Wie du halt fortgeweſen biſt, bin ich das Frühjahr drauf auch fort und hab' mich zum Grafen Felſeneck als Schäfer verdingt, und da hat einmal unſer Fräulein, die Gräfin Mathilde, gehört, daß ich von Weißenbach ſei und da hab' ich zu ihr 'nauf müſſen und da hat ſie mich Alles ausgefragt von dir und vom Herrn Reinhard. Es iſt ein brav' Mädle unſer gnädig Fräulein, und da hat ſie mir ein Guldenſtückle geſchenkt, und von dem Tag an hab' ich's immer beſſer gehabt auf dem Hof und wenn ſie ſo durchs Feld geritten iſt, ſie reitet prächtig, da iſt ſie auf mich zukommen und hat mit mir geſchwätzt. Und wie der Herr Graf die Schäferei aufgegeben hat, da hat mich der Vetter, der iſt Oberſtlieutenant in unſerm Regiment, mit hierher genommen und jetzt bin ich Tambour; ich bleib's aber nicht, ich lern' das Horn blaſen und übers Jahr komm' ich zur Regimentsmuſik und da hab' ich für mein Lebtag ausgeſorgt. Ich bin ſchon vierzehn Wochen hier, ich hab' dich aber noch nicht geſehen.“

„Warum biſt du nicht zu mir kommen?“

„Ja, wenn ichs gewußt hätt', daß ich ſo dürft' und daß du noch allfort ſo gut biſt, ich hätt' dich ſchon ausgefunden. Ich hab' aber auch ſündlich viel zu lernen gehabt, meine Arme ſind mir oft wie abgebrochen geweſen und heut' bin ich zum Erſtenmal auf der Wacht; es iſt mir ein gut Zeichen, daß ich dich grad' ſeh!“

Während die Beiden ſo mit einander plauderten, war der Adjutant des Prinzen bei Reinhard, um mit ihm die Transparente zu beſprechen, die zur bevorſtehenden Vermählung des

Prinzen anzufertigen waren; er trat jetzt ans Fenſter und rief: „Da unten ſteht Ihre Frau Gemahlin bei einem Soldaten.“

Reinhard eilte hinab, Lorle ſah ihn nicht kommen, bis er ganz nahe war und in heftigem Tone rief: „Was ſtehſt du da? Komm mit fort.“

In den bitterſten Aeußerungen ergoß ſich Reinhard über dieſe ſchmachvolle Unſchicklichkeit; Lorle konnte nicht zu Wort kommen. Die Parade zog auf und ſpielte einen luſtigen Marſch, Lorle war's, als müßte ſie in den Boden verſinken, da ſie hier vor aller Welt ihre Thränen nicht zurückhalten konnte; glücklicherweiſe aber bemerkte Niemand ihr zur Erde gewendetes Antlitz. Endlich konnte ſie die Worte hervorbringen:

„'s iſt ja der Wendelin, du kennſt ihn doch auch.“

Reinhard ſah wohl ein, daß es zu hart und heftig geweſen war, aber die Unſchicklichkeit war doch zu groß als daß er Abbitte that.

Bei den unerquicklichen Arbeiten, die Reinhard nun auszuführen hatte, ward er zu Hauſe immer düſterer und gereizter. Als er ſich einſt wieder zu einer Heftigkeit gegen Lorle hinreißen ließ, ſagte ſie: „Schmeiß' nur Alles zuſammen wie die Teller, die du auch zerbrochen haſt.“

Reinhard ward ſtill, ſeine Frau kam ihm unendlich kleinlich vor, da ſie jenen vor Jahren vollführten Uebermuth nicht vergeſſen konnte. Lorle aber konnte nicht mehr ausführlich mit ihm reden, ſie wollte ihm ſagen, daß er auch ſie zerbreche, weil ſie ſein eigen geworden ſei; aber ſie konnte jetzt ihm gegenüber nur halbe Worte finden, ein Bann lag auf ihrer Seele, den ſie nicht zu löſen vermochte.

Sie ging mit Reinhard durch die Straße, da begegnete ihnen ein Wagen mit friſchem Heu; Lorle riß eine Handvoll aus und ſagte: „Jetzt heuet man,“ und Reinhard entgegnete: „Das iſt etwas ganz Neues, eine merkwürdige Entdeckung!“

Lorle ſchwieg, ſie konnte wiederum nicht ſagen, wie ſchmerzlich es ſie errege, erſt zufällig durch einen Heuwagen zu merken, was an der Zeit ſei, da ſie ſich ſo weit vom Feldleben entfernt hatte.

Ein überraſchender Beſuch verſcheuchte auf einige Tage das ſtille Einerlei der einſamen Häuslichkeit. Der Wadeleswirth hatte ſchon oft ſeine Tochter heimſuchen wollen, aber wie das ſo geht, er kam ſchwer vom Fleck; bald ſollte dieſes bald jenes Feldgeſchäft noch gethan ſein, bevor er reiste, und dann redete

er ſich wieder ein, er wolle die Gevatterſchaft abwarten und ſo verſtrich die Zeit. In den Briefen, die Lorle nach Hauſe geſchrieben hatte, ſprach ſich oft in einzelnen Worten ein ſehnſuchtsvolles Heimweh aus. Es hätte ſich wohl daraus entnehmen laſſen, daß ihr jetziges Leben ihr noch ein fremdes war; die Eltern ahnten wohl dergleichen, aber ſie wollten ſich's nicht glauben, ſie rechneten Alles der übermäßigen Kindesliebe zu. Seit geraumer Zeit entſchuldigte Lorle in ihren Briefen jedesmal ihren Mann, daß er nicht ſelber ſchreibe, weil er gar viel zu thun habe.

Sei es nun durch eine Mittheiluug Wendelins oder durch andere Berichte, im Dorfe ging die Sage, Lorle ſei unglücklich und werde in der Stadt wie eine Gefangene gehalten. Nun hatte alles Zaudern und Zögern ein Ende, der Wadeleswirth lief herum, ſchnaubte und ballte die Fäuſte; es that ihm nur leid, daß er den Reinhard nicht gleich packen und tüchtig durchwalken konnte. Den ganzen Tag und die Nacht hindurch fuhr er und kam am frühen Morgen in der Stadt an; er beſann ſich jetzt aber eines Beſſern, er wollte Lorle zuerſt allein ſprechen und wartete daher bis Reinhard in der Werkſtatt war. Als er die drei Treppen hinanſtieg, ſtand er mehrmals ſtill und verſchnaufte, ſein Blut war in mächtiger Wallung und er meinte die Knie müßten ihm brechen; das war ein harter Gang.

Erſchütternd war das Wiederſehen von Vater und Kind, Lorle wollte ſogleich nach Reinhard ſchicken, aber der Vater ſagte: „Nur ſtet: ich hab' zuerſt ein Wörtle mit dir allein zu reden."

Lorle mußte nun ihre Lebensweiſe berichten. Der Vater runzelte die Stirn und preßte die Lippen auf einander, als er merkte, daß Reinhard nur zum Mittageſſen und Schlafen heim käme; er geſtand offen, daß das anders werden müſſe und daß er dem „Profeſſor was aufzurathen" geben wolle. Lorle bat und beſchwor, ja keine Heftigkeit anzufachen, da das doch zu nichts führe; Eheleute müßten ſich ſelber verſtändigen, da könne ſelbſt der Vater Nichts thun, ſie ſei nicht unglücklich und ihre ganze Anſchauung des Mißverhältniſſes drängte ſich in den Worten zuſammen: „Gucket, das iſt halt in der Stadt anders, das Elend iſt eben, daß die Frau dem Mann in ſeinem Geſchäft gar Nichts helfen und beiſpringen kann, und da muß ein Jedes

allein ſein; daheim, da geht die Frau mit dem Mann aufs Feld und hilft überall.“ —

Dann erklärte ſie, wie ſehr Reinhard zu bedauern ſei, er werde ſo viel vom Hof in Anſpruch genommen und habe doch keine Freude daran.

Eine gemiſchte Empfindung beruhigte die Aufregung des Wadeleswirths, er bewunderte die Klugheit ſeiner Tochter und betrachtete ſie mit erneutem Stolz; dann freute er ſich, daß der Reinhard nichts vom Hofe wolle.

Lorle hatte Reinhard nun doch rufen laſſen und dieſer kam in Gemeinſchaft mit dem Collaborator. Das Wiederſehen von Schwiegervater und Sohn hatte hierdurch eine vielleicht erwünſchte fremde Haltung, denn noch war der Zorn des Erſteren nicht ganz verraucht. Reinhard war ganz der Alte, auch äußerlich; denn er hatte ſich ſeinen Bart wieder wachſen laſſen, da die Engländer in allen möglichen Bartformen bei Hofe erſchienen: man kann faſt ſagen, daß damit wiederum ſein unbändiges Weſen aufwuchs. Reinhard ſchlug die alte übermüthig luſtige Weiſe gegen ſeinen Schwiegervater an, Lorle freute ſich darüber. Sie wußte nicht, daß er ſich innerlich Vorwürfe machte, daß er jetzt mit Abſicht und Willen eine Form annahm, die ehedem unwillkürlich zu ſeinem Weſen gehörte; aber ihm ſtand keine andere Vermittlungsart mit ſeinem Schwiegervater zu Gebote. Der Collaborator war überaus zuvorkommend und freundlich gegen den Wadeleswirth; Lorle neckte ihn, weil er ſich ſonſt ſo wenig ſehen ließ; ſie konnte nicht ahnen, daß er ſich von ihr zurückzog, aus Furcht ſein Mitleid und ſeine Verehrung für ſie könne ihm einen böſen Streich ſpielen.

So hatte die erſte Stunde des Zuſammenſeins einen überaus heitern Anſtrich und hätte man ſpäter auch Luſt oder Veranlaſſung gehabt, eine andere Farbe zum Vorſchein kommen zu laſſen, ſo wäre dies nicht mehr möglich geweſen, wenigſtens nicht in der ganzen Schärfe und Beſtimmtheit; denn die erſte Stunde des Wiederſehens iſt der Accord, der die Tonart für den ganzen Verlauf des Beiſammenſeins angibt. Außerdem war Reinhard mit Arbeiten überhäuft, wie er mindeſtens behauptete, er überließ daher ſeinen Schwiegervater ganz der Leitung und Fürſorge des Collaborators.

Sei es zufällig oder abſichtlich, Reinhard ging nie mit dem

Wirth, der natürlich in seiner Bauerntracht erschienen war, bei Tage über die Straße. Lorle glaubte, er ahne und fürchte eine unangenehme Auseinandersetzung und wolle dieselbe vermeiden, sie hatte nichts dagegen einzuwenden; daß er sich des Bauern schämen könnte, kam ihr nicht entfernt in den Sinn.

Der Collaborator war ganz glückselig den Wadeleswirth überall geleiten zu können, er erfreute sich nicht nur an dem körnigen naturkräftigen Sinne des Mannes, sondern er wollte auch vor sich und vor Andern beweisen, wie sehr er sich dem Volke nahe fühle; er versuchte sogar Arm in Arm mit dem Wirth zu gehen, was dieser aber als unbequem ablehnte. Der Wirth fand den Gelehrten in der Stadt auch viel schlichter und natürlicher als damals im Dorfe, er war daher auch ganz harmlos gegen ihn und sagte einmal: „Es ist mir doch allemal, wenn ich nach der Stadt da komm', wie wenn ich umfallen müßt'; es ist Alles so eben (flach), es sind keine Berg' da, wo ich mich d'ran halten kann." —

Der Collaborator erfreute sich an dieser eigenthümlichen Empfindungsweise des Bergbewohners, aber er hatte gelernt, nicht alsbald auf Alles eine Gegenbemerkung zu machen, wodurch der lautere Erguß gehemmt oder in eine andere Richtung gelenkt wurde.

Der Landtag ward gerade wiederum versammelt, der Collaborator brachte seinen Schützling in die Gesellschaft der freisinnigen Abgeordneten. In der ganzen Stadt und zumal „höheren Orts" wurde es übel vermerkt, daß der Collaborator als Staatsdiener, der noch dazu jeden Tag seine endliche Ernennung zum Bibliothekar mit Gehaltserhöhung erwarten durfte, sich offen der ständischen Opposition anschloß; er kümmerte sich aber wenig um die ihm hierüber zugehenden Andeutungen. War nur irgend ein Bedenken berechtigt über den Anschluß an Männer, die auf dem Boden der Verfassung stehend gegen Regierungsmaßregeln kämpften und Normen für die Zukunft feststellten? War er ein Diener der Minister oder des Staates? — Der Wadeleswirth, aus dessen Bezirk ein Regierungsmann gewählt war, wurde dennoch von dem angesehenen Haupt der Opposition mit besonderer Auszeichnung behandelt, weil er nicht nur als freisinniger Wahlmann bekannt war, sondern in ihm auch eine Bürgschaft für die zukünftige Besserung des verlorenen Wahlbezirks liegen konnte. In dem rührigen, ernsten und heitern Leben, das in dieser Gesell-

schaft den Wadeleswirth umgab und wo er andächtig zuhörte, vergaß er fast ganz, warum er eigentlich nach der Stadt gekommen war; überdieß sah er jetzt wohl ein, daß hier nichts von seiner Seite geändert werden könne, und so war er froh, doch in der Betheiligung an den allgemeinen Landesangelegenheiten eine Erhebung zu finden. Der Collaborator sprach mit seinem Schützling viel über Staatsverhältnisse; aber voll von dem Gegenstande, den er eben jetzt in seiner Schrift behandelte, konnte es auch nicht fehlen, daß er oft darauf zurückkam, man müsse zunächst und vor allem die wahre Religion wieder herstellen und dem „Pfaffenthum den Treff geben."

„Ich hätt's nicht glaubt," entgegnete der Wadeleswirth, „daß Ihr so fromm seid; aber lasset doch in Gottes Namen die Pfaffen in Ruh, da ist nicht gut anrühren und die gelten eigentlich doch nur bei den Weibsleuten. Jetzt müssen wir weniger Steuern, müssen Schwurgerichte und Landwehr haben, das ist jetzt die Hauptsach'."

Trotz aller Bitten Lorle's hatte sich der Vater nicht bewegen lassen bei ihr zu wohnen, er blieb bei einem alten Bekannten, einem Bäcker, der ihn bisweilen beim Fruchteinkaufe besuchte und der zugleich eine Wirthschaft hielt; Lorle mußte oft mit ihm dahin gehen, und sie saßen dann nicht in der Wirthsstube, sondern im Backstüble bei der Familie. Lorle war voll Freude, hier Menschen zu finden, einfach und offen wie daheim, voll rüstiger Thätigkeit im Haus und im Feld. Der Wadeleswirth empfahl noch seinem Gastfreund, er solle Lorle beistehen und ihr geben was sie verlange, und sie versprach öfters zum Besuche bei der Bäckerfamilie zu kommen.

Die Stunde der Abreise nahte. Lorle konnte den Gedanken nicht los werden, daß sie auf lange Abschied nehme und ihren Vater vielleicht nimmer wiedersehe, sie sagte daher bei der letzten Handreichung: „Pfleget Euch nur auch recht gut, daß Ihr gesund bleibet und machet Euch wegen meiner keinen Kummer."

„Närrle," erwiderte der Vater; „ich sterb' noch nicht, und wenn ich sterb', du kannst ruhig sein, du hast mir mit Willen dein Lebtag keinen traurigen Augenblick gemacht."

Lorle weinte.

„B'hüt dich Gott!" sagte der Vater in einem gewaltsam starken Ton, „und komm' auch bald auf Besuch."

Er ſtieg auf das Wägelchen des Bäckers, mit dem er halbwegs fuhr, wo ihn dann der Martin abholte.

Lorle lebte nun wieder in ihrer alten, ruhig ſtillen Weiſe. Die beiden Freunde aber waren in großer Aufregung.

Eine ſo eben erſchienene Zwanzigbogenſchrift brachte die ganze Stadt in Aufruhr. Sie hieß: „Die Sonntagsteufel mit den weißen Bäffchen, oder ein Schuß ins Schwarze, von Adalbert Reihenmaier.“ Die Vorrede lautete: „Leſer, auf zwei Worte! Ich will die Religionsheuchelei ans Meſſer der Oeffentlichkeit liefern. Ich will die Verſteinerungen im Moraliencabinet ordnen. Komm mit.“

Der Collaborator, der ehedem die Anſicht gehegt hatte, man müſſe die ganze heutige Welt radical in ſich verfaulen laſſen, hatte nun doch an das Beſtehende angeknüpft, da er zur Einſicht gelangt war, daß jene Erhabenthuerei blos eine Maske der Trägheit und Selbſtgefälligkeit iſt.

Die Tiefe und Selbſtändigkeit der philoſophiſchen und geſchichtlichen Forſchung war in der Schrift unverkennbar, Manches aber nahm ſich ſeltſam aus; denn es waren nackt hingeſtellte Ergebniſſe langer Beſprechungen oder weitläufiger innerlicher Denkprozeſſe, nur für denjenigen vollkommen klar, der den Collaborator kannte. Daneben waren dann wieder Sätze wie Dolche aus zuſammengeſchweißtem und gehämmertem Stahldraht. Ein Kapitel: „Adam Kadmon, oder die Urmenſchen an der Spitze der Geſchichtsepochen,“ in dem der Verfaſſer ſeine Anſichten von der Erlöſung darlegte, wurde von Oberflächlichen 'als myſtiſch bezeichnet, weil darin die Wiedergeburt der Menſchheit durch die reine Natur erklärt werden ſollte. Wir kennen einige Grundlinien dieſer beſondern Anſchauung aus der Art, wie der Collaborator das Weſen Lorle's gegenüber der Culturbeſtrebungen anſah. So weit ab in die Tiefen des Geiſtes und der Geſchichte ſich dieſe Erörterung verlief, kann ſie doch wohl durch jene Betrachtung angeregt worden ſein; denn wer weiß, aus welchen ſcheinbar fern liegenden Anregungen der ſchöpferiſche Geiſt ſeine Gebilde ſchafft und ſeine Erkenntniſſe den Anfang nehmen.

Wo ſich die Schrift dem unmittelbaren Leben zuwendete, gelangte ſie zu einem Schwunge, der ſich mit dem prophetiſchen vergleichen ließ; hier loderte der Eifer gegen die Verunſtaltung und die Blindheit, die aus dem Beſeligendſten und Befreiendſten eine

Jammerſchule und eine Sklavenkette macht. Eben dies erregte den heftigſten Zelotismus gegen den Verfaſſer. Von den Kanzeln herab wurde gegen den ruchloſen Gottesläugner gepredigt und zugleich alsbald eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet. Jetzt lebte jene alte Notiz in dem geheimen Buch und das Aktenfascikel 14,263 wieder auf; die Schrift und jene Thatſache wurde zur Fangſchnur gedreht: der Collaborator ward wegen Atheismus angeklagt.

Die rechtsgelehrten Freunde erboten ſich, ihn juriſtiſch zu vertreten, er lehnte es ab, und die Vertheidigungsſchrift, die er einreichte, ward zur neuen Anklage. Dennoch ging er ſo frei und froh umher, wie noch nie. Was kümmerten ihn die ſcheelen Blicke und das Fingerdeuten auf den vordem Unbekannten, Unangefochtenen? Er glaubte erſt jetzt ſich ſelber achten zu dürfen. Nur der unbeſchreibliche Jammer ſeiner Schweſter Leopoldine that ihm weh. Vor der Schwelle einer geſicherten Zukunft hatte der Bruder ſich ſelber den Weg abgegraben, das konnte die treue Gefährtin nicht verſchmerzen. Sie hatte Gönnerinnen genug und lief von Haus zu Haus mit Bitten und Klagen, bis ſie erfuhr, daß es ſich zugleich auch darum handle, den eben von der Univerſität zurückgekehrten Sohn des Conſiſtorial-Directors in die zu erledigende Stelle einzuſchieben. Von dieſem Augenblicke an hörte man kein Klagewort mehr von ihr. Mit einer bewundernswerthen Stärke und Seelenruhe ließ ſie nun Alles kommen und war freundlich gegen den Bruder, in dem ſie ein Opfer der Familienränke ſah.

Lorle ſuchte jetzt Leopoldine wieder auf und ſah mit tiefer Reue, wie unrecht ſie gegen dieſe gehandelt hatte, die jetzt in Schmerz und Noth ihre Hochherzigkeit und ihren liebevollen Geiſt offenbarte. Auch Leopoldine erkannte nunmehr das geſunde Herz und die Zartheit Lorle's. Dieſe ſagte einmal: „Ich glaub's nicht, aber wenn's auch wahr iſt, daß der Herr Reihenmaier was Sündliches geſchrieben hat, da wird ihn unſer Herrgott ſchon ſtrafen und beſſer machen; was geht das das Conſiſtore an? Da kann kein König und kein Kaiſer was machen, das muß Gott ſelber wieder in Einem zurecht bringen. Aber der Bruder iſt ja ſo gut, er beleidigt ja kein Kind?"

Die Oberbehörden hatten andere Grundſätze, der Collaborator wurde durch ein beiſpiellos raſches Erkenntniß als Gotteslästerer

zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt und demzufolge seines Amtes entsetzt. Er recurrirte an das Gesammtministerium.

Reinhard war eines Abends „en petit cercle“ beim Prinzen, die Eingeladenen standen in einer Gruppe im Empfangsaale und harrten nach der Hofweise des Einladenden.

Unversehens kam die Rede auf das Buch des Collaborators; ein junger Engländer bemerkte: „Solche Frechheiten darf man nie und nirgends dulden, das schamlose fade Buch sollte an den Galgen genagelt werden.“

Reinhard hielt an sich und sagte nur mit ironischem Lächeln: „Sie zürnen, weil der Verfasser die Engländer das gottloseste Volk der Erde nennt, Sonntagschristen, die allsabbathlich ihrem Lordsgott langbeinige Reverenzen machen, während sie in der Woche lieblos gegen die eigenen niederen Stände und egoistisch gegen alle Welt sind.“

„Ich bewundere Ihre glückliche Gabe, es giebt Menschen mit einer besondern Anziehungskraft für Paradoxen und Trivialitäten,“ entgegnete der Engländer.

Reinhard biß die Lippen aufeinander und faßte krampfhaft seinen Rockschoß, als packte er den kecken Schwätzer, der jetzt fortfuhr: „Der aberwitzige Verfasser versteht kein Wort von Philosophie.“

„So?“ fuhr Reinhard fort, „also auch darüber wagt Ihr abzuurtheilen? Wo sich der deutsche Geist irgend in seiner Kraft äußert, da wagt Ihr's, ihn zu bespötteln. Mag die ganze vornehme Welt vor Euch krummbuckeln und der Affe Eurer Gentlemans-Roheit sein, es gibt noch etwas Höheres“ —

„Seine königliche Hoheit!“ hieß es plötzlich als eben der Comte de Foulard beschwichtigend sich einmengen wollte; die Gruppe zertheilte sich schnell und bildete zu beiden Seiten Fronte, durch die der Prinz begrüßend schritt.

Wie war jetzt alles plötzlich gedämmt! Die Gräfin Mathilde hatte wahr gesprochen, als sie einst gegen Reinhard bemerkte, daß die Etikette und die gesellschaftliche Form überhaupt den individuellen Tact oft ersetzen müsse.

In mancherlei abliegenden Gesprächen suchten die Engländer, die sogleich gemeinschaftliche Sache machten, Reinhard zu reizen, ohne daß er in Gegenwart des Prinzen ihnen erwidern konnte; Reinhard fand indeß einen unerwarteten Beistand in dem Oberleutnant

und Kammerjunker Arthur von Belgern, dem Vetter der Gräfin Mathilde.

Als man die Geſellſchaft verließ, ſagte Belgern zu Reinhard: „Sie haben zwar dem ganzen Hofkreiſe den Handſchuh hingeworfen, indeß erbiete ich mich gern zu Ihrem Secundanten. Es empört mich und Viele mit mir ſchon lange, welche Anmaßungen den Fremden bei Hofe geſtattet werden; durch einige Mäßigung hätten Sie ſich, ich darf wohl ſagen, den beſten Theil der Geſellſchaft zu Dank verpflichtet.“

Reinhard war es aber durchaus nicht darum zu thun geweſen, eine Partei zu gewinnen oder ſich eine Coterie zu verpflichten; er hatte ſeinem Ingrimm Luft gemacht, und es that ihm nur leid, daß es nicht noch kräftiger geſchehen war. Mochte ſeine Beziehung zum Hofe ſich dadurch löſen, es war ihm erwünſcht.

Als die Ausforderung nun andern Morgens eintraf, nahm er ſie mit Freuden an, ließ ſich aber nicht von Belgern, ſondern von einem jungen Rechtsgelehrten ſecundiren und ſchoß ſeine erſte Kugel dem Gegner durch das rechte Schulterblatt.

Das Duell erregte gewaltiges Aufſehen in der ganzen Stadt; es wurde indeß vertuſcht, aus Rückſicht für den Ort wo es angeſponnen, und weil man überhaupt gern Aufſehen vermied und Ignoriren in dieſen wie in höheren Beziehungen als höchſte Staatsklugheit geprieſen wird.

Lorle erfuhr die ganze Sache erſt mehrere Tage ſpäter zufällig von Leopoldinen; ſie ſchauderte vor dem was geſchehen war und daß Reinhard ihr es verhehlen konnte. Sie begriff dieſe Welt nun gar nicht mehr: dort ein braver Menſch der Gotteslängnerei angeklagt; hier ihr eigener Mann, der ſein Leben auf's Spiel ſetzte, wie einen Rechenpfennig. Sie ging mehrere Tage umher und ſah allen Leuten verwundert ins Geſicht, als wollte ſie ſie fragen, ob denn die Welt bald untergehe?

In Reinhards Gegenwart war ſie oft zerſtreut und dann ſah ſie ihn wieder mit einem flehenden Blick an, der dringend bat: erzähl' mir doch Alles, ich kann nicht begreifen wie du dein Leben, das doch mir gehört, vor die Mündung einer Piſtole ſetzen konnteſt, ohne mir Etwas davon zu ſagen; und auch jetzt noch, da du der Gefahr entronnen, höre ich kein Wort. Bin ich denn gar nicht mehr da?

So ſah ſie ihn oft ſtarr an und keines redete eine Silbe.

Lorle half Leopoldinen ſo viel ſie konnte, aber die Wackere und Starkmuthige war ſelten zu Hauſe, ſie ahnte was kommen konnte, und um gegen jede Fährlichkeit geſichert zu ſein, begann ſie nun wieder ihr Putzgeſchäft einzurichten.

In dem Hauſe des Bäckers, wohin Lorle ihrem Verſprechen gemäß jetzt bisweilen ging, fand ſie meiſt Erholung; hier war ein Leben voll Arbeit und Heiterkeit, man wußte hier ſo wenig von dem Wirrwarr, der da drüben in den anderen Kreiſen herrſchte, als läge die Welt fern über'm Meere. —

Lorle, die ſonſt immer zu Hauſe geblieben und in ſich ſelber Ruhe geſucht hatte, ging jetzt öfter aus, ſie wollte ſich vergeſſen, eine gewaltige Unruhe ſtörte ſie auf; ſie war wie ein Vogel, der den Baum zur Erde gefällt ſieht, auf dem er ſein Neſt gebaut hatte. —

Das Geſammtminiſterium beſtätigte die Amtsentſetzung des Collaborators, jedoch ward ihm die Gefängnißſtrafe erlaſſen. In dem kleinen Bierſtübchen wurde „der Geburtstag des Privatmenſchen Reihenmaier" würdig gefeiert. Der Neugeborne hielt ſich ſelber die Rede, in welcher die bemerkenswerthe Stelle vorkam: „Sie irren ſich, die Herren, ſie wollen uns zu Lumpen machen, um dann ausrufen zu können: Seht Ihr's. Nur die Taugenichtſe ſind unzufrieden! Wir wollen's ihnen zeigen."

Von dieſer Zeit an ſtudirte er emſiger als je. Viele glaubten, daß er mit einer neuen, noch nachdrücklicheren Schrift hervortreten werde; aber er behauptete, nicht zum Schriftſteller zu taugen. Er gab ſich nun ganz ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, der Geologie hin. Scherzend ſagte er einſt zu Reinhard: „Ich bin ein Stück Prometheus auf den Felſen verwieſen, weil ich einen Funken Licht vom Himmel auf die Erde gebracht; aber ich bin nicht gefeſſelt und ich laſſe mir das Herz nicht aushacken."

Reinhard war nicht nur bei Hofe, ſondern auch, wie ihm die Freunde erzählten, faſt in der ganzen Stadt in Ungnade gefallen. In der Reſidenz, die weſentlich aus Beamten und Militär beſtand, und wo es an natürlichen Erwerbsquellen mangelte, hatte ſich bereits jenes Verderbniß der Badeorte eingeniſtet, daß Viele faullenzend von der Vermiethung ihrer Wohnungen an Fremde lebten, und wie ſie ſich vor denſelben in kleine Stübchen zurückzogen, ſo ihnen auch ſonſt in Allem Unterthänigkeit bewieſen.

Die Engländer hatten in Mißmuth fast sämmtlich die Residenz verlassen und Reinhard ward nun in den Augen Vieler ein Aergerniß. So wenig ihn alles dieß berührte, empfand er doch eine prickelnde Unbehaglichkeit in allen seinen Verhältnissen. Lorle litt dabei am meisten, denn er sagte oft im Unmuth: „Ich gehe zu Grunde, wenn ich hier bleibe, ich kann nicht hier bleiben und will und muß doch.“ —

Lorle wußte gar nicht, was sie beginnen sollte, sie bat, daß sie nach einer andern Stadt ziehen möchten; aber das wollte Reinhard wieder nicht.

Mitten in diesem Wirrwarr traf Lorle eine schwere Nachricht: ihr Vater war plötzlich am Schlage gestorben. Nachdem sie sich sattsam ausgeweint hatte, war sie wunderbar gefaßt; sie ging tagtäglich nach der Kirche, um für den Verstorbenen zu beten. Leopoldine stand ihr getreulich bei in ihrem Kummer. Als sie ihr einst durch Erinnerung an eigenes Mißgeschick Trost zusprechen wollte, sagte Lorle: „Er ist jetzt todt, aber mir ist's, wie wenn er nur weiter weg wär', wo man eben nicht hinkommen kann bis Gott Einen ruft, ich denk' jetzt grad an ihn wie wenn er noch da wär', für mich ist's eins; ob man so weit oder so weit von einander ist, das ist gleich. Es thut mir nur leid, daß er nichts mehr von dieser Welt hat, er hat aber die andere dafür; mich dauert nur mein' Mutter, mein' gute, gute Mutter.“

Reinhard kam immer seltener und immer flüchtiger nach Hause, er vollführte ohne Unterlaß seine Aufträge für den Hof; er setzte einen Stolz darein, zu zeigen, daß ihm die Ungnade nicht nahe gehe und er Großmuth zu üben wisse. — In den Feierabenden begann er sich auf traurige Weise zu betäuben.

Lorle fühlte ein fast unbezwingbares Heimweh, und doch wollte sie nicht auf einige Tage zur Mutter; sie fürchtete das Wiedersehen, den Abschied und die Rückkehr. Oft war's ihr wie einem Vogel, der die Flügel regt, aber sich nicht aufschwingen kann. Im Traume kam es ihr vor, als hätte der Bach ihres heimathlichen Dorfes eine Gestalt gewonnen und zöge und zerrte an ihr, daß sie heimkehre.

Eines Abends im Herbste saß sie am Fenster und sah den Schwalben zu, die jetzt hastiger durch die Luft schossen, im Fluge

zwitscherten und sich grüßten; Lorle breitete unwillkürlich die Arme aus, sie wünschte sich Flügel, sie wollte fort, sie wußte nicht wohin. Die Dämmerung brach herein, die Abendglocke läutete, Lorle konnte nicht beten, sie saß im Dunkel und träumte: sie läge tief in der Erde eingeschlossen und nimmer tagt's. Da erwachte sie und hörte eine Stimme auf der Straße, die in schwerem, langem Klageton rief: Sand! Sand! Sand!

„Ach Gott!" dachte Lorle, „der Mann will noch nicht heim, er kann seinen Kindern kein Brod bringen für den Sand, den er feil bietet." Sie ging hinab und kaufte dem Manne seinen ganzen Wagen voll Sand ab, so daß für Jahr und Tag vorgesorgt war. Der abgehärmte heisere Sandverkäufer dankte ihr mit Thränen in den Blicken. Sie ging nun wieder in die Stube und malte sich das Glück der Familie aus, wenn der Vater heimkam und Brod und Geld mitbrachte. Zu sich selber sprach sie dann: „Du bist doch undankbar, du hast's so gut, hast dein täglich Brod und dein Mann läßt dich über alles Meister sein. Ach, er ist ja so gut. Wenn ich ihm nur helfen könnt'."

Sie nahm ihr Gebetbuch und betete; sie mußte herzstärkende Worte gelesen haben, denn sie küßte die Blätter des Buches und legte es zu.

Wie viele inbrünstige Küsse lagen schon in diesem Buch eingeschlossen!

Lorle faßte den Entschluß, heute zu warten bis Reinhard heimkäme; sie mußte ihm wieder einmal ihr ganzes liebendes Herz offenbaren. — Stunde auf Stunde verrann, er kam nicht; sie hatte wieder das Gebetbuch ergriffen und Gebete und Gesänge für alle möglichen Lebensfälle gesprochen und leise gesungen; sie rieb sich oft die Augen, aber sie blieb wach.

Welch ein eigenthümlicher Weltzusammenhang offenbarte sich ihr jetzt. Die Gedanken der Menschen in den verschiedensten Lebensverhältnissen waren jetzt durch ihre Seele gezogen und alle und überall seufzten sie auf und streckten die Hände empor. Könnt ihr euch nicht retten und emporschwingen?

In diesem Gedanken saß Lorle da und starrte hinein in das Licht.

Mitternacht war längst vorüber, als sie Reinhard die Treppe heraufkommen hörte; sie wollte ihm entgegengehen, aber doch hielt sie's für besser, ihn in der Stube zu erwarten. Jetzt öffnete sich

die Thür. Verhülle dich Auge! Ein Schreckbild, das einſt im Scherz dich ſo gepeinigt — es wird zur Wahrheit.

„Lieber Reinhard, was iſt dir?“ rief Lorle entſetzt.

„Laß mich, laß mich,“ antwortete Reinhard mit ſchwerer, lallender Zunge; er that einen Schritt vor und taumelnd ſtürzte er auf den Boden.

Lorle ſchrie nicht um Hülfe, ſie hatte ſeinen Zuſtand erkannt und warf ſich neben ihm auf den Boden, ſie ſchaute dann mit gläſernem Blick umher und konnte nicht weinen. Eine Göttererſcheinung, zu der ſie anbetend aufgeſchaut hatte, war in den Staub geſunken. „Wer hat das verſchuldet? Er, ich oder die Welt? . . .“

Endlich ſtand ſie auf, holte ein Kiſſen und legte es Reinhard unter den Kopf; er hob einen Arm und ließ ihn matt wiederum ſinken.

In dunkler Kammer hatte ſich Lorle über das Bett geworfen, kein Schlaf berührte ihre Augenlieder, ihre Gedanken wurden wie von nächtigen Geiſtern wirr durcheinander gejagt und Bilder, die kein Wachen ſchauen kann, umgaukelten ſie. Der Tag graute. Als fühlte ſie das Nahen des Morgens, ſtand ſie auf, Reinhard lag noch in ruhigem Schlafe. Sie kleidete ſich ſorgfältig an, nahm ihr Gebetbuch, öffnete es aber nicht, ſondern ſteckte es zu ſich; was ſie jetzt vorhatte, kam zunächſt aus der Entſchiedenheit ihres Charakters, aus ihrem ſelbſtändigen Entſchluß. Vom Abend her lag noch eine geklärte Ruhe auf ihrer Seele und eine Zuverſicht die aus der Tiefe des eigenſten Lebens kam, ſpannte ihr ganzes Weſen; ſie ſchwankte keinen Augenblick in ihrem Beginnen. Eine Weile ſtand ſie mit gefalteten Händen vor Reinhard, dann verließ ſie die Stube und ging die Treppe hinab. An der Flurthüre des Regiſtrators lauſchte ſie, Alles war ſtill. „B'hüt euch Gott ihr lieben Kinder,“ hauchte ſie an die Scheibe und verließ raſch das Haus.

Der Bäcker war höchlich erſtaunt, als Lorle ihn bat augenblicklich einſpannen zu laſſen, um ſie nach Hauſe zu fahren; er willfahrte indeß ohne Zögern und da kein Knecht zu Hauſe war, übernahm er ſelbſt den Fuhrmannsdienſt. Lorle nahm nicht nur kein Frühſtück, ſondern duldete nicht einmal, daß der Bäcker auf deſſen Bereitung wartete.

Als ſie an der Kaſerne vorbeifuhren, ſtand ein Tambour

dort und schlug die Tagwacht; es war Wendelin, er ahnte nicht, wer im Morgenduft an ihm vorüberzog.

Wenige Stunden darauf erhielt Reinhard durch einen Boten folgenden Brief:

„Ich sage dir Lebewohl, lieber Reinhard, ich gehe wieder heim zu meiner Mutter, ich hab's wohl bedacht, aber ich geh'. Ich danke Dir viele tausendmal für all' das Liebe und Gute auf dieser Welt, was ich durch Dich gehabt hab'. Ich bin ein' schöne Zeit glücklich gewesen. Gott ist mein Zeug', wenn ich's heut' nochmals zu thun hätte und ich wüßt', daß ich so lang in Schmerzen verleben muß, ich thät's doch wieder und ging' mit Dir. Es ist doch ein' schöne Zeit gewesen.

Laß es bleiben, daß Du mich zu dir zurückbringen willst, das geschieht nimmer und nimmermehr; es ist gut so für Dich und mit Gottes Hülfe auch für mich. Wenn Du mir mein Bett und die zwei blauen Ueberzüge schicken willst, von Allem andern will ich nichts mehr sehen.

Du mußt wieder in die weite Welt und ich geh' heim. Du wirst Deinen Kummer schon wieder vergessen, vergiß meiner aber doch nicht ganz. Lebe wohl und ewig wohl. Bis in den Tod Deine getreue

Lore Reinhard.

Laß der Bärbel noch ein steinern Kreuz setzen, wie Du versprochen hast. Lebewohl und ewig wohl. Deine Getreue.

Verzeihe, das Papier ist naß geworden, ich habe darauf geweint. Lebe wohl und lebe ewig wohl."

## Und dann?

Der Collaborator ist als Theilhaber einer Mineralienhandlung auf Reisen. Wer weiß, in welchem Bergwerk er jetzt hämmert und gräbt. Wir dürfen ihm Glückauf zurufen und sicher sein, daß er wieder den Weg ans Licht findet.

In Rom fragte die Frau des Kammerherrn Arthur von Belgern, geborene Gräfin Mathilde von Felseneck, angelegentlich nach dem Maler Reinhard, der seine Stellung in der *schen Residenz aufgegeben und sich hieher gewendet hatte; sie hörte nur, daß er

ſelten nach der Stadt käme, ſich meiſt in der Campagna umhertreibe und dort il Tedesco furioso heiße.

Durch das Dorf geht eine Frau in ſtädtiſcher Kleidung, von Jedermann herzlich begrüßt, und fragt ihr, wer ſie ſei, ſo wird euch Jeder mit dankendem Blicke ſagen, daß ſie der Schutzengel der Hilfsbedürftigen iſt. Und ihr Name? Man nennt ſie die Frau Profeſſorin.

# Lucifer.

(1847.)

## In die wogende Saat.

Die Morgenglocken tönen und klingen und wollen nicht enden, durch die ſtillwogende Saat wallt in langer Reihe eine fromme Schaar, die Kirchenfahnen blau und roth flattern und knattern im ſanften Windhauch, laut ausgerufene Worte werden nachgemurmelt in der endloſen Reihe, Geſänge ſchallen hin über Wieſe und Feld und der rauſchende Wald verſchlingt ſie. Hoch oben im Blau verborgen ſchmettert die Lerche ihr Lied und badet im lichten Aether; erfriſchender Duft athmet von den Höhen und aus den Gründen, und die Weihrauchwölkchen aus den geſchwungenen Keſſeln zertheilen ſich raſch. Dort ſenkt ſich der Zug den Feldweg hinab, die Fahnen ſind verſunken und die Menſchen mit ihnen, dort aber ſteigen ſie ſchon wieder die Höhe jenſeits hinan; weit voraus ſind die Erſten und noch bewegt ſich das Ende des Zuges zwiſchen den Hecken der Gärten am Dorfe. Die Menſchen ziehen hin durch die Flur und danken dem Gotte, der ſo reiche Saat emporſproſſen ließ, ſie flehen um ferneren Schutz und ſegnen die Frucht ihrer Arbeit. Es iſt der Bittgang durch das Feld.

Dieſe Wege zogen ſie oft einſam, belaſtet und müde, heute ſind ſie alle vereint, frei und in ihren Feierkleidern; nur Worte, andächtige Grüße ſchicken ſie hin über die Häupter der ſchwankenden Aehren, die ſich ſtill zu einander neigen, als verſtünden ſie den Gruß und flüſterten Unhörbares ſich zu.

Den Zug ſchloß eine uralte wohlgekleidete Frau, ſie ging etwas gebückt und führte einen rothwangigen Knaben von etwa neun Jahren, der ſtets tänzelte und hüpfte. Als man an der Thalſchlucht anlangte, ſagte die Alte: „Victor, halt ein bisle ſtill, wir wollen da abſitzen, meine Läufer wollen nimmer mit; komm, wir wollen noch beten und dann heimezu gehen.“

Sie setzten sich auf den Rain und der Knabe las aus dem Gebetbuche vor. Dann sprach die Alte mit tiefer Rührung von der Güte Gottes, der nun die armen Menschen wieder so reich gesegnet habe.

Endlich richtete sie sich auf und streichelte den Knaben über Stirn und Wangen, und nun machten sie sich still auf den Weg.

Im Dorfe war Alles wie ausgeflogen, die Glocke schien gleich einer Mutterstimme die Fernhingezogenen zu rufen, daß sie der Heimath nicht vergäßen. Deß hatte es keine Noth, denn bald füllten sich die Straßen wieder und Alles eilte mit doppelter Hast zur harrenden Speise. Eben bebte der letzte Ton des Geläutes aus und schon schlug es zwölf Uhr.

Der Mittag ist glühheiß, die Sonne sticht so spitz. Nach der Mittagskirche ist es wiederum leer auf der Straße. Die Pappel beschaut sich weithin im glatten Spiegel des Weihers und kein Lüftchen bewegt ihre langstieligen Blätter; die Enten liegen am Ufer, und da sie nichts zu reden und nichts zu essen haben, stecken sie die Schnäbel unter die Flügel und — gut Nacht Mittag! Eine Schaar Hühner hat unter einem leerstehenden Wagen Schatten gesucht und nur eine unruhige aus ihrer Mitte gräbt sich tief ein in den Sand.

Das ganze Dorf ist wie schlafen gangen. Am Rathhause aber hört man gewaltigen Lärm, besonders tönt eine mächtige Stimme hervor. Alle Mannen sind dort versammelt, denn der Schultheiß bringt einen neuen Vorschlag an die Gemeindeversammlung. Zweierlei Mißlichkeiten hatten bisher beim Einzuge des Zehnten stattgefunden. Vor Allem die Scherereien durch die Zehntknechte, da war man nicht Herr seines Eigenthums, bis die Herren Zehntknechte ihren Theil geholt hatten; pachteten Ortsangehörige den Zehnten, so blieb dieser Mißstand derselbe und führte noch zu allerlei Feindschaften bei der Steigerung u. s. w. Darum hatte der Gemeinderath für dieses Jahr sowohl den „Herrenzehnten" als den „Pfarrzehnten" gepachtet, und verlangte dafür die Bestätigung der Gemeinde. Der Vorschlag war sachgemäß und billig, Alles schien einverstanden.

Da erhob sich der Sägmüller Luzian Hillebrand, der zugleich auch Obmann des Bürgerausschusses war, und rief: „Wie? will Keiner das Maul aufthun bei der Hitz'? Fürchtet er sich, die Zung' zu verbrennen?"

Alles lachte und man hörte eine Stimme ſagen: „Was hat der jetzt wieder?“

Luzian fuhr fort: „Was hat der jetzt wieder? hör' ich da rufen. Sollſt's gleich hören und ihr Alle mit. Ich muß mich jetzt ſchon an den Laden legen. Alſo wie es den Anſchein hat, ſoll die Sach' jetzt gleich beſchloſſen werden, butſchgeres fertig, wie der alte Geigerlex als geſagt hat. Aber warum hören Wir vom Ausſchuß erſt jetzt davon? Da ſehet ihr's, ihr Mannen, wie die Herren Gemeinderäth' für die Ewigkeit, ich mein' die lebenslangen, regieren, da könnet ihr's nun wieder abmerken, daß ihr nie mehr Einen wählet, der nicht unterſchreibt, daß er nach fünf Jahren austreten will.“

„Was haſt denn gegen die heutige Sach'?“ fragte der Schultheiß, „was ſollen die griffigen Reden?“

„Kommt ſchon,“ entgegnete Luzian, „es iſt auf die Lebenslangen kein Schlag verloren, als der wo neben 'naus geht. Alſo nach dem Flurbuch wollet ihr den Zehnten umlegen? Nicht wahr Schultheiß und du Heiligenpfleger, du haſt deine Aecker meiſt im Speckfeld, der Kübelfritz da hat aber ſeine paar Aeckerle drunten beim Heubuckel und im Neſſelfang; was meinſt, muß der vom Morgen ſo viel Zehnten geben, wie du und ich von meinen beſten Aeckern, wo der Boden fett und mürb iſt und wo wir die doppelten Neuning [1] machen? Saget nur Alle Ja.“

„Nein,“ ſchrie es von allen Seiten und „hat Recht, hat beim Blitz Recht,“ hinkte noch der Eine und Andere mit ſeiner Rede nach, als bereits wiederum Stille eintrat und Luzian dann fortfuhr:

„So? Alſo nein; warum ſtehet ihr denn aber da wie Gott verlaß mich nicht und red't kein's und deut't nicht und macht nicht und bericht't nicht? Warum laſſet ihr mich immer am ſchweren Ort anfaſſen? Nun meinetwegen, es geht auf die alt' Zech'. Jetzt ich mein' ſo: wenn der Vorſchlag angenommen wird, und ich will mich nicht dagegen ſtäupern (widerſetzen), dann macht man den Anhang dazu: man wählt noch einen Ausſchuß, der den Zehnten zelgweiſe, wie's Kauf und Lauf iſt, umlegt. Aber ihr ſchreibet Alle nicht gern Zettel und da du,“ er ſtieß lächelnd ſeinen Nachbar an, „du fürchteſt mit den Anderen, das Bier im

[1] Neuning, ein Haufen von neun Garben.

Rößle wird dir warm. Alſo der Gemeinderath und drei Mannen vom Bürgerausſchuß, die nehmen noch ein paar von den Halbfuhrigen [1] dazu und die vertheilen's gleichling."

Dieſes wurde nun auch einſtimmig beſchloſſen.

Es war ſo erſtickend heiß in der Gemeindeſtube, daß Viele ſchon innerlich grollten, weil die Verhandlung ſo lange dauerte, obgleich es ja ihr nächſtes Wohl betraf. Andere ſchlichen ſich, da die Thür offen gelaſſen werden mußte, ſtill davon und dachten, die Zurückbleibenden würden ſchon ausmachen was gut ſei; ſie ſtimmten gar nicht mit, und gewiß waren dieſe Ausreißer nicht minder vorn dran, wenn es galt, die Ueberlaſten aller Art zu beklagen. Die Ueberwitzigen beſchönigen dann wohl gar ihre Faulheit mit der klugen Rede, daß der Bettelſack doch ein Loch habe und da nicht zu helfen ſei, es müſſe Alles anders kommen. Denn nicht blos hinter Brillen hervor dringen ſolche kluge Blicke, die über Alles hinaus ſind und alles Thun eitel finden; die urthümliche Lungerei iſt grad ſo weit.

Endlich ward die Gemeindeverſammlung aufgehoben, die Straßen belebten ſich. Viele Männer zogen ihre Röcke aus und ſchickten ſie ſammt den Hüten durch herbeigerufene Knaben nach Hauſe; der kleine Umweg von da ins Wirthshaus war ihnen zu viel.

Allerlei Gruppen bildeten ſich, wir bleiben bei der um Luzian. Er erhielt allgemeines Lob und man ſagte ihm, es ſei einmal ſo, wenn Er in der Verſammlung ſei, ſo warte eben alles, bis er dem Gemeinderathe die Streu ſchüttle.

Es muß hiebei bemerkt werden, daß Gemeinderath und Ausſchuß, beſonders wo jener lebenslang gewählt iſt, ſich oft verhalten, wie Regierung und Stände, ſo weit dieſe aus unabhängigen Männern beſtehen. Schon geraume Zeit kämpfen alle Einſichtigen gegen die Lebenslänglichkeit des Gemeinderaths, aber das Staatsgeſetz verharrt unbeugſam, und ſo hat man zu jenem Verfahren genöthigt, das Luzian oben angab; man hat damit den Einklang mit dem Geſetze tiefinnerlichſt untergraben.

Luzian hatte noch einen beſonderen Grund, warum er, wie man ſagt, gerne dem Gemeinderath eine hölzerne Wurſt aufs Kraut legte. Wir werden das ſchon noch ſattſam erfahren.

[1] Die nur eine einzelne Kuh zum Anſpannen haben.

„Es macht doch gottsträflich heiß," bemerkte jetzt der Schmied Urban.

„Thut Nichts," entgegnete Luzian, „ich weiß nicht, ich kann die Hitz' viel eher vertragen als die Kält', und ich schwitz' auch schon gern ein bisle, wenn's nur ein gut Weinjahr gibt; es ist denen Wingerter zu gunnen. Soll das Gewächs auskochen, so muß der Mensch auch sein Theil Hitz mitnehmen."

„Der Luzian schwitzt gern für die Welt, er ist ja auch so ein Stück Erlöser," sagte der Brunnenbasche, ein wohlhäbiger, bejahrter Mann, der die Rolle des Schalksnarren im Dorfe spielte.

Luzian gab ihm keine Antwort und ging voraus.

Man ging nach dem Wirthshause. Luzian las die Zeitung, deren verschiedene Blätter in einem kleinen Kreis vertheilt waren, Andere „kartelten," da der Pfarrer das Kegeln am Sonntag verboten hatte. Bald aber legten die Spieler die Karten weg, die Zeitungsleser rieben sich die Augen und die Buchstaben flimmerten vor ihnen, es war plötzlich stockdunkel.

„Heiliger Gott, was ist das?" rief der Erste, der zum Fenster hinaussah.

„Was giebt's?"

„Da gucket einmal den Himmel an."

Es gab nicht genug Fenster für die Drängenden, man rannte hinaus ins Freie. Schreckensbleich wurde jedes Antlitz, das aufschaute. Schwere, schuppenartig gestaltete Wolken schoben sich im ganzen Gesichtskreise träg in einander; mit jedem Augenblicke wurde es düsterer und nächtiger. Die die Wirthsstube verlassen hatten, kehrten nicht mehr dahin zurück, sondern eilten heimwärts, immer wieder aufschauend und die Hände von sich abstreckend, als müßten sie den Einfall des Himmels von sich abwehren. Die in der Wirthsstube verblieben waren und ihre noch in der Hand gehaltenen Karten an sich drückten, um den Nachbar nicht einschauen zu lassen, warfen das Spiel mit allen Trümpfen weg und nahmen sich nicht einmal Zeit, den Rest ihres Trunkes zu leeren; auch sie eilten „heimezu."

Jedes wollte zu den Seinen stehen, als wäre das Unglück abzuwenden, wenn man sich ihm mit vereinter Kraft entgegenstemmte; jedenfalls war es leichter zu tragen.

Der Wirth war bald allein, und indem er die Reste zu-

ſammenſchüttete, ſagte er vor ſich hin: „Und jetzt haben wir heut' erſt den Zehnten abgelöst.“ Der Vorder- ſo wie der Nachſatz dieſes Gedankens kam nicht zu Worte, denn er wagte es nicht, vor ſich ſelbſt die Furcht auszuſprechen, die ihn erzittern machte.

Luzian ging ſtill das Dorf hinab, manchmal zwinkerte er mit den Augen, wenn er aufſchaute, und preßte die ſcharfgeſchnittenen Lippen zuſammen. Am Schulhauſe begegnete er dem Lehrer, der die Kirchenſchlüſſel trug und als Küſter eben zum Wetterläuten gehen wollte.

„Ihr ſolltet das ſein laſſen, Herr Lehrer,“ ſagte Luzian, „wenn's da droben aufſpielt, da nützt das Bimbam nichts. Ich hab' erſt vorlängſt noch geleſen, daß das Wetterläuten ein alter nichtsnutziger und gefährlicher Brauch iſt. Wer nicht von ihm ſelber betet, der thut's auch nicht auf das Gebimbel hin. Es iſt ja auch auch abkommen geweſen.“

„Ja, aber unſer neuer Pfarrer hält ſtreng auf die alten Bräuche, ich bekomme beim Unterlaſſen einen ſtrengen Verweis.“

„So? Auch auf das hält er? Hätt's eigentlich wiſſen können. Nun, behüt' uns Gott!“

Im Weitergehen ſchnalzte Luzian mit beiden Händen und ſpie oft aus. Faſt vergaß er über ſeinem Aerger was am Himmel vorging, er mußte ſich jetzt zuſammennehmen, daß ihm der Hut nicht vom Kopfe geriſſen wurde; der Sturmwind wirbelte graue Staubwolken vor ihm her zuſammen, ſchon fielen jetzt einzelne breite Tropfen, und als er die Klinke ſeiner Hausthür erfaſſen wollte, zuckte ein gelber Blitz, ſo daß Luzian geblendet nach dem Griffe taſtete.

„Gott ſei Lob, daß du da biſt!“ begrüßte ihn ſeine Frau, „was ſagſt du zu dem Wetter? Es wird doch, will's Gott, mit Gutem vorübergehen! So, jetzt biſt doch da. Mir iſt viel leichter, wenn dein Rock am Nagel hängt. Komm, gieb her.“

„Laß mir ihn noch an, man weiß nicht, wie man 'naus muß. Iſt das Kind da?“

„Ja. Siehſt ihn denn nicht? Da ſitzt er und lieſt. Das giebt auch ſo einen Bücherguckер, wie du. Victor, gieb dem Aehni (Großvater) die Hand, du haſt jetzt genug geleſen, und es iſt ja ſtichedunkel.“

„Wo iſt das Bäbi?“ fragte Luzian.

„Draußen in der Küch', der Paule iſt auch da."

„Gang und mach' das Feuer aus und ſie ſollen 'rein kommen. Halt, das iſt ein Schlag, der hat kracht und jetzt läutet der Schulmeiſter auch noch."

Während die Frau hinausging, trat Luzian in die Nebenſtube, er fand dort eine Schlafende, die wol durch das drückende Wetter jetzt ſchon eingeſchlafen war. Es iſt dieſelbe Frau, bei der wir heute beim Bittgang verblieben ſind, als wir, gleich ihr die Andern weiter ziehen ließen. Auf leiſen Sohlen kehrte Luzian wieder in die Stube zurück, er lehnte die Thür nur an, ohne ſie ins Schloß fallen zu laſſen.

Die Bäbi und der Paule traten mit glühenden Wangen in die Stube. Die Mutter hatte draußen wol ein großes Feuer zu löſchen gehabt. Bäbi ſtellte ſich ſogleich zu Victor an das Fenſter, es gelang ihr dadurch, ihr flammendes Antlitz zu verbergen, das ſie dem Vater nicht zeigen wollte.

„Guten Tag, Schwäher," ſagte Paule und ſteckte aus Ehrerbietung die in der Hand gehaltene Pfeife in die Bruſttaſche.

„Guten Tag. Biſt allein hier?"

„Ja."

„Guter Gott!" begann Bäbi, „wenn das Wetter nur keinen Schaden thut, das könnt' alle Luſtbarkeit auf unſerer Hochzeit —"

„Du denkſt jetzt nur an dich," unterbrach ſie Luzian; „Paule wie iſt's? Hat dein Vater ſich in die Hagelverſicherung einſchreiben laſſen?"

„Mein Vater? Nein. Gucket Schwäher, Euch kann ich's ja ſagen; mein Vater der iſt gar wunderlich, der träppelt ſo 'rum und drückſt und will halt nicht an die Sach, und geht man ihm ſcharf auf den Leib, ſo ſagt er, daß er nur nichts zu thun braucht: man muß Gott machen laſſen, wenn er Einen ſtrafen will. Und gegen mich iſt er jetzt gar, es will ihm nicht recht in den Sinn, daß ich nimmer Vorroß ſein ſoll, daß ich jetzt halt auch an die Deichſel komm'. Deßwegen bin ich halt hehlings in die Stadt und hab' mich einſchreiben laſſen, es iſt ja bald mein eigen Sach. Mein Vater darf aber nichts davon erfahren, der iſt —"

„Schäm' dich ins blutige Herz hinein," unterbrach die Frau den Redenden, „das iſt nichts, ſo über deinen Vater oder über

einen Menschen zu reden, wer er sei, und noch dazu, wenn so ein Wetter am Himmel ist; man versündigt sich ja."

„Drum hab' ich's immer gesagt," begann Luzian, „der Landstand muß eine allgemeine Hagelversicherung für's ganze Land einführen, da kann Keiner mehr neben 'naus und da ist's auch wohlfeiler; freilich ist's traurig, daß man die Leut' zu ihrem eigenen Nutzen zwingen soll; aber man zwingt's ja zu anderen Sachen, die gar nicht so nöthig sind. Drum ist der Landstand —"

„Luzian, was hast denn?" rief die Frau in Angst und Pein, „zuerst wird über die nächsten Anverwandten losgezogen und jetzt über den Landstand, und bei so einem Wetter."

„Wenn man's ehrlich meint, darf man reden, mag's gewittern oder die Sonn' scheinen. Meinst du, unser Herrgott ist jetzt näher bei der Hand als an einem hellen Tag?"

„Mich gehen deine Bücher nichts an, und jetzt muß man einmal beten. Ich will jetzt auch nichts mehr reden, es darf keinen Zank geben, das ist ärger als Feuer auf dem Herd."

Luzian schwieg, die Frau breitete ein Tischtuch auf dem Tische aus, legte das Gesangbuch und die Bibel aufgeschlagen an der Stelle: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" mitten auf den Tisch und streute Salz auf dessen vier Ecken.

„Aehni, es gitzebohnelet" (schloßt), rief Victor am Fenster.

Die Mutter nahm ihn still an der Hand, führte ihn an den Tisch und betete dort laut mit ihm.

Luzian lächelte vor sich hin, als der Knabe las: „Guter Christ, du wirst es ja nicht deinem Pfarrer oder Seelsorger zur Schuld rechnen, wenn Hagel oder Ungewitter Schaden anrichten. Wer kann dem heiligsten Willen des Allmächtigen widerstehen? Oder was für ein Priester hat eine größere Macht als Gott selbst?[1]

Natürlich: des Priesters Macht reicht hinab in die tiefste Hölle und hinauf in den höchsten Himmel, warum sollte er dem Wetter nicht Einhalt thun können?

Rührend klang dann das alte Lied, in dem es heißt:

[1] Wörtlich aus: Guter Samen auf ein gutes Erdreich. Ein Lehr- und Gebetbuch sammt einem Haus- und Krankenbüchlein für gutgesinnte Christen, besonders fürs liebe Landvolk, von Aegidius Jais, S. 203.

„Das Wildfeu'r fern hin von uns jag',
In wild's Geröhr und Hage,
Darin es Niemand ſchaden mag
Bei'r Nacht und auch bei'm Tage.

O reicher Gott! laß mildiglich
All' Frucht kecklich entſprießen,
Daß Arm', Elende hie redlich
Durch Gab' ſein Wohl genießen.

Den armen Seelen in Fegfeur's Pein
Thu' bitters Leiden ſchmälen,
Und ſie durch das Almoſen rein
Den Seligen zuzählen."

Wie mit ſcharfen Schroten ſchlug es nun gegen die Fenſter, eine Scheibe ſprang und aus der Ferne hörte man andere klirren, Fenſterladen abknacken und Klageſchreie verhallen.

„Das gibt ein gräßliches Unglück, ein gräßliches Unglück!" jammerte Luzian und rang die Hände vor ſich hin.

Victor hatte ſchon lange neben ausgeſchielt, jetzt ſprang er auf und holte eine durch die geöffnete Scheibe eingedrungene Schloße; ſie war faſt ſo groß wie ein Taubenei.

„O wie ſchön!" rief Victor, und Alles antwortete wie aus Einem Munde: „Daß Gott erbarm!"

Immer dichter und dichter kam der Hagelſchlag.

„Haufengenug, iſt nimmer nöthig, es iſt ſchon Alles hin," ſagte Luzian, nach Außen winkend, trauervoll in Ton und Miene.

Luzian und Paule ſchloſſen ſchnell die Fenſterladen, um die Scheiben zu wahren; Licht wurde angezündet.

„Jetzt ſind wir in der Arche Noah, und du Aehni biſt der Noah, wenn unſer Haus fortſchwimmt," plauderte Victor.

„Still!" gebot Luzian mit ſcharfem Tone, dann ſetzte er flüſternd hinzu: „Es iſt mir nur lieb, daß die Ahne (Großmutter) in der Kammer das Wetter verſchlaft; ſo alte Leut' ſind doch wie die kleinen Kinder, die ſpüren die ſchwere Luft und ſinken um. Sie iſt heut' auch ein bisle zu weit mit dem Bittgang ins Feld."

Keines redete mehr ein Wort, ſelbſt Victor ging auf den Zehen und betrachtete das Zerfließen der Schloße auf ſeiner warmen Hand; nur manchmal hob er ſie auf und verſuchte beim

Lichte durchzuſchauen; Tropfen fielen auf das Geſangbuch und vermiſchten ſich dort mit den Thränen, welche die Frau geweint hatte.

Man horchte ſtill hinaus ob das Wetter noch nicht nachlaſſe, das wüthete aber immer toller; wie aus rieſigen Wurfeln ſchüttete es immer wieder und jeder letzte „Schütter" ſchien der gewaltigſte.

„Das kann bei uns daheim auch ſein," ſagte Paule. Niemand antwortete.

Endlich fielen nur noch einſame Tropfen an die Fenſterladen. Menſchenſtimmen wurden auf der Straße hörbar. Man öffnete und ſchaute wirklich wie aus der Arche Noah hinaus. Welch ein Fluthen und Wogen überall! Das gurgelte und murmelte luſtig, aber die Menſchen waren nicht von der Erde verſchwunden, ſie waren geblieben zu Jammer und Noth.

Alles rannte durcheinander hin und her und hinaus auf's Feld, Jedes wollte ſeine zerſchlagene Hoffnung ſehen; Einige kehrten ſchon heim und brachten eine Handvoll ausgerauſter Aehren mit, ſie zeigten ſie mit thränenſchweren Blicken. Heulen und Wehklagen der Frauen erfüllte die Straßen und die Häuſer; ſtumm, geſenkten Hauptes wandelten die Männer dahin, innerlich fröſtelnd ballten ſie die Fäuſte, ſie hatten ſo wacker gearbeitet und die Arbeit war hin und die Hoffnung.

In allen Gärten waren die Stützen der Bäume zu Boden geſtreckt und neben ihnen lag das unreife Obſt, faſt kein Baum, dem nicht ein Aſt abgeknackt war, viele waren ganz niedergeworfen.

An dieſem Abende reichten die Eltern kummervoll den Kindern ihr Eſſen, ſie ſelber aber hungerten und ſchwere Sorge nagte an ihren Herzen die bange ſchlafloſe Nacht.

Heute hielt ſich von ſelbſt das ſtrenge „pfarramtliche" Gebot, daß nicht mehr auf den Straßen geſungen werden durfte.

Draußen iſt's ſo würzig, wie eine balſamiſche Glätte zieht es durch die Luft; in den Häuſern und in den Herzen aber iſt es trüb und dumpf.

## Ein Blick ins Haus und in die Rathsſtube.

Das war ein traurig Erwachen am Montag. Die Senſen und Sicheln waren gedengelt, die Menſchen fühlten ihre Sehnen

gespannt und straff zu frischer Arbeit, jetzt ließen sie die Hände sinken und schauten still drein. Dennoch ruhte auf manchem Auge, das sich ausgeweint hatte, auf manchem Antlitze ein Abglanz stiller Verklärung, man möchte sagen wie auf der Natur rings umher, die sich auch ausgeweint zu haben schien.

Ein Ungemach, das hereingebrochen, sieht sich am andern Morgen ganz anders an; am Tage seiner Entstehung willst du es nicht dulden, kannst du es nicht fassen, es soll sich nicht einnisten in deiner Seele als Wahrheit; wie wäre es möglich? Du selbst lebst und deine Gedanken sind wach. Wie kann dir etwas entrissen werden, das dir angehört, das du mit deinen Gedanken festhältst? Sinkt die Nacht, versenkt dich in Schlummer und macht dich dein selbst vergessen, so faßt dich am Morgen das, was dich gestern betroffen, noch immer mit staunendem Schmerze, aber schon ist es zur Vergangenheit geworden, die mit unwandelbarer Gewißheit feststeht, du kannst nicht mehr daran rütteln und mußt dich darein ergeben, mit stillem Schmerz dein zerstücktes oder überbürdetes Leben der heilenden Zukunft entgegenführen.

Auf Feld und Flur funkelte und flimmerte der Morgenthau, der trieft hernieder, ob die Halme sich auf ihren Stengeln neigen oder geknickt zur Erde geworfen sind. Die Sonne stand am Himmel in voller Pracht, sie bleibt nicht aus am Himmelsbogen, nur manchmal lagern sich Wolken, Wetter und Nebel zwischen sie und die Erde und das Erdenkind vermag nicht durchzuschauen, das Licht genügt ihm nicht, es will seinen Urquell erfassen. Das Licht aber haftet im Auge wie in der weiten Welt draußen, und das Auge vermag es nur zu schauen, weil das Licht in ihm ist. Du suchst den Urquell und er ist in dir wie in der Welt.

Das Korn am Halme, das zur Erde niedergeworfen ist, geht in Verwesung über und setzt nur zu seinem eigenen fruchtlosen Untergange neue Keime an. Der Mensch aber gleicht nicht dem Halme, er kann sich aufrichten durch die Kraft seines Willens.

Frisch auf! du mußt dich durch die Welt schlagen, ja hindurchschlagen, das ist's. Der Tag ist verloren, ausgebrochen aus der Kette deines Lebens, den du in Trübsinn und thatenloser Verzweiflung hinstarrtest.

Aus solcherlei Gedanken heraus, die er nach seiner Art hundertfältig herüber und hinüber und auf die besonderen Verhältnisse der Einzelnen anwendete, ging Luzian am andern Mor-

gen von Haus zu Haus. Er nöthigte auf manches kummerstarre Antlitz das Zucken eines Lächelns durch seinen Haupttext: „Dem Weibervolk ist's nicht zu verdenken, das muß klagen und jammern wenn ein Hafen (Topf) in Scherben zerbricht; das ist ja grad das brävst Häfele gewesen, nein, so wird keins mehr gemacht; der Mann aber sagt: hin ist hin und jetzt wirthschaften wir mit dem, was noch blieben ist. O! die leichtsinnigen Männer, denen ist an Allem nichts gelegen, klagen dann noch die Weiber, und am Ende müssen sie uns doch Recht geben."

Luzian brachte es zu Wege, daß mancher Mann, der Alles stehen und liegen und in sich verfaulen lassen wollte, sich nun doch aufmachte, um wenigstens das Obst zur Schweinemastung einzuheimsen.

Es war schon viel gewonnen, daß man sich wieder zur Thätigkeit aufraffte. Freilich fing man zuerst mit dem Kleinsten an, aber das trifft sich meist, daß man nach erlittenem Ungemache zuvörderst das Nebensächliche, oft Unbedeutendste in Angriff nimmt, man getraut sich noch nicht an das Hauptstück; die Hand gewinnt jedoch hiemit wiederum Stärke und Festigkeit, das Blut strömt wieder lebendiger zum Herzen und erfrischt es mit neuem Muth.

Müde und lechzend kam Luzian zu Mittag nach Hause und sein erstes Wort war: „Weib, wir müssen doppelt sparen und hausen, wir bekommen den Winter wieder große Ueberlast."

„Ich seh' schon, wie du wieder überall sorgen und helfen willst," entgegnete die Frau, „und du kriegst doch nur Schimpf und Undank."

„Laß du meinen Luzian nur machen, was mein Luzian macht das ist gut," sagte die Ahne, die im großen Lehnstuhl saß.

„Ich weiß wohl, ihr Zwei haltet zusammen wie gezwirnt," schloß die Frau lächelnd, indem sie das Tischtuch von der Suppe zurückschlug; denn es ist hier Sitte, besonders im Sommer, daß man geraume Weile vor der Essenszeit die Suppe auf das ausgebreitete Tischtuch stellt und dann das Tuch wieder über die Schüssel schlägt, um die Suppe in sich verdampfen und abkühlen zu lassen. Man liebt das heiße Essen und das langwierige Blasen nicht.

Wir sind gestern unter so seltsamen Umständen vor dem Wetter hier in das Haus geflüchtet, daß wir kaum Zeit hatten uns die Leute näher zu betrachten. Wir müssen uns damit sputen, bevor vielleicht eine unversehene Erschütterung Alles so von der

Stelle rückt, daß wir den vormaligen ſtillen Wandel der Menſchen und Verhältniſſe kaum mehr herausfinden mögen.

Der ruhende Mittel- und Schwerpunkt des Hauſes war die Ahne, die uns bereits geſtern im hellen Sonnenſchein an der Hand Victors begegnete. Die Geſtalt iſt groß und hager, mit runzlichem faſt klein gewordenem Antlitze, das dunkelbraune Auge ſcheint kaum gealtert zu haben, das blühweiße Tuch, das ſie faſt immer um den Kopf gebunden trägt und deſſen Eckzipfel hinten weit hinabfallen, rahmt das Geſicht auf eigenthümliche Weiſe ein und gibt ihm einen nonnenhaften Anblick; ſie iſt aller ihrer Sinne mächtig, im ganzen Behaben äußerſt ſäuberlich, faſt zierlich. Nur zum ſonntäglichen Kirchgange entfernt ſie ſich vom Hauſe. Schon geraume Weile vor dem erſten Einläuten macht ſie ſich auf den Weg, erwartet ſodann im Winter in der Stube des Schullehrers, im Sommer auf der Bank vor dem Rathhauſe den Beginn des Gottesdienſtes. Mancher, der die alte Cordula ſo dahin wandeln ſieht, eilt, um ſich noch mit ihr auf der Rathhausbank zu beſprechen; ſie hat ein offenes Herz für Leid und Luſt, und oft findet hier auf dem Vorhofe eine heiligere Erhebung ſtatt als im Innern des Tempels. Manche ſuchten aber auch in neckiſcher Weiſe die Ahne auf ihren Hauptſpruch zu bringen, ſie wollte es aber nie glauben, daß man ihrer ſpotte. Dieſer Hauptſpruch der Ahne war nämlich: „Ja, wenn der Kaiſer Joſeph nicht vergiftet wäre, dann wäre das und das gewiß beſſer.“ Sie verehrte den Kaiſer, von dem ihr Vater oft und oft geſprochen hatte, faſt wie einen Heiligen; ſein Andenken war mit dem an ihren Vater unauflöslich verknüpft, als wären ſie Geſchwiſter geweſen. Sie hegte den vielverbreiteten Glauben, daß der Kaiſer, weil er's ſo gut mit allen Menſchen gemeint habe, von ſcheinheiligen Pfaffen um ſein junges Leben gebracht worden ſei. In ſolch gegenſtändlicher Weiſe faßt der Volksglaube die Untergrabung der edeln Plane des hochherzigen Kaiſers. Einſt las Luzian der Mutter eine Lebensgeſchichte des Kaiſers vor und ſie behauptete, das ſei juſt ſo wie ihr Vater erzählt habe, nur anders geſetzt. Das Dorf hatte bis in die neueſte Zeit zu Vorderöſterreich gehört und ein Oheim der Mutter war kaiſerlicher Rath in Wien geweſen, ſie hatte ihn noch gekannt, da er einſt im Dorfe zum Beſuche war; ſie bewahrte noch eine Granatſchnur, die er ihr damals ſchenkte. Der einzige Streit, den ſie bisweilen mit Luzian hatte,

war darüber, weil er nicht ihrem Verlangen willfahrte und nach Wien an die Nachkommen des kaiſerlichen Rathes ſchrieb; ſie behauptete immer, es ſei unmenſchlich, wenn Blutsverwandte ſo gar nichts von einander wiſſen. Eine beſondere Vorliebe hatte die Mutter für den Victor, ihr Urenkelchen, ſie ſagte oft: „Der wird juſt wie der kaiſerliche Rath. Wenn der Kaiſer noch leben thät, der thät ihn nach Wien verſchreiben, das ſag' Ich."

Man hätte faſt glauben ſollen, Luzian ſei der leibliche Sohn der Ahne, die er auch faſt immer Mutter nannte, während er in der That nur ihr Schwiegerſohn war. Seine Frau neckte ihn oft und ſtellte ſich eiferſüchtig wegen der Liebſchaft der Beiden zu einander; denn Luzian ging die Sorgfalt für die Mutter über Alles, und er hätte ihr gern, wie man ſagt, das Blaue vom Himmel geholt, um ſie zu erfreuen.

Luzian war ein Mann im Anfang der fünfziger Jahre, ſtämmig, ein Sägklotz, wie er von ſeinen Freunden manchmal genannt wurde, weil er zum Spalten zu dick war und ſich nicht ſplittern ließ; ſein Geſicht war voll und geſpannt und verrieth entſchiedenes Selbſtbewußtſein, der ſtarke Stiernacken bekundete Unbeugſamkeit. Noch gegen Ende des Befreiungskrieges war er zum Soldatendienſte ausgehoben worden, kam aber zu keiner Schlacht. Die Sägmühle hatte er ſeinem Sohne Egidi übergeben und bauerte nun auf dem Gute im Dorfe. Victor, Egidi's älteſten Sohn, hatte er ſich und der „Guckahne" (Urgroßmutter) zulieb ins Haus genommen, angeblich indeß, damit der Knabe der Schule näher ſei.

Margret, Luzians Frau, ähnelte der Mutter unverkennbar; war auch ihr ganzes Dichten und Trachten dem Haushalte zugewendet, ſo war doch Luzian nicht minder ihr Stolz, nur ließ ſie es nie merken wie die Mutter, wenigſtens nie in Worten. Sie bildete ſich mehr darauf ein als Luzian ſelber, daß dieſer ſchon zweimal zum Abgeordneten vorgeſchlagen war. Spöttelte ſie auch manchmal über ſein vieles Leſen, ſo war es ihr doch nicht unlieb, da er dadurch faſt immer im Hauſe war und Alles in beſter Ordnung hielt; auch glaubte ſie, daß er eben viel geſcheidter ſei als alle in der ganzen Gegend. Klagte ſie auch wiederholt über die Gemeindeämter und vielen Pflegſchaften, die ſich Luzian aufbürden ließ, ſo dachte ſie doch wieder im Stillen bei ſich: „Ja, es verſteht's eben doch Keiner ſo gut wie er."

Bäbi, das hochgewachsene Mädchen mit auffallend dunkeln Augen und starken Brauen, gehört eigentlich gar nicht mehr recht ins Haus. Sie hatte noch gestern zu Paule, ihrem Bräutigam, gesagt: „Seitdem der Pfarrer uns miteinander verkündet hat und über vierzehn Tage unsere Hochzeit sein soll, da ist mir's jetzt allfort, wie wenn ich nur auf Besuch daheim wär'!"

Die Bekanntschaft Egidi's mit seiner Frau und den Kindern müssen wir abwarten, bis sie sich uns selbst vorstellen.

So wären wir also hier im Hause mit Allen bekannt und können sie ungestört mit den beiden Knechten und der Magd zu Mittag essen lassen. Man kennt aber namentlich einen Bauern nicht recht, wenn man seinen Besitzstand nicht weiß; an ihm äußert sich nicht nur die ganze Sinnesweise und der Charakter, sondern dieser stützt sich auch meist darauf. In andern Stellungen bilden sich Lebenskreis, Haltung und Geltung vornehmlich aus der Persönlichkeit heraus, hier aber wird das Meßbare und im Werthe zu Schätzende vor Allem Stützpunkt des Charakters in sich und seiner Bedeutung nach Außen. Du wirst daher oft finden, daß ein Bauer, der Vertrauen zu dir faßt, dir alsbald all' seine Habe aufzählt, oft bis auf das Kälbchen, das er anbindet. Er will dir auch damit zu verstehen geben, was er daheim bedeutet. Da sitzen sechzig Morgen Ackers und so und so viel Wald und Matten, besagt oft die Art wie sich ein Bauer im fremden Wirthshaus niedersetzt. Gehörte Luzian auch keineswegs zu letzterem Schlage und stellte sich seine Ehre und Schätzung noch auf etwas anderes, so müssen wir doch noch schnell sagen, daß er vier Pferde, zwei Paar Ochsen, sechs Kühe und ein Rind im Stalle hatte; darnach messet. Die Pferde werden allerdings nicht blos zum Feldbau, sondern auch zu Holz- und Bretterfuhren gebraucht, da Luzian diesen Handel eifrig betreibt, der ihm manchen schönen Gewinnst abwirft.

Nach Tische wurde Luzian aufs Rathhaus gerufen. Er fand dort außer dem Schultheiß und den Gemeinderäthen auch den Pfarrer. Luzian maß diesen mit scharfen Blicken, denn er sollte ihm zum Erstenmale so nahe sitzen. Der Pfarrer war ein junger Mann, der die erste Hälfte der zwanziger Jahre noch nicht überschritten hatte, groß und breitschulterig, mit derben Händen, das Gesicht voll und rund, aber blutleer und ins Grünliche spielend, die zusammengepreßten Lippen bekundeten Entschiedenheit und

Trotz; ein eigenthümliches Werfen des Kopfes, das in beſtimmten Abſätzen von Zeit zu Zeit folgte, ließ noch Anderes vermuthen. Ueber und über war der Pfarrer in ſchwarzen Laſting gekleidet, der lange, weit über die Kniee hinabreichende Rock, die Beinkleider und die geſchloſſene Weſte waren vom ſelben Stoffe; er wollte die leichte Sommerkleidung nicht entbehren und doch keine profane Farbe ſich auf den Leib kommen laſſen. Der ſpiegelnde Firniß des rauhen Zeuges gab der Erſcheinung Etwas, das ans Schmierige erinnerte, während der junge Mann ſonſt in Ton und Haltung eine gewiſſe vornehm ſtolze Zuverſicht kund gab. Dieß ſprach ſich ſogar in der Art aus wie er jetzt, während die Blicke Luzians ihn muſterten, mit einem kleinen Lineal in kurzen Sätzen in die Luft ſchlug.

„Ich habe dich rufen laſſen, Luzian," ſagte der Schultheiß, „wir wollen da wegen dem Hagelſchlag eine Eingab' an die Regierung machen und eine Bitt' in die Zeitung ſchreiben, du ſollſt als Obmann auch mit unterſchreiben."

„Wie iſt's denn, Herr Pfarrer?" fragte Luzian das Papier in Handen, „wie iſt's denn? Schenket Ihr der Gemeind' den Pfarrzehnten, oder was laſſet Ihr nach?"

„Von wem ſind Sie beauftragt, mich darüber zu ermahnen?" warf der Pfarrer entgegen, „was ich thun werde, iſt mein eigener guter Wille; ich laſſe mir meine Gutthat dadurch nicht verringern, daß mich Unberufene daran gemahnen."

„Berufen hin oder her," ſagte Luzian, „eine Ermahnung kann einer Gutthat nichts abzwacken; wenn das ja wär', ſo wären die Gutthaten auch minderer, die auf Eure Ermahnungen in der Predigt von den Leuten geſchehen."

„Sie ſcheinen darum die Kirche zu meiden, um nicht zu etwas Gutem verführt zu werden," ſchloß der Pfarrer und warf das Lineal auf den Tiſch.

„Ich will Ihnen was ſagen," entgegnete Luzian mit großer Ruhe, da er noch nicht enden wollte, „Sie haben Beicht- und Communion-Zettel auch für die großen (erwachſenen) Leute eingeführt; wir laſſen uns das nicht gefallen, das war beim alten Pfarrer niemals."

„Was geht mich Ihr alter Pfarrer an? Das neue Kirchenregiment hält ſeine Befugniſſe ſtreng zum Heile" —

„Schultheiß, haſt kein'n Kalender da?" unterbrach Luzian.

„Warum? heute ist der siebzehnte," berichtete der Gefragte.

„Nein," sagte Luzian, „ich hab' nur dem Herrn Pfarrer zeigen wollen, daß wir 1847 schreiben."

Der Pfarrer stand auf, preßte die Lippen und sagte dann mit wegwerfendem Blick: „Ihre Weisheit scheint allerdings erst von heute. Ich hätte eigentlich Lust mich zu entfernen und wäre dazu verpflichtet nach solchen ungebührlichen Reden. Sie alle sind Zeugen, meine Herren, daß ich hier, ich will kein anderes Wort gebrauchen, schnöde angefallen wurde. Ich will aber bleiben, ich will ein gutes Werk nicht stören und lasse mich gern schmähen."

Solche geschickte Wendung konnte Luzian doch nicht auffangen, er stand betroffen, Alles schrie über ihn hinein und er sagte endlich:

„Ich will's gewiß auch nicht hindern, gebt her, ich unterschreib', und nichts für ungut Herr Pfarrer, ich bin Keiner von denen Leuten, die sich an einem Polizeidiener vergreifen, weil sie mit der Regierung unzufrieden sind. B'hüt's Gott bei einander."

Niemand dankte.

Aergerlich über sich selbst verließ Luzian die Rathsstube, er hatte das Heu vor der unrechten Thür abgeladen. Der Anhang, den er selbst unter dem Gemeinderath hatte, schüttelte jetzt den Kopf über ihn.

Wir müssen um einige Monate zurückschreiten, um die Stimmung Luzians zu ergründen.

Die Regungen des tiefgreifendsten Kampfes zuckten eben erst in der Gemeinde aus. Der alte Pfarrer, der so eins war mit dem ganzen Dorfe, war plötzlich nach dem Bischofssitze berufen worden, er kehrte nicht mehr zurück, statt seiner verwalteten die Pfarrer aus der Nachbarschaft wechselsweise die Ortskirche. Kurz vor Ostern verkündete das Regierungsblatt die Ernennung und fürstliche Bestätigung eines neuen Pfarrers. Dieß war das Signal für Luzian, der den ganzen innern Verlauf kannte, daß sich die ganze Gemeinde wie Ein Mann erhob. Der Gemeinderath mit sämmtlichen Ortsbürgern reichte einen Protest gegen die neue Bestallung ein, der zu gleicher Zeit an die Regierung und an den Bischof geschickt wurde. Sie verlangten ihren alten Pfarrer wieder oder falls dieß nicht gewährt würde, das freie Wahlrecht; sie wollten keinen von den jungen Geistlichen, gegen deren Anmaßungen sogar schon beim Landstand Klage erhoben worden

war. Das war die lebendigste Zeit, in der Luzian seine ganze Kraft entwickelte und die Gemeinde stand ihm einhellig zur Seite. Noch ehe indeß ein Bescheid auf den Protest einging, wenige Tage vor der Fastenzeit, bezog der neue Pfarrer seine Stelle. Sonst ist es bräuchlich, daß das ganze Dorf seinem neuen Geistlichen bis zur Grenze der Gemarkung entgegengeht, dießmal aber war er nur von dem Dekan und einigen Amtsbrüdern geleitet. In den meisten Häusern sah man nur durch die Scheiben dem Einziehenden entgegen, man öffnete das Fenster erst, wenn er vorüber war, da man nicht grüßen wollte. Der Gemeinderath und Ausschuß war auf dem Rathhause versammelt, die ganze Körperschaft ging in das Pfarrhaus und überreichte abermals den Protest. Der Dekan sprach beruhigende Worte und händigte zuletzt dem Schultheiß die abschlägige Antwort des Bischofs ein. Still kehrte man in das Rathhaus zurück und dort wurde beschlossen, in fortgesetztem Widerstande zu beharren.

Am Sonntag, das Wetter war hell und frisch, versammelte sich das ganze Dorf zu einer Pilgerfahrt; in großem Wallfahrtszuge ging's nach Althengstfeld, dem Geburtsort Paule's. Viele wollten sogleich aus dem Auszuge einen Scherz machen, und schon zog Lachen und Lärmen durch manche Gruppen. Der Brunnenbasche vor Allen ging von Einem zum Andern und hetzte und stiftete, daß das Ding auch ein Gesicht bekäme; den Mädchen erzählte er, daß seine Frau bald ausgepfiffen habe, und er fragte diese und jene, ob sie ihn, einen Wittwer ohne Kinder heirathen wolle, aber ohne Pfaff, so wie die Zigeuner. Da und dort fuhr ein gellender Schrei und ein Gelächter auf; der so andächtig begonnene Auszug schien zum Fastnachtsscherze zu werden. Man war's gewohnt, daß der Brunnenbasche, wie man sagt, über Gott und die Welt schimpfte und sich erlustigte, man ließ ihn gewähren; nun aber ging's doch böse aus. Luzian, der mit einigen Anderen Ordnung herzustellen suchte, kam und zog das Halstuch des Brunnenbasche so fest zu, daß er ganz „kelschblau" wurde. Alles fluchte nun über den Störenfried, den Brunnenbasche, und dieser war kaum losgelassen, als er mit lustiger Miene rief: „Fluchet meine Säu auch, dann werden sie auch fett davon."

Jener erste Fastensonntag war der kummervollste, den Luzian bis dahin noch erlebt hatte, ihm war's so herrlich erschienen,

wenn man feierlich in geſchloſſenem Zuge dahin wallte, und jetzt ſchien alles aus Rand und Band zu gehen, aller Zuſammenhalt ſchien zerriſſen. Hier zum Erſtenmale erfuhr er, was es heißt, die gewohnte Ordnung aufzulöſen, wenn nicht Jeder den Gleichſchritt an ſeinem Herzſchlage abzunehmen vermag. Müſſen wir denn gefeſſelt ſein durch äußere Amtsmacht? flog's ihm einmal durch den Kopf. Er konnte den verzweiflungsvollen Gedanken nicht ausdenken, denn es galt den Augenblick zu faſſen, koſte es was es wolle; darum rannte er, in allen Adern glühend, hin und her, ſchlichtete und ermahnte, und darum ließ er ſich von der Heftigkeit zu ſolcher Behandlung des Brunnenbaſche fortreißen. Es gelang ihm endlich mit Hülfe des Steinmetzen Wendel und des Schmieds Urban, Ruhe und Ernſt wiederum zu erwecken, und als der Zug ſich nun von dem Rathhauſe aufmachte, begann der Schloſſerkarle mit ſeiner ſchönen Stimme ein Lied, bald geſellten ſich ſeine Kameraden zu ihm; der Pfarrer ſchaute verwundert zum Fenſter heraus, als die Wallfahrer ſingend vorüberzogen.

Der Brunnenbaſche war von Jedem, an den er ſich anſchließen wollte, fortgeſtoßen worden; jetzt lief er hinterdrein und murmelte vor ſich hin: „Laufen die Schaf' eine Stund weit, um ſich mit ein paar Worten abſpeiſen zu laſſen. Der Luzian iſt der Leithammel. Könnt' denn das Vieh nicht einmal einen Sonntag ohne Kirch' ſein? Ich will aber doch mit und ſehen was es gibt."

Als man in der Waldſchlucht anlangte, war Luzian vorausgeeilt, von einem Felſen hoch am Wege rief er plötzlich: „Halt!" Die ganze Schaar ſtand ſtill und Luzian ſprach weiter: „Liebe Brüder und Schweſtern! Ich will euch nicht predigen, ich kann's nicht und es iſt hier der Ort nicht, und doch ſind oft die beſten Chriſten in den Wald gezogen und haben von dort ſich ihre Religion wieder geholt. Ich hab' jetzt nur Eins zu ſagen, ein paar Worte. Wir ſind von daheim fort, von der Kirch', die unſere Voreltern gebaut haben; hier wollen wir ſchwören, daß wir zuſammenhalten und nicht nachgeben, bis wir unſere Kirch' wieder haben und einen Mann hineinſtellen, wie wir ihn haben wollen, wir. Das ſchwören wir." Luzian hielt inne, er erwartete etwas, aber die Meiſten wußten nicht, daß ſie etwas zu ſagen hatten, nur einige Stimmen riefen: „Wir ſchwören." Luzian aber fuhr fort: „Nein, nicht mit Worten, im Herzen muß ein Jeder den

Schwur thun. Noch eins, wir kommen jetzt in ein fremdes Dorf, wir wollen zeigen, daß wir eine heilige Sache haben.“ Luzian ſchien nicht weiter reden zu können, er kniete auf dem Felſen nieder und ſprach laut und mit herzerſchütterndem Tone das Vaterunſer.

Mit Geſang zogen die Wallfahrer in das Nachbardorf ein, als es eben dort einläutete. Nach der Kirche gab es manche harmloſe Neckereien zwiſchen den Althengſtfeldern und ihren neuen „Filialiſten.“ Während deſſen waren der Gemeinderath und Luzian beim Pfarrer, ſie baten ihn, einſtweilen Taufen, Begräbniſſe u. ſ. w. in ihrem Orte zu übernehmen, da ſie entſchloſſen ſeien mit ihrem neuen Pfarrer in gar keine Verbindung zu treten und auf ihrem Proteſt zu beharren. Ihrer Bitte wurde aber nicht willfahrt, da dies nicht anginge, Ermahnungen zum Frieden waren das Einzige, was ihnen geboten wurde.

Zu Hauſe erfuhr man, daß der Pfarrer nur mit wenigen Kindern und alten Frauen den Gottesdienſt gehalten; dennoch aber geſchah, was zu vermuthen war. Schon am nächſten Sonntage war der Auszug klein und vereinzelt, es traten dann Fälle ein, wo man den Ortspfarrer nicht umgehen konnte, und Keiner aus der Nachbarſchaft wollte taufen und die letzte Oelung geben; der Gemeinderath ſelber gab endlich nach und trat mit dem Pfarrer in amtlichen Verkehr. So ſchlief die Geſchichte ein, wie tauſend andere. Nur in wenigen Männern war der Widerſpruch noch wach, und zu dieſen gehörte beſonders Luzian; er ging dem Pfarrer nie in die Kirche, heute zum Erſtenmale hatte er mit ihm am ſelben Tiſche geſeſſen und mit ihm geredet. Noch lag der Proteſt in letzter Inſtanz beim Fürſten, und Luzian wollte die Hoffnung nicht aufgeben; heute aber, er wußte nicht wie ihm war, war er ſich untreu geworden, hatte ſich zu perſönlichem Hader hinreißen laſſen; er grollte mit ſich ſelber.

Ein alter Volksglaube ſagt: wiegt man eine Wiege, in der kein Kind iſt, ſo nimmt man dem Kinde, das man ſpäter hineinlegt, die geſunde Ruhe. Ja, unnützes Wiegen iſt ſchädlich, und das gilt noch mehr von dem Schaukeln und Hin- und Herbewegen der Gedanken, in denen kein Leben ruht.

„Was da, Kreuz iſt nimmer Trumpf, da gehen der Katz die Haar' aus,“ mit dieſen faſt laut geſprochenen Worten riß ſich jetzt Luzian aus dem qualvollen Zerren und Wirren ſeiner Gedanken. Er ging hinaus aufs Feld, um die Verheerung näher

zu betrachten. Allerdings war Luzian mit dem Ertrage aller seiner Felder versichert; man würde indeß sehr irren, wenn man glaubte, daß ihm die Verwüstung nicht tief zu Herzen ginge, ja man kann wohl sagen, sein Schmerz war um so inniger, weil er ein uneigennütziger war; ihm war's als wäre ihm ein lieber Angehöriger entrissen worden, da er diese niedergeworfenen Halme sah.

Der Künstler liebt das Werk, das er geschaffen, es ist aus ihm; die Stimmung dazu, die urplötzliche und die stetig wiederkehrende, die hat er sich nicht gegeben, er verdankt sie demselben Weltgesetze, das Sonnenschein und Thau auf die Saaten schickt. Auch der denkende Landmann hat dasselbe Mitgefühl für das Werk seiner Arbeit, und wehe dem Menschengeschlechte, wenn man ihm diese oft geschmähte „Weichherzigkeit" austreiben könnte, so daß man in der Arbeit nichts weiter sähe, als den Preis und den Lohn, der sich dafür bietet.

Wenn der Boden überall in weiten Rissen klafft und die Pflanzen schmachten, da wird euch schwül und eng, und wenn der Regen niederrauscht, ruft ihr befreit: wie erfrischt ist die Natur! Noch ganz anders der Bauer; er lebt mit seinen Halmen draußen und kummert für sie, trieft der segnende Regen hernieder, so trinkt er so zu sagen mit jedem Halme und tausend Leben werden in ihm erquickt.

Wie zu einem niedergefallenen Menschen beugte sich jetzt Luzian und hob einige Aehren auf, sein Antlitz erheiterte sich, die Körner waren nothreif, sie waren fester und in ihrer Hülse lockerer als man glaubte; noch war nicht Alles verloren, wenn auch der Schaden groß war.

Durch alle Gewannen schweifte Luzian und fand seine Vermuthung bestätigt. Die Sonne arbeitete mit aller Macht und suchte wie mit Strahlenbanden die Halme aufzurichten, aber ihre Häupter waren zu schwer und in den Staub gedrückt; hier mußte die Menschenhand aufhelfen.

Als Luzian, eben aus dem Nesselfang kommend, in die Gärten einbog, wurde er mit den Worten begrüßt: „Ah, guten Tag, Herr Hillebrand."

„Guten Tag, Herr Oberamtmann," erwiderte Luzian, und nach einer kurzen Pause setzte er gegen den begleitenden Pfarrer und Schultheiß hinzu: „Guten Tag, ihr Herren."

Der Pfarrer nickte dankend.

„Ich habe mir den Schaden angesehen," berichtete der Oberamtmann, „der Ihren Ort betroffen hat; das hätten wir auf der letzten landwirthschaftlichen Versammlung nicht gedacht, daß wir sobald die Probe davon haben sollen, was sich bei solchen Gelegenheiten retten lasse. Wie ich höre, sind Sie der Einzige, der in der Hagelversicherung ist."

„Ja, ich und mein Egidi."

Luzian hatte doch gewiß das tiefste Kümmerniß über die Fahrlässigkeit der anderen, aber er konnte in diesem Augenblicke nichts davon laut geben; so leutselig auch der Beamte war, so blieb er doch immer der Oberamtmann, dem man auf seine Fragen antworten mußte und vor dem kein Gefühl auszukramen ist, wenn man auch das Herz dazu hätte. Außerdem hatte Luzian, sobald er einem Beamten nahe kam, etwas von der militärisch knappen Weise aus seiner Jugendzeit her. In diesem Augenblicke war es Luzian, der unter sich sah, als fühlte er den stechenden Blick des Pfarrers; er schaute auf, die Blicke Beider begegneten sich und suchten bald wieder ein anderes Ziel.

Man war am Hause Luzians angelangt. Er wollte sich höflich verabschieden, aber der Oberamtmann nöthigte ihn mit in das Wirthshaus, da man dort noch allerlei zu besprechen habe. Luzian willfahrte und am Pfarrhause empfahl sich der Pfarrer. Der Abend neigte sich herein, die Dorfbewohner standen am Wege und grüßten den Amtmann ehrerbietig, es schien ihnen Allen leichter zu sein, da jetzt ihre Zustände bei Amt bekannt waren, als sei nun die Hülfe bereits da.

Es wird vielleicht schon manchem Leser aufgefallen sein, daß der Beamte einen einfachen Bauersmann mit Herr anredete. Schon um dieses einzigen Umstandes willen verdiente der Oberamtmann eine nähere Betrachtung, wenn wir auch nicht noch mehr mit ihm zu thun bekämen.

Die schlanke feingegliederte Gestalt, dem Ansehen nach im Anfange der dreißiger Jahre stehend, bekundete in der ganzen Haltung etwas sorglich aber ohne Aengstlichkeit Geordnetes. Es lag darin jene schlichte Wohlanständigkeit, die uns bei einer Begegnung auf der Straße oder im Felde darauf schwören ließe, daß der Mann in einem wohlgestalteten Heimwesen zu Hause sei. Die blauen Augen unseres Amtmannes waren leider durch eine Brille verdeckt, der braune Bart war unverschoren; nur gab es

dem Gesichte etwas seltsam Getrenntes, daß die Bartzier auf der Oberlippe allein fehlte; denn es wird noch immer als eine Ungehörigkeit für einen Mann in Amt und Würden betrachtet, den vollen Bart zu haben. Diese neue Etikette rechtfertigte sich noch persönlich bei unserem Amtmann, der nebst der Gewohnheit des Rauchens auch die des Tabakschnupfens hatte. Die Dose diente ihm zugleich auch als Annäherung an viele Personen, denn es bildet eine gute Einleitung und versetzt in eigenthümliches Behagen, wenn man eine Prise anbietet und empfängt. Unser Amtmann bestrebte sich auf alle Weise, sein Wohlwollen gegen Jedermann zu bekunden.

Er stammte aus einer der ältesten Patrizierfamilien des Landes, in welcher, dem Sprüchworte nach, alle Söhne geborene Geheimeräthe waren. Nach vollendeten Studien hatte er mehrere Jahre in Frankreich, England und Italien zugebracht, und gegen alle Familiengewohnheit hatte er, nachdem er Assessor bei der Kreisregierung geworden war, diese gerade Carriere aufgegeben und sich um seine jetzige Stelle beworben. Er wollte mit den Menschen persönlich verkehren und ihnen nahe sein, nicht blos immer ihr Thun und Lassen aus den Akten herauslesen. In dem Städtchen gab es manches Gespötte darüber, daß er jeden Mann im Bauernkittel mit Herr anredete, die Honoratioren fühlten sich dadurch beleidigt; er kehrte sich aber nicht daran, sondern war emsig darauf bedacht, Jedem seine Ehre zu geben und seine Liebe zu gewinnen. Seine Natur neigte zu einer gewissen Vornehmigkeit, dessen war er sich wohl bewußt, und trotz seines eifrigsten Bemühens war es ihm lange Zeit nicht möglich geworden, ungezwungen sein innerstes Wohlwollen zu bekunden. Es fehlten die Handhaben, er bewegte sich mehr in Abstractionen als in bildlicher Anschauung und Ausdrucksweise; er konnte sich aber hierin nicht zwingen, die Menschen mußten seine Art nehmen wie sie war. Oft beneidete er das Gebaren seines Universitäts-Bekannten, des Doktors Pfeffer, der so frischweg mit den Leuten umsprang; aber er konnte sich dieses nicht aneignen.

Durch den landwirthschaftlichen Verein, der vor ihm blos eine Spielerei oder ein Nebenbau der Bureaukratie gewesen war, gewann unser Amtmann ein natürliches, persönliches Verhältniß zu den Angesehensten seines Bezirkes. Auch mit unserm Luzian war er dort auf heitere Weise vertraut geworden.

Auf dem Wege nach dem Wirthshause begegnete den Beiden der Wendel, und der Oberamtmann fragte: „Soll ich nichts ausrichten an unser' Amrei?"

„Dank schön, Herr Oberamtmann, nichts als einen schönen Gruß."

Im Weitergehen erzählte der Beamte wie glücklich er und seine Frau seien, daß sie die wohlerzogene Tochter Wendels als Dienstmädchen im Hause hätten.

Im Wirthshause war Luzian viel gesprächsamer, indem er seine Ansicht entwickelte, daß man das beschädigte Korn rasch schneiden, jede Garbe in zwei Wieden binden und so aufrecht auf dem Felde dorren und zeitigen lassen müsse. Der Oberamtmann stimmte ihm vollkommen bei. Es bedurfte aber vieler Arbeit, um solches zu bewerkstelligen; die hellen Mondnächte mußten dazu genommen werden. Der Oberamtmann versprach ein schleuniges Ausschreiben an den ganzen Bezirk um Beihülfe, und Luzian sagte endlich: „Ich will heut' noch nach Althengstfeld reiten, die müssen uns helfen."

„Ich mache den Umweg und reite mit," sagte der Amtmann.

Aus allen Häusern schauten sie auf, als man Luzian neben dem Oberamtmann durch das Dorf reiten sah.

In dieser Woche wurde fast übermenschlich gearbeitet, aber auch Hülfe von allen Seiten kam. Nacht und Tag wurde unablässig geschnitten und gebunden; nur am heißen Mittag gönnte man sich einige Stunden Schlaf. Am Samstag Abend lag Alles zu Bette, bevor die Betglocke läutete.

## Es donnert und blitzt abermals.

Der Sonntag war wieder da. An diesem hellen Morgen wurde im Hause Luzians bitterlich geweint. Bäbi stand bei der Mutter in der Küche und betheuerte unter immer erneuten Thränen, sie nehme sich eher das Leben, ehe sie allein zur Kirche gehe. „Der Vater muß mit, der Vater muß mit!" jammerte sie immer. Auf weitere Gründe ließ sie sich nicht ein, als daß der Vater ja doch am nächsten Sonntag in die Kirche müsse. Auf die Entgegnung, daß die Trauung ja in Althengstfeld sei, wiederholte sie stets nur ihren Jammerruf. Sie wollte heute communiciren

und sie durfte nicht sagen, daß sie auf die Frage in der Beichte die Gottlosigkeit ihres eigenen Vaters bekannt und darauf das Gelöbniß abgelegt hatte, Alles aufzubieten, um ihren Vater zur Reue und zum Kirchenbesuche zu bringen; nur unter dieser Bedingung hatte sie die Absolution erhalten.

„Geh' nein, die Mutter soll's ihm sagen," tröstete endlich die Frau.

„Sie will nicht," entgegnete Bäbi.

„Probir's noch einmal."

Bäbi ging hinein, die Alte blieb aber bei ihrem Spruche: „Was mein Luzian thut ist brav, und was er nicht thut da weiß er warum."

„Man muß keinen Hund tragen zum Jagen," ergänzte Luzian.

Da warf sich Bäbi vor die Ahne auf die Kniee und geberdete sich wie rasend in Jammer und Klage; sie schwur, sich ein Leids anzuthun, sie wisse nicht was sie thäte, wenn der Vater nicht mit in die Kirche gehe. So hatte man das Mädchen noch nicht gesehen und die Ahne sagte endlich: „Ja, thu's doch Luzian, thu's dem Kind."

„Mutter, ist's Euer Ernst, daß ich dem neuen Pfarrer in die Kirch' gehen soll?"

„Ja, thu's in Gottes Namen, thu's mir zulieb."

„Mutter, das ist der höchste Trumpf, den Ihr ausspielen könnet, Ihr wisset wohl wenn Ihr saget: „„thu's mir zulieb,"" da muß ich."

„Ja, es muß Alles einmal ein End' haben, du hast dich lang genug gewehrt; ich wart' auf dich und geh' mit."

„Bäbi! Hol' mir den Rock und das Gebetbuch," schloß Luzian. Das Verlangte war schnell bei der Hand.

Heute ging die Ahne seit langer Zeit wieder mit der gesammten Familie, sie führte sich an Luzian. Egidi mit der Frau und den beiden jüngeren Kindern war von der Mühle heraufgekommen und schloß sich auch dem Zuge an. Alle strahlten voll Freude, als brächten sie ein hehres Opfer. Wer weiß was sie opfern?

Luzian ging still dahin; es ließ sich nicht erkennen, ob sein zögernder Schritt aus einem Mißmuthe kam, oder ob er blos der Mutter zulieb so bedächtig einherging. Er dankte Allen, die

ihn grüßten, mit ernster Miene. In der That war es ihm fast lieb, daß er durch so heftiges Bitten zum Kirchgange gezwungen wurde, er kam dadurch aus dem vereinsamten Kampfe, in dem er nach verlorener Schlacht fast noch allein auf dem Wahlfelde verblieben war. Er nahm sich vor, keinerlei Groll zu hegen und unangefochten die Welt ihres Weges ziehen zu lassen.

Luzian mußte bekennen, daß der junge Pfarrer mit schöner klangvoller Stimme und in edler Haltung Messe und Amt verrichtete.

Jetzt bestieg der Pfarrer die Kanzel, Luzian stand ihm gerade gegenüber an eine Säule gelehnt, er ließ den Platz neben sich leer und blieb stehen. Der Pfarrer sprach:

„Geschrieben stehet: wer da viel säet, wird viel ernten, und wer wenig säet, wird wenig ernten. So steht geschrieben. Ach, Gott und Herr im siebenten Himmel! höre ich euch Alle im Herzen rufen, ach Gott! ist denn der Spruch auch wahr? .... Mit dieser Frage seid ihr Alle fort, hinaus aus der Kirche, ihr seid draußen auf dem Felde, wo euer Korn und euer Hanf niedergeworfen ist und die Bäume von unsichtbarer Hand gepflückt. Dort seid ihr nun und fragt: haben wir nicht gesäet mit voller Hand? Haben wir nicht gearbeitet am Morgen früh und am Abend spät, und nun? ..... Ihr murret und hadert ob der Hand des Herrn und ihr fluchet schier. Und nun? fragt ihr. Ich aber antworte euch: wer da viel gesäet, wird viel ernten, und wer da wenig gesäet, wird wenig ernten. In euch liegt ein Feld, das liegt brach, öde und versteint, Schlangen und Gewürm hausen darin. Habt ihr es umgepflügt mit dem scharfen Pfluge der Buße und euern festen Willen vorgespannt und am Seile gehalten? Habt ihr es gedüngt mit der Reue und den Samen des ewigen Wortes drein gestreut zur Tugend und heiligen That? Habt ihr? Ich frage euch. Wohl, ihr saget: ich fühle mich rein von schwerer Schuld, wer kann mir was Schlechtes nachsagen? So ruft jeder Verbrecher, selbst der Mörder, wenn er von den Händen der Gerechtigkeit gefaßt wird. Und wenn ihr in den Beichtstuhl kommt, ei freilich, da wißt ihr kaum, daß ihr einmal geflucht oder eine böse Rede geführt, und doch habt ihr Alle Alle die sieben Todsünden schon siebenmal siebzigmal begangen. Aber das ficht euch nicht an. Es ist Mancher unter euch, der jetzt unter sich schaut und seinen Hut

zuſammenkrempelt, er denkt: was! das iſt altes Gepolter! das ewige Lämplein in der Kirche brennt nur noch matt und kommt ein guter Luftzug, aus iſt's; aber die Aufklärung, das Licht, das ich in meinem Kopfe ſtecken habe, das allein gilt. — Schau, ſchau, da hätten wir alſo Einen, der den Aufklärícht verkoſtet hat, den die fürnehmen, hochgelahrten Herren in der Stadt euch gar mildiglich bereiten. Wenn du nach der Stadt kommſt, ſiehſt du vielleicht ein armes Bauernweiblein, das in einem ſchmutzigen Kübel, in einer ſchwimmenden Brühe allerlei Abgängiges heim trägt zur Maſtung für ihre lieben Schweine. Siehſt du, das iſt der Aufklärícht, den dir die vornehmen, hochgelehrten Herren wollen zukommen laſſen. Juden und Lutheriſche und Katholiken, die in der Staatsmaſtung ſtehen, werfen dir Etwas zu, wenn ſie ſich toll und voll gefreſſen haben und nicht mehr mögen. Du freuſt dich damit und vergiſſeſt darob den Tiſch, zu dem der Herr alle Gäſte geladen, wo Alle gleich, hoch und nieder, wo es keine Gelehrten und keine Vornehmen gibt, denn der Glaube allein gilt. — In dem Aufklärícht iſt ein wurmäſiger Apfel von dem alten Baume, daran die Schlange war, der mundet dir, da ſchmatzgeſt du, daß dir die Brühe von allen beiden Mundwinkeln herunterlauft, wenn die Schlange ſpricht: es gibt keine Erbſünde, das iſt eitel Pfaffentrug aus finſteren Zeiten, wo man noch nichts wußte vom Licht und noch nicht ſchmeckte den Aufklärícht. Ich aber ſage euch: eine ganze Brut von Schlangeneiern und einen Wurmſtock von Teufeln bringſt du mit auf die Welt, und ſo du das nicht alle Wege vor Augen haſt und mit Zerknirſchung erkenneſt, wie verworfen und nichtswürdig du biſt, ſo biſt du ewig verloren; deine Seele ſteckt noch zu tief im Fleiſch und wehe, wenn du warteſt, bis die Todesſenſe ſie herausſchabt. Thut's wehe? Schneidet's? Brennt's und nagt's? Warte nur, es kommt noch beſſer. Wer nach dem Aufklärícht ſchnappt, wird eine runzliche Naſe und ein krummes Maul über ſolche Worte machen, und um den Widerwart los zu ſein, wird er mir gar zurufen: du gehſt zu weit ab vom Text. Ja Brüderlein! Du biſt noch viel weiter ab vom Text, ich aber bleib' dabei: wer da viel geſäet, wird viel ernten, und wer da wenig geſäet, wird wenig ernten."

„Ich hole noch ein Früchtlein aus dem Aufklärícht, es ſchwimmt oben auf. Mancher von euch denkt wohl: Ja, hätt

ich nur dem guten Rathe gefolgt und mich in die Hagelverſicherung aufnehmen laſſen; da könnt' ich dem Hagel was pfeifen. Komm her, du verſicherter Mann, laß dich ein bisle heraufholen. Seht ihr, da hab' ich ihn; der Neid muß ihm's laſſen, es geht ihm gut und er ſieht reputirlich aus. Mag's brennen und ſengen und hageln und Seuchen wüthen, da ſteht er feſt der verſicherte Mann. Da ſteht ſein Haus, es iſt in der Feuerkaſſe — verſichert, am Laden klebt ein Täfelein, ſieht faſt aus wie ein Ordensſchmuck, das zeigt an: Tiſch und Bett und Stuhl, Kiſten und Kaſten, der ganze Hausrath iſt — verſichert; das Vieh im Stall — verſichert, die Aecker im Feld — verſichert, die Kinder — verſichert, ſie ſind auf der Rentenanſtalt eingetragen, und wenn eines zwanzig Jahr' alt iſt, bekommt es ſo und ſo viel Zinſen bis in die grasgrüne Ewigkeit hinein; ſein eigen Leib und Leben — verſichert, doppelt verſichert, in Paris und in Frankfurt. „Jetzt komm Herrgöttle und thu' mir einmal was an!" So ſchlägt ſich der verſicherte Mann herausfordernd auf die hirſchledernen Hoſen. Ja beim Teufel! Den muß unſer Herrgott laufen laſſen, den kann er nimmer am Grips kriegen. Aber wie? du feuerfeſter, hageldichter, verſicherter Mann, laß dich noch eine Weile beſchauen. Wo haſt du denn dein ewiges Heil verſichert? Gelt, daran haſt du noch nicht gedacht, das brauchſt du nicht? Vielleicht glaubſt du gar nicht an ein ewiges Leben, das gehört ſo zum Aufklärichtt. Aber wart', es kommt die Stunde und du liegſt auf dem Schragen und röchelſt ſchauerlich und ſchnappſt nach Luft, der kalte Schweiß ſteht dir auf der Stirn. Kennſt du das Gerippe? Es ſtreckt die dürre Hand nach dir aus aus, o! wie ſchwer, wie centnerſchwer liegt's auf dir; du willſt mit todesſchweißiger Hand abwehren, du faſſeſt die leere Luft. Ja, krümm' dich nur wie ein Wurm, bäum' dich wie ein Pferd, fort, fort, von hinnen mußt du, deine ganze verſicherte Welt bleibt dahinten. Noch rollen die Schollen nicht auf deinem Leichenaas und du ſtehſt vor dem oberſten Halsrichter, da geht's auch öffentlich und mündlich her, wie du ſo oft deinen Zeitungsheiligen nachgeſchrieen haſt, da iſt der letzte Zahltag: wo haſt denn deine Papiere, deine Verſicherungen? Guck, da iſt ein ander Sparkaſſenbüchlein, da iſt Alles verzeichnet, die Rechnung ſtimmt, faſt zum Verwundern. Jetzt haſt's verſpielt, du kommſt ins Regiment, links vom Gottesgericht, und da ziehen ſie dir

eine feurige Uniform an, die sitzt dir wie angegossen, eine Schlange schnallt sich dir als Leibgurt um, Pech und Schwefel sengen dich und brennen dich und verzehren dich nicht. In die Hölle! in die Hölle zur ewigen Verdammniß fährst du, und drunten in deinem versicherten Hause ist's oft alleinig in stiller Nacht wie das Winseln von einer Seele, die drüben die ewige Ruhe nicht finden kann. Das Gebet deiner Kinder könnte dich erlösen und die Ewigkeit deiner Qualen kürzen. Hast du sie beten gelehrt? du hast sie — versichert."

Mancher Blick hatte sich schon beim Beginn dieser Schilderung nach der Säule gewendet, wo ein Mann feststand wie der Stein hinter ihm, aber die Blicke glitten wieder ab und jetzt fuhr der Pfarrer fort:

„Geliebte in dem Herren! Ich sage euch laut und deutlich, ich habe Niemand gemeint, ich kenne Niemand, der solchen Herzens ist, aber Jeder frage sich, ob er nicht schon im Geiste den Weg betreten, so zu werden. Fern sei es auch von mir, euch davon abzuhalten, euer zeitlich Gut zu wahren, aber alles ist Tand und Staub und Moder. Und gäbet ihr mit eurem zeitlichen Gut Wohlthaten und Geschenke wie Sand am Meere, verflogen ist's, fehlt euch der Glaube. Wahret euer Gut, so viel ihr könnet, aber die einzige Versicherung ist dem, der da bauet auf dem Fels, der da ist der Glaube, der schüttert nicht und splittert nicht und stehet fest ohne Wanken. Und wenn rings umher deine Saaten das Wetter knickt, der Glaube richtet dich auf; du stehest fest wie ein Fels und Lobgesänge schallen aus deinem Munde. — Aber sei nur kein windelweicher, auszehriger, naßkalter Tropf, eher noch ein grundmäßiger Heide, wie der versicherte Mann, den mag der Herr noch in seine Zange fassen, schmieden und schweißen. Laß es nicht von dir heißen: du bist nicht kalt und nicht warm, du bist lau, darum werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. — Eure Saaten sind geknickt, Noth und Jammer steht euch bevor. Warum? Warum frage ich euch, hat der Herr seinen Wettern befohlen, daß sie herniederfahren und euch züchtigen? Ihr habt sein vergessen in eurem Taumel, gottverlassen ruht auf Jedem von euch tausendfältige Todesschuld. Darum . . . ."

„Das ist schandmäßiger Lug und Trug!" erscholl plötzlich eine Stimme aus der Gemeinde.

Hat die Seele dort geſprochen? Dringen Worte aus dem ſtarren Stein?

Es wäre nicht wunderbarer, als daß eine Stimme aus der Gemeinde es wagte, ſich hier zum Widerſpruche zu erheben.

Die Blicke Aller richteten ſich nach der Säule dort, wo Luzian ſtand, ein Lichtſtrahl fiel grade auf ſein Antlitz, auf dem ein wunderſamer Glanz ſchimmerte: er blickte in die Sonne und ſeine Wimper zuckte nicht, dann ſchweifte ſein Auge über die Verſammlung hin, als wäre ſie untergeſunken, als ſuche und finde ſein Blick Etwas, das über den Häuptern der Menſchen um ihn her ſchwebte. Eine Weile herrſchte Todtenſtille, man hörte das Picken der Thurmuhr, es war wie der laute Herzſchlag der ganzen Kirche.

Jetzt rief der Pfarrer: „Wer hat es gewagt, das Wort des Herrn hier zu ſchänden?“

„Ich!“ rief Luzian, und legte die zitternden Hände feſt auf das Herz, das ihm zu ſpringen drohte.

„Sind eure Hände lahm? vom Satan gebunden?“ rief der Pfarrer, „daß ſie ſich nicht erheben, um das Heiligthum von dem gottesleugneriſchen Aaſe zu ſäubern?“

Ein Tumult entſtand in der Gemeinde; es ließ ſich nicht ahnen und beſtimmen, was daraus werden ſollte.

„Kommt her!“ rief Luzian, und ſtreckte ſeine Arme weit aus, aber ſeine Hände waren nicht zum Segnen ausgebreitet, ſeine Fäuſte ballten ſich, „kommt her! Glaubt nicht, daß ich mich binden laſſe, wie ein geduldig Lamm. Gott iſt in mir, ich zerbreche die Hand, die ſich nach mir ausſtreckt.“

„Soll der Gotteslästerer noch länger das Heiligthum entweihen?“ ſchrie der Pfarrer ſchäumend vor Wuth.

Die Gemeinde war wie erſtarrt, und Luzian ſprach mit ruhiger, weithin vernehmlicher Stimme:

„Ja, ich muß reden, und wenn man mich jetzt auf den Scheiterhaufen legt, ich muß. Du Geſalbter da oben, du ſchmäheſt Gott und die Menſchen, ich will nicht Theil haben an deiner Sünde. Hört auf mich, Brüder und Schweſtern! Ich bin kein Weiſer, aber ich weiß: Gott iſt die Liebe, Gott lebt in uns, und ſchickt er Wetter und Unheil, ſo thun wir uns zuſammen und theilen mit einander, und Keiner hat ſich zu ſchämen, die Gaben zu empfangen, und Keiner darf hart ſein, ſie zu weigern.

Du da oben, du willst wissen, warum Gott durch das Wetter unsere Felder verhagelt hat! Weil wir schlecht sind? Sind wir schlechter als alle unsere Nachbardörfer? Gott ist die Liebe, Gott ist in mir und die Liebe ist in mir, für euch, und ich will jetzt sterben. Die Hölle ist nur in dir da oben und in Allen wie du . . ."

„Du bist verdammt und verflucht in Ewigkeit!" schrie der Pfarrer und stieg die Kanzel herab.

Der Gottesdienst war zu Ende, die ganze Gemeinde schwirrte durcheinander. Luzian ging festen Schrittes der Thüre zu, Alles wich vor ihm zurück, aber wie mit wunderbarer Kraft erhob sich die Ahne, faßte seine Hand und schritt so kräftig neben ihm her wie seit Jahren nicht. Sie gingen still heimwärts und dort sah sie den Luzian zum Erstenmale in seinem Leben weinen und laut schluchzen wie ein Kind.

Die Ahne wußte gar nicht was sie beginnen sollte, sie lief kopfschüttelnd im Zimmer umher, drückte an allen Fenstern ob sie auch fest zu seien, und jagte zuletzt die Katze, die hinter'm Ofen saß, zur Thür hinaus; auch sie sollte nicht hören, daß der starke Mann weinte.

Luzian saß da, er hatte die Hand auf den Tisch gelegt und das Antlitz darauf verborgen.

„Meinst du nicht auch?" tröstete die Ahne, „wenn der Kaiser Joseph nicht vergiftet wär' und er hätt' das Leben noch, der thät' den jungen Pfarrer da ins Zuchthaus schicken? Nicht wahr?

„Freilich," sagte Luzian, und schaute lächelnd auf.

## Das Nachspiel und ein kalter Schlag.

Dem Schulmeister war indeß das Nachspiel in der Orgel stecken geblieben, es sollte aber doch noch ausgeführt werden. In grausigem Wirrwarr drängte sich die Gemeinde aus der Kirche. Der Pfarrer hatte sich rasch in die Sakristei zurückgezogen, die Ministranten folgten ihm in ihren flatternden Hemden mit eiligen Schritten, als ginge es zu einem Sterbenden. Nicht so behende gelang es der Versammlung. Da ging Einer und heftete den Blick auf den Boden als suche er Etwas, als wäre ihm der letzte Bissen von einer scharf gewürzten Speise, den er sich zur Letzung und zum Nachschmacke bis zum Ende aufbewahrte, plötzlich durch den ungeschickten Stoß eines Nachbars auf den Boden geworfen

worden. Fromme Mütterchen konnten kaum ihr Gebetbuch zusammenlegen, das schien so schwer als zerrten die Geister der unerlösten Worte daran, die noch gesprochen werden mußten. Alle sahen sich staunend um, und ihre Blicke fragten, ob denn das noch die Kirche, das noch die Menschen seien, ob denn nicht plötzlich ein gewaltig Zeichen erscheinen und der Himmelsbogen krachend einstürzen müßte!

Die äußere Würde ist ein fein geschliffener, behutsam anzufassender Schmuck, überlieferst du herablassend oder niedergebeugt das Diadem fremden Händen, du kannst die Grenze nicht mehr ziehen, wie weit sie dir's verschleppen, wie sie damit spielen und es gar zerschmettern. So bei der äußern Würde von Personen, so von Heiligthümern und dergleichen.

Unversehens entstand in der Gemeinde ein Johlen und Gröhlen, ein Toben und Tosen, als ob das wilde Heer gefangen wäre. Man wußte nicht woher der Lärm kam, wo er entstanden, er schien aus den Wänden gedrungen. Durch Zischen und Rufen suchte man das Stimmengewirre zu beschwichtigen, aber das war wie ein ohnmächtiger Wasserstrahl, den man in die helle Lohe leitet; zischend steigt der Dampf auf und mächtiger drängt sich ihm die Flamme nach.

Losgelassen waren die Stimmen in allen Tonarten, die sonst hier still verharrten oder in gebundenen Sängen und Responsorien laut wurden.

Alles drängte dem Ausgang zu. Den Brunnenbasche hatte eine muthwillige Schaar mitten in den Weihkessel gesetzt und er arbeitete sich triefend daraus hervor. Jeder, der das Freie erreicht hatte, athmete leichter auf und fühlte sich erlöst von erdrückender Last. Niemand außer dem Brunnenbasche eilte nach Hause; man konnte sich nicht trennen ohne ein Wort der Verständigung, ohne einen gemeinsamen Halt; Jedem war's, als müßte der Andere ihm helfen, als dürfe man sich jetzt nicht verlassen und trennen.

Den frevlerischen Spott, der mit dem Brunnenbasche begangen worden, hatten nur Wenige bemerkt.

Großen Versammlungen theilt sich leicht wie elektrisch eine gewisse gemeinsame Stimmung, so zu sagen eine gemeinsame Wärme mit, so daß Niemand kaltes Blut und Ueberlegung genug hat, um, über das Gemeingefühl sich erhebend, unbefangen das Vorliegende zu deuten und zu klären.

Jetzt im Freien fühlte sich Jeder wiederum selbstständiger, heller. Es scheint mit den Nervensträngen oftmals sich zu verhalten wie bei den Saiten eines Instrumentes, die ihre Stimmung und Spannung ändern, wenn sie in eine andere Temperatur gebracht werden. Dennoch konnte Einer den Andern nicht lassen, ein Gefühl der Gesammtverantwortlichkeit durchbebte sie.

Der Steinmetz Wendel, der jahraus jahrein Mühlsteine meißelte, Mitglied des Bürgerausschusses war, und zugleich in einer geheimnißvollen Achtung stand, weil er Vorsteher der Steinmetzen war, die unter allerlei undurchdringlichen Ceremonien alljährlich ihr Innungsfest feierten, dieser, ein schmächtiger Mann, viel gewandert und von anerkannter Klugheit, hatte eine große Gruppe Männer um sich versammelt und selbst der Schultheiß hörte ihm zu, zumal Zuhören unverfänglicher war, als selbst reden.

Endlich erschien der Pfarrer in bürgerlicher Kleidung, er hielt die schwarzeingebundene Bibel und das Meßbuch mit der linken Hand auf die Brust gedrückt; gesenkten Blickes, ohne aufzuschauen, schritt er durch die Versammelten, die sich vor ihm zertheilten; plötzlich schien ein Entschluß seinen Schritt zu hemmen, er warf seiner Gewohnheit nach den Kopf nach hinten, richtete das Antlitz aufwärts und schloß die Augen. Von allen Seiten wurde Stille gerufen und der Pfarrer sprach:

„Meine lieben Christen!" die Stimme schien ihm zu stocken, man sah, er arbeitete mit aller Macht um Athem, nur zu den nächsten Umstehenden sagte er: „Ich bitte um Geduld, ich werde mich gleich fassen." Man hörte es indeß allerwärts, und nach einer Weile fuhr er laut fort, die Hand hoch emporstreckend:

„Auf! und wenn das Gefäß meiner Seele zerbricht! — Meine lieben Christen! Ein Wetter, gräßlicher denn das eure Saaten niederschmetterte, ist aus einer Seele voll Nacht und Dunkel niedergestürzt, um das Pflänzchen des Glaubens in euch zu begraben. Fluchet nicht dem, von wannen solches ausging, er ist arm genug, und wenn er alle Güter der Erde sein eigen nennte. Gehet hin, und Jeder bete still um sein Heil und seine Erlösung durch die Gnade, wie ich es thun werde im stillen Kämmerlein auf meinen Knieen, mit meinen Thränen. Er ist mein Bruder, ich lass' ihn nicht, und Niemand darf ihn lassen. Ich spreche nicht von der Schmähung, die mir angethan worden. Was bin ich? Ein unwürdiger Knecht dessen, dem wir alle dienen.

Und so ihr also betet für ihn, wird der Herr euch Macht verleihen und euch begnaden, auf daß der böse Feind, der umgeht, eure Herzen nicht in seine Fallstricke reiße. Noch eins. Ich ermahne euch zum Frieden. Thuet wohl denen, die euch Böses thun. Lasset den gerechten Groll, daß das Heiligthum geschändet wurde, nicht Ihn entgelten. Will Luzian ein Lucifer werden, beweinet ihn, aber Niemand wage es, der Gerechtigkeit des Herrn der Heerschaaren vorzugreifen. Ein Jeder muß seine Haut selber zu Markte tragen, sagt das Sprüchwort; Niemand wage es, sie ihm freventlich voraus zu gerben. Vielleicht will Luzian lutherisch werden, oder will er gar die neue preußische Religion, das Gemächt von dem Bruder Schlesinger. Wir können mit Gebet und frommen Ermahnungen um die Abwehr flehen, aber Niemand wage es, seine Hand —"

„Was da?" unterbrach plötzlich eine Stimme. Heute schien alles aus Rand und Band zu gehen. Der Steinmetz Wendel fuhr fort: „Mit Verlaub, Herr Pfarrer, ich red' wegen der Schwachen im Geist, die könnten schien gar meinen, Ihr wolltet aufhetzen, statt abwehren. Nicht wahr, ihr Mannen, es ist kein ehrlicher Mann im Ort und in der ganzen Gegend, der dem Luzian das Schwarze unter dem Nagel beleidigen möcht'? Hab' ich Recht oder nicht?"

„Hat Recht. Wer will dem Luzian was thun?" scholl es aus der Versammlung, und Wendel sagte schmunzelnd:

„Nun noch ein Wort. Was ihr da wegen der preußischen Religion saget, ist auch fehlgeschossen. Wir lassen uns mit dem Worte preußisch keinen Pelzmärte mehr vormachen, das ist vorbei; der Preuß' will ja auch die Religion gar nicht, er klemmt sie ja wo er kann, der Hauptpreuß', der König, ist eher euer . . . ."

„Genug," unterbrach ihn der Pfarrer, „ich wußte es in tief betrübtem Herzen, daß der Verblendete nicht allein steht, daß der Zeitungsglaube noch mehr Apostel hat. Ich rede nur noch zu euch, die ihr Christen seid; ein Jeder bete still für den Andern und suche sein eigen Herz zu reinigen. Gott mit euch."

Schnellen Schrittes ging der Pfarrer seiner Wohnung zu, und nun stob Alles in wilder Hast auseinander.

„Wer geht mit zum Luzian?" rief Wendel noch. Dieser Ruf schien zu spät zu kommen, denn die Meisten hatten sich bereits zum Heimgang gewendet, sie schienen vorerst des Kirchen-

ſtreites ſatt und verſpürten einen andern Hunger. Wendel ging blos von Egidi geleitet zu Luzian.

An dieſem Mittage herrſchte in allen Häuſern eine ſonntagswidrige Ungeduld. Die Männer ſetzten ſich kaum ruhig zum Eſſen nieder und ſtanden bald wieder auf, um ſich mit Nachbarn und Freunden über das Vorgefallene auszuſprechen. Es war nichts Neues zu holen, aber Jeder mußte doch ſagen, wie es ihm zu Muthe war, und Jeder wollte das Ereigniß auf ganz beſondere Weiſe erlebt haben; da waren Umſtände, Vorahnungen und Wahrzeichen, die Niemand außer ihm kannte. Es war wie die Löſchmannſchaft nach einem plötzlich ausgebrochenen Brande, die ſich nun in der Wirthsſtube zuſammen findet; man kann noch nicht in ſein Heimweſen zurück, und Jeder muß berichten, wie und wo er überraſcht ward, und was er als Einzelner im Geſammten vollbrachte.

Was nun zu thun ſei, davon war nirgends die Rede. Sollte die müßige Selbſtbeſpiegelung, dieſe Grundfäulniß im Charakter unſerer Tage, ſich auch hier ſchon eingefreſſen haben?

Es muß ſich bald zeigen.

## Ein Herz iſt aufgegangen.

Schließen wir uns an Wendel und Egidi an. Wir treffen Luzian hemdärmelig hinter dem Tiſche ſitzen heitern Blickes dreinſchauend. Die Angehörigen aber ſtanden in der Stube und auf der Hausflur, ſo in ſtarrem Schmerz in ſich gebannt als läge in der Kammer nebenan eine geliebte Leiche, deren ewiger Schlaf wie zu leiſem Auftreten gemahnte. Die Schwiegertochter, die hochſchwangere Frau Egidi's, hielt die Kinder behutſam zum Schweigen an; ſie wußten nicht was all der ſtille Kummer bedeute und ließen ſich's gefallen, daß ſie gegen alle Hausregel kurz vor dem Mittagseſſen ein Butterbrod bekamen. Das Feuer auf dem Herde war ausgegangen und ſchickte ſeine Rauchwolken in die Hausflur und in die Stube ſobald ſich dieſe öffnete; Niemand blies das Feuer an. Die Knechte und Mägde trieben ſich draußen umher, alle Ordnung ſchien aufgelöst.

„Willſt's mithalten, Wendel?" fragte Luzian den Eintretenden, „von den Meinigen will keins an den Tiſch; ſie meinen, das ſei mein Henkermahl, jetzt gleich nach dem Eſſen werde ich

geköpft. Und ich sag' dir, ich habe einen weltsmäßigen Hunger, so hab' ich mein Lebtag keinen gespürt, grad wie wenn ich übers Hungerkraut gangen wär'. Ich möcht' nur wissen, ob die Hauptketzer, die den Pfaffen ins Zeug gefahren sind, auch allemal so einen Hunger gehabt haben, so einen grundrührigen. Weißt nicht?"

„Ich hab' noch nichts davon gehört, was der Doktor Luther zu Mittag gessen hat wie er vom Reichstag in Worms in seine Herberge heimkehrt ist," entgegnete Wendel, Luzian die Hand schüttelnd und dieser begann wieder: „Also du mußt mir doch auch Recht geben?"

„Freilich, es ist genug Heu unten gewesen."

„Du bist halt der Wendel, du weißt, daß man die Birnen schütteln kann," sagte Luzian aufstehend. Er ging die Stube auf und ab, in seinem Blicke, in seiner Haltung lag etwas Hoheitliches, wie wenn er plötzlich zum Feldherrn ausgerufen worden wäre und draußen harrten seiner die geschaarten Völker. Er schlug sich ruhig mit beiden Händen mehrmals auf die Brust, als wollte er die sich bäumende Kraft darin beschwichtigen. „Also wie Ein Mann muß die Gemeinde zu mir stehen," sagte er endlich stillhaltend.

„O Luzian!" sagte Wendel und schaute mitleidsvoll zu dem Abgewandten auf.

„Was ist?" rief Luzian in halber Wendung sich umkehrend sprühenden Auges, „was ist? wollen sie nicht?" fuhr er in scharfem Tone fort, indem er Wendel mächtig schüttelte, als wäre dieser der Unterbefehlshaber der aufrührerisch gewordenen Truppen.

„O Luzian!" sagte Wendel kopfschüttelnd, „lehr' mich die Menschen nicht kennen. Ich bin nur um ein Jahr älter als du, aber ich bin weit in der Welt herumkommen. Guck, da zerren und bellen sie das ganze Jahr und wenn Einer heraustritt und er packt die Niedertracht bei der Gurgel und er kommt dafür in die Patsch, hui! da ist das Kätzle auf der Mauer, da will Keiner was dabei haben, da duckt sich ein Jedes und sagt: ja warum hat er's auch so dumm angefangen? warum hat er sich so weit eingelassen? Er dauert mich — das ist noch das Höchste. Und wenn sie ja zusammenhalten thäten, wär' ihnen geholfen, aber da denkt Keiner dran, da —"

„Also du glaubst —“ fuhr Luzian auf und seine Hand faßte krampfhaft den Sprecher.

„Daß du allein schaffst,“ fuhr Wendel fort. „Du bist ein reicher Mann, du kennst's nicht aus Erfahrung, weißt aber doch: das schwerste Geschäft ist — allein dreschen. Wenn's mehr bei einander sind, thut sich's noch so ring, es ist wie wenn der Gleichschlag den Flegel von selber heben thät. Lieber allein tanzen als allein dreschen. So ist's recht, lach' nur. Es geschieht dir auch nicht so viel. Der Pfarrer hat in der Predigt auf dich angespielt, das darf —“

„Nichts da, davon will ich nichts,“ entgegnete Luzian. „Er oder ich. Aber du bist immer so ein Schneefieber gewesen. Laß du nur mich machen. Egidi! hol jetzt das Bäbi, es soll das Essen 'rein thun, ich muß bald fort.“

Egidi kam nach einer Weile wieder und sagte, Bäbi sei in ihrer Kammer eingeschlossen, sie weine, gebe keine Antwort und mache nicht auf.

„Es wird gleich da sein,“ sagte Luzian, die Lippen schärfend. Die Frau hielt ihn unter der Thüre fest und rief: „Um Gotteswillen gieb doch Fried', ich will das Essen bringen.“

„Nein, das Bäbi muß her.“

Er machte sich los und ging die Treppe hinauf. Droben rief er: „Bäbi! mach auf!“

Keine Antwort.

„Bäbi, ich, dein Vater ruft.“

Man hörte Jemand schwer sich vom Boden aufrichten; ein Riegel wurde zurückgeschoben.

Luzian stand selbst eine Weile erschüttert beim Anblick des Mädchens.

„Was hast? was ist? komm abi,“ sagte Luzian sanft.

„Vater, schlaget mich todt, aber ich kann mich vor keinem Menschen mehr sehen lassen,“ rief Bäbi schluchzend und warf sich auf das Bett.

„Warum? warum? Gieb Antwort, red', red', sag' ich.“

„Wenn ich nur todt wäre und der Paule auch,“ stöhnte Bäbi endlich.

„Bäbi!“ fuhr Luzian auf, die Haare standen ihm zu Berge, es überrieselte ihn eiskalt, „Bäbi, ich will nicht hoffen, daß es Eil' hat mit deiner Hochzeit; Bäbi, ich erwürg' dich jetzt da gleich,“

fuhr er zitternd fort, „wenn's an dem iſt. Soll der Pfaff ſagen: ſo geht's bei dem Gottloſen her und ſo ſind ſeine Kinder? Bäbi, red' oder ich weiß nicht was ich thu'."

„Vater! Ich mach' Euch kein' Schand," erwiderte Bäbi.

Unwillkürlich hatte ſie das Wort Ich ſo ſcharf betont, daß es Luzian durchzuckte; er hielt an ſich und plötzlich kam eine ſeltſame Wandlung über ihn. Blitzſchnell kam ihm der Gedanke, daß er ſeinem Kinde Unrecht thue, weil er ſelber in Wallung war. Er ſchalt ſich, daß er ſeinen Zorn an dem unſchuldigen Kinde auslaſſe und er ſagte: „Verzeih mir Bäbi, ich hab' dir Unrecht than — ich will keinem Menſchen Unrecht thun, ſonſt bin ich verloren," ſprach er wie zu ſich ſelber und fuhr dann fort: „Bäbi, dein Vater macht dir auch kein' Schand."

Dieſe letzten Worte ſprach er wie mit ſtockender Stimme, ſo daß Bäbi allen Kummer aus dem Antlitz wiſchte und wie erhoben zu ihm aufſchaute.

Wie raſch ſchoſſen hier die Empfindungen hin und wieder. Bäbi wäre gern niedergekniet vor dem Vater, der ſich ſo vor ihr demüthigte.

Man muß ſich die machtvollkommene, über Widerſpruch und Einrede erhabene Stellung des Vaters im Bauernhauſe vergegenwärtigen, um zu ermeſſen, was es heißt, daß Luzian ſich ſeinem Kinde wie ein Büßender gegenüberſtellte. Iſt es ſchon in anderen Kreiſen für einen abgeſchloſſenen in ſich ruhenden Charakter ſchwer, ſich zu beugen, Irrthum, Fehl und Uebereilung offen zu bekennen, umgeht man gern das Geſtändniß in Worten und will ſolches ſtillſchweigend aus der nachfolgenden That erkennen laſſen — wie unſäglich mehr war ſolche raſche Reumüthigkeit für den Vater hier. Das empfand Bäbi und es that ihr tief wehe, daß ſie den Vater ſo niedergedrückt hatte.

Heiſcht man auch im augenblicklichen Unmuthe oft ein merkliches Reubekenntniß, ſo wird doch ein edles Gemüth die Beugung raſch aufheben und möchte lieber ſich ſelbſt niederwerfen und um Verzeihung flehen, daß man es ſo weit getrieben.

Wie vieler an Ton und Zeichen gebundener Worte bedarf es, um dem unendlich raſchen Fluge der Empfindung ſchwerfällig nachzugehen.

Vater und Tochter ſtanden hier einander gegenüber und in ihrer Haltung ſchien nichts erkennbar von der Weichmüthigkeit, dem ſanften Faſſen und Heben in ihrem Geiſte.

Der Blüthenkelch eines Menschengemüthes öffnete sich, das, wer weiß wie lange noch, verschlossen in sich geruht hätte.

Bäbi erkannte nur einfach, daß sie ihrem Vater helfen und beistehen müsse, statt ihn zu härmen; und schwingt sich ein Herz über das eigene Leid hinaus und sucht fremdes zu heilen, so ist die Erlösung gefunden.

Zum erstenmale in ihrem Leben wagte es Bäbi, die Hand ihres Vaters zu fassen; dann sagte sie: „Kommet, ich will das Essen auftragen."

Victor ward herbeigerufen und sprach das Tischgebet. Luzian hörte zu, als vernehme er's zum Erstenmale, er schien jedes einzelne Wort in seinen Gedanken zu prüfen.

Wie er verkündet, so war's. Luzian hatte in der That einen weltsmäßigen Hunger, wie er's genannt hatte; er war dabei überaus heiter und wohlgemuth. „Mich freut das Essen und ich thue ihm seine Ehr' und Respect an, ich mein' das wär' der beste Dank gegen Gott," sagte er einmal. Niemand antwortete. Die Frau schöpfte sich auch heraus, aber sie aß nicht. Egidi war eben so lautlos.

Bäbi betrachtete den Vater immer mit freudestrahlendem Antlitze, als hätte er ihr eben erst das Köstlichste und Herrlichste geschenkt. Niemand ahnte was in dem Mädchen vorging und selbst Luzian wußte nicht, welch eine Wunderblume neben ihm aufgesprossen war. Bäbi, die es sonst nie gewagt hatte, bei Tische im Beisein des Vaters ungefragt ein Wort zu reden, sagte jetzt, lange nachdem der Vater gesprochen hatte: „Ja Vater, lasset Euch nur nichts zu Herzen gehen."

„Sei ohne Sorg', es geschieht mir nichts an Leib und Leben," erwiderte Luzian staunend, „aber jetzt halt' der Ahne das Essen warm und paß auf, daß es nicht anbrenzelt."

Die Ahne war nämlich bald nach der Morgenkirche in der Kammer eingeschlafen. Luzian schöpfte ihr bei Tische zuerst und das Beste heraus.

Bäbi ging immer ab und zu, sie verkostete keinen Bissen, es kam ihr fast sonderbar vor, daß die Menschen durch Speise und Trank ihr Leben auffrischen, sie betrachtete die Speisen wie Etwas das sie gar nichts anginge; sie war so satt, so tiefgetränkt, daß sie glaubte, hundert Jahre so fortleben zu können.

In dem Hause, wo sie geboren und erzogen war, das sie

noch nie verlassen hatte, schaute sich jetzt Bäbi um, als käme sie eben aus der Luft herabgeflogen und hätte sich nur hier niedergelassen; fragend schien sie zu forschen, wer denn gekocht habe, wer das Haus gebaut und eingerichtet, wie der Mensch so vielerlei nöthig habe — sie wollte doch von Allem nichts; sie schien fragen zu müssen, ob denn früher schon eine Welt da war, während ihr eigen Leben jetzt erst aufging. Ein neugeboren Kind, das reden könnte, müßte so die Welt erfassen.

Bäbi stand oft still, schloß die Augen und schaute in sich. Sie konnte es nicht in Worte und feste Gedanken setzen, aber sie fühlte es, in dieser Stunde war sie zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht, wieder geboren. Wie hatte heute am Morgen namenloser Schmerz ihr ganzes Wesen aufzehren wollen, die süßeste, zuversichtliche Hoffnung war in unabsehbare Ferne gerückt. Jetzt war's ihr, als ob ein fremder Mensch in all den Klagen gerungen habe, sie selber war ja froh, wie abgelöst aus einer fremden Hülse. Sie mußte sich fast gewaltsam die Erinnerung zurückrufen, daß sie Braut sei, daß sie auf der Schwelle stehe, ein eigen Heimwesen zu gründen. Das war ein Kind das solches erlebt hatte, wo ist es hin? Sie wäre gern zu allen Menschen hingeeilt und hätte ihnen gesagt, daß sie ihren Vater über Alles liebe, daß er mehr sei als die ganze Welt. Und Paule? Der war ja eins mit ihr, der mußte ja Alles mit erfahren und gedacht haben wie sie — oder war's nicht so?

Ein Mädchen, das den Vater verlassen, besinnt sich jetzt erst in der Entfernung der stillen Verehrung, die es für den Würdigen gehegt, sehnsuchtsvoll öffnet sich das innerste Heiligthum des Herzens und hell strahlt das erhabene Bild aller Kraft und alles Edelsinns. Wie ganz anders tritt dann wieder die Tochter dem Vater entgegen.

Bäbi hatte sich von ihrem Vater mehr als räumlich entfernt und sie erschaute ihn jetzt wie einen Heiligen, der ihr geraubt war. Nicht durch äußere Lehre, aus dem innersten Zusammenhang der Familie sollte Bäbi zum höchsten Leben erweckt werden.

Wir werden vielleicht das geheimnißvoll dunkle Walten in der Seele des Mädchens noch näher kennen lernen, wenn es nicht die scharfe Wirklichkeit in sich bricht.

„Was ist das für ein Lärm?" rief plötzlich Alles in der Stube. Man sprang ans Fenster. Des Schützen Christoph drehte

vor dem Hause die große „Rätsch," das ist der Kasten aus gespannten Brettern, die ein Kammrad in Bewegung setzt. Die Rätsch dient statt der Kirchenglocken, wenn diese zur Fastenzeit nach Rom zur Beichte wallfahren. Was sollte das aber jetzt mitten im Sommer? Ein Theil der Tischgenossen raunte auf die Straße, um Erkundigungen einzuziehen, die Uebrigen eilten in die Kammer, wo die Ahne von dem plötzlichen Knattern der Rätsch aufgewacht war und laut schrie: das Haus stürze ein.

Bald erfuhr man was vorging. Der Pfarrer hatte verordnet, daß, weil die Kirche entweiht sei, keine Glocken geläutet werden dürfen; er wußte wohl, daß die Kirche das Herz der Gemeinde, zumal am Sonntage, und dieses Herz kehrte er um und um; er ließ den Altar, die Gefäße u. s. w. aus der Kirche bringen und im Freien aufstellen, um dort den Mittagsgottesdienst zu halten.

„Kannst du das lesen?" fragte Luzian den Wendel, als sie in der Kammer waren und deutete auf die innere Seite der Thüre.

„Ja," entgegnete Wendel und las das mit Kreide hingeschriebene Wort: Thomasius!

„Komm heraus, ich muß dir was erzählen," sagte Luzian und fuhr dann in der Stube fort: „Guck, wenn ich den Namen wieder seh' und hör', da weiß ich's ganz deutlich, wie es bei mir angefangen hat, daß ich den Pfaffen so auf den Haken sitze; die Hexen sind daran schuld und die Ahne drin."

„Wie so? Hältst du denn die Ahne für eine Hex'?"

„Umgekehrt ist auch gefahren. Ich hab' mir so denkt, wenn die Ahne in alten Zeiten gelebt hätt', wer weiß ob sie nicht verbrannt wär', sie hat oft so gewundrige Sachen an sich. Und da, da ist mir's siedig heiß eingefallen, wie doch vor Alters die Welt so grausam verdammt dran gewesen ist. Ich hab' den alten Pfarrer darüber befragt, warum denn die Geistlichkeit das so lang zugeben hat, und da hat er mir bestanden, daß man wirklich und wahrhaft an Hexen glaubt hat. Wie ein Blitz ist mir's da ins Herz geschlagen: also so? Euer Sach' ist auch nicht unfehlbar? Ihr könnet auch den letzen (falschen) Weg gehen und die Weihe und der heilig' Geist hilft nicht? . . . Und da hab' ich dem Pfarrer gesagt, warum denn die Lüge von den Hexen und der Zauberei in der Bibel steht. Da hat er die Achseln zuckt und mir ein Pris' anboten, weißt, wie er oft than hat,

wenn er nimmer hat reden dürfen. Er hat hernach wieder sein' alt' Sach vorbracht, ich soll das Bibellesen sein lassen, das pass' nicht für einen katholischen Christen, da kuspern die Lutherischen immer drin 'rum. Wie ich fortgeh', giebt er mir ein Buch mit zum Lesen. Da steht Alles drin. Der Hexenglaube ist ein Bestandvieh, das der alt' Moses aus Aegyptenland bei uns eingestellt hat und wir müssen Kälber davon ziehen, oder aber es mästen mit dem besten Futter von unseren Matten. Die Lügengeschicht' von den Hexen ist uns von den Juden und aus der Heidenzeit verblieben. Der Doktor Luther hat dem Teufel auch nicht den Genickfang geben, er hat ihm nur das Tintenfaß an den Kopf geschmissen und er ist schon vorher schwarz. Guck, und weil ich jetzt gewußt hab', daß es keine Hexen und keinen Teufel giebt, da ist Alles bei mir zusammengepoltert, grad wie wenn man bei einem alten Haus auf der einen Seite eine Wand einreißt und auf der andern fällt's von selber ein."

„Was hast du denn aber mit dem Thomasius?"

„Ja, der Mann hat dem Faß den Boden ausgeschlagen. Jetzt horch. Von all den tausend und aber tausend Geistlichen ist Keiner dem Lügenwesen vom Teufel und Hexen auf den Leib gangen, Narr, es steht ja in der Bibel und sie brauchen's zum Pelzmärte, der Thomasius allein hat die Sach am rechten Zipfel gefaßt. Die Geistlichen sind immer mit gangen, wenn man so eine arme alte Frau verbrannt hat und haben noch betet aus ihrer Bibel und aus Anderem. Ich hab' dem alten Pfarrer offen bestanden, daß Vieles bei mir nichts mehr gilt, da hat er nur so geschmunzelt und hat gesagt: das sei schon lang und wird immer so sein, daß die Gescheiten auf Vieles nichts mehr halten, aber der große Haufe, das Volk kann nicht davon lassen. Was meinst, wie mich das grimmt hat? „Jetzt wenn ich nicht von selber drauf kommen wär', so stecket' ich auch noch im großen Haufen? Eure verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist's, ihr Geistlichen, daß Keiner in der Geschichte stecken bleibt und an Teufel und Hexen glaubt, die es gar nicht giebt. Da predigen und lehren sie das ganze Jahr Sachen, von denen sie so wenig wissen wie wir, da stopfen sie die Kinder voll mit Zeugs — ich möcht' oft die Wänd' 'nauf, wenn ich hör', was mein Victor Tag für Tag auswendig lernen muß — und wenn sich das hernach in den Gedanken verhärtet und verbuttet, da schreien sie: man darf

dem Volk nicht an seinem alten Glauben anrühren. Ja wer hat ihn denn hineingepflanzt? . . . . Das Volk! das Volk! Weißt denn, wer das Volk ist? Wenn ich das Wort hör', geht mir allemal die Gall' über. Wer halt nicht mit regiert, geistlich oder weltlich, der ist Volk.

Der neue Pfarrer ist doch gewiß mein Mann nicht, aber da hat er Recht: was die Herren nimmer mögen, das sollen wir, das soll das Volk auffressen. Aber es ist grad das Gegentheil von dem was er gesagt hat: die Aufklärung ist's nicht, hingegen aber der Lutschebrei.

Aber die Bibel? das Wort Gottes? Es steht die Geschicht' von den Hexen und dem Teufel und der Zauberei drin — ich will nichts von der Bibel. Guck, noch jetzt wenn ich das sag, ist mir's, wie wenn ich einen Stich mitten durch den Leib bekäm', aber es geht nicht anders. Dazumal bin ich dir Tage und Wochen herumgelaufen, wie wenn mir Einer das Hirn aus dem Kopf genommen hätt'! Es nützt aber Alles nichts, in die Bibel hinein kriegt man mich nimmer."

„Ja, Luzian," schaltete Wendel ein, „ich seh's wohl, du bist weit ab vom Fahrweg."

„Freilich, aber ich hab' doch ganz allein den Weg zu unserem Herrgott gefunden, ganz allein, ohne Pfaff. Ich werd' die Nacht nie vergessen, es ist mir wie wenn's heut wär'! Ich bin im Spätjahr in G. und mach' mit dem R. einen Bretterhandel ab, du kennst ihn ja, er ist ein gescheiter Mann, er kämmt sich seinen borstigen Backenbart allfort mit einem Weiberkämmle und macht viel Späß', er ist auch beim Landtag. Wie wir nun beim Weinkauf sitzen, geht mir das Herz auf und ich klag' ihm mein' Noth; da lacht er, daß er sich am Tisch heben muß und die Butellen mit wackeln. Ich mag's nimmer sagen, was er vorbracht hat, und wie er sieht, daß es mir bitterer Ernst ist, klopft er mir auf die Achsel und sagt: „„Luzian, folget mir und schlaget Euch die Sachen aus dem Kopf, das Sprüchwort sagt: es ist kein Strick so lang, man findet sein End; das ist aber beim Pfaffenstrick nicht wahr. Darum muß man in der Religion die Leut' für sich machen lassen, was man denkt bei sich behalten, mögen Andere glauben was sie wollen. Luzian, sagt er, Ihr wisset so gut als ich, man muß das Brett bohren, wo es dünn ist, aber da sitzt eine Astwurzel, da bricht der schärfste Bohrer. Lasset

Euch ja von Euren Gedanken daheim nichts merken, vor keiner Menschenseel'. Wir haben auf Euch gerechnet, Ihr müsset bei der nächsten Landtagswahl Abgeordneter werden, der Alte, der, wie Ihr wohl wisset, das ganze Land im Sack hat, hilft Euch auch, aber von Religion darf dabei nicht die Rede sein. Es kann Euch nicht fehlen; aber wenn das gemeine Volk merkt, daß Ihr ihm an seinen Glauben wollt, da ist's aus und Amen ...." So redete der R. Was meinst Wendel? Wenn mir Eins ins Gesicht geschlagen hätt', es hätt' mir nicht weher than. Ich hab' still austrunken und bin heim. — So? Also auch die Leut', die thun, wie wenn ihnen der Teufel aus der Hand fressen müßt', die wollen in dem Stück von der Religion nicht 'raus mit der Farb', man fürchtet sich? Guck Wendel, ich hab' zu gar nichts mehr auf der Welt Zutrauen gehabt. Ich hab' austrunken und bin fort, heime zu, und es ist mir doch grad wie wenn ich auf der ganzen Welt nirgends mehr daheim wär', es geht mich Niemand mehr was an; ich geh aber die Straß' hin, wie wenn mich Eins fortschuben thät. Brennend heiß ist's über mich kommen: ja, ja, es hilft Einem kein Mensch auf der Welt, du mußt dir selbst helfen. Wenn ich nur wüßt' wo ich's anpack.' Jetzt ist mir's gewesen, wie wenn ich gestorben wär', die Leut laufen 'rum und wollen mich begraben und ich kann ihnen nicht zurufen, daß ich leb. Jetzt hab' ich ausdenken wollen, wie's sein wird wenn ich gestorben bin, was meine Leut' machen und die Anderen, wie's im Dorf aussieht, was sie reden und treiben. Ich bin aber nicht weit kommen, da kann ich nimmer fort mit meinen Gedanken. Alles ist mit mir gringel'rum gangen, wie dazumal wie ich auf den Straßburger Münster 'naufgestiegen bin und ich gemeint hab', jetzt müss' ich mich 'nunterstürzen; ich hab' laut aufgeschrieen und ich hab' gemeint, ich werd' närrisch. Mein Lebtag hab' ich doch kein' Angst gehabt und jetzt ist mir's wie wenn aus jedem Busch Einer käm', und schießt mich todt, da liegst du. Jeder Steinhaufen am Weg kommt mir wie ein Unthier vor, das da liegt und nur wartet, bis ich dort bin und dann aufschnappt. Ich hab' beten wollen und hab' nicht können ...."

„Ja, Luzian, das sind die Geburtswehen, dazumal ist der alte Luzian gestorben und der neu' auf die Welt kommen," schaltete Wendel ein.

„Horch, paß auf," fuhr Luzian fort: „Wenn mich jetzt der

Tod ſtreckt, hat mir's doch eine Menſchenſeele abgenommen. Es iſt lang Nacht, kein Stern am Himmel und auf allen Zinken und Ecken flimmert ein Licht aus den einzechten Häuſern und wo ich an einem Haus an der Straß vorbeikomm', da hör' ich beten. Ich ſteh manchmal ſtill, und es friert mich und iſt doch gar nicht kalt. Die Hunde bellen und geben kein' Ruh, die Leut' gucken zum Fenſter 'raus und beten weiter und ſchauen was es giebt; fort, fort bin ich wie ein Galgendieb, es war mir wie wenn ich den Leuten was aus ihrem Gebet geſtohlen hätt'. Jetzt fängt es ſachte an zu regnen, es ſäuſelt nur ſo herab, der Kopf hat mir brennt und das hat mich ein bisle abkühlt. Ich bin ſo meines Weges fort und es hat ſich mir ein Lied durch die Seel' geſprochen, das die Mutter ſingt:

Alte Welt, Gott geſegne dich,
Ich fahr' dahin gen Himmelrich.

Ich hab' nun gar nichts Anderes im Sinn gehabt als die paar Worte, die haben ſich immer allein geſungen und es iſt mir geweſen wie wenn mich Eines nach der Weiſung von dem Lied am Leitſeil halten thät, und da iſt mir's wieder ſterbensangſt worden und ich hab' laut aufgeſchrieen und bin ſelber erſchrocken wie's im Wald wiederhallt. Der Regen iſt ſtärker kommen und es hat nur ſo pflatſcht und ich hab' dir kaum einen Fuß heben können, meine Kniee ſind wie abbrochen; ich ſchlepp' mich noch fort bis zu dem Steinbruch, wo du das ganze Jahr ſchaffſt; unter deinem Strohdach dort hab' ich mich auf die Steine hingelegt. Ich hab' kein' Müdigkeit mehr geſpürt, wie ich ſo da lieg', aber doch iſt mir's wie wenn ich von der ganzen Welt ausgeſtoßen wär', ich hab' keine Frau und keine Kinder und kein Haus, nichts, nichts — und unſer Herrgott droben verläßt mich auch. Da hab' ich unſern Herrgott bittet, er ſoll mir ein Zeichen geben, ein Zeichen, was es ſei, daß ich weiß, ich bin nicht auf dem unrechten Weg. Still hab' ich hingehorcht, ob nichts kommt; es läßt ſich aber nichts hören, als der Regen, wie er durch die Bäume rieſelt und rauſcht, wie wenn Blatt und Zweig zu einander ſagen thäten: es ſchmeckt gut und friſch, laß dir's wohl bekommen, ich hab' auch mein Theil. Jetzt ſpricht ſich wieder das alte Lied:

Alte Welt! Gott geſegne dich
Ich fahr' dahin gen Himmelrich.

Wie ein Blitz iſt mir's jetzt aufgangen; das iſt noch alter Aberglaube von dir, daß du ein Zeichen willſt; es iſt erlogen, daß je Einer eins bekommen hat, ſonſt müßt's jetzt auch ſein und da hätt' unſer Herrgott viel zu thun. Was Engel! Giebt's keine Teufel, ſo giebt's auch keine Engel. Sind einmal Wunder geſchehen, ſo müßten ſie auch jetzt vorkommen, weil aber jetzt keine geſchehen, ſo ſind auch nie keine geſchehen. Sag du, Bibel, was du magſt. Und jetzt wird mir's auf einmal, wie wenn ich in lauter Seligkeit ſchwimmen thät: du willſt rechtſchaffen ſein! hab' ich laut vor mich hingeſagt und Alles hat mir in Freuden gelacht wie lauter liebe Menſchengeſichter, die ich ſeh' und die ich doch mit keinem Aug' erblickt hab', und jetzt hab' ich's ganz deutlich geſpürt: ja ich bin auf dem rechten Weg . . . . Ich kann dir nicht ſagen, wie mir's war, aber ſo wie wenn mich unſer Herrgott ſelber geküßt hätt', und ich bin aufgeſprungen und hätt' gern jetzt die ganze Welt glücklich gemacht. Ich hab' gewußt und weiß es, ich bin nicht ſchlecht und will nicht ſchlecht ſein. Was will ich denn? Könnt' ich nicht in Fried' und Ehren leben, wenn ich den Aberglauben ſein ließ'? Aber ich darf nicht und will nicht. Ich hab' mich wieder umgelegt, ich mag nicht heim, mir iſt ſo wohl da draußen wie wenn ich vom Tod auferſtanden wär'; ſo glücklich bin ich noch nie geweſen wie da in der Stund."

„Du biſt ja dagelegen wie der Erzvater Jakob auf dem Stein, wo er geſehen hat wie die Engel auf einer Leiter auf und nieder ſteigen vom Himmel," bemerkte Wendel ſchalkhaft; Luzian aber erwiderte ernſt:

„Was! auf und nieder ſteigen von dem Himmel! das iſt ja auch alter Aberglaube, daß auf dem blauen Deckel da oben unſer Herrgott ſitzt. Nein, mir iſt's anders geweſen, rings 'rum um die ganze Welt giebt es Menſchen, freie, gute, die ſind mir lieber als die Engel, die auf und abſteigen. Ich bin gleich fertig, ich muß dir auserzählen. Erſt gegen Morgen bin ich heimkommen und meine Leut' haben nicht gemerkt, warum ich von da an ſo heiter geweſen bin, der Ahne hab' ich's ſo halb und halb berichtet. Ich will mich nichts berühmen, es könnt' ein Jedes bräver ſein, wenn es ſich ehrlich fragt; aber von dem Tag an hab' ich mit Wiſſen und Willen gewiß keinem Menſchen was Leids than und hab' geholfen wo ich kann. Drum bin ich jetzt ſo heiter. Guck, die Pfaffen die plagen Einen immer mit unſerer Sünden-

ſchuld, ja freilich es hat ein Jedes ſein Bündele, aber man kriegt' mehr Kraft, wenn man Einem ſagen thät: freu dich an dem Rechtſchaffenen was du than haſt. Wenn man's betrachtet, will's eigentlich nicht ſo viel heißen und man thut weiter. Guck, das Blut könnt' ich theilen mit meinen Nebenmenſchen und ich ſchäm' mich, wenn ſie ſich für einen guten Dienſt bei mir bedanken, und da ſoll ich mir von dem Pfaff ſagen laſſen: das ſei Alles für die Katz, wenn man den rechten Glauben nicht hat? Nein, und neunzigmal nein. Wenn ich nicht vor mir ſelber ſagen kann, du willſt rechtſchaffen ſein, da bin ich verloren. Erſt heut hab' ich meiner Bäbi Unrecht than und . . ."

In dieſem Augenblick hörte man ein Geräuſch in der Küche. Das Schubfenſterchen, das nach der Stube führte, ging ganz auf, eine Pfanne fiel lärmend auf den Steinboden. Luzian ſetzte nur noch hinzu: „Aber das iſt jetzt vorbei."

„Du guter Kerle," ſchloß Wendel, „du haſt dich hart angriffen und plagt, biſt 'rum gelaufen wie ein verſcheuchter Dieb und iſt doch gar nicht nöthig geweſen. Narr, was man nicht verheben kann, das läßt man liegen. Ich hab's viel kürzer gemacht. Wie ich zu Verſtand kommen bin und es hat Vieles nimmer 'nein wollen, da hab' ich's halt draußen gelaſſen mit aller Ruh. Mag die Bibel und Alles was davon herſtammt, ſehen, wo es ein Unterkommen findet, bei mir iſt kein Platz. Ich laſſ' aber die andern Leut' auch treiben, was ſie wollen; ich dürft' nichts anfangen, wenn ich auch wollt'. Ich muß von meinem Handwerk leben und gelte drum nicht viel; du, du darfſt dich ſchon eher an den Laden legen, du biſt der reichſte Mann im Ort."

„O Wendel!" ſagte Luzian mit weicher Stimme, „du kannſt dir nicht denken, wie tief es bei mir geſeſſen iſt; drum darf ich meine Nebenmenſchen nicht laufen laſſen, ich muß ihnen helfen. Und da ſiehſt du's jetzt an dir ſelber wie es in der Welt ſteht, daß man reich oder g'ſtudirt ſein muß, wenn das Wort von Einem was bedeuten ſoll. Wo iſt da die Religion?"

„Ja Luzian, du ſollteſt halt auch auf einem andern Platz ſtehen."

„Nein, ich möcht' gar nichts Anderes ſein. Ich hab' mich auch lang mit dem Gedanken plagt, aber es iſt am Beſten ſo. Guck, was Anders ſein wollen, was man einmal nicht ſein kann,

das iſt grad wie wenn man ſich mit dem zukünftigen Leben nach dem Tod abquält. Heut iſt Trumpf, ſagt der Geigerlex, jetzt bin ich da und was ich bin, will ich recht ſein. Von Tag zu Tag iſt mir's heller und klarer worden: es iſt vorbei, daß man mit alten Säcken neue flickt. Bruderherz! Jetzt geht's los und ich freu' mich drauf, daß das Gebitſchriftel ein End' hat; jetzt Vogel friß oder ſtirb."

„Ich fürcht'," ſagte Wendel kopfſchüttelnd, „ich fürcht', du wirfſt das Beil zu weit 'naus. Du biſt gegen die Franzoſen ins Feld, und dein' Flint' iſt nicht warm worden, es kann dir noch einmal ſo gehen und der Feind jetzt iſt viel ſchwerer zu finden als der Franzos. Glaub' mir, wenn auch die Leut' ihre ſieben Gedanken zuſammenraſpeln könnten, es iſt jetzt grad die unrechteſte Zeit, wo an allen Ecken der Bettelſack 'naus hangt. Ich will aber doch jetzt umſchauen, wie's im Dorf ſteht."

Wendel ging davon und Luzian zur Ahne in die Kammer.

Die Wände haben Ohren. Durch das Schubfenſterchen hörte Bäbi Alles was der Vater geſprochen, ihr ganzes Weſen bebte in ſtiller Freude; ſie ſaß dann lang in Gedanken auf dem Herd und vergaß das Geſchirr zu ſpülen. Als endlich Paule kam, trat ſie ihm mit den Worten entgegen: „Mein Vater iſt der heiligſte Menſch von der ganzen Welt."

## Das Haus wankt.

Das war an dieſem Mittag ein Piſpern und Flüſtern im ganzen Hauſe, wo Zwei beiſammen waren: es war, als ob der Holzwurm im Gebälke nage und knappere. Die Knechte und Mägde ſtanden bei einander im Hofe, keines ging aus, trotz des Sonntagmittags. Wie wohl war es ihnen ſonſt, um dieſe Zeit mit Befreundeten nach Luſt und Laune umherzuſchlendern. Das Vieh iſt verſorgt und muß nun warten bis zum Abend, im Hauſe iſt nichts mehr zu thun. Die Mittagskirche iſt vorbei, man iſt nun mit ſeinem Gotte fertig und kann ſich ſelber leben. Wer den abgeſonderten Gottesdienſt nicht mehr kennt, wer ihn in einen Lebensdienſt verwandelt, alle Zeit und aller Orten derſelbe, ohne beſtimmte, an einen Moment gebundene beſondere Anſprüche, der mag ſich kaum mehr das Wohlgefühl des Kirchgängers vergegenwärtigen, der unter Glockengeläute heimkehrt, das Gebetbuch an

seine ruhige Stelle legt und dann dem Leben und seinen hunderterlei Beziehungen sich hingiebt.

Wie wohlgemuth schritten sonst die Belasteten, die die ganze Woche fremdem Willen unterthan waren, um diese Zeit dahin: sie gingen langsamen zögernden Schrittes, sie wollten sich auch von der Freude nicht zu Hast und Unruhe drängen lassen; die Freude mußte ihnen gehorchen. Heute hielt sie eine gewisse Angst zu Hause. Sie wußten nicht wie es draußen über den Meister herging, sie konnten zu etwaigen bösen Reden nicht still schweigen und wußten auch nichts darauf zu sagen.

Um den Kindern Egidi's eine besondere Freude zu machen, ließ der Oberknecht das noch nicht dreiwöchige Schimmelfüllen heraus, die schwarzen und weißen Seidenhasen huschten von selbst nach, duckten sich an schattigen Plätzen nieder, blinzelten auf und schossen bald wieder hinein in den schützenden Stall; sie wurden noch dazu von Victor gejagt, weil sie seine Tauben aufgescheucht hatten, die von ihrem Schlage auf dem Baumstamm inmitten des Hofes herabgekommen waren. Victor wollte seinen Geschwistern und den andern Kindern zeigen, was für schöne Tauben er habe, und erhielt die Erlaubniß, daß man ihm schon jetzt Futter für dieselben gebe. Als alle Körnlein aufgepickt waren, schickte Egidi seine Frau mit den Kindern heim nach der Mühle, er selbst blieb bei der Mutter auf dem überdachten Treppenaltan; er hatte Viel auf dem Herzen.

„Mutter, warum redet Ihr denn auch kein Sterbeswörtle?" begann Egidi.

„Ich bin ganz wirbelsinnig worden und so krottenmüd, ich mein', es trag' mich kein Fuß mehr. Was hast denn?"

„Mutter, der Vater ist gewiß der bravste Mann unter'm weiten Himmel, aber zu Euch darf ich ja mein Herz ausschütten, es wird ja nicht verfremdet. Mutter, das thut kein gut, das kann kein gut thun. Der Vater will der Peterling (Petersilie) auf allen Suppen sein und da wird man verschnipfelt, daß zuletzt gar nichts mehr an Einem ist. Er möcht' gern Alles rump und stump auf Einen Wagen thun, aber man muß nicht über die Leitern laden, sonst keit (wirft) man um. Er hat den neuen Pfarrer zum Ort 'naus haben wollen, ich hab' auch mit unterschrieben, wie nachgar alle im Ort; aber jetzt geht's einmal nicht, die Regierung ist Meister, und jetzt muß man dem Wasser den

Lauf laſſen. Freilich, es hat mich auch gottvergeſſen geſchnellt, wie der Pfarrer auf den Vater angeſpielt hat, daß man's hat mit Pelzhandſchuhen greifen können wen er meint, aber in der Kirch', da iſt doch der Platz nicht, wo man ſo einen Randal verführt."

Die Mutter nickte immer raſch mit dem Kopfe und preßte die Lippen zuſammen, die keine Gegenrede laut werden ließen.

Egidi fuhr fort: „Und was ſoll denn aus den Kindern werden, wenn ſie ſehen, daß man ſo den Pfarrer anſchnurrt und nur noch fehlt, daß man ihm eins ins G'fräß giebt? Da iſt kein' Heiligkeit und kein Glaube und kein Gehorſam mehr. Der Vater iſt mein Vater, aber unſer Herrgott iſt vor ihm mein Vater. Er hat jetzt lauter große Kinder, ich hab' aber vier kleine, ich muß es wiſſen; man kann keine Kinder gut aufziehen ohne Gottesfurcht. Unſer alter heiliger Glaube muß feſt eingepflanzt ſein, es kommt eh' man's verſieht, ſo ſchon Manches davon, wie's nicht ſein ſollt'. Ich ſag's ja, es iſt die Zeit vom Antichriſt, der Sohn muß gegen den Vater ſein. Mutter, jetzt ſo mein' Ich, wie müſſen nun erſt die Anderen denken? Ich ſag' das nur zu Euch. Wir müſſen jetzt zuſammenhalten, Mutter, ſonſt geht bei ſo ſchweren Zeiten Alles hinterling. Man weiß ja ohnedem nicht, wie man ungeſchlagen über den Berg 'naus kommen ſoll. Drum mein' ich, der Vater muß nachgeben und muß von den unnöthigen Sachen laſſen; er verrechnet ſich, wenn er glaubt, daß die Gemeinde zu ihm ſteht; ich möcht' Alles verwetten, er bleibt allein und Ein Vogel macht keinen Flug. Wir ſtehen in Ehren da, und wir brauchen uns keine Unehre holen wegen anderer Leut'. Wenn nur alle Bücher verbrannt wären, eh' eins über's Vaters Schwelle kommen iſt. Jetzt wie, Mutter? Warum redet Ihr denn nicht?"

„O du!" rief die Mutter, und ſtieß dem Sohn die geballte Fauſt auf die Bruſt, daß er zwei Schritte von ihr wegflog, „o du lummeliger Trallewatſch, du, du ſchwätzſt ja 'raus, wie ein Mann ohne Kopf. Wo biſt denn du her? Du hättſt ja ohne deinen Vater nicht den Löffel in der Tiſchlade verdient. Du willſt über deinen Vater 'raus langen? Er iſt zu gut gegen dich geweſen, er hätt' dir ſollen die Raufe höher henken, dann wärſt ihm nicht ſo vonderhändig. Du willſt den Frommen ſpielen und deinen Vater zum Nichtsnutz machen? Wer kann ihm was nachſagen? Dein Vater iſt kein ſo pulveriger Hitzeblitz wie du meinſt, du frühbieriger Katzenmelker du. Er weiß was er thut. Da

mußt du siebenmal drum 'rum gehen, eh' du den Verstand davon kriegst; das darf man nicht so leicht weg über's Haus 'naus werfen. O du lieber Herr und Heiland im dritten Himmel droben 'rab, was sind das für Zeiten! Es giebt keine Kinder mehr. Blut wird nicht zu Wasser, sagt man sonst, das ist auch nimmer wahr; von den eigenen Kindern wird man verschimpfirt und hat kein Hülf'. Da möcht' man ja Blut greinen; gang mir aus dem Weg du." Sie weinte und schluchzte in ihre Schürze hinein.

Egidi suchte sich zu vertheidigen, es half aber nichts, sie sagte immer: „Gang mir aus dem Weg. Was thust du da? du gehörst nicht daher."

Da Egidi Männertritte von der Stube her vernahm, ging er davon; er konnte doch jetzt seinem Vater nicht vor Augen treten.

Während dies auf dem Treppenaltan sich zutrug, hatte Bäbi in der Küche eine ganz andere Unterredung mit Paule. Dieser hatte schon unterwegs noch im Hengstfelder Walde die Angelegenheit des Tages erfahren, da ihm Einer aus dem Orte begegnete, der ihn mit den schonenden Worten stellte: „Weißt auch schon von deinem Schwäher?" Zum Tode erschrocken vernahm Paule das Ereigniß, und eilte dann so rasch über den zur Zeit verbotenen Wiesenweg, daß sich kaum das Gras unter seinen Füßen bog. Er stellte sich die Sache und ihre Folgen noch viel schlimmer vor; er wußte nicht wie, und war nun beruhigter, Alles in gewohntem Gleise zu finden; daß aber durch das unterlassene Aufgebot die Hochzeit heut über acht Tage nicht stattfinden konnte, machte ihn ganz wild. Er wollte sogleich zum Pfarrer und ihn bitten, noch am Mittag das Fehlende nachzuholen, Bäbi aber hielt ihn zurück, indem sie sagte:

„Bleib', er thut's doch nicht und du kriegst nur auch noch Händel, und ich möcht' auch um die Welt nicht schon jetzt fort und meinen Vater verlassen. Ich könnt' mir alle Adern schlagen lassen für ihn, er ist jetzt mein Einziges."

„Und ich? ich gelt' gar nichts?" fragte Paule.

„Paule, du bekommst jetzt ein ganz ander Weib. Ich kann dirs nicht so sagen. Könnt' ich nur mein Herz aufmachen und dich 'nein sehen lassen, aber ich weiß wohl, das sind Gedanken, die kann man nicht sehen. Du wirst's aber schon erfahren. Ich möcht' jetzt ein ganz andere Sprach' haben, ganz andere Wort', ich weiß nicht wie, ich kann gar nichts reden. Guck, bis heut

Nachmittag bin ich ein Kind geweſen, und da bin ich auf einmal aufgewacht, wie wenn ich mein' Lebtag geſchlafen hätt'! Du mußt nicht lachen, ich kann halt nicht reden; und wenns auch hinterfür 'raus kommt, es iſt doch nicht ſo. Die alt' Bäbi, die findeſt du nirgends mehr, aber du machſt doch einen guten Tauſch."

„Laß dich beſchauen," entgegnete Paule, die zur Erde Blickende am Kinn faſſend, „du biſt doch noch die Bäbi, die uralt'; wenn mir recht iſt, ich mein' ich hätt' dich ſchon einmal geſehen, geht dir's nicht auch ſo? Ich weiß nur nicht, wo ich dich hinthun ſoll. Aber du ſiehſt ja heut ſo glanzig aus, wie geſchmälzt, ich will's einmal verkoſten."

Er küßte ſie gewaltſam, aber Bäbi ſchüttelte ſich, als ob ſie's grauſele, dann rief ſie: „Um Gotteswillen Paule, mach' jetzt keine Späß!"

„Hu, man wird dich doch anrühren dürfen," entgegnete Paule, „du thuſt ja, wie wenn dir ein Froſch ins Geſicht geſprungen wär', du verwunſchene Prinzeſſin. Wenn du mich nicht magſt, kannſt mich noch laufen laſſen. Ich will dir nicht überläſtig ſein."

„Paule, verſündig' dich nicht. Ich kann jetzt halt gar nichts mehr denken als meinen Vater, der iſt jetzt mein Einziges.

„So heirath' deinen Vater," entgegnete der Zornige und wendete ſich ab.

„Paule," bat Bäbi wieder, „wenn ich dich beleidigt hab', verzeih mir's, ich will ja keinen Menſchen kränken, und dich gewiß nicht, bittet ja ein Vater ſein Kind ... Paule, guck um, ſieh mich an; es iſt ſündlich wenn man nur eine Minut' einander weh thut, verzeih mir, da haſt meine Hand."

Paule hatte wahrſcheinlich noch Weiteres erwartet, daß Bäbi auf ihn zukomme und ihn umhalſe; als ſie das nicht that, verließ er, trotzig mit den Füßen ſchleifend, die Küche, und begann ein Lied zu ſummen. Weil ihn Bäbi um Verzeihung gebeten hatte, glaubte er, ſie habe ihm ſchwer Unrecht gethan, und er wußte doch nicht recht was. Er wollte gleich wieder heim, im Hofe aber beſann er ſich eines beſſern, muſterte den Stall und unterhielt ſich mit den Knechten.

So war auf zwei Seiten im Hauſe Mißhelligkeit ausgebrochen, Luzian allein ſaß ruhig bei der Ahne.

„Du mußt jetzt das Herz in all' beide Hände nehmen," ſagte ſie, „ſchick du mir nur die Leut' her zu mir, ich will's ihnen

ſchon ausreden, was man mit ſo einem Pfarrer anfangt. Wenn nur mein Vater noch leben thät, der wär' der Mann für dich, aber mein Vater iſt todt und der Kaiſer Joſeph iſt vergiftet."

Luzian wollte hier das Ende der Mittagskirche abwarten, aber er war ſo voll Jaſt, daß er nicht ruhig auf dem Stuhle ſitzen konnte; er ging daher fort. Als er auf der Treppe ſeine Frau ſo betrübt ſah, ſagte er: „Sei ruhig, Margret, es iſt noch nicht Alles hin, das Bettelhäusle ſteht noch. Wo iſt der Egidi?"

„Laß ihn laufen, er iſt ins Dorf."

In der Frau war eine ſeltſame Wandlung vorgegangen. Anfangs war ſie böſe auf ihren Mann und gar nicht gewillt, ihm beizuſtimmen: wer Haus und Kinder hat, hat Sorgen genug, was braucht der ſich Anderes aufzuladen. So dachte ſie. Als aber Egidi ſich ſo viel herausnahm, durfte ſie das von dem Kinde nicht dulden. Was anfangs Widerſpruch gegen das Kind war, das ſchien nach und nach ſich als ihre Meinung feſtzuſetzen. Wenn die Welt gegen ihren Mann ſeyn ſollte, dann war ſie gewiß auf ſeiner Seite.

Ob dieſer Stand wohl aushalten wird?

Luzian ging durch Scheune und Stall und ſah Allem nach. Als er hier Paule traf, ſagte er: „Wo haſt denn das Bäbi?"

„Es... Es will ſich anders anziehen," entgegnete Paule ſtotternd.

„Laß dich's nicht verdrießen," ſagte Luzian, „daß deine Hochzeit 'nausgeſchoben wird; von deßwegen ſind wir doch luſtig und es iſt ohnedem beſſer, daß wir jetzt bis nach der Ernte warten."

„Mir preſſirt's nicht," erwiderte Paule.

Luzian ging durch die Scheuern nach dem Bienenhaus. Dort war ſein Lieblingsplätzchen.

## Es regt ſich im Dorfe.

Die Stimmen der Gemeinde, die heute Morgen noch zu verflattern ſchienen, ſammelten ſich jetzt in Chören, in denen Einzelne ſelbſt den Akkord angaben.

Wir können die Gruppe nicht übergehen, aus der Lachen und Johlen herausſchallt; der über Alles hinausſige Brunnenbaſche führt das große Wort; hört nur, wie er ſchreit:

„Katzenhirn habt ihr gefreſſen, wenn ihr noch was mit den Schwarzkitteln zu thun haben wollt; nichts, gar nichts, mit gar

keinem, da trifft man den rechten gewiß. Das kann man ja an ſeinen ſieben Simpeln abnehmen, daß man's nicht braucht; es iſt doch alles verlogen. Drum muß man's machen wie ſelber Bauer, dem ſagt Einer: Euer Hund iſt mager — Er frißt nicht, giebt er zur Antwort — warum? Ich geb' ihm nichts — Warum? — Ich hab' nichts — So muß man —"

Allgemeines Gelächter übertoste die Moral, die hieran geknüpft wurde. Ein junger Burſche, der eine Soldatenmütze trug, fragte den Brunnenbaſche: „Warum habt denn Ihr den Pfarrer nicht aufs Korn genommen?"

Der Brunnenbaſche trat zwei Schritte zurück, drückte die Augen zu als ob er zielte und ſagte dann: „weil ich mein Pulver nicht an Spatzen verſchieß'. Comprenez-vous, Monsieur? ſagt der Franzos."

Wenn der Baſche zu wälſchen anfieng, dann ging's erſt recht los, da kamen dann die Dinge vor, trotz deren Gemeinkundigkeit die geiſtliche Gewalt noch ungeſchmälert fortbeſteht. Die Zuhörerſchaft wurde heute ſelbſt von den ſaftigſten Geſchichten nicht gefeſſelt, und wir wollen uns auch weiter umſchauen.

Wendel war im obern Dorfe dem Schmied Urban begegnet, ſie reichten ſich unwillkürlich die Hand wie zum Willkomm. Wenn ein folgenſchweres Ereigniß eingetreten iſt, ſo wird die Trennung einer Stunde zu einem langen Zeitraum; man trifft ſich wieder wie nach großer Abweſenheit, ſchließt ſich aufs Neue an einander an, und der Händedruck ſagt, daß man zuſammenhalte.

„Was macht der Luzian?" fragte Urban.

„Er iſt daheim und wird bald kommen, wir müſſen vorſchauen, wie's ſteht."

Sie gingen mit einander nach dem Rößle. Vor dem Wirthshauſe ſtanden die angeſehenſten Mannen im Schatten des Brauhauſes. Natürlich war Luzian und ſeine That Mittelpunkt des Geſprächs. Wendel und Urban horchten ſtill hin, nur allgemeine Redensarten wurden laut, wie: das iſt ein ſchlimmer Handel u. dgl. Wurde die Sache eingänglicher betrachtet, ſo bezeichnete man ſie nur als eine Sonderangelegenheit Luzians. Manche bedauerten in der That aufrichtig, daß er ſich eine ſo böſe Geſchichte auf den Hals geladen.

„Drum müſſen wir ihm helfen tragen," ſagte der Schmied Urban, und hob die breiten Achſeln als wollte er ſich bereit machen, ein gut Theil aufzunehmen.

„Freilich," hieß es drauf, „der Luzian hat sich der Bürgerschaft immer am meisten angenommen."

Und nun ging es zur Hin- und Widerrede:

„Wir kriegen den Pfarrer nicht weg, das geht einmal nicht."

„Was ist denn da zu machen? Die Zeit verzetteln und aufs Oberamt für nichts und wieder nichts."

„Der Luzian bringt allfort das Dorf in Ungelegenheit, er möcht' gern den Herrn über Alle spielen."

„Das ist verlogen. Sei's was man braucht, der Luzian hilft Einem aus, aber wer Einmal sein Wort nicht gehalten hat, von dem will er nichts mehr. So ist's."

„Wie kann die Geschichte nur ausgehen?"

„Wie wir sie 'naus führen."

„Der Pfarrer muß fort, das freie Wahlrecht muß her."

„Das kriegen wir nicht."

„Wenn nur der Pfarrer selber abdanken thät', da wären wir am besten erlöst; wir ließen ihn über das Samenfeld 'neinfahren, nur fort."

„Ja, kauf' du der Katz den Schmer (Speck) ab."

„Wir haben an dem Hagelwetter genug zu leiden, wir können keine neue Händel brauchen."

„Es sollen sich jetzt auch einmal andere Gemeinden um das freie Wahlrecht annehmen; wir haben unser Schuldigkeit than."

„Jetzt, wenn die Sach' nochmal vor Gericht kommt, da will ich nichts davon; ich hab' kein' übrige Zeit."

„Ich auch nicht."

„Und ich auch nicht."

„Ich bin kein reicher Bauer, ich hab' keine Knecht', die für mich schaffen."

„Vor's Oberamt geh' ich auch nicht."

„Ja, man ist froh, wenn man nicht dran denken braucht wo die Oberamtei steht."

In diesem Widerwillen gegen die amtlichen Scherereien und Verzettelungen schien zuletzt sogar bei den Besten sich die Stimmung festzusetzen. Eher wären Alle für die Sache ihres Mitbürgers und im dunkeln Drang nach Freiheit und Selbstständigkeit in einen blutigen Kampf auf Leben und Tod gezogen, aber oft vor Gericht zu gehen, nein, das ist zu viel.

Wendel schien es an der Zeit, mit seinem Hauptgrunde hervorzutreten. Lächelnd rief er:

„Jetzt giebt's jeden Sonntag eine staatsmäßige Metzelsuppe."

„Wie so?"

„Ich versäum' gewiß kein' Kirch' mehr. Für heut ist der Luzian gestochen, aber nicht hergerichtet und geschmälzt worden, der ist nicht mager, nahezu drei Finger hoch Speck. Das hat gut protzelt im eigenen Schmalz, ein paar Stückle hat man eingesalzen und das ander' hängt man in Rauch. Der Pfarrer versteht's, das Metzgen und das Haushalten. Nächsten Sonntag kommst du dran, Lukas, du bist auch spickfett, dir rutscht's gut auf die Rippen. Und du laßt mir doch auch ein rechtschaffenes Würstle zukommen, wenn er dich ans Messer kriegt? Ho! Und wenn's erst an den Schultheiß geht, da schlecken alle die Finger darnach bis an den Ellenbogen. Ich komm auch dran, aus mir macht er ein G'selchts, wie sie im Bairischen sagen. Den Säukübel hat uns der Hochwürden schon unter die Nase gehoben. Jetzt werden wir nach und nach so Alle in die Kirche geschlachtet, wir laufen nur einstweilen so ungemetzget 'rum. Und wenn das Ochsenfleisch ausgeht, kommen die Weiber dran. Kuhfleisch gilt auch einen Batzen. Das sind jetzt Zeiten, wo ein Jedes mehr schaffen muß. Sonst ist der Hochwürden Hirte von sanften Lämmlein gewesen oder gar Seelenhirt; unser Herr Pfarrer, es ist ein Erbarmen, der gut' Mann muß Sauhirt und Metzger und weiß noch was Alles sein. Wenn ich hexen könnt, ich thät' unserm Pfarrer einen Saustall auf den Buckel hexen."

Niemand lachte, der Zorn ballte die Fäuste Aller.

„Das darf man nicht leiden."

„Der Pfarrer muß 'naus, wir wollen doch einmal sehen, wer Meister wird."

„Dießmal hat er sich die Finger verklemmt."

„Wir wollen ihn gleich fortjagen."

„Nein, wir wollen warten bis heut Abend."

„Nichts da, keine Gewaltthätigkeit."

So schrie wieder Alles durcheinander. Als es Ruhe gab, sagte der Lukas von über'm Steg: „Der Pfarrer hat ja deutlich verkündet, daß er niemand Besondern mit meint."

„Du machst kein' Katz', wenn man dir auch die Haar' dazu giebt," erwiederte Urban, „merkst denn nicht? Das ist ja

grad der Pfiff; das hat er than, daß man ihm nicht bei können soll. Wir können aber Alle beschwören, daß er den Luzian gemeint hat. Nicht wahr?"

„Ja, ja."

Durch das ganze Dorf toste und brauste ein allgemeiner Unmuth. Die Stimmung schien für Luzian und seine Sache günstig, obgleich eine Spannung von außen sie hervorgebracht.

„Jetzt gehen wir zum Luzian."

„Zum Luzian, ja," riefen Viele, und ein großer Trupp bewegte sich nach dessen Hause.

## Ein Kämpfer in seinen Gedanken allein.

Luzian weilte indeß einsam im Garten. Wie das Blut durch das Zuströmen der eingeathmeten Luft neu belebt zurückfließt ins Herz, so auch erstarken die Gedanken, wenn sie ausgesprochen wieder einkehren in die Seele.

Luzian fühlte sich befreit, „hopfenleicht," als er in den Grasgarten hinter der Scheune trat.

Wie war hier Alles so friedsam. Baum und Gras wußten nichts von den Kämpfen des Menschen; das wuchs still fort im brütenden Sonnenschein. Die kleinen und großen Heuschrecken sprangen so lustig wie selbstbewegte Grasgelenke, in den Bäumen zwitscherten und sangen die Vögel so hell und die Bienen summten so emsig von Blume zu Blume. Halm und Blatt und Blüthenkelch mag den schwerfälligen Thieren zum Futter verbleiben, die Biene holt sich vorab ihren süßen Saft. Wer weiß wie manches Blumenherz in sich verkäme, wenn nicht die Bienenlippen es berührten. Wer weiß was es zur Entwicklung der Blume beiträgt, daß die Biene den Honig aus ihr aufsaugt, wie manche Triebkraft dadurch gelöst wird; und der Blüthenkelch des Menschengemüthes, wer kann bestimmen, welche bisher gebundenen Mächte frei aufschießen, wenn ihm die Welt den still bereiteten Honigseim innerer Selbstvergessenheit entzieht.

Durch den Garten hin wandelt gackernd eine weiße Henne; sie wirft den Kopf mit dem rothen Kamm oft hin und her, sie geht den Weg nach ihrem heimlichen Neste dort im Zaune bei den Brombeeren, wo die Grille so laut schrillt. Die undankbare Henne! Sie läßt sich füttern im Hause und verschleppt die Eier.

Luzian verfolgte ihren Weg mit festem Auge, er wollte seine Frau mit dem Fund überraschen und wartete nur, um den warmen Brütling von heute gleich mitzubringen.

Nun ist Luzian doch wieder in der kleinen, sichern Welt. Er weiß es selbst kaum mehr, daß er derselbe, der heute vor wenigen Stunden einer uralten Macht sich entgegenwarf, und dessen ganzes Wesen die höchste Erschütterung erfaßt und gehoben hatte. Als er sich jetzt nach dem Bienenhause wandte, bemerkte er dort einen seltsamen Schmuck. Es ist ein alter Glaube, daß wie nur in einer friedlichen Familie die Bienen gedeihen, man diese auch von Allem, was im Hause vorgeht, benachrichtigen muß. Stirbt Jemand im Hause, so müssen die Stöcke von ihrer Stelle gerückt werden, und schwarzer Flor wird über die Luke geheftet; ist Freude, ein Hochzeitfest im Hause: hier sehen wir die Zeichen, hochrothe Läppchen über die Luken gesteckt.

Lächelnd dachte Luzian: „Das Bäbi hat's nicht vergessen wollen, den Bienen zu sagen, daß Hochzeit im Haus ist; aber die Bienen verstehen dich nicht, armer Mensch, und du verstehst auch nicht, was unter dir ist. Um eine Biene, ein Schaf zu verstehen und von ihnen verstanden zu werden, wie ihnen und dir zu Muthe ist, müßtest du dich in solch ein Thierlein verwandeln... Und Gott, der nur Geist ist, und der Mensch, der nicht blos Geist ist, sie können einander auch nicht verstehen, wenn Jedes bleibt, was es ist. Darum ist Gott Mensch geworden... Aber die Mutter Maria, die Wunder und der Teufelsglaube —"

Schwer wiegte Luzian das Haupt, und hier war er nun wieder mitten in den Wirren des Tages. Sein Geist war ein lang ausgeruhter Boden. Wie soll er nun die schwellende, wogende Saat gewältigen?

Müde setzte er sich auf das Bänkchen vor dem Bienenhause.

Die Bienen kennen ihren Herrn und umschwärmen ihn ohne Beunruhigung. Nicht so der Schwarm von Gedanken, der umherschwirrt.

„Dieser Immenstock! Es ist, wie wenn die hundert und aber hundert Thierchen nur ein einzig Geschöpf wären, so fest gehören sie zusammen und können nicht auseinander. Je größer die Thiere werden, um so mehr hat ein Jedes seinen Willen und kann für sich hinlaufen und machen, was es mag. Mensch, wo läufst du hin? Du kannst über's Meer schwimmen, aber

Einmal mußt du doch bleiben; da iſt dein Feld, das kannſt nicht mitnehmen, du haſt's nicht wie die Imme, die überall offene Blumen, nicht wie die Schwalbe, die überall Mücken und Waſſer findet; du haſt deinen Acker, du mußt ſäen und ernten ... Aber der erſte Same iſt wild von ſich ſelbſt gewachſen ... Du triffſt überall Menſchen. Halt dich zum Nachbar. Ihm iſt die Liebe in's Herz gepflanzt, wie dir. Sie iſt auch einmal wild gewachſen, jetzt mußt du ſie ſäen und ernten, und da giebt's tauſendfach mehr aus ... Gewiß, gewiß, die heiligen Menſchen, die die Liebe gepredigt, haben Recht gehabt. Wenn die Liebe uns nicht zuſammenhält, ſind wir ja dümmer dran als ſo ein Immenſtock; der bleibt von ſelbſt bei einander. Wozu braucht man aber das Buch? Ja heilig und wahr iſt's: Gott iſt die Liebe? Das nehm' ich 'raus und das Andere verbrenn' ich; den Teufeln und den Hexen drin ſchadet ja das Feuer nichts ... Ich möcht' nur wiſſen, warum die Geiſtlichen den Menſchen die Wahrheit nicht ſagen. Was haben ſie denn davon? ... Herr Gott! Herr Gott! Was geht an ſo einem Sonntag vor in deiner Welt ... Jetzt läuten ſie drüben in Hengſtfeld und droben in Eibingen aus der Kirch'. Was habt ihr denn kriegt? ... Freilich wohl, es giebt viele Geiſtliche, die ſelber den alten Glauben für gewiß und wahr halten und treulich dran hangen, und iſt ihnen auch Manches nicht eben, meinen ſie doch, das Volk kann nicht ohne das ſein. Aber die vielen Tauſend Andere? O! der Herrſch- und Regierteufel, der iſt's. Mein Victor iſt ſchon ganz glücklich, wenn er ſeine Buben auf der Straße kommandiren kann ..."

Luzian gedachte jetzt des alten Pfarrers, der zuletzt an der Spitze der Gemeinde eine Eingabe an den Biſchof eingereicht hatte, daß eine Synode aus Geiſtlichen und Laien berufen werde zur Abſchaffung der Mißbräuche. Der gute alte Mann folgte der Aufforderung ſeines Obern, ſtellte ſich zur Verantwortung im Franziskanerkloſter ein, und das Gerücht ging, daß er dieſer Tage reumüthig geſtorben ſei. „Wär' es ihm nicht wohler geweſen als armer Taglöhner? Was hat er zu Stande gebracht?" Das überdachte Luzian, und er ſaß in tiefer Trauer auf dem Bänkchen. Er hatte die Hände gefaltet zwiſchen die Kniee gedrückt; in allen Fingern klopften Pulſe.

So trafen ihn die Männer aus dem Dorfe. Er richtete ſich auf, ſeine Lippen waren bleich und bebten.

„Luzian, iſt dir was?“ fragte Wendel.

„Nein, was giebt's?

„Wir ſind da,“ begann Urban, „wir halten zu dir, der Pfarrer muß aus dem Ort.“

„Und weiter?“

„Und das freie Wahlrecht müſſen wir haben.“

„Und weiter? Nein,“ ſprach Luzian ruhig, drückte eine Weile mit der Hand die Augen zu und fuhr dann fort: „Ich bin ein Erzſchelm, ein Lügner, verdammter als ein räudiger Hund, wenn ich nicht Alles ſag'. Ich, ich will gar nichts mehr von dem Pfarrer wiſſen, von dem nicht und von keinem andern, von keinem alten und von keinem neuen, von gar keinem. Ueber die Schrift hinaus, da gehet ihr doch nicht mit?“

„Was ſagſt? wie?“

Luzian hob die Arme mit geballten Fäuſten raſch empor und ſchleuderte ſie nieder, indem er rief: „Ich glaub' nicht an die heilig' Schrift, das Wort Gottes, wie ſie's heißen. Gott hat nie geſchrieben und geſprochen. Die Pfarrer ſind nur Bauchredner und machen, wie wenn die Stimm' von oben käm'. Ja, ja,“ lachte er krampfhaft, „Bauchredner, ſo iſt's; ſie reden, daß ſie nur was in den Magen kriegen. Nun? wie? haltet ihr noch zu mir?“

Die Blicke Aller ſenkten ſich. Urban raffte ſich zuerſt auf, er trat auf Luzian zu, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und ſagte: „Luzian, mußt jetzt keine Späß' machen, du biſt doch ſonſt nicht ſo. Wir haben's jetzt mit dem Pfarrerle da, da ſitzt der Putzen.“

Raſch ſchüttelte der Angeredete die aufgelegte Hand von der Schulter und rief: „Ich fürcht' dich nicht, Urban, und noch ſo zehn wie du; wer noch einmal ſagt, daß ich Späß mach', den ſchlag' ich ungeſpitzt in den Boden.“

„Was haſt denn?“ fragte Wendel beſänftigend, „wenn man dir was ſagt, ſo iſt's grad', wie wenn man Schmalz ins Feuer ſchüttet.“

„Laſſet mich unkeit (unbehelligt) mit eurem Glauben, ganz weg muß er,“ ſchloß Luzian und ſtieß die beiden Ellbogen hinter ſich, als entferne er das ihm Störſame.

Still ſchlichen die Mannen davon, nur Wendel blieb und ſagte:

„O Luzian, du haſt viel verdorben, mehr als du in zehn Jahren wieder gut machſt. Wer Alles ſagt, was er weiß, dem wird das kalte Waſſer im Bach zu heiß. Jetzt nutzt dich all' dein Anſehen von früher nichts mehr. Die Mannen haben ſich Alle zuſammen than, wie ein Sack voll Nägel; er iſt ſchneller ausgeſchüttet als wieder zuſammengeleſen. Was haſt denn nöthig gehabt, das Alles zu ſagen?"

Weil ichs los ſein will, Alles los ſein will. Jetzt bin ich frei. Den Anderen kann ich doch nichts helfen, es iſt mit Lug und Trug und Hinterhalt doch nichts geholfen. Wenn ich jetzt Nachts ins Bett ſteig', legt ſich ein ehrlicher Kerl."

„Und was hilfſt du damit?"

„Jeder muß ſich ſelber helfen."

„Nein Luzian, du hätteſt viel 'naus führen können im Dorf und in der ganzen Gegend. Wer weiß wie's nach und nach gegangen wär', man muß nur abwarten. Jetzt haſt du die Flint' in's Korn geworfen mit Pulverhorn und Kugeltaſche. Was haſt denn ausgeführt?"

„Ich bin ehrlich und aufrichtig, ich kann mir alle Aederle aufſchneiden laſſen, es iſt nichts Verſtecktes mehr drin."

„Ich ſag' noch einmal, Luzian: man muß kein unrein Waſſer ausſchütten, bis man reines hat."

„Das Glas muß leer ſein."

„Ich ſeh' wohl, es battet nichts. B'hüt dich Gott, Luzian. Ich muß nach und will ſorgen, daß die Mannen kein falſches, unnöthiges Geſchrei machen. B'hüt dich Gott! Ich wünſch', daß du nie Reu haben mögeſt, von wegen dem, was du than haſt."

Luzian ſchaute dem Weggehenden lange nach, er hatte die Arme auf der Bruſt über einander geſchlagen; er hielt nichts mehr als ſich ſelber.

Endlich riß er ſich aus allem Denken heraus, ging in den Stall, ſattelte den Braunen und ritt zum Dorf hinaus. Wohin? Nur fort, fort.

## Wie endet der Sonntag!

Während Luzian auf ſchnaubendem Roſſe ins Weite ſtürmte, kehrte Egidi bedächtigen Schrittes ins väterliche Haus zurück. Die Scheltworte der Mutter gingen ihm wenig mehr zu Herzen, denn

er gedachte des balſamreichen Spruches: „Es iſt ſo ernſt gemeint, wie ein Mutterfluch.“

Die Stimmung Egidi's hatte ſich im Hinhorchen da und dort bereits verändert. Faſt das ganze Dorf iſt auf Seite des Vaters und gewiß mit Recht; es iſt ja ſonnenklar, daß der Pfarrer ihn beſchimpfen wollte. Egidi, der an Autoritäten hing, ließ die allgemeine Meinung des Dorfes als ſolche auf ſich wirken, ja er ſchien ſchon faſt geneigt, die Kraftäußerung des Vaters ſich zum Stolze anzurechnen. Zwar ſtieß ihn noch ein Etwas von der Theilhaftigkeit am Ruhme zurück, aber es geht damit leicht wie mit dem Gelde; wer es überkommt, fragt nicht leicht, wie es erworben worden. Egidi war in jeder Beziehung ein Erbe. Er trat oft nur ſcharf und beſtimmt auf, um ſeine Unſelbſtändigkeit vor ſich und Anderen zu verdecken; er wollte ein Mann ſein und ſich namentlich ſeinem Vater gegenüber als ſolcher hinſtellen, weil er deſſen Uebermacht zu ſchwer fühlte; er ſchloß manchen ungeſchickten Pferdehandel ab, ohne ſeinen Vater dabei zu Rathe zu ziehen, ſo gern er das auch innerlich ſich wünſchte; er wollte allein den Meiſter zeigen. In ſeinen Reden und Gedanken hielt ſich Egidi gern an Sprüchwörter u. dgl., das waren ja auch Erbſtücke von unwandelbarem Gepräg und Werth. Luzian ließ den Sohn ganz für ſich gewähren, als er dieſe gewaltſame Ermannung wahrnahm, beſonders hatte er bis jetzt jede Einwirkung in religiöſen Dingen unterlaſſen, da das wohl abzuwarten war, und Luzian ſelber geſtand ſich kein Recht zur Bekehrung Anderer zu, ſo lange er ſelbſt nicht ganz offen war.

Egidi hatte ein frommes, weiches Gemüth, überdies gehörte er zu jenen Menſchen, die als geborene Unterthanen erſcheinen; es war ihm wohl dabei, wenn man ihm die Laſt der Selbſtregierung vorweg abnahm, je wenn man ihn nie dazu kommen ließ. Unſichere Naturen lieben es, wenn ein Arzt bei Tiſche iſt und ihnen ſagt, daß dieſe und jene Speiſe ihrer Leibesbeſchaffenheit nicht unverträglich, ja ſogar förderlich ſei; mit der innerſten Luſt der Sorgloſigkeit geben ſie ſich dann dem Genuſſe hin, und tritt einmal eine Störung ein, der Heilkünſtler hat ja Mittelchen genug, er weiß zu helfen. In religiöſen Dingen iſt es für Viele noch anmuthender, ſich auf Lebenszeit eine Diät vorſchreiben und in außerordentlichen Fällen nachhelfen zu laſſen; die oft halsverdrehende Selbſtbeobachtung, die beſchwerliche Selbſtgeſetzgebung,

mit ihrem Gefolge der eigenen Verantwortlichkeit, ist dadurch beseitigt.

Egidi sagte sich's nie deutlich, aber er war ganz froh und wohlgemuth, daß die Geistlichen für Alles vorgesorgt hatten, daß es da bestimmte Pflichten zu üben, bestimmte Gebete zu sprechen gab. Wenn er nun dennoch für freie Wahl der Geistlichen stimmte, so lag ihm so wenig, wie den Meisten, die Folgerung davon offen, daß die Mitwirkung auf das Innere der Lehre sich nothwendig daran anschließen müßte. Vorerst dachte er, wie die Anderen, nur an die freie Wahl der Person; warum sollte der Geistliche nicht ebenso aus freier Wahl hervorgehen, wie der Schultheiß?

Noch auf dem Wege nach dem elterlichen Hause hatte Egidi allerlei Bedenkliches über den Vater rumoren gehört, aber er glaubte nicht daran, es war nur Unverstand und Böswilligkeit, die so Gottloses ausſprengen konnten. Still setzte er sich zur Mutter auf die Laube.

„Der Gaul, der zieht, auf den schlägt man; so geht's auch beim Vater," sagte er endlich.

„Warum? was hast wieder?"

„Nichts Schlimmes. Der Vater muß halt am Meisten ziehen von den Gemeindeangelegenheiten, die Anderen, die lottern mit all' ihrem Reden doch nur so neben her und ziehen keinen Strang an. Der Vater hätt' sollen studirt haben, das wär' sein Platz, ihm käm' Keiner gleich."

Die Mutter nickte lächelnd, sie sah in den versöhnlichen Worten Egidi's nur die Folgen ihrer scharfen Zurechtweisung, und freute sich dieser Bekehrung. Schnell vergaß sie Alles, was vorgegangen war; ihr Mutterherz hatte es ja nie geglaubt, daß der Sohn mißtreu gegen den Vater werde. Sie ließ sich gern von Egidi erzählen, wie Alles im Dorfe vom Lobe Luzians überströme, und sie sagte einmal ganz selig: „O redet nur, es kennt ihn doch Keines so wie ich. Wenn man jetzt bald dreißig Jahr' mit einander haust, da ist man wie Ein Mensch; ich, ich kann ihn nicht loben, es wär' mir wie Eigenlob."

Es war ihr so wohl zu Muth, daß sie nach einer Weile begann: „Und jetzt spür' ich's erst, daß ich zu Mittag keinen Bissen über's Herz bracht hab'. Wart' ein bisle, ich lang' einen Most 'rauf, wir wollen ein bisle vespern. Du ißst doch auch gern ein Mükele kalten Speck? Ja ich bring'."

Die Ahne war auch herzugekommen, sie jammerte, daß Luzian auf und davon sei, ohne Jemand was gesagt zu haben; man wisse jetzt gar nicht, wohin man ihm in Gedanken nachgehen sollte.

„Es ist auch nicht gut," sagte sie, „wenn man außer dem Hause mit sich ins Reine kommen will; was man daheim nicht findet, ist draußen verloren. Aber mein Luzian ist brav, das ist das Beste."

Egidi wollte die Rückkunft des Vaters abwarten; es wurde indeß Nacht, Frau und Kinder harrten seiner, er ging heim zur Mühle. Als er vor dem Dorfe war, läutete die Betglocke, er zog die Mütze ab und wandelte betend durch das Feld.

Unterdessen hatte Bäbi den Paule aufgesucht. Sie war keineswegs frei von mädchenhafter Selbstherrlichkeit, die in jedem Falle unbewegt zuwartet; aber sie wußte und wollte heute nichts davon. Sie fand Paule im Stall und bat ihn flehentlich, den Fuchsen zu satteln und dem Vater nachzureiten. „Du bist ihm lieber als der Egidi," sagte sie, und sprach damit deutlich genug aus, wie er so unzertrennlich zum Hause gehöre. Eine trübe Ahnung hatte sich in der Fürsorge um den Vater ihrer bemächtigt, sie war daher froh, als Paule sagte, der Vater werde nach der Stadt geritten sein, um den Pfarrer dort bei Gericht anzuzeigen. Nun hatte sie doch einen Halt in ihrer unsteten Angst.

„Ihr Männer seid doch immer gescheiter," sagte sie. Das begütigende Wort that keine Wirkung.

Paule blieb mürrisch, und Bäbi war zu bräutlichem Kosen nicht aufgelegt. Sie war Paule gegenüber seltsam befangen; sie lobte ihn nur, weil sie sich in Gedanken stolz und überhebend dünkte, ihr war's als sei sie mit hundert Lebenserfahrungen und Veränderungen von einer großen Reise zurückgekehrt, und müßte sich erst an die bekannten Menschen und ihr Gebaren wieder gewöhnen. Darum war das Zusammensein heute verfremdet und der Abschied frostig. Paule wollte, daß sie ihn, wie sonst immer, ein Stück Weges heim geleite, Bäbi aber wollte heute das Haus nicht verlassen, nicht unter fremde Menschen gehen; sie fürchtete den alleinigen Rückweg und das Geschwätz der Begegnenden.

„Du könntest wohl jetzt auch einmal unter der Woche kommen," rief Bäbi dem Weggehenden nach.

„Wenn's sein kann," erwiderte Paule und trollte sich grollend fort.

In ſcharfem Trab war Luzian von Hauſe weggeritten, er wußte ſelbſt kaum wohin; erſt auf dem Wege faßte er die Stadt als Ziel ins Auge, er wollte ſogleich zum Oberamtmann. Unweit der Stadt überholte er eine Kutſche, darin ſaß der Pfarrer. Luzian hielt an, ſtellte außerhalb der Stadt in der Krone ein und kehrte, ohne Jemand geſprochen zu haben, wieder nach Hauſe.

Schlafenszeit war ſchon lange da, aber auch die Ahne blieb auf, um ihren Luzian zu erwarten. Endlich kam er, der Gaul ging im Schritt und kaum hörbar, als ob er Socken an den Hufen hätte und kein Eiſen. In der That hatte er auch eines verloren, aber Luzian trug es in der Taſche, denn trotz alles Sinnens und Denkens hatte ſein ſcharfes Ohr bald gemerkt, daß der Gleichlaut des Schrittes unterbrochen war; er kehrte daher nochmals um, und ſein ſpähendes Auge fand in dunkler Nacht das verlorene Hufeiſen.

Luzian übergab das Pferd dem Oberknecht mit der Weiſung, daß es morgen beſchlagen werden müſſe. Als er eben dem Hauſe zuſchritt, hörte er, wie der Oberknecht zum zweiten Knecht ſagte: „Das iſt einmal kein Sonntag geweſen.“

„Wo kein Glaube iſt, iſt auch kein Sonntag,“ lautete die Antwort. Luzian wollte eben umkehren, um den Beiden beſſere Anſichten beizubringen, da rief die Frau von der Laube:

„Biſt du da? komm.“

„Man muß nicht nach allen Mücken ſchlagen,“ dachte Luzian, und ging die Treppe hinan.

Mit unſäglicher Freude wurde er bewillkommt, Jedem war er wie neu gewonnen, ein Jedes wollte ihm etwas abnehmen, ihm zur Erleichterung und ſich zur freudigen Gewißheit, daß er da ſei. Bäbi brachte die Pantoffeln, kniete nieder und wollte dem Vater die ſchweren Stiefeln ausziehen, Luzian wehrte ab, indem er ſagte:

„Seit wann brauch' ich denn einen Bedienten?“

Luzian drang darauf, daß Alles bald zur Ruhe komme, er ſelber aber lag noch lange unter dem offenen Fenſter und ſchaute hinein in den funkelnden Sternenhimmel; er hatte keinen feſten Gedanken, ihm war's ſo leicht und flügge, als ſchwebte er mit den Sternen dort im unendlichen Raum. Unwillkürlich faltete er die Hände und betete das einzige herrliche Gebet, das ihm geblieben war: Vater unſer, der du biſt im Himmel — aber ſchon

hielt er inne. „Gott im Himmel?“ sprach er, „das ist ein Wort, im Himmel; Gott ist überall.“ ... Er hörte auf zu beten, und doch konnte er die Hände nicht auseinander falten. Wo die eigene Kraft dich verläßt und zur Neige ist, wo du nicht mehr fassen, wirken und schaffen kannst, da fügen sich die Hände still in einander, und dieses Sinnbild spricht: ich kann nicht mehr, waltet ihr, ihr ewigen Mächte! So verharrte Luzian unbewegt, Nichts regte sich in ihm, Alles lautlos, wie draußen in der stillen Nacht, und jetzt stieg das Wort des Knechtes zu ihm herauf: „Wo kein Glaube ist, ist kein Sonntag.“ Nein, nein, feiern wir denn darum den Sonntag, weil Gott in sechs Tagen die Welt geschaffen und am siebenten geruht? Braucht denn Gott Tage zum Schaffen und Tage zum Ruhen? Die Menschen setzten sich einen Tag, an dem sie der Arbeit ledig sein wollten. Wird aber dieser inne gehalten werden ohne Religion? Er muß. Und was sollen wir an ihm beginnen? Uns freuen und zu aller gegenseitigen Hülfe bestärken.

Es schlug zwölf. Fahr' hin alter Sonntag, es kommt ein neuer!

O Schlaf! Du schirrest aus die straffen Bande der schaumschnaubenden, staubstampfenden Gedanken; du lässest sie flugbeschwingt hinsegeln, hoch in sanft kühlende Wolken; du führest sie zu unsichtbaren Quellen und tränkest die Seele mit neuer Kraft, und badest sie in süßem Vergessen. Wer könnte sie tragen die unaufhörliche Last des Gedankens, erschienst du nicht, einziger Erlöser!

Und in mondbeglänzter, geistdurchwebter Nacht sprießt der Thau am Blüthenkelch, sprudelt der Quell im Felsengrund, den Leib zu heilen, zu reinen; bist du der strahlende Bruder des Schlafes, du allbelebendes, reinendes Wasser?

## Sühneversuch und neuer Zerfall.

Am Morgen hatte Luzian die zufällige Entdeckung von gestern nicht vergessen; er machte seine Frau ganz glücklich, indem er ihr die fünfzehn Eier aus dem verborgenen Nest brachte. Die undankbare weiße Henne wurde darauf von Bäbi im Hofe müde gejagt, sie flog manchmal über den Kopf der Verfolgenden weg, sank aber doch endlich ermattet nieder, wurde gefangen und blieb fortan eingesperrt.

Luzian führte den Braunen zum Schmied Urban und ließ ihm dort das Eisen wieder aufschlagen. Er hielt den Huf empor, fast die ganze Last des Thieres lag auf ihm; da kam der Schütz und sagte: „Luzian, du sollst aufs Rathhaus kommen, vor den Kirchenkonvent."

„Ich muß mir vorher ein Eisen aufschlagen lassen, daß der Schinder auch was 'runter reißen kann, wenn er mich auf den Anger kriegt. Sag' nur, ich komm' gleich."

„Luzian, es ist kein gut Zeichen, wenn man so wilde Späß' macht. Es wär' bös, wenn das die ganze Kunst vom Unglauben wär'," so sagte der Schmied Urban. Der Angeredete schien betroffen, und erst nach geraumer Weile erwiderte er lächelnd: „Wer sich mausig macht, den frißt die Katz. Nicht wahr?"

Luzian hatte des Kämpfens eigentlich schon übergenug, zumal da er das nächste faßbare Ziel sich selber entrückt hatte. Es war doch nur ein einziger Tag, seitdem er in offenem Kriege oder besser im Zweikampfe stand, aber es dünkte ihn schon eine unermeßlich lange Zeit, so viel hatte er durchgemacht.

Wenn nicht eine Schaar von Genossen den Kämpfer umgiebt und in ihrer eigenen Entflammung die Kampfeslust immer neu vor Augen führt und im Urheber anfacht, wenn nicht sichtbar von außen der Brand, den man geworfen, in Flammen fortlodert, so glaubt der Einzelne leicht, er könne Alles ändern, noch sei es in seine Hand gegeben; es ist vorbei, wenn er sich selbst zurückzieht. Er vergißt im Gefühl des Rechts und der Großmuth, daß er den Feind zur Gegenwehr gereizt, die sich nicht mehr halten läßt.

In allerlei Gestalt tritt die Versuchung auf. Sie sagt oft kaum nachdem der erste Streich gefallen: laß ab, du hast genug gethan, du hast deiner Ueberzeugung willfahrt, du dringst doch nicht durch."

So war Luzian in seltsam friedfertiger Stimmung nach dem Rathhaus gegangen; er machte sich keine Vorstellung davon, wie denn wieder Alles ins alte Gleise kommen könne, genug, er war in sich begütigt. In der kleinen Rathsstube nickte er den Versammelten, worunter auch der Pfarrer, unbefangen zu, und sein „Guten Tag beinander" tönte so fest und hell, daß man nicht wußte, was darin lag.

Der Pfarrer winkte dem Schultheiß deutlich mit der Hand, er solle reden, und dieser begann:

„Der Herr Pfarrer hat heute wieder Meß' in der Kirch'

gelesen, von Entweihung ist demnach kein' Red' mehr. Jetzt Luzian, sei nicht vonderhändig, der Herr Pfarrer will's christlich mit dir machen. Thu's wegen dem Ort, wenn du's nicht wegen deinem Seelenheil thust. Denk' nur, wie wir wieder im ganzen Land verbrüllt werden, wenn die Sach' auskommt. Der Herr Pfarrer will's jetzt im Stillen abmachen. Du hast ja sonst immer so auf das ganze Ort und auf unser Ansehen gehalten —"

„Ja wie? was soll ich denn machen? Was will man denn von mir?"

„Du wirst schon merken. Nicht wahr, Herr Pfarrer, es wird glimpflich sein? du sollst dir halt eine Kirchenbuß' auflegen lassen."

„Spei' aus und red' anders."

„Luzian, man weiß ja gar nicht mehr, was man dir sagen soll; bigott, du bist ein Fetzenkerl, und man sollt' ja mit dir umgehen wie mit einem schaallosen Ei, beim Blitz, und du bist doch sonst ein ausgetragenes Kind."

„Genug, genug. Sag deinem Herr Pfarrer, er soll vor Gott verantworten, was er predigt und lehrt, und ich will auch verantworten, was ich than hab' und noch thu'. Ich brauch deinen Herr Pfarrer mit seiner Buß' nicht zum Schmußer [1] zwischen unserm Herrgott und mir, wir finden schon allein einander und werden handelseins. So ist's, aus und Amen."

„Sie sehen, meine Herren," begann der Pfarrer mit ruhiger, fast bittender Stimme, „Sie sehen, ich habe keinen Versuch zur Aussöhnung unterlassen; ich bitte das gehörig der Gemeinde zu verkünden, wenn die Sache nun wider meinen Willen den gerichtlichen Lauf geht."

„Gut, besser als gut," erwiderte Luzian. „Es ist kein Strick so lang, man findet sein End'. Ich will nichts mehr reden, es wird jetzt Alles in eine andere Schüssel eingebrockt. B'hüt's Gott."

In festem, siegesfrohem Kraftgefühle verließ Luzian das Rathhaus; jetzt ging der Tanz erst von Neuem an, er freute sich dessen. So wogte es hin und her im Gemüthe, bis der Kampf ein faßlich persönlicher wurde.

Es klingt erhaben und rein, einen Kampf blos um der Idee, wie man's nennt, des Principes willen zu beginnen und auszufechten, sich selbst und den Gegner dabei aus dem Spiele zu

[1] Unterhändler, ein von den Juden entlehnter Ausdruck.

lassen; aber erst dann gedeiht die lebendigere Entscheidung, wenn du aus allgemeiner Ueberzeugung oder durch eine wirkliche Thatsache dich persönlich angegriffen fühlst durch den herrschenden gegnerischen Gedanken.

Luzian war jetzt erst recht aufgelegt zum unnachgiebigen Kampfe, er fühlte sich durch die Zumuthung der Buße gekränkt und angegriffen. Wir dürfen hoffen, daß er das Allgemeine darin nicht verkennt, aber jetzt erst ging's Mann gegen Mann.

Wie emsig arbeitete er im Felde. Dort hatte er mit Händen Etwas zu fassen. Leicht, als wäre das ein Kinderspiel, schwang er die Garben auf den Wagen, band er den Wiesbaum fest. Keiner der Knechte wagte Einhalt zu thun und zu bemerken, daß wohl überladen sei. Beim Abfahren erwies sich's nun doch, daß etwas hoch geladen war; Luzian ließ daher den Oberknecht auf den Sattelgaul sitzen, er selber stemmte sich sammt dem zweiten Knechte mit der Gabel gegen die aufgethürmten Garben; bei mancher Biegung hatte er sich scharf anzustrengen, damit er nicht von der reich geladenen Frucht überstürzt würde. An einem abschüssigen Hügel machte das Schimmelfüllen, das los und ledig neben her sprang, fast die ganze Fuhre über den Haufen fallen; es sprang unversehens den Pferden vor die Füße, diese scheuten; schnell besonnen fuhr der Knecht in einen Steinhaufen am Wege, der Wagen stand still, wenn auch schwankend und überhängend. Ohne Unfall, wenn auch mit heißer Noth, gelangte man endlich nach Hause.

Als Luzian eben die Stubenthür öffnete, hörte er noch wie seine Frau dem Victor einschärfte: „du darfst dem Aehni nichts davon sagen," sie wusch dem Knaben dabei eine große Stirnwunde aus, Schiefertafel und Lineal lagen zerbrochen neben dem heftig Schluchzenden.

„Was? was nicht sagen?" frug Luzian, „Victor, die Ahne hat's nicht ernst gemeint. Du weißt, du kriegst kein Schläpple von mir, wenn du die Wahrheit berichtest; frei heraus: was ist geschehen?"

„Ja ... ich sag's, ich sag's." Und nun erzählte Victor, immer von Schluchzen unterbrochen: „Der Herr Pfarrer hat halt die Religionsstund heut selber geben und da hat er viel davon gesagt, daß der Teufel die Gottlosen holt und daß er sie Nachts im Bett mit Gedanken verkratzt wie tausend und tausend Katzen, und da haben sie in der Schul Alle nach mir umgeschaut und

des Hanneſen Chriſtoph, der neben mir ſitzt, hat nur ſo piſpert: das iſt dein Aehni! Und da hab' ich geheult und da hat der Pfarrer geſagt, ich ſoll ſtill ſein, es geſchieht Niemand nichts, der fromm iſt und zu den Heiligen betet. Nun müſſet Ihr noch wiſſen, daß in einer früheren Stunde einmal die Bank knackt hat und da hat der Pfarrer geſagt, das wär' der Teufel, der die Bank knackſen macht, damit wir nicht aufpaſſen auf die guten Lehren; der Teufel treibe allerlei Poſſen, damit man an andere Sachen denkt. Jetzt wie der Pfarrer gerade red't, macht des Wendels Maurizle, der vor mir ſitzt, die Bank knackſen und ſagt ſo leislich: der Teufel iſt wieder im Spiel. Der Pfarrer hat aber nichts davon gemerkt und hat uns befohlen, jeden Abend beim Einſchlafen und jeden Morgen beim Aufwachen ein Gebet für die armen Sünder zu beten und des Wendels Maurizle hat in der Bank vor mir geſagt: ich kann für keinen Andern beten, das muß er ſelber thun. Wenn ich für einen Andern bet', kann ich auch für ihn eſſen. Jetzt hat der Erſte das Gebet an die Tafel ſchreiben müſſen, wie's ihm der Pfarrer vorgeſagt hat und wir haben's Alle abgeſchrieben; da ſteht's auch auf meiner Tafel, es iſt aber faſt ganz ausgelöſcht."

Victor hob die Schiefertafel auf und zeigte ſie vor.

„Victor! Wie biſt denn zum Raufen kommen?" fragte Luzian.

„Jetzt wie die Schul' aus iſt, da ſchreien ſie Alle auf mich 'nein: morgen haſt du keinen Aehni mehr, den holt der Teufel und ſo. Des Wendels Maurizle hat mir aber geſagt: der Pfarrer weiß auch nicht Alles. Geſtern Nacht hab' ich noch gehört, wie mein Vater zum Schmied ſagt: der Luzian iſt doch bräver als alle Pfarrer. Und jetzt ſind alle Buben auf mich 'nein und haben geſchimpft: Teufelsenkele! und da hab' ich des Hanneſen Chriſtoph einen Tritt geben, er muß ihn noch ſpüren, und da ſind ſie auf mich los, aber der Maurizle iſt mir beigeſtanden, und ſie haben doch auch ihr Theil kriegt, bis der Lehrer kommen iſt. Da, da hab' ich noch den Stein, den mir eines an den Kopf geworfen hat; den zeig' ich dem Pfarrer."

Victor zeigte das Genannte vor und Luzian ſagte:

„Victor, ſchmeiß den Stein weg; von heut' an, hörſt du? gehſt du nicht mehr in die Schul'. Hörſt du? Und wenn dich Eins fragt warum? da ſagſt du, ich hab's geſagt." Am Fenſter ſtehend ſprach dann Luzian vor ſich hin: „Ich bin doch ein ſchlechter

Kerle, daß ich nicht die Axt nehm' und dem Pfarrer das Hirn einschlag'."

Kaum war dem Victor das weiße Tuch um den Kopf gebunden, als er behend auf die Straße sprang und jubelnd seinen Kameraden verkündete, daß er nun gar nicht mehr in die Schule gehe.

Heute hatte Luzian keinen „weltsmäßigen Hunger," obgleich ihm die Frau aus dem aufgefundenen Schatze Rühreier gemacht hatte.

Die Pferde waren im Felde, Luzian ging zu Fuße nach der Stadt.

Als er sich dem Pfarrhause näherte, sah er wie die Fenster aufgerissen wurden, mehrere Geistliche drängten sich in denselben und Luzian hörte hinter sich rufen: „der ist's."

Luzian geht so langsam, daß wir wohl einen Seitensprung hier in das Pfarrhaus machen können. Wir wollen uns nur so lange aufhalten als man einem Vogel am Wege zuhört.

Fünf nachbarliche Amtsbrüder hatten ihren streitenden Genossen heimgesucht; sie hatten sich's wohl munden lassen, das bezeugte die Zahl der Flaschen auf dem Tisch, die die Zahl der Köpfe überstieg; der jüngste Amtsbruder, der die Würde am wenigsten zu achten schien, war in Hemdärmeln, möglichst aufgeknöpft waren Alle. Eine alte Magd brachte den Kaffee, der Ortspfarrer zündete ein Licht an und reichte Cigarren.

Wer je in einer Gesellschaft abschließlicher Leutenants war, wie sie etwa in der Wachstube unter sich über einen kecken Civilisten losziehen, der da und dort ihre Standesehre und allseitig nothwendige Uebermacht in Wort und That zu erschüttern wagte — wir sind hier bei anders Uniformirten in gleicher Gesellschaft.

„Fridolin," sagte der Jüngste, Hemdärmelige zum Ortspfarrer, indem er sich über den Tisch bog und die Cigarre anbrannte, „Fridolin, sei froh, daß du einen solchen Häretiker oder Apostaten unter der Gemeinde hast. Du kannst Kirchengeschichte an ihm studiren."

„Laß ihn laufen," rief ein Anderer, „wie der Baron Felseneck einen emballirten Hammel bei seiner Heerde laufen hat, damit er weiß, welche Schafe bocken wollen."

Man lachte über diesen Vergleich bis ein Gefährte mit hochblonden, rothen Löckchen begann: „Ich bleib' dabei, Fridolin, du

verfehlst es besonders, weil du ein Aristokrat bist, politisch unfrei. Abgesehen von der Zeit- und Vernunftwidrigkeit deiner politischen Ansicht reizest du dadurch unnöthig gegen die Kirche. Schon aus Politik müßtest du dich auf Seite der Freiheit stellen. Schau nur auf Belgien hin, auf Frankreich; und selbst der heilige Vater ist uns hier ein Vorbild. Der Zug der Zeit geht auf politische Freiheit."

„Eine renovirte schwarz-roth-goldene Rede," unterbrach ihn ein vierschrötiger Mann mit fettem Doppelkinn, der sehr nach Kampher roch; „Rollenkopf, man merkt dir stets an, daß du bei der Tübinger Burschenschaft affiliirt warst. Ich halte nun einmal dieses Hätscheln der politischen Freiheit qua talis für eine Verblendung, die uns traurige Früchtlein bringen kann. Man muß weiter sehen. Selbst das weltliche Regieren muß als Priesterthum festgehalten werden. Nicht umsonst ist's, daß im heiligen römischen Reich der Kaiser gesalbt wurde. Die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt. Giebt man dem Volke zu, daß der Regent nicht mehr von Gottes Gnaden ist, so muß man folgerecht auch den Schritt weiter; auch der Priester ist dann nicht mehr von Gottes Gnaden, ist Gleicher unter Gleichen. Das selfgovernment hat dann eben so viel Recht in kirchlichen und religiösen wie in politischen Dingen. Das Volk, das sich selber Gesetze giebt und seine Herrscher einsetzt, bildet sich dann auch seine Religion und seinen Gott. Die französische Revolution war consequent, wenn sie Gott zu- und abdecretirte."

„Als vereinigter preußischer Landstand wärest du sehr am Platze," entgegnete der Ortspfarrer Fridolin Schwander.

„Das Köstlichste von Allem," sagte der Hemdärmelige wieder, „ist was die Zeitungen bringen, daß der König von Preußen alle bisher von den Deutschkatholiken geschlossenen Ehen für null und nichtig, für Concubinate erklärt. Jetzt sind diese Sektirer von innen heraus gesprengt. Ich seh's, wie Mann und Frau von einander laufen wie's ihnen beliebt. Dadurch ist nun die sittliche Abfaulung eingeätzt, und diese Religions-Zigeuner sind von innen heraus getödtet."

„Und ich muß bekennen," rief der Rollenkopf und schlug dabei auf den Tisch, „daß dies ein potenzirtes, hundertfach empörendes Seitenstück zum Koburger Gelde ist; es ist ganz eine Herabsetzung und Entwerthung dessen, was man

ſelbſt geprägt und anerkannt hat. Ein unauslöſchliches Brandmal wird die Geſchichte den Urhebern —"

„Hoho! du machſt dirs bequem, du hältſt das Sacrament der Ehe nur für ein ſtattliches Gepräge wie bei der Münze," ſchaltete der Hemdärmelige ein und brach ſeine Cigarre mitten entzwei, weil ſie keinen rechten Zug hatte. Rollenkopf ſetzte die weitere Verhandlung in leiſem Zwiegeſpräch fort. Während deſſen zog der Kamphermann ein gedrucktes Blatt aus der Bruſttaſche und ſagte zu unſerm Ortspfarrer: „Hier in den Mainzer Sonntagsblättern iſt eine Recenſion über deine Schrift: Die Trennung von Kirche und Staat. Du biſt über das Bohnenlied hinaus gelobt."

„Ich werde gegen dich ſchreiben. Es iſt eine verkehrte Welt jetzt. Man verlangt Fürſorge des Staats für die materielle Arbeit und die geiſtige ſoll ganz ohne Oberaufſicht ſein? Unſere Zeit ſchwankt zwiſchen Omnipotenz und Impotenz des Staats," ſo ſprach Rollenkopf, über die Achſel gewendet.

Unſer Ortspfarrer ſchaute nur lächelnd, ohne zu antworten, von dem Blatte auf, deſſen Inhalt ihm wohl zu thun ſchien. Jeder Kreis und jede Meinungsſchattirung hat ſeine öffentliche Krönung.

Ein kluges Wort kam jetzt aus einem Munde, der bisher noch nicht geſprochen.

„Hat's ein gutes Bier im Rößle?" fragte einer der Jüngeren.

Der Ortspfarrer bejahte, und man brach auf zu Kegelſpiel und Bier.

Suchen wir vorher die Thür zu erreichen; mit etwas raſchem Schritt holen wir Luzian ein, wir treffen ihn noch auf der Straße im Neuenſteiger Walde. Der Fußſteig über den Berg iſt näher, aber Luzian liebt das Bergſteigen nicht, zumal in der Mittagshitze, auch begegnen ihm auf der Straße mehr Menſchen. Er hat ſeinen Rock über die Schulter gehängt und ſchreitet leicht und feſt dahin; iſt ihm aber doch ſchwer und ſchwankend zu Muthe, denn in ihm ſpricht's: „Was haſt du gethan? Hätteſt du's nicht können bleiben laſſen? Haſt dir und all den Deinigen den Frieden verſcheucht und für was? Schau, da ziehen die Menſchen hin: der ſchafft ſein Holz aus dem Wald an die Straße, der führt am Horn ſeine rindernde Kuh zum Sprunge, der holt Bretter aus der Sägmühle und der führt ſein Korn

heim. Ich möcht' hinrennen und ſie rufen: kommet mit, Alle mit, ich geh' für euch; ficht's denn euch gar nichts an? Wacht auf, faßt ein Herz und ſeid frei! Wenn ich nur auf einen einzigen Tag Allen die Augen aufmachen könnte. Freilich, der Wendel hat Recht, ich hab' das Beil zu weit 'naus geworfen. Ich hab' nicht anders können. So iſt's."

Wie man berichtet, ſo wird gerichtet, ſagt ein inhaltreiches Sprüchwort; darum wollte Luzian heute kein Hinderniß anerkennen, er mußte nach der Stadt, um ſelber ſeine Sache vorzubringen.

In der Oberamtei mußte er lange warten, ehe er den Amtmann ſprechen konnte. Er wurde freundlich begrüßt und gebeten, übermorgen wieder zu kommen.

„Ich hab' wollen" — ſagte Luzian.

„Ich weiß ſchon Alles, der Steinmetz Wendel war heute in aller Frühe da und hat mir den ganzen Hergang erzählt; kommen Sie von übermorgen an wann Sie wollen, auch außer den Amtsſtunden."

„Nur noch ein Wort," ſagte Luzian, „iſt mein' Sach criminaliſch?"

„Keineswegs. Sie brauchen auch keinen Advocaten, es iſt reine Polizeiſache. Entſchuldigen Sie —" und fort wiſchte der Oberamtmann wieder.

„Es ſoll aber criminaliſch ſein!" ſagte Luzian vor ſich hin, als der Amtmann ſchon längſt verſchwunden war. Dann verließ er, ſchwer den Kopf ſchüttelnd, die Oberamtei.

Wir werden wohl ſpäter erfahren, was Luzian mit ſeinem abſonderlichen Gelüſte wollte; jetzt war es ihm nur überläſtig, daß er wieder Tage warten und ſtill herumlaufen ſollte, ohne daß Etwas geſchah. Auf dem Heimweg ſchlug er oft mit den Armen um ſich, aber wo war's? was ſollte er faſſen?

Auf das theilnehmende Herz und den hellen Geiſt des Oberamtmanns hatte Luzian viele Hoffnung geſetzt. Das geſtand er ſich jetzt erſt, als er ſo leer wie er gekommen war, davon ging. Warum hat er auch nicht ein ermunterndes, muthiges Wort geſprochen?

Ein Herz, das die Folgenſchwere eines Ereigniſſes oder einer freien That in ſich trägt, verlangt oft zu ſehr nach Handreichung, aber die Menſchen um dich her ſind Alle mit ſich und tauſend

anderen Dingen beſchäftigt, ſie ſehen und verſtehen deinen bittenden Blick nicht. Erwarte keine Hülfe von außen, ſei ſtark in dir.

Luzian kehrte nicht mehr die Straße heimwärts, er ging den Waldweg; dort war es ſtill und feierlich, und ſeine Gedanken beteten inbrünſtig zu Gott, daß ihn die Kraft nicht verlaſſen möge, die ganze volle Wahrheit zu bekennen und ihr Alles zu opfern. Gern hätte er ein Gebet in Worten gehabt, aber er fand keines.

Tief im Waldgrunde ſang ein Burſch, der wohl neben einem beladenen Holzwagen herging, ein „einſames“ Lied. Luzian ſtand ſtill horchend:

O Bauerenſohn, laß die Röslein ſtehn,
Sie ſein nicht dein,
Du trägſt noch wohl von Neſſelkraut
Ein Kränzelein.

Das Neſſelkraut iſt bitter und ſau'r
Und brennet mich;
Verloren hab' ich mein ſchönes Lieb,
Das reuet mich.

Es reut mich ſehr und thut mir
In meinem Herzen weh,
Behüt' dich Gott, mein holder Schatz!
Ich ſeh dich nimmermehr.

Zwiſchen jeder Strophe knallte der Burſch mit der Peitſche, daß es weithin widerhallte. War das nicht die Stimme Paule's, der alſo ſang? Was hatte der zu klagen? Nein, der kann's wohl nicht ſein . . .

Im Weitergehen dachte Luzian: „Der Burſch hat das Lied auch nicht ſelber geſetzt, und es erleichtert ihm doch das Herz; ſo auch hat der eine Menſch Gebete für andere gemacht.“

Die zahlloſen Gebetbücher entſtanden und waren gerechtfertigt vor dem Geiſte Luzians.

Still und gedankenvoll ſchritt er dahin, es begegnete ihm Niemand.

Das Gewitter vom vorletzten Sonntag hatte ſich hieher verzogen und auch hier noch arg gehaust; da war ein Baum ganz entwurzelt, dort ein anderer mitten geſpalten wie zerfleiſcht, und

dort hingen abgeknackte Aeſte, ſelbſt die jungen Schäleichen waren in zahlloſer Menge zu Boden gebeugt, der Fußſteig war oft unwegſam. Hinter Neuenſteig umging Luzian eine gewaltige Eiche, die quer über dem Weg lag; er gerieth dadurch in einen Sumpf, wo Erlen ſtanden und rettete ſich nur mit ſchwerer Mühe daraus.

Kaum war Luzian wieder hundert Schritte auf trockenem Wege, da begegnete ihm ein Mann; es war der uns bekannte, Rollenkopf genannte Pfarrer. Man begrüßte ſich beiderſeits mit einem „guten Tag“ und ging an einander vorüber. Luzian ſtand bald ſtill. Sollte er den Pfarrer nicht vor dem Sumpf warnen? Der Pfarrer überlegte gleichfalls bei ſich, ob er nicht den Häretiker, den er wohl wieder erkannt hatte, anſprechen und ein gutes Wort beibringen ſollte. Plötzlich rief Luzian: „Heda!“ Hinter dem Ruf tönte es wie ein Echo, und doch war's keines, denn der Pfarrer hatte im ſelben Augenblicke den gleichen Ruf gethan.

„Seid Ihr nicht der Luzian Hillebrand von Weißenbach?“ rief der Pfarrer aus dem Thale herauf, von den Bäumen verborgen.

„Ja freilich, aber ich hab' Euch doch was zu ſagen. Dort unten, wo die Eiche liegt, müſſet Ihr rechts ab, ſonſt kommet Ihr bei den Erlen in den Sumpf.“

„Wartet ich komm',“ tönte es wieder, und Luzian ging dem Rufenden entgegen, weil er ſich nicht verſtanden glaubte, er wollte es genauer bezeichnen oder ſelber mit zurückkehren. Der Pfarrer hatte ihn aber verſtanden und begann nun mit ihm über den Kirchenſtreit zu ſprechen. Anfangs war Luzian mißtrauiſch, ſelbſt die freien Worte Rollenkopfs ſah er nur wie einen Spionenkniff an, aber was lag ihm an allem Auskundſchaften! Er hörte darum mit einer gewiſſen Ueberlegung zu. „Du haſt Vieles zu verhehlen, Ich nicht,“ dachte er. Als aber Rollenkopf ſchloß: „Wie geſagt, es regt ſich ein freier Sinn in der Kirche, der ſiegen muß. Darum müſſen aber auch die freien Männer innerhalb der Kirche bleiben, ſich nicht davon trennen. Wenn die Freien ausſcheiden, was bleibt uns? Die träge, verſtandloſe Maſſe, der ewige faule Knecht.“

„Soll das auf mich geſagt ſein?“

„Gewiß. Ihr müßt in der Kirche bleiben und helfen, ſie rein und frei zu machen.“

„Ich glaub' aber nicht an Gottes Wort und brauch' kein' Kirch'."

Aber Eure Brüder bedürfen ihrer und Ihr seid verpflichtet, sie nicht zu verlassen."

„Ich hab' kein Amt und kein' Anstellung in der Kirch."

„Eure Menschenpflicht ist Euer Amt, und Euer Gewissen Eure Anstellung."

„Alles schön und gut, aber ich müßt' lügen und heucheln, und das kann einmal kein Mensch mehr von mir verlangen."

Der Pfarrer suchte noch Späne abzuhauen, aber den eigentlichen Klotz konnte er nicht bewältigen. Man schied mit freundlicher Handreichung, und auf dem stillen Heimweg dachte Luzian: „Der ist grad wie der Amtmann; dem wär's auch lieber heut als morgen, wenn man die ganze Verfassung mitsammt dem König über den Haufen schmeißen thät, und doch bleibt er im Amt. Ich thät ja lieber schaffen was es wär', daß mir das Blut unter den Nägeln 'rauslauft; halb satt zu fressen wär' besser als so ein Amt, das man eigentlich nicht haben darf."

Stolz und groß erhob sich Luzian in diesem seinem Selbstgefühle.

## Ein Kind bleibt, und ein Kind geht.

Als Luzian nach Hause kam, trat ihm Bäbi entgegen mit den Worten: „Vater, Ihr sollet gleich ins Rößle kommen, es ist schon zweimal ein Bot' da gewesen, es sei Jemand da, der nöthig mit Euch zu reden hat."

„Wer denn?"

„Des Rößleswirths Bub' weiß es nicht, oder will's nicht sagen."

Luzian ging nach dem Wirthshause. Er traf hier den Vater Paule's von Althengstfeld, der hinter dem Tische saß und ihm zuwinkte ohne aufzustehen und ohne die Hand zu reichen.

„So? bist du auch hier?" fragte Luzian, „hast du mich rufen lassen?"

„Ja. Rößleswirth! Ist Niemand in deiner hintern Stube? Ich hab' da mit dem Luzian ein paar Worte zu reden. Können wir 'nein?"

„Ja."

„Was hast denn? Kannst's nicht da ausmachen? Oder komm mit mir heim," sagte Luzian.

„Nein," entgegnete Medard, „es ist gleich geschehen."

Die beiden Schwäher gingen nach der Hinterstube; alle Anwesenden schauten ihnen nach.

„Was giebt's denn so Heimliches?" fragte Luzian.

„Gar nichts Heimliches. Du weißt, ich bin frei 'raus, drum, Luzian, guck, du bist jetzt im Kirchenbann und vielleicht noch mehr, du kommst mit denen Sachen nicht so bald 'raus, wie mir unser Pfarrer gesagt hat und die Pfarrer alle, die heut da gewesen sind. Drum wird dir's auch recht sein, wenn man jetzt ausspannt."

„Ja wie? was?"

„Ha, du verstehst mich schon. Mit deinem Mädle und mit meinem Paule da lassen wir's jetzt halt aus sein. Wir sind von je gut Freund gewesen, Luzian, nicht wahr! Und das bleiben wir von deßwegen doch. Es ist ja Christenpflicht, daß man keinen Hasard auf einander hat und Alles in Gutem bleibt."

„Ja, ja, freilich, ja," sagte Luzian, die Hände reibend, „und was ich hab' sagen wollen? ... Ja, und dein Paule ist auch mit einverstanden? Du redest in seinem Namen?"

„Ha, ich bin ja der Vater. Ich lass' mich nicht ausziehen, ehe ich mich ins Bett leg', das Sach' ist mein und ich geb' die Geißel noch nicht aus der Hand, du auch nicht. Was wahr ist, ist wahr; mein Paule hat dein Mädle gern gehabt, ja rechtschaffen gern, es ist ihm hart 'nangangen. Er hat dem Pfarrer aber bestanden, dein Mädle sei wie ausgewechselt, es hab' ihm kein gut Wort mehr gunnt, und es hab' halt auch deine Gedanken, Luzian. Recht so, ist ganz in der Ordnung; die Kinder müssen zum Vater halten und mein Paule hält zu mir. Du hast ja selber gewollt, daß wir keinen Reukauf ausbedingen, und Schriftliches haben wir auch nichts gemacht, da brauchen wir auch nichts verreißen. Mein Bub hat deinem Mädle einen silbernen Fingerring geben, er hat zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer kostet, kannst nachfragen beim Silberschmied Hübner ueben der Oberamtei. Jetzt kannst den Fingerring wieder 'rausgeben, oder es ist besser du giebst das Geld, hernach kann ihn dein Mädle behalten; kannst das Geld dem Rößleswirth da geben, ich bin ihm noch was schuldig für Kleesamen. Dein Mädle, das bringst du

ſchon noch an, brauchſt's nicht in Rauch aufhängen, und mein Bub der ſetzt den Hut auf die link' Seite und iſt der alt'. Es hat halt jetzt den Schick nimmer zwiſchen unſern Kindern, und es wär' gegen Gott geſündigt, wenn man da wieder was anhäſteln wollt'. Jetzt wie? was ſiehſt du ſo unleidig? Stehſt ja da wie ein Stock und machſt kein Gleich (Gelenk)? Hab' ich dich verzürnt?"

Luzian war in der That wie erſtarrt, er ließ den Medard an ſich hinreden und hörte Alles wie im Halbſchlaf; der Schweiß trat ihm vor ängſtlichen Gedanken auf die Stirn; er nickte endlich und ſagte: „Ja Medard, ich ſchick' dir den Fingerring gleich 'rauf, kannſt drauf warten."

„Preſſirt nicht ſo. Jetzt ſei mir nicht bös, bei dir iſt gleich dem Himmel der Boden aus. Wir bleiben doch die alten guten Freund', nicht wahr?"

„Das Kind iſt todt, die Gevatterſchaft hat ein End'."

Mit dieſen Worten verließ Luzian die Kammer und trat in die Wirthsſtube. Neugierig richteten ſich die Blicke Aller auf ihn; er ſah verſtört aus. Mit ſeltſamem Lächeln ſagte Luzian: „Rößleswirth, weißt was Neues? Mein Bäbi iſt kein' Hochzeiterin mehr. Grad hat mir der Medard aufgeſagt."

„Es wird doch das nicht ſein?" tröſtete der Wirth.

„Frag' nur den Medard," endete Luzian, die Thür in der Hand, und fort war er.

Luzian hatte ſich eingebildet, er ſei auf Alles gefaßt und doch überraſchte ihn dieſer Zwiſchenfall ſo, daß er nicht wußte, wo aus noch ein. Offen geſtanden, dachte er im erſten Eindruck faſt gar nicht an ſeine Tochter, ſondern nur an ſich ſelbſt. Hatte er ſeine Ehre verloren? Wo war landauf und landab ein Bauersmann, der ſich's nicht zur Ehre angerechnet hätte, mit ihm verſchwägert zu ſein? — Darum hatte er noch die Aufſage ſelbſt verkündet, die Schande ſollte zurückfallen auf Medard, er warf ſie zurück mit dem ganzen Stolz ſeines Anſehens; aber galt dies auch noch? Kämpfte er nicht mit leerer Hand, während er die zweiſchneidige Waffe ſich in die Fauſt träumte?

Im wilden Ringen des Kampfes reißeſt du dir oft eine Wunde, du weißt es nicht, bis nach ausgetobtem Streite das Rinnen des Blutes und der Schmerz dich daran mahnt. Kein Pflaſter und keine Salbe ſtillt das Blut, wenn nicht das ausge-

tretene gerinnt und ſtockt, und ſo ſich ſelbſt die ſchützende Decke zur Wahrung des in dir ſtrömenden bildet. Es geht mit den Wunden deiner Seele ebenſo.

Müd und ſchwer, als ob ihm ein Schleiftrog an den Beinen läge, ging Luzian nach Hauſe.

„Iſt es wahr? iſt mein Schwäher im Rößle?“ Mit dieſen Worten kam ihm Bäbi wiederum entgegen.

„Dein Schwäher? Nein, aber des Paule's Vater,“ entgegnete Luzian. „Komm her Bäbi, gieb mir dein' Hand, brauchſt nicht zittern, du ſollſt weiter nichts als den Fingerring abthun, du biſt kein' Hochzeiterin mehr; der Paule hat dir aufgeſagt. Meine Händel mit dem Pfarrer ſollen dran Schuld ſein, oder haſt du auch was mit dem Paule gehabt? Es iſt jetzt eins. Du biſt ſchon noch eine Weile bei uns gut aufgehoben. Zitter' nur nicht ſo.“

„Ich zittere ja nicht,“ entgegnete Bäbi; es war ihr gar wunderſam zu Muthe, noch nie hatte ihr Vater ſo ihre Hand gefaßt und gehalten, „ich zittere nicht,“ wiederholte ſie, „laſſet nur los, ich will den Ring abethun.“

„Thut dir's weh? Es iſt doch eigentlich meinetwegen.“

„Nein, das iſt's nicht, und wenn's auch wär', mein' Hand könnte ich mir für Euch abnehmen laſſen, Vater, und nicht nur ſo einen Ring abethun. Wenn mich der Paule nimmer mag, hat er mich nie gemögt; ich bin ihm nicht bös. Und die Schand' wird auch noch zu ertragen ſein.“

„Du kriegſt ſchon noch den Mann, der dir beſcheert iſt,“ ſagte Luzian, ohne durch irgend eine Liebkoſung oder ein freundliches Wort die gepreßte Rede Bäbi's zu erwidern. Dieſe aber ſchloß: „Mein lediger Leib iſt mir nicht feil. Da iſt der Ring.“

„Der Knochen, der einem beſcheert iſt, den trägt kein' Katz' davon,“ bemerkt noch die Ahne.

„Wo iſt der Victor? Er ſoll den Ring gleich ins Rößle tragen,“ ſagte Luzian. Die drei Frauen ſahen einander verlegen an. Die Frau Margret nahm ſich zuerſt ein Herz, faßte den Rockärmel ihres Mannes, zog daran und ſagte: „Thu zuerſt den Rock aus, du laufſt ja den ganzen Tag 'rum wie ein Soldat auf dem Poſten. So, jetzt iſt dir's leichter, ſo, jetzt ſetz' dich auch, daß man auch ordentlich mit dir reden kann.“

„Wo iſt der Victor? Ruf' ihn,“ wiederholte Luzian.

Die Frau hing den Rock auf und ſagte dabei: „Er hört mich nicht, ich kann nicht ſo arg ſchreien; er iſt auf der Mühle.“

„Der Egidi hat ihn geholt und der Victor hat geheult,“ ergänzte Bäbi.

„Jetzt ſeid Alle ſtill, ich will's erzählen,“ begann die Ahne, „da, rück' her Luzian, noch näher. Jetzt guck, du biſt noch kein' Büchſenſchuß weit vom Haus weg, da kommt der Egidi und fragt nach dir, aber mit einem Geſicht wie ein Bub', dem die Hühner ſein Butterbrod weggefreſſen haben; und da träppelt er 'rum und kann das Maul nicht finden. Endlich ſagt er, ob wir ſchon gehört haben, was die Leut' von dir reden; ich ſag', du kannſt den Leuten die Mäuler nicht verbinden.“

„Was ſagen ſie denn über mich?“ fragte Luzian.

„Du ſeiſt gottloſer als ein Heid und ein Jud, und du habeſt gar kein' Religion. Ich ſag' aber dem Egidi: deines Vaters ſeine Gutthaten ſind ſeine Religion und das iſt die beſt'! Da ſchreit er über mich 'nein wie ein Flözer; und ich ſei auch ſo, und ich ſtehe doch mit einem Fuß im Grab, und ich wiſſ' nicht, wann ich vor Gott ſtünd', und ich ſollt' dich Luzian eher zurückhalten als noch aufſtiften und drein hetzen. Wenn ich mich nicht vor mir ſelber geſchämt hätt', ich hätt' dem Egidi eins ins Geſicht geſchlagen, daß er nimmer gefragt hätt' wo ſind mehr. Ich ſag' weiter nichts als: junge Gänſ' haben große Mäuler. Wie wir ſo reden, kommt der Victor 'rein, ich ſchick' ihn fort, er ſoll nicht hören was ſein Vater für ein Latſchi iſt. Eine Weile drauf kommt der Schütz und bietet dem Egidi, er ſoll ins Pfarrhaus kommen. Ich ſag: du gehſt nicht zum Pfarrer, eher läß'ſt dir all' beid Bein abhacken. Da ſchlägt er auf den Tiſch und ſchreit: ich bin Meiſter über mich, und ich thu' was ich will. Wart Schütz, ich geh mit. Mein Vater iſt mein Vater, aber unſer Herrgott iſt vorher mein Vater, und ich laß mir meinen Glauben nicht nehmen und ich laſſ' ihn mir nicht nehmen. — So rennt er fort.“

„Ja der Victor, was iſt denn mit dem?“ fragte Luzian abermals.

„Ich erzähl's ja, wart' nur. Vergeht kein' Stund, iſt mein Egidi wieder da, er hat den Victor an der Hand und heißt ihn ſein Schulſach zuſammenpacken, und da ſchreit er über das Kind 'nein, daß es nicht weiß, iſt es taub oder hat es ſonſt was than.

Ich ſchick' den Victor fort, er ſoll mir für einen Kreuzer Kandelzucker holen, und wie er fort iſt, ſag' ich: Egidi, du verſündigſt dich. Ich weiß wohl, es geht Einem ſo, wenn man ſieht, daß Leut' ein Kind verziehen, ſo wird man auf das Kind bös und grimmzornig; es iſt aber nicht recht. Es iſt mir mit unſeren Nachbarsleuten, mit des Bäckers Chriſtle auch ſo gangen. Wenn du meinſt, daß wir deinen Victor verziehen, mußt deinen Zorn nicht an ihm auslaſſen, das iſt eine ſchwere Sünd'. Was Sünd! ſchreit da der Egidi. Eine Sünd' gehört ſo wenig da 'rein wie eine Sau ins Judenhaus. Da ſind ja lauter Heilige. Ich bin nun halt ein ſündhafter Menſch und mein Victor iſt mein Kind und ſoll auch ſo werden, er muß wiſſen, daß man Buße thun muß. Ich komm' vom Schulconvent und da hab' ich gehört, daß der Vater meinem Victor die Schul' verboten hat, und jetzt geht er mit mir und kann ſich ein ſchlecht' Beiſpiel an mir nehmen. Ihr habt den Victor einmal euer Erzenkele geheißen, wir wollen dafür ſorgen, daß er kein Erzteufele wird. — Luzian, ich kann dir nicht ſagen wie ſchandgrob der Egidi geweſen iſt, und er hat das Kind mit fort, und das hat geweint. Und mir thut's ſo and (bang) nach dem Kind, ich möcht' auch ſchier greinen. Jetzt hab' ich aber ein' einzige Bitt' an dich, Luzian, du folgſt mir gewiß gern: verzeih dem Egidi ſeinen Unverſtand, ich vergeb's ihm auch, und man muß ihm zeigen, daß Gutheit Trumpf ſein muß, nachher ſei Religion was für woll'. Gelt Luzian, du verſprichſt mir's, glimpflich mit ihm umzugehen?"

Ein Kopfnicken antwortete. Es bedurfte dieſer letztern Ermahnung kaum, denn wie das ſo geht bei raſch auf einander folgenden Schickſalsſchlägen: das perſönliche Leid fühlt ſich kaum mehr, und man erhebt ſich in ihm zu Allgemeingedanken. Darum ſagte auch Luzian aufſtehend:

„Ihr habt mir ein gut Wort geſagt, Ahne, man iſt oftmals auf ein Kind bös, weil ſeine Eltern es verziehen. Es geht Einem auch oft ſo mit ganzen Dörfern und Ländern; man darf den Menſchen nicht bös ſein, weil ihre Vormünder, die Pfarrer und Beamten, ſie verzogen haben und noch verziehen."

Luzian ging nach der Kammer. Die Frauen ſahen verdutzt einander an, ſie hatten einen mächtigen Ausbruch der Leidenſchaft von Luzian erwartet, und jetzt redete er, daß man ihn kaum verſtand.

„Was hat er?“ fragte die Mutter so vor sich hin. Niemand antwortete.

Mit dem Rocke bekleidet kam Luzian wieder heraus, nahm den Hut und sagte mit einer ganz fremden Wehmuth im Antlitze:

„Ich mach' heut' auch meine Stationen, sie sind ein bisle weit und die Schritte nicht abgezählt, aber mein Kreuz ist mir noch nicht zu schwer. Ich will nur zum Egidi, daß er mir das Kind nicht verdirbt. Könnet ohne Sorgen sein, er ist der Vater, ich werde ihm kein bös Wörtle geben.“

Wieder verließ Luzian das Haus.

## Ueber sich hinaus.

Zum zweitenmal nach mehrstündiger Abwesenheit ging Luzian heute an Stall und Scheunen vorüber, ohne einzuschauen; wie ist das nur möglich? Das gedachte er jetzt, als er schon eine Strecke entfernt, sich nach seinem Heimwesen umwendete.

„Es muß Alles verlumpen,“ dachte er, und eine seltsame Bitterkeit prägte sich auf seinem Antlitz aus. „Sie haben Recht, die Herren, von Staats- und Kirchengehalt, tausendmal Recht: so ein unruhiger Kopf, so ein Schreier, der sich um Sachen annimmt, die ihm nichts eintragen und die ihn, genau besehen, eigentlich nichts angehen, nicht mehr als andere Leut' auch, das muß ein Lump sein oder einer werden. Am besten, er ist's von Haus aus. So ein Mensch, der Alles was er hat auf dem Leib trägt und dem kein Geldbeutel in der Hosentasch' zittert vor Angst, nach dem Niemand fragt: wo bist und wo bleibst? der kann wie der Soldat im Feld leben oder wie die Bettelleut'.“

Ein altes Schelmenlied mit endlosen Strophen kam ihm hier in den Sinn, und im Weitergehen pfiff er die Weisung vor sich hin:

Bettelleut han's gut, han's gut,
Bettelleut han's gut,
Bricht ihnen kein' Ochs das Horn,
Frißt ihnen kein Maus das Korn u. s. w.

Der Mund, der sich zum Pfeifen spitzt, kann sich nicht mehr so leicht griesgrämlich verziehen, und doch verfinsterten sich die Züge Luzians bald wieder. Er ging jetzt eben ins Feld, da die

Menschen von demselben heimkehrten. Er sah in dem Gruße der Begegnenden etwas Gepreßtes, Niemand blieb stehen und Niemand fragte, wie sonst bräuchlich, wohin noch so spät?

An der Halde, dort am Rand des Berges, wo drunten im Thale der Waldbach rauscht und die Mühle schrillt, nicht lauter vernehmbar als das Zirpen des Heimchens hier neben im Brombeerbusche, dort saß Luzian auf dem Markstein und starrte hinein in die untergehende Sonne. Wie allmählig ist ihr Aufgehen und wie rasch ihr Untergang! Dort steht der glührothe Ball noch über dem jenseitigen Berge, und jetzt ist er hinab und der ganze Himmelsbogen steht in gluthbrennenden Flammen. Der Aufgang und der Niedergang der Sonne macht die Welt ringsum in blutig grellen Flammen erglühen, nur wo das helle Licht herrscht, schaut dich die Welt mannigfarbig an. Getrost! der helle Tag kommt immer wieder.

Wie schwarze Schlangenbilder jetzt vor dem Auge Luzians vorüber huschten, so stieg auch vor seiner Seele ein dunkles Leid auf, das sich zum nächtigen Ungeheuer zu gestalten drohte.

„Nichts nutz, Lumpenbagage ist die ganze Welt, und vorweg gar diese da meine Grundbirnenbäuerle, nicht werth, daß man sich einen Finger für sie naß macht. Sie müssen in alle Ewigkeit hinein Dreck fressen, es schmeckt ihnen ja wie Zuckerbrod. Denen da die Wahrheit verkünden? Das ist grad, wie wenn man einem blinden Gaul winkt. Sie sind nichts besseres werth als was sie sind.

So dachte Luzian vor sich hin, und sprach es fast laut aus. Die Grundsuppe, in der alle Niedertracht der Gegenwart zusammenbrodelt, schien auch hier aufzukochen in dem Herzen eines Mannes, der mitten in den Reihen des Volkes stand. Denn was ist es anderes, das die Wahrheit hemmt, sich über alle Welt zu ergießen? Es ist mit einem Worte die Volksverachtung. Der Hexenkessel, in dem diese gebraut wird, steht auf dem Dreifuß der Amtirungssucht, dem dünkelhaften Hochmuth der Alleinweisen, und auf der verletzlichen Zimperlichkeit der Wohlmeinenden. Sollte auch Luzian dem selbstherrlichen Dünkel der Alleinweisen verfallen?

Wer draußen steht, sich allein dem Volke gegenüber stellt, dem mag es leicht werden, sich dem Volke zu entziehen, indem er ihm nie die Kraft der vollen Wahrheit zutraut oder beim ersten

Verſuche ſich verächtlich von ihm abwendet. Das Volk iſt ihm geſtaltloſe Maſſe. Anders iſt es bei Luzian. Er lernte die Menſchen nicht als Maſſe kennen, ſondern als Einzelne; ihm war es nicht gegeben, die mannigfaltigen Sinnesweiſen verſchiedener Menſchen mit einem einzigen in Maſchen verſchlungenen Begriff, mit einem einzigen Wort einzufangen.

Wenn man mehrerlei Waldvögel in Einen Käfig ſperrt, verlieren ſie ihren Waldſchlag, keiner von Allen ſingt mehr, und ſie zwitſchern nur noch faſt ſo ängſtlich und unbeſtimmt wie lallende Küchlein.

Luzian konnte nicht wie andere vom Volke und dergleichen reden, er kannte die Einzelnen, und die waren meiſt gut und getreu. Wie im Fluge ſchweifte ſein Geiſt im eigenen Dorfe und in dem und jenem benachbarten von Haus zu Haus. Da und dort wohnt ein kernfeſter Ehrenmann, er kannte ihn von Jugend auf, und doch war er nicht auf dem Wege, den er jetzt ging.

„Nein," ſprach es in ihm, „ich bin nicht beſſer, als der und jener und dieſer da. Aber warum greifen ſie nicht mit an? Warum ziehen ſie ſich zurück von dir? Sie ſind eben jetzt noch da, wo du ſelber vor ein paar Jahren noch geweſen biſt. Das ſind lauter alte Luzians, die da 'rumlaufen, thu' ja Keinem nichts und halt' mir ihn in Ehren, du biſt's ſelber. Wie hätt' dir's gefallen, wenn dazumal Einer wie du jetzt dich mit grimmigen Augen von oben 'rab angeſehen hätt'? Nein, ihr ſeid Alle meine Brüder! ihr ſeid ſo geſcheit wie ich, es iſt nur noch nicht heraus. Herr! Wenn ich da Alle hätt', da auf dem Acker, und ich ſtünd' auf dem Markſtein und thät' ihnen das Herz aufſchließen und ſie mir, das wär's, das müßt's ſein. Warum dürfen wir nicht zuſammenkommen? Wer kann uns hindern? Die Soldaten? Das ſind unſere Buben und Brüder. Es muß ſein. Herr! Wie ſind wir an Hand und Fuß gebunden. Bricht's denn nicht einmal?" Luzian richtete ſich raſch auf, und nächſt dem Gedanken an eine große Verſammlung, gegen den Willen des Beamten des Pfarrers erquickte ihn noch innerlich das ſtille Bewußtſein eines Sieges über ſich ſelber, über Hochmuth und Empfindlichkeit. Er hatte die echte liebende Duldung gefunden. „Lauter alte Luzians," ſagte er im Weitergehen noch oft vor ſich hin, „mir wird das Gebot jetzt leicht: liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt, jetzt verſteh' ich's. Wenn du auf Einen grimmig biſt, denk', du wärſt der, der dich

verzürnt, du könntest ja auch so sein ... Es ist doch viel Schönes in der Bibel, aber auch viel Anderes."

Es war Nacht geworden. Luzian kannte jeden Baum und Strauch hier am Wege; wandelte er ja diesen Pfad schon mehr als dreißig Jahre. Im raschen Weitergehen, so im Vollgefühle der Kraft mit dem Schlehdornstock in der Luft fuchtelnd, verspürte er wieder eine alte Lust, die sich heute schon mehrfach regte, sich aber nicht unverhüllt aufthat.

Im Menschengemüth ebbt und fluthet es wundersam. Luzian wollte dreinschlagen, zuerst den Pfarrer, dann den Metard, und dann seinen eigenen Sohn Egidi und so fort tüchtig mit ungebrannter Asche einreiben, damit sie ihre gebührende Strafe bekommen und endlich einsehen, daß Recht und Vernunft ihm zur Seite stehen.

Wie bald sucht der Mensch die geistige Beweisführung zu verlassen und den leibhaften Nachdruck dafür einzusetzen. Sich so mit der ganzen Schwere des Wesens auf den Gegner zu werfen und ihn zu zermalmen, darin liegt nicht blos rohe Gewaltthätigkeit, sondern auch ein Bestreben, damit thatsächlich darzuthun, daß man bereit sei, das ganze Dasein daran zu setzen und den Gegner anzurufen, daß er bewähre, ob die Macht des Gedankens in ihm so stark sei, auch äußerlich die Gewalt zu erringen.

Darum greifen Völker und Parteien so gern zum Schwerte. Es gilt als letzte Beweisführung, die Lebenskraft einzusetzen.

Mitten auf dem Wege, an der großen Buche wo die vielen Namen eingeschnitten sind, merkte Luzian plötzlich, daß drunten im Thale die Sägmühle gestellt wurde. Der schrillende Ton war dahin, und das Wasser rauschte plätschernd über die unbewegten Räder. Dieses plötzliche Aufhören des weithin kreischenden Pfiffes machte Luzian verwundert aufschauen. Was ging dort unten vor? Er schritt rasch der Mühle zu. Die Bäume über ihm rauschten so wundersam, das tönte und klang in nächtlicher Stille heller als am Tage; dieses Säuseln und Rauschen in den Wipfeln floß immer weiter und weiter hinab, tief in den Wald, und still war's eine Weile in der Nähe; jetzt erhob sich wieder ein neuer Klang zu Häupten in den Zweigen, er schwoll immer mächtiger und mächtiger an, und brauste dahin. Wie wohlig lauscht sich's allvergessen in stiller Sommernacht dem ewigen Wogen des Waldes. Du kannst nicht sagen und deuten, was sich da spricht im Flü-

ſtern der Zweige, und doch erquickt dir's das Herz und durchſtrömt dich mit ſüßen Schauern.

Wie wenn die toſende Tagesarbeit ſchweigt, du ſtill hinhorchſt auf das Weben und Walten in deiner Bruſt, ſo war es hier als ob das Ohr, an den Mühlenton gewöhnt, nun bei deſſen Verſtummen ſchärfer und voller das raſtloſe Wogen der weiten Natur in ſich aufnähme.

Friedſam als ob nirgends in der Welt Kampf und Widerſtreit wäre, und ein Menſch dem andern die Luſt des Lebens gönnte wie ein Baum des Waldes dem andern, ſo ſchritt Luzian dahin.

Unweit der Mühle zieht ſich der Weg einen dachjähen Hügel hinab. Luzian ſtand hier plötzlich ſtill, denn er hörte wie vor dem Hauſe auf dem Sägbalken ſitzend, zwei Männer mit einander ſprachen, oder vielmehr der Eine redete.

„Wie ich Euch ſage, Egidi, es gibt nur zwei Wege: entweder fromm und ſtreng an unſere heilige Kirche halten, oder — an gar nichts glauben: nicht daß der Menſch eine Seele habe, nicht daß es einen Gott gebe, nicht daß wir der Erlöſung bedürfen. Wie geſagt, entweder gut katholiſch oder ein Gottesläugner, man kann nur zwiſchen dem Einen und dem Andern wählen; mitten drin ſtecken bleiben wie das Lutherthum, halb an die Bibel, halb an die Vernunft glauben, das iſt, wie mein alter Lehrer in Freiburg geſagt hat, nichts als Feſtungsfreiheit; man iſt in der Feſtung eingeſperrt, darf jedoch innerhalb der Ringmauer frei umhergehen. Nichts davon. Entweder muß man alle Gelüſte und Begierden ausgeſchirren und ſie im freien Felde rammeln laſſen wie die Haſen, oder man muß ſie feſthalten mit Zaum und Gebiß der ewigen Glaubensgeſetze. Ich weiß Egidi, Ihr ſeid von Grund aus ein fromm Gemüth, darum ſchließe ich Euch mein Herz auf. Von der Stund' an, da auf das ſchalloſe Haupt des Neugeborenen das heilige Waſſer herniederträuft, bis zu dem ſchweren Augenblicke, da die lebensmüden Füße des Sterbenden geſalbt und geſegnet werden, die nun ihren Erdengang vollendet haben: unabläſſig hält die Kirche leitend, ſchirmend und ſegnend die Hand über ihre Angehörigen. Unglückſelig, wer ſich ihr entzieht und ſie von ſich ſtößt. Ihr könnt in Eurer Mühle Verbeſſerungen finden, neue Räder anwenden, die Waſſerkraft ſorgfältiger benützen; in göttlichen Dingen aber iſt Alles vom heiligen

Geiste offenbart, und erbt sich unabänderlich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Gäbe es hier eine neue Wahrheit, die nicht in dem Geoffenbarten läge, so wäre ja Gott der Allgütige ein Stiefvater gegen die vergangenen Geschlechter gewesen, die solcher Heilslehre nicht theilhaftig waren. Der Heiland und seine Lehre war in ihm und mit ihm vom Anbeginn der Welt. Wehe dem Armen, der seinen Weg allein gehen will, du folgst dem Irrlicht in den Sumpf.

„Glaubt mir, Egidi, es ist ein schweres Amt, einzutreten in die heilige Schaar, die das Erlösungswerk forterbt; ich bin nichts, nur die Gnade wirkt in mir, ich bin nichts für mich, ich kenne nicht Vater nicht Mutter, so sie nicht in dem Herrn wandeln, ich kenne nicht Weib nicht Kind, ich ziehe spurlos über die Erde, ein zerbrechlich Gefäß, das der Herr zerschmettert am Ende seiner Tage. Aber weil ich dem Herrn diene, so fürchte ich die Menschen nicht, sie müssen dem Herrn gehorsamen. Da bin ich für euch Alle zu jeder Stund bereit zu rathen, zu helfen und zu erheben zum Herrn."

Der Mond trat aus den Wolken, und Luzian sah neben seinem Sohne den Pfarrer.

„Ich kann's aber nicht leugnen," entgegnete Egidi schüchtern, „mir thut es doch weh um meinen Vater, und es wird ihm arg weh thun, daß ich ihm den Victor weggenommen."

„Aergert dich dein Auge so reiß' es aus," rief der Geistliche halb zornig, „Egidi, Ihr seid hochbegnadigt, daß Ihr zum Theil ein priesterlich Opfer bringen könnt. Ihr müßt Euer Herz tödten dem Herrn, auf daß es in ihm auflebe. Oder wollt Ihr mit Eurem Vater zur Hölle fahren und Euer unschuldig Kind mitreißen? Nicht ruhen und nicht rasten dürft Ihr, bis Ihr seinen stolzen Sinn demüthig macht. Das sag' ich Euch," rief der Pfarrer aufstehend und streckte seine Hand aus wie ein strafender Prophet, „die erste Strafe, die der Herr über Euren gottlosen Vater verhängt, ist die, daß sich sein eigen Kind wider ihn empören muß. Ihr seid das auserlesene Werkzeug des Herrn. Das wird ihm auf dem Herzen brennen, Ihr müßt . . ."

Der Pfarrer konnte seine Rede nicht vollenden, denn eine gewaltige Faust drückte ihm die Gurgel zu.

Mit der Schnelle eines Habichts, der auf seine Beute schießt, war Luzian herbeigesprungen und warf den Pfarrer über die Sägeklötze hin, daß es knackte.

„Ich will dich . . . ich muß auch . . . ich hab' auch den Arm des Herrn," unter dieſem Ausrufe ſchlug er auf den Geiſtlichen los, daß ihm das Blut aus Mund und Naſe rann.

Egidi ſuchte abzuwehren, aber es gelang ihm nicht, den rieſenſtarken Luzian loszubrechen. Der Pfarrer ſpie dieſem das Blut ins Geſicht, er biß ſich mit den Zähnen in ſeinen Arm ein, doch Luzian rief: „Spei' nur Gift, beiß' nur, ich will dir den Wolfszahn ausreißen."

Egidi ſchrie um Hülfe, und riß endlich den Vater von ſeiner Beute los. Luzian wandte ſich um und ſchlug Egidi auf die Bruſt, daß er taumelnd zurückſtürzte.

Unterdeß richtete ſich der Pfarrer auf, er war kein Schwächling; er faßte Luzian im Nacken und warf ihn nieder, daß es dröhnte, faſt wie wenn man einen Baum fällt. Jetzt knieete der Pfarrer auf den Gefallenen, und während er ihn heimlich mit Füßen trat und ihm die Augenwimpern ausraufte, rief er laut, daß es im Walde widerhallte und das Gebell der Hunde im Hofe übertönte: „Thue Buße, ich will dir vergeben; ich vergelte dir nicht, kein Schlag ſoll dich treffen."

Die Frau Egidi's ſchrie Feuerjo zum Fenſter heraus, die Mühlknechte eilten herbei, ſie folgte ihnen. Ueberdieß hatte ſich Luzian wieder befreit, und ein gewaltiges Ringen zwiſchen ihm und dem Pfarrer hatte begonnen.

„Mein Egidi iſt todt!" ſchrie plötzlich die Frau und ſank neben ihrem Mann nieder. Das war ein Schrei, der die Bäume im Wald erſchüttern konnte.

Luzian ließ ab vom Ringen, kniete neben ſeinem Sohn nieder und ſchrie: „Mein Kind! Mein Kind! Pfaff, da haſt dein Opfer."

„Und du biſt der Mörder," entgegnete der Pfarrer.

Luzian ſchnellte wieder empor, zückte ſein Seitenmeſſer, faßte den Pfarrer und rief: „Wenn ich geköpft werden ſoll, will ich's wegen deiner, du . . ."

Man riß ihn mit unſäglicher Mühe los.

Die Frau lag über ihren Mann hingebeugt, das ſtille Thal tönt wieder von ihrem Jammern und Klagen.

Egidi wurde ins Haus getragen, und als man ihm dort das Weihwaſſer, das neben der Thürpfoſte hing, über das Geſicht ſchüttete, ſchlug er die Augen auf. Kaum hatte Luzian dieß ge-

sehen, als er wiederum den Pfarrer ergriff und mit den Worten: „'naus mit dir!“ ihn aus der Stube drängte.

Das war eine traurige Nacht hier in der Waldmühle. Egidi gelangte bald wieder zu vollem Bewußtsein, und als er dann ruhig einschlummerte, ließ Luzian nicht nach bis Alles schlafen ging, er selber aber wachte am Bett seines Kindes, dessen Stirn und Hände er oft befühlte. So saß er und starrte unverwandt hinein in das matt flackernde Licht, bis dieses endlich verlosch. Er sah dem Absterben des Lichtes zu, obgleich das für todesgefährlich gilt.

Mit dem Verlöschen des Lichtes erwachte Egidi plötzlich, und hier in stiller Nacht, wo der Mond sein fahles Licht in die Stube warf, besprachen sich Vater und Sohn, daß Niemand mehr wußte, wer eigentlich den Andern beleidigt hatte. Egidi wollte mit aller Macht seinen Vater bekehren, aber es gelang nicht, und Luzian versprach, nicht den leisesten Groll gegen ihn zu hegen, wenn er das thue was aus ihm selber käme, aber nicht was der Pfarrer ihm einimpfe. Luzians einziger Wunsch war, daß er den Victor wieder bekäme; er und die Ahne könnten nicht ohne das Kind leben, er wollte es gerichtlich adoptiren. Egidi schien hingegen hartnäckig, jedoch nur so, daß er nicht ausdrücklich willfahrte; was etwa geschehen werde, das konnte er nicht hindern.

Gegen Morgen kam eilig eine alte Magd des Hauses und verkündete, die Frau sei durch den nächtigen Schreck so, daß man bald der Wehmutter bedürfe. Egidi sprang rasch aus dem Bett, er wollte nach dem Dorf, aber Luzian versprach Alles zu besorgen; er sprang rasch hinauf in die Kammer, kleidete den schlaftrunkenen Victor an und trug ihn auf den Armen dem Morgenrothe entgegen, hinauf ins Dorf. Der Weg durch den Wald war hier und dort mit Blutspuren bezeichnet.

## Verlassen und verstoßen.

Im Hause Luzians war diese Nacht nicht minder überwache Verstörtheit. Bäbi saß allein in der Küche und befühlte stets mit dem Daumen die Stelle des Fingers, wo der Brautring gesessen; eine zart empfindliche Haut hatte sich hier unter dem breiten silbernen Ringe gebildet, und Bäbi war's oft als ob sie ein Stück von ihrer Hand verloren habe. Noch unbewußter hatte

ſich unter dem anerkannten äußern Verhältniß ein geſchütztes Gedankengebiet in der Seele des Mädchens aufgethan, das war jetzt Alles dahin, der unbeſtimmten rauhen Wirklichkeit preisgegeben. Bäbi konnte nun ſtill in ſich hinein weinen. Sie glaubte jetzt erſt zu wiſſen wie ſehr ſie den Paule geliebt; iſt's denn möglich, daß er jetzt daheim umhergeht, ohne ihrer zu gedenken? Gewiß nicht. Sie wünſcht ſich Flügel, um ungeſehen ſchauen zu können, was er jetzt treibe, wo er jetzt ſei.

Ach Scheiden immer Scheiden,
Wer hat dich doch erdacht?
Haſt mir mein junges Herze
Aus Freud in Trauern bracht.
Ade zu guter Nacht.

So ſang ſie und ſann dann wieder ſtill hin und her, ob es denn möglich ſei, daß Paule ſie verlaſſen habe. „Wie wird er denn leben können? wird derſelbe Mund einſtmalen zu einer Andern ſprechen können: du biſt mir das Liebſte auf der Welt, du einzig und allein? O! die Männer ſind falſch, aber der Paule doch nicht. Freilich, er muß bald heirathen, er hat keine Mutter, es muß bald eine Frau ins Haus. Er iſt Wittwer und ſein Vater auch, und ich bin auch eine Wittwe. Wenn man nur wüßte, wen er heimführt; es wär' doch Schad' um ſein gut Herz, wenn er ſich jetzt in der Eil' überrumpeln thät, ich möcht' ihm helfen eine Frau ſuchen. Nein, wir thäten keine paßliche finden, es gefiele mir doch keine. Und ich? Werd' ich denn einmal wieder einen Liebſten finden? Werd' ich denn einmal wieder Einen küſſen und umhalſen können wie den Paule, daß man ſchier vergehen möchte vor lauter Lieb' und Freudigkeit? Nein, es giebt nur Einen Paule und keinen mehr ſo ohne Falſch und ſo grundgetreu; das kommt nicht mehr wieder. Und ſoll ich einmal wieder einen andern Schatz kriegen, wo ſteckt denn der Kerle jetzt? Am beſten wär's er käm' jetzt gleich, jetzt könnt' ich ihn am nöthigſten brauchen, ich bin jetzt ſo traurig und ſo einödig, jetzt könnt' er mir über Zaun und Hecken helfen. Wenn ich einmal wieder von ſelber heiter und luſtig bin, da brauch' ich dich nimmer, da kann ich ſchon allein fort. Komm jetzt, gleich, wenn du einmal kommen thuſt. Und wenn er ſo wär' wie der Paule, wär' mir's nicht recht, ich thät mich vor ihm fürchten wie vor einem Ge-

ſpenſt, ich thät hundertmal Paule zu ihm ſagen und wenn er nicht ſo wär' wie der Paule, wär' mir's auch nicht recht ... Ich mein', ich müßt' meinem Paule mein Herzeleid klagen, er iſt mir der Nächſte von all den Meinigen und er iſt's doch wieder, der von mir fort iſt und über ihn hab' ich zu klagen ..."

„Ich laſſ' den Strick auf den Boden laufen, ich heirath' gar nicht." Mit dieſen letzten, faſt laut geſprochenen Worten ſtand Bäbi auf und ſuchte die Gedanken zu verſcheuchen, die unſtet hin und her flatterten. Gewaltſam heftete ſie wieder ihren Sinn auf die Hoheit ihres Vaters: „Ihn kränkt's von meinem Paule gewiß noch mehr, oder doch ſo viel als mich. Und was werden die Leute ſagen? Ich ſeh' ſchon wie ſie allerlei Bedauern mit mir haben, und hinterrücks iſt doch Manche ſchadenfroh, daß es mir ſo geht. Aber das leid' ich nicht, daß mir Eines ins Geſicht hinein auf meinen Paule ſchimpft; es geſchieht mir kein Gefallen damit, im Gegentheil."

Faſt in demſelben Augenblicke, als Luzian im Geiſte von Haus zu Haus wandelte, um zu erkunden wie man von ihm und ſeinem Kampf denke, ſchweifte auch der Sinn Bäbi's zu allen Freundinnen und Geſpielen; aber ſie hatte ihre Rundſchau noch lange nicht beendet, als die Ahne plötzlich rief. Bäbi eilte zu ihr und die Ahne klagte faſt zum Erſtenmal bitterlich, wie man ſie allein laſſe und Alles verkehrt und rückſichtslos verfahre. „Ich weiß nicht," ſagte ſie, „hundertmal geredt iſt wie keinmal, und du machſt auch kein' Thür zu und man iſt ja in dem Haus wie vor einem Blasbalg und nirgends kein' Ruh' und Alles iſt fort. Dein' Mutter heult mir auch den Kopf voll und du gunnſt mir auch das Maul nicht und red'ſt kein Sterbenswörtle. Wenn halt mein Luzian nicht da iſt, da hat der Himmel ein Loch."

Die ſonſt ſo anſpruchsloſe Ahne, die nie Jemand gern zu ſchaffen machte, war heute krittelig, hatte allerlei zu befehlen und zu wünſchen, und doch war ihr nichts recht.

Bäbi ſchloß der Ahne bald ihr Herz auf, wie tief weh ihr zu Muthe ſei.

„Laß das Sinniren ſein," entgegnete die Ahne, „man bringt doch nicht 'raus wie's morgen ſein wird; jeder Tag ſorgt für ſich ſelber. Wenn man heut' ſchon wüßt' was morgen wird, braucht' man ja morgen nicht leben. Zeit macht Heu. Mir iſt's, wie wenn meinem Luzian ein ſchwer Unglück über den Hals käm';

wenn er ſich nur nicht an dem armen Schelm, am Egidi vergreift."

„Ich will dem Vater nach in die Mühle."

„Nein, will denn Alles fortlaufen? Da bleibſt."

„Ich mein' ich hab' grad des Paule's Stimm' gehört," ſagte Bäbi wieder und wurde feuerroth.

„Kann mir's denken. Dir geht ſein' Stimm' im Kopf 'rum. Was könnt' er denn da bei uns ſuchen? Haſt du noch ein Geſchenk von ihm?"

„Nein, aber vielleicht hat er's mit ſeinem Vater ins Reine bracht oder ſo, und er iſt da und will —"

„Du kennſt den alten Metard nicht, dem iſt, mit Gutem ſprich, die Seel' in den Leib geroſtet. Dein' Mutter die ſchimpft auf den Paule und das leid' ich nicht. Wer geſtern brav geweſen iſt, der kann nicht — Plumpſack da bin ich — heut auf Einmal ein Nichtsnutz ſein; wenn er auch einen Unſchick begangen hat, er iſt doch der Alt'. Wen man geſtern gern gehabt hat, den kann man nicht heut' über alle Häuſer 'nausſchmeißen wie einen alten Schlappen. So iſt's. Der Paule geht ſeinem Vater nicht von der Hand; er thut beſſer dran als der Egidi, der Latſchi, der thut ja ſo übergeſcheit als ob er auf ſeines Vaters Hochzeit geweſen wär'."

„Ja, bei ſeinem Vater bleiben muß man, mein Paule hat's grad ſo gemacht wie ich —"

„Gewöhn' dir die Red' ab; du kannſt nimmer ſagen: mein Paule," warf die Ahne ein; Bäbi ſchien es kaum zu hören, unverrückt ins Licht ſtarrend fuhr ſie begeiſtert fort: „Ich hab' heut' faſt die ganze Nacht nicht geſchlafen, vor lauter Gedanken. Sonſt iſt ſo ein Sonntag 'rum gangen wie ein Tanz ſo ſchnell, man weiß nicht wo er hinkommen iſt. Aber was haben wir geſtern nicht Alles verlebt! Ich hab' ſonſt nie gewußt, daß man vor Gedanken nicht ſchlafen kann, aber geſtern hab' ich's erfahren. Da hab' ich halt auch darüber denkt: wozu braucht man denn auch einen Pfarrer bei der Trauung? Wär's nicht viel ſchöner und heiliger, wenn in der Kirch', wo die ganze Gemeind' bei einander iſt, der Vater vom Burſch und der Vater vom Mädle da vor ihnen ſtünd' und Einer nach dem Andern thät das Paar einſegnen und trauen? Der Vater iſt doch eigentlich der Stellvertreter von Gott bei ſeinem Kind, und ſo eine Trauung vom

Vater wär' doch erſt recht heilig. Und mein Vater könnt' beſſer ſegnen als alle Pfarrer auf der ganzen Welt, und ich mein' ein jeder Vater, wenn er da auf dem Platz ſtünd', müßt' ein gut Wort vorbringen können. So ein Pfarrer iſt doch ein fremder Menſch und mein Vater iſt mein und ich bin ſein bis zu der Stund."

Die ganze erhobene Liebe Bäbi's zu ihrem Vater brach flammend auf. Die Ahne ſagte verwundert: „Bäbi, du redeſt ja, man kennt dich gar nicht mehr."

„So pfeift mein ... der Paule, ja, ja, das iſt das Lied vom Neſſelkranz," ſagte Bäbi plötzlich vor ſich hin, auf die Straße hinaushorchend, „aber ich warte bis er 'rauf kommt."

Bäbi hatte in der That recht gehört, Paule war da und wollte vor Allem mit Luzian ſprechen, er ſtrich ums Haus umher, ob er nicht Bäbi doch zufällig treffe. Endlich ging er zum Wendel und wollte dort die Ankunft Luzians abwarten. Erſt ſpät in der Nacht kehrte er heim.

Lange beſprach ſich noch Bäbi mit der Ahne, bis dieſe endlich einſchlief; auch die Mutter ging zu Bett und ſtill war's ringsum. Bäbi holte ſich noch eine Näharbeit, die zur Vollendung ihrer Ausſteuer gehörte; hatte es mit dieſer nunmehr auch keine Eile, ſo hielt die Arbeit doch wach. Kaum eine Stunde aber hatte Bäbi emſig und ſtill bei der Oellampe geſeſſen, als ihr die Hände in den Schooß ſanken und ſie ermüdet einſchlummerte. Das erſte Pochen an der Thüre erweckte ſie, denn in dem wachbereiten Schlafe iſt das Ohr jedes Tones gewärtig.

Ohne daß man Jemand kommen hörte, öffnete ſich der Riegel, Bäbi ſah ihren Vater vor ſich ſtehen und blickte ſtaunend in ſein verwildertes Antlitz. Luzian aber ſagte raſch: „Gut, daß du auf biſt, lauf' hurtig zur Hebamm', ſie ſoll gleich zu des Egidi's Clor (Clara) kommen und dann ſag's ihrer Mutter. Lauf tapfer, ich will ſchon drin im Haus wecken."

Luzian ging mit Victor ins Haus und Bäbi rannte in den Strümpfen ohne Schuhe pfeilſchnell das Dorf hinauf.

Frau Margret machte ſich raſch auf den Weg, und als Luzian nach einer Weile in den Hof ging, ſah er den Oberknecht, der die beiden Braunen an den Wagen ſpannte.

„Haſt Recht, daß dich früh aufmachſt," ſagte Luzian, „willſt Klee holen?"

„Nein, ich hab' noch genug für heut' von gestern Abend. Ich hab' noch zwei Fuhren Dinkel im Speckfeld, die müssen 'rein und hernach will ich zackern."

Luzian nickte zufrieden und half eingeschirren. Stillstehend schaute er dann dem Wagen nach, der davon fuhr; das Schimmelfüllen sprang neben her, sich noch ledig tummelnd im frischen Morgenhauch. Luzian dünkte es schon ein Jahr, daß er sich nicht um sein Sach' angenommen hatte. Diese unablässige Stetigkeit des Arbeitens trat ihm jetzt in ihrer ganzen Erquickung vor die Seele; ihm war die ganze Welt aus den Fugen gegangen, hier aber verlief Alles regelmäßig, das kannte keinen Wirrwarr und konnte keinen ertragen. Die Natur arbeitet in stiller Unablässigkeit und der Mensch, der in ihr wirkt, muß wie sie rastlos sich rühren; das hat seine festen Zeiten, die nicht verabsäumt werden dürfen, Sonne und Regen warten nicht bis du mit deinen anderweiten Anliegen fertig bist. Du magst den Hammer in der Schmiede, die Axt auf dem Zimmerplatz, den Hobel in der Schreinerwerkstatt ruhen lassen, eine Weile unausgesetzt anderen Dingen, Gemeinzwecken nachgehen, du kannst Alles leicht wieder aufnehmen, wie am Tage wo du es verlassen. Anders der Bauersmann. Die Sonnentage, die über dem Felde seiner harrten, kann er nicht wieder heraufrufen. Darum eignet sich der Bauersmann so selten zur Verfolgung von Anforderungen, die abseits von dem Kreislauf seiner Thätigkeit liegen. Des Herrn Auge macht das Vieh fett; wie leicht verkommt Alles, wenn der Herr fehlt. Muß es Dienende geben, unablässig belastet mit der Hände Arbeit, während der Herr den höheren Anliegen der Menschheit nachgeht, ist kein Zustand möglich, in dem sich Beides vereinigt?

„Wenn du wieder kommst, geh' ich mit ins Feld," rief Luzian dem Knechte nach, und kehrte ins Haus zurück.

Die Ahne war ganz glückselig, beim Erwachen ihn wieder zu sehen.

„Mir hat heut' Nacht träumt," erzählte sie, „du bist Pfarrer worden. Ich hab' dich predigen sehen, aber in einer ganz fremden Gegend, ich hab' alle deine Worte gehört, o! es war prächtig. Und du gäbest erst noch einen guten Pfarrer. Mein Vater hat's mehr als hundertmal gesagt: wenn's mir nachging', dürft mir Keiner vor dem fünfzigsten Jahr Pfarrer werden. Ein Pfarrer braucht nicht studirt haben und kein Examen machen, er muß sich in der

Welt umthan haben mit offenen Augen, und sei er meinetwegen Holzhacker gewesen, er kann doch der best' sein, besser als alle Bücherpfarrer. Woher wollen denn die aus dem Seminare mitreden und Einem Trost und Hülf' geben? Sie haben ja selber nichts erfahren. Mein Vater, das war der gescheiteste Kopf, auf dem je ein Hut gesessen ist, der kaiserliche Rath hat's auch oft gesagt."

„Heut' giebt's noch ein Urenkele," sagte Luzian, „die Clor wird eines bringen."

„So? Ja von deßwegen bist auch die Nacht nicht heimkommen. Wir haben lang' auf dich gewartet."

Luzian war still, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. So oft die Ahne das Wort Pfarrer aussprach, ging ihm ein Stich durch's Herz; er konnte ihr jetzt nicht sagen, was vorgegangen war. Wird es ihr aber verborgen bleiben und ist's nicht besser, selber Alles zu bekennen? Einstweilen muß man abwarten und Ruhe suchen.

Still sich vergrämend saß Luzian da. Von allen Qualen, die den Menschen heimsuchen können, ist die Selbstverachtung die höchste, freilich nur für ein ehrlich Gemüth, denn die zahllosen anderen kommen nie dazu, sich selbst die volle Wahrheit zu gestehen. Ueber den Aufrichtigen aber kommt die Pein doch nur vorübergehend, denn eben in der Aufrichtigkeit liegt schon die Gewähr, daß die Selbstverachtung eine unberechtigte ist.

Luzian erkannte schwer, wie durch seine letzte That sein ganzes Streben verkehrt und verwüstet war.

„Was hast du jetzt? Raufhändel und weiter nichts. Und du bist nicht mehr allein für dich . . ."

Mit diesen Worten erkannte er jene bindende Allverantwortlichkeit, die in der selbsterweckten oder überkommenen Sendung für das Allgemeine liegt; das ganze Thun und Lassen hört damit auf, ein eigenes, beliebiges zu sein.

„Mich dürfen sie für einen Lumpen halten, da läg' mir nicht viel dran, aber jetzt heißt's: Alle, die nicht an die Pfaffen glauben, sind Raufbuben, man sieht's ja. Das thut mir in der Seele weh. Jetzt hat der Pfaff Oberwasser. Ja, ich passe nicht zu einer solchen Sach', nein."

Hiemit betrat Luzian eine neue Stufe des Märtyrerthums: den Zweifel und die Verzweiflung an sich selbst. Tausendmal ist

dieß nur Beschönigung der Ruhesucht, feiges Abschütteln einer unumgänglichen Aufgabe, aber hier war's die bitterste innere Zerknirschung. Luzian hielt sich in der That seines hohen Vorhabens unwürdig, die letzte That zeigte dieß für ihn und Andere. Tiefe Sehnsucht stieg in ihm auf, daß doch ein gewaltiger erhabener Mensch erstehe, der stark und heilig die Welt aufs Neue erlöse; wie gern wollte er ihm dienen, ihm Alles opfern, jedem Wink seiner Augen gehorchen, wenn es ihm nur vergönnt wäre, in den Reihen seiner Kämpfer zu streiten.

„Ich bin kein bisle mehr als ein gemeiner Soldat und dazu noch ein recht wilder, unbändiger."

Darin sprach sich's aus, was er wünschte. Das tiefe Verlangen und Sehnen des Jahrhunderts gab sich auch hier kund. Wird ein gewaltiger Führer erstehen, der das Zauberwort findet, um die zerstreuten zahllosen Streitmuthigen in geschlossenen Reihen zu ordnen und sie die große Bahn zu einem neuen Leben zu führen? ...

Als Luzian durch das Dorf ging, grüßte er Niemand, er wartete den zuvorkommenden Gruß ab; man solle nicht glauben, er demüthige sich oder suche jetzt einen besondern Anhang. Menschen, an deren Urtheil ihm ehedem so wenig lag, daß er gar nie daran dachte, diesen sah er jetzt scharf ins Gesicht; sie sollten und mußten ein Wort, einen Blick für ihn haben, er mußte sicher sein, was sie von ihm denken. Manchmal wurde er in der That zuvorkommend gegrüßt, aber er fragte sich wieder, ob das nicht durch die Nöthigung seines scharfen Anblickes geschehen sei. Wenige bemerkten seine Unruhe, und die sie bemerkten und darüber nachdachten, vermutheten einen entgegengesetzten Beweggrund, sie glaubten herausfordernden Stolz zu erkennen. Wo Zwei oder Mehre beisammen standen und Luzian ging vorüber, waren sie plötzlich still, gewiß hatten sie von ihm gesprochen. Der Rößleswirth sah zum Fenster heraus und als er Luzian kommen sah, zog er sich zurück und machte das Fenster rasch zu. Luzian war fest überzeugt, daß Alles auf ihn gemünzt sei, er, der sonst in sich so Feste, sah sich auf Einmal abhängig von den Mienen und dem Behaben eines Jeden. Dem Dieb brennt der Hut auf dem Kopf, sagt das Sprüchwort, und ähnlich erschien sich Luzian wie ein offenkundiger Verbrecher, der sich Wohlwollen und Anerkennung zusammenbettelt, die er vordem selbstverständlich inne hatte. Luzian

wollte sich Alles aus dem Sinn schlagen und es gelang ihm, aber dieses Vergessen war doch nur wie der Schlummer eines Krankenwärters, eines Harrenden; das leiseste Geräusch weckt taumelnd auf.

In der Schmiede, wohin nun Luzian ging, ward auch Alles plötzlich still, als er eintrat. Urban begann indeß: „Gelt, jetzt sind die Karten anders gemischt? jetzt schenkt der Pfarrer dir die Trümpf', die du früher gehabt hast?"

„Wie so?" fragte Luzian.

„Du wirst doch nicht läugnen, du hast vergangene Nacht bei deinem Egidi den Pfarrer todtstechen wollen und hast ihn blutig geschlagen, aber der Pfarrer hat heilig geschworen, daß er nichts davon bei Gericht angeben will; er verzeiht dir's. Jetzt frag' um im Dorf, laß ausschellen: wer dir noch Recht gibt, soll sich melden."

„Du hast Glück," sagte der Brunnenbasche, „du hast Glück wie jener Mann, der hat einen Floh fangen wollen und hat eine Laus gefunden."

„Mit dir red' ich gar nicht," erwiderte Luzian und verließ die Schmiede in schweren Gedanken.

Als er so in sich gekehrt, den Blick zur Erde geheftet hinwandelte, fühlte er plötzlich einen mächtigen Faustschlag auf dem Rücken. „Heilig Millionen," knirschte er sich umkehrend und nach dem Schläger fassend. „Ah, du bist's," sagte er und ließ ab als er Wendel sah, „du hast mich grausam erschreckt, es ist mir durch Mark und Bein gefahren."

„Warum? seit wann bist du so zimpfer?"

„Guck, ich weiß nicht, ich bin dir so ängstlich im Herzen, es ist eine Schande, ich mein', die ganze Welt ist gegen mich, ich möcht' sie Alle vergiften, und da kommst du hehlings und giebst mir einen Schlag wie vom Himmel 'runter."

„Bist denn eine schwangere Frau? Schäm' dich. Wenn du auch Eins kriegt hast, es ist nur eine Abschlagszahlung von nächt Abend."

„Weißt auch schon."

„Ja, und jetzt spielt der Pfarrer den Gutedel. Hab' ich dir's nicht gesagt, du wirfst das Beil zu weit 'naus? Dein Sach' ist bis daher eine reine, thauklare gewesen, und jetzt ist geronnen Blut drin."

„Mach' mir keine Vorwürfe, ich weiß Alles, ich weiß ja;

von dir hätt' ich am Ersten verlangt, daß du mir Trost einredest, statt daß du mich jetzt auch noch schändest."

„Ich schwätz' dir kein Loch in den Kopf, wer bist denn? Kopf in die Höh! daß man den alten Luzian zu sehen kriegt. Narr, du hast nicht geschlafen, ich seh dir's an, du bist mauserig wie ein Vogel, der sich mausert. Jetzt laß dich nur nicht unterkriegen. Was du einmal than hast, dabei mußt du bleiben."

„Ich hab's aber nicht gern than, ich bin in der Wildheit dazu kommen. Ich ließ' mir einen Finger abhacken, wenn ich den Pfarrer nicht geprügelt hätt'."

„Luzian, das hab' ich nicht gehört, das hast du nicht gesagt, das darfst du nicht sagen, keinem Menschen. Vor der Welt mußt hinstehen, daß Alle die Augen unterschlagen, wenn du sie anguckst. Möchtest gerne Trost haben? Was Trost? Wer nichts nach der ganzen Welt fragt, nach dem fragt die Welt am meisten. So bist du und so mußt du sein, und so bist du morgen am Tag."

„Ich weiß wohl, ich bin nichts nutz, aber das thut mir weh, mein' Sach' ist doch gut."

„Freilich, freilich, da dran halt' dich. Laß den Schlag ein paar Monat versurren, da hat das Ding ein ander Gesicht. Wir wollen zu Michaeli davon reden, wenn die Sach' bis dahin nicht ist wie der ferndige (vorjährige) Schnee."

Dieser Zukunftstrost verfing bei Luzian nicht, denn er entgegnete: „Führ' du im Frühjahr einen Hungrigen auf den Kornacker und sag: da friß dich satt. Lug Wendel, ich mein' es ist ein Jahr, aber es ist erst gestern gewesen, daß ich den alten Luzian hab' vor mir herumlaufen sehen, aber den Luzian von über'm zukünftigen Jahr, den kenne ich noch nicht, von dem weiß ich noch nichts und der hilft mir noch nichts. Sag du mir hundertmal: ich werde ein anderer muthfester Kerl sein, jetzt bin ich's noch nicht und jetzt bräucht ich's. Ich hab' dir eine Angst fast zum Davonlaufen und weiß nicht wovor und weiß nicht wohin."

„Das Stündle bringt's Kindle, sagen die Hebammen. Luzian horch auf, ich will dir was sagen. Sei kein Narr; im Gegentheil, sieh dir die Welt als ein Narrenspiel an, mach dich lustig darin so gut als es geht und so lang als es hält. Du bist gesund, hast Vermögen genug, laß dir dein Leben bekommen,

es ist bald genug aus, eh man sichs versieht; und es dankt dir's kein Teufel, wenn du jetzt deine besten Jahre verkrimpelst und verbuttelst für nichts und wieder nichts, blos weil dir was einredest. Ich kann dir in sieben Worten all' meine Weisheit sagen: für was man die Welt ansieht, das ist sie Einem. Wenn ich du wär', ich wollt mir ein ander Leben herrichten. Ich wünsch' dir nur meinen Leichtsinn, den geb' ich dir nicht für deinen besten Acker. Jetzt muß ich heim, es wartet ein Staatsmittagessen auf mich, ein Herrenessen, der König hat nicht mehr, es kommt in Allem nur darauf an wie man's ansieht: ich hab' Gesottenes und Gebratenes. Die untern Kartoffeln im Hafen (Topf) die sind gesotten, und oben wo das Wasser einkocht ist, da sind sie braten."

Man war am Hause Wendels angelangt und dieser ging hinein.

## Ein neues Familienglied.

Als Luzian heimkam, hörte er schon vor der Hausthür, daß die Frau Egidi's ein Töchterchen geboren hatte.

Aus der Küche trat ihm die sporenklirrende Fidelität entgegen.

„Guten Tag, Herr Doctor," sagte Luzian.

„Guten Tag, Herr Schwiegersohn," lautete die Antwort.

Fast möchte man's bedauern, daß in den zehn Tagen, die wir jetzt schon in dem Hause verweilen, im Dorfe Alles körperlich wohlauf war, wir lernen dadurch das heitere Naturell erst jetzt kennen. Es ist aber noch immer Zeit.

Der Doctor Pfeffer von G., ein junger Mann mit geröthetem Antlitz, das die Kreuz und die Quer durchsäbelt war, kam nie ins Dorf, ohne das Haus Luzians oder vielmehr die Ahne zu besuchen. So oft man das Reitpferd des Doctors am Wirthshaus angebunden sah und er nicht dort zu treffen war, suchte man ihn bei der Ahne auf, wo er scherzend und lachend saß. Die Leutseligkeit und frohe Laune des lustigen Bruders hatte ihn auf allen umliegenden Dörfern beliebt gemacht. Auf der Universität war der forsche Studio als der große Baribal hoch berühmt und angesehen, ein Meister auf der Mensur und in der Kneipe. Er behielt sich auch diese Würde fast über das Quadriennium hinaus. Endlich, als das ganze Ver-

mögen verſtudirt war, ließ ſich der Menſurheld zum Examen einpauken, und halb aus wirklichem Glück, halb aus Rückſicht der Profeſſoren, die ihn endlich von der Univerſität los ſein wollten, beſtand er das Examen. Er ließ ſich nun in G. als praktiſcher Arzt nieder, erhielt bald darauf die Stelle eines Unteramtschirurgus und befleißigte ſich hauptſächlich der Dorfpraxis. Eine gewiſſe Geſchicklichkeit in der Operation, wozu ihn beſonders ſein Muth und eine handliche Fertigkeit befähigten, war ihm nicht abzuſprechen; er traute daher auch nur dem operativen Theile ſeines Berufes, von der neuen Errungenſchaft der innern Heilkunde beſaß er als weſentliches Ergebniß nur die Skepſis. Das praktiſche Leben faßte er oft wie die Fortſetzung einer ulkigen Studentenſuite. Reiten und Fahren, ſeine alte Liebhaberei, war jetzt ein Theil ſeines Berufes; das ging nun hin und her über Berg und Thal, und die Welt iſt ſo weiſe eingerichtet, daß es auch in dem kleinſten Dorfe, wo die Füchſe einander gut' Nacht ſagen, nicht an einem kühlen Trunk Wein fehlt, der ſpricht da mit demſelben Geiſte wie in der Geſellſchaft aller Weltweiſen. Wenn unſer Doctor noch ſo lange beim Glas geſeſſen, hielt er ſich doch immer feſt zu Pferde wie eine Katze, ja die Leute behaupteten, er ſei von Nachmittag an, das heißt, wenn er ſchon ein bischen angeriſſen war, noch weit geſcheiter und geſchickter als Arzt. Er trank unabänderlich nur halbe Schöppchen, damit der Wein allzeit friſch vom Faſſe komme. War das Fläſchchen leer, ſchlug er es mit einem Daktylus auf den Tiſch, und die Wirthe in der ganzen Umgegend kannten dieſes Zeichen zum Auffüllen. Im Sommer gab es da und dort topfebene Kegelbahnen, wo unſer Arzt hemdärmelig mit einigen Pfarrern und ſonſtigen Honoratioren der edeln Kegelkunſt oblag. Mit allen Menſchen jeglichen Standes war er im beſten Einvernehmen, und man nannte ihn allgemein einen braven Kerl, denn er war gleich liebreich und unverdroſſen gegen Hülfeſuchende, Arme wie Reiche. Er, der als Studio über alle Schranken der bürgerlichen Einpfählung ſich hinweggeſetzt, hatte ſich damit auch, wie man ſagt, ausgetobt; er vertrug ſich jetzt mit allem Beſtehenden und deſſen Vertretern. Stimmte er auch manchmal mit ein in ſcharfen Tadel über dieſe oder jene Staatseinrichtung, ſo galt ihm das mehr zur Uebung ſeines Witzes und zur Verwendung eines Kraftausdruckes aus Olims Zeiten. Er war mit allen Beamten in dem Städtchen

smollis, und stand mit allen Pfarrern des Oberamts auf gutem Fuß. Viermal des Jahrs communicirte er, wie sich gebührt, und verließ am Abend vorher schon Punkt zehn Uhr das Wirthshaus.

So fehlte dem Doctor zu einem gemachten Manne weiter nichts als eine Frau, und in der That suchte er auch eine solche, aber sie mußte reich sein, mindestens so reich, daß man fortan bequem zweispännig leben konnte.

Kluge Leute behaupteten, er habe es auf Luzians Bäbi abgesehen, und diese Annahme war nicht ohne Grund. Er war weit davon entfernt, daß ihm die Bildungsstufe Bäbi's als ein Hinderniß erschien; er verlangte von einer Frau weiter nichts, als daß sie eine gesunde Mutter, eine tüchtige Wirthschafterin sei, und ein erkleckliches Einbringen habe.

Luzian mit seinem heftigen Eifer für Umgestaltung des Lebens war ihm eine anziehende Erscheinung, und dem Bauersmann gegenüber hatte er wissenschaftliche Fettbrocken genug, um seinen einfachen Verstand damit zu spicken und so sich in Geltung zu setzen. Die Ahne, die er stets mit Heirathsanträgen neckte, war ihm von Herzen gut; so oft er kam, sie hatte ihm stets etwas über ihr Befinden zu klagen und zu befragen, er hörte es geduldig an und half ab. Ganz glücklich machte er sie einst, als er ihr das Bildniß Kaiser Josephs unter Glas und Rahmen überbrachte.

Paule allein wußte es, daß der Doctor auf einen förmlichen Heirathsantrag eine abschlägige Antwort von Bäbi erhalten hatte. Als sie Braut geworden, unterließ er seine Besuche dennoch nicht; vielleicht wollte er damit seine frühere regelmäßige Einkehr verdecken. Bäbi ging ihm stets aus dem Wege, sie meinte, er müßte ihr böse sein, weil sie ihn beleidigt habe; er wußte aber nichts von Groll. Das zeigte sein heutiges Thun.

Unser Doctor war Menschenkenner genug, um zu wissen, wie weich und empfänglich ein verlassenes Mädchenherz ist, wie halb Verzweiflung halb Sehnsucht leicht einen kühnen Freier aufnimmt; er erneuerte daher jetzt frischweg seinen Antrag bei Bäbi, aber mit so viel Schonung, daß die abweisende Antwort des Mädchens nur als zögernder Aufschub erscheinen konnte. Er hatte so eben, Bäbi's Hand fassend, ihr versprochen, nicht mehr von der Sache zu reden, bis sie selbst davon anfinge. Es war

als ob er mitten im Brande des Hauſes das verlaſſene Mädchen ſich erobern würde, als eben Luzian hereinkam; vor ihm ſcheute er ſich jetzt mit ſeinem Anerbieten hervorzutreten, er ging mit ihm nach der Stube und ſetzte ſich mit einer gewiſſen heimiſchen Art, die Luzian dahin mißdeutete, als ob er zeigen wolle, er thue dem geächteten Hauſe durch ſeinen Beſuch eine Ehre an.

Die Ahne hatte verweinte Augen, auch aus der Küche vernahm man durch das Schiebfenſterchen bisweilen das Schluchzen Bäbi's. Luzian bemerkte wohl, daß ſeine Raufhändel hier bekannt worden waren, aber er dachte ſtill: „Ihr müßt euer Theil eben auch haben."

Das war jetzt ein Hausweſen, ſo verſtört und aufgeſcheucht, als ob es nie eine Heimath ruhiger Menſchen geweſen wäre.

Nach einer Weile ſagte Luzian: „Herr Doctor, kommet mit zum Egidi, ſehet einmal nach der Kindbetterin."

Der Doctor beſtieg ſein Pferd und Luzian ging neben ihm her den Waldweg nach der Mühle. Luzian fühlte ſchwer, wie einem Menſchen zu Muthe iſt, der immer hin und her getrieben von einem Orte zum andern, nirgends eine ſichere Ruheſtätte und häusliche Erquickung hat.

Als die beiden Männer fort waren, kam Bäbi in die Stube und ſagte: „Ahne, Ihr dürfet den Doctor nicht ſo oft wiederkommen heißen, Ihr müſſet ihn nicht ſo ins Haus zeiſeln (locken)."

„Warum?"

„Denket nur, er hat mir heut' wieder was davon vorgeſchwatzt, daß er mich heirathen will, und es ſind noch nicht drei Tag', daß ich nicht mehr Hochzeiterin bin."

„Laß ihn ſeine Späß' machen, er iſt ein guter Menſch, und wir dürfen jetzt nicht alle Leut' aus dem Haus verſcheuchen, es läßt ſich ja ohnedem Niemand mehr ſehen. Gelt Bäbi, der Pfarrer hat deinen Vater gewiß zu den Raufhändeln gezwungen? Ich bleib' dabei: was mein Luzian thut, das iſt brav."

Unterdeß eilte Luzian mit dem Arzt der Mühle zu.

An der Berghalde ſtieg dieſer ab und zog ſein Pferd am Zaume nach, um ſo gleichen Schrittes mit Luzian beſſer mit ihm reden zu können.

„Wie meinet Ihr, Schwäher?" ſagte er, „wie wär's, weil ich doch die Ahne nicht heirathen kann, wenn Ihr mir das Bäbi

zur Frau gäbet? Ich bleib' dann doch in der Familie und werde nicht verfremdet."

„Es iſt jetzt kein' Faſtnachtszeit."

„Was ich ſag', iſt ſo klar wie Klösbrüh und iſt mir grundbirnenernſt. Ohne Spaß, ich nehm' das Bäbi, wie es geht und ſteht und liegt. Der Paule gibt das Bäbi auf wegen der Pfaffengeſchichte, mir iſt das ganz Wurſt, im Gegentheil, die Tochter von einem Ketzer iſt mir noch was Beſonderes. Ich habe einen guten Freund von der Univerſität her, wir nennen ihn den Rollenkopf, der traut uns morgen, wenn Ihr einſtimmt."

„Weiß das Bäbi von Eurem Vorhaben?"

„Gewiß, ſie ziert ſich noch ein Wenig, aber ſie thät doch gern ſchnell Ja ſagen, wenn ſie ſich nicht vor der Welt ſcheute. Wenn Ihr ein Wort fallen laſſet, iſt die Sache abgemacht. Nun? Stünde ich Euch nicht an als Schwiegerſohn?"

„Ja, ja, warum denn nicht?" entgegnete Luzian. Er war fortan äußerſt ſchweigſam, bis man am Beſtimmungsorte anlangte; deſto mehr redete der Doctor.

Auf der Mühle bekundete er die äußerſte Sorgfalt für die Wöchnerin und das Kind, und da man einmal zur Apotheke ſchickte, verſchrieb er auch noch eine ſchnell heilende Salbe für die Kopfbeule, die Egidi beim Falle erhalten hatte. Scherzend gratulirte er Egidi zu ſeinem neuen Schwager, als welchen er ſich ſelbſt vorſtellte.

Unſer Doctor hatte ſich in ein ſeltſames Verfahren verrannt, bei dem eben ſo viel augenblickliche Laune als Berechnung war; er, der die Weiſe des Volkes ſo gut kannte, glaubte ſeine Brautwerbung doch in ſcherzhaftem Tone halten zu müſſen; das ſchien ihm der derben Art ſeiner künftigen Schwägerſchaft angemeſſen, und ſollte ihn und ſie über alle etwaige Peinlichkeiten und Erörterungen hinwegheben. Aus dieſem Grunde verkündete er auch die Sache allen Frauen, die auf der Mühle anweſend waren; dieſe Offenkundigkeit mußte ſowohl die Bedenken bei Bäbi heben, als auch zugleich ſie feſſeln, da man nun doch einmal allgemein davon redete. Unſer Doctor irrte ſich aber gewaltig. Er überſchritt in ſeiner Burſchikoſität unbewußt die feine Grenzlinie, die zwiſchen Derbheit und Leichtfertigkeit gezogen iſt; auch der vierſchrötigſte Bauer kennt dieſe wohl, und es beleidigt ihn, wenn ſo Viele, wie hier unſer Doctor, um ſich der volksthümlichen

Denkweise anzubequemen, eine gewisse Rohheit in Ausdruck und Behandlung ernster Verhältnisse annehmen. Um nicht gekränkt zu sein, mußte Luzian die Angelegenheit entschieden und wiederholt als Scherz auslegen.

Zwischen Egidi und seiner Mutter war eine wortlose Versöhnung eingetreten. Hier galt es zu helfen, und da war von Streit nicht mehr die Rede. Die Mutter wirthschaftete lebendig im ganzen Hause, und Egidi kam mehrmals zu ihr in die Küche und sagte, sie möge nur sich selbst nicht vergessen, sie möge sich etwas Gutes bereiten, sie allein habe zu befehlen und nicht die Schwiegermutter „und," setzte er in seltsamer Einfalt hinzu, „thuet nur, wie wenn Ihr in Eurem eigenen Hause wäret und nehmet Euch Alles ungefragt. Soll ich Euch klein Holz spalten?" Ohne Antwort abzuwarten fing er an, und mußte fortgejagt werden, da die Wöchnerin nebenan jeden Schlag spürte und eben einschlafen wollte.

Egidi sprang und pfiff im Hause herum wie ein lustiger Vogel auf dem Baume, der in die Welt hinein verkündet, daß jetzt eben ein junges Küchlein im Neste die Augen aufschlug.

Am andern Morgen stand Luzian nach fast zwölfstündigem Schlafe wohlgemuth auf. Die ganze Welt, die aus den Angeln schien, hielt sich doch noch in ihrem Kreislaufe, und Luzian fühlte sich wieder muthfest. Er pflügte den ganzen Morgen ohne Unterlaß draußen im Speckfelde, er empfand es still, daß das doch eigentlich die Arbeit sei, die er am besten verstehe.

Kaum ist die Frucht vom Felde eingethan, so wird der Boden mit scharfem Pfluge wieder umgelegt, die abgestorbenen Stoppeln werden entwurzelt und verwandeln sich in neue Triebkraft, der aufgelockerte Grund ist bereit, sich von Sonnenschein und Regen durchdringen zu lassen, bis er neue Saat empfängt. Das Wachsthum des Menschengemüthes gleicht nicht dem vergänglichen Halme, eher dort dem Fruchtbaume, der bleibt bestehen und harrt neuer Frucht am selben Stamme.

Luzian fühlte sich jetzt so wohl und heimisch in seiner Arbeit, daß es ihm am liebsten gewesen wäre, wenn der ganze Handel mit dem Pfarrer ein Traum war.

Es ist ein ganz Anderes, mitten in den gewohnten Lebensverhältnissen einen Charakter still ausbilden, alsdann zum Kampfe heraustreten und unablässig in demselben stehen.

Tauſende wünſchen jetzt den Krieg und ſagen: nur das kann von der fieberiſchen Aufregung erlöſen. Wer weiß, wie bald ſie ſich aus dem Leben im Feldlager heimſehnen würden. Der neue Kampf muß den Muth erfriſchen.

Als Luzian mit dem Pfluge heimkehrte, begegnete ihm Egidi, der betrübt vom Pfarrhauſe kam.

„Was haſt?“ fragte Luzian.

„Vater,“ entgegnete Egidi, „Ihr müſſet aber nicht grimmig ſein, ich kann nichts dafür, ich hab' eben dem Pfarrer die Taufe von meinem Kinde angezeigt, ſie iſt nächſten Sonntag und es ſoll auch Kordula heißen wie die Ahne; und da hat mir der Pfarrer geſagt, daß nicht die Ahne und nicht Ihr und nicht die Mutter und nicht das Bäbi in die Kirch' kommen darf, ſei's als Gode oder als Taufzeuge; ihr ſeid Alle im Kirchbann.“

„Gut, gut,“ ſagte Luzian, „du haſt ja dein' Schwiegermutter und deine zwei Schwägerinnen.“

„Nicht wahr, Vater, Ihr ſeid mir nicht bös? ich kann ja nichts dafür, und ich muß doch mein Kind taufen laſſen.“

„Freilich, freilich, aber ich muß jetzt eſſen, ich kann ſchier nicht mehr lallen,“ ſo ſchloß Luzian und ſprang den Pferden nach, die ihm voraus heimgeeilt waren.

Bei Tiſche fragte Luzian den Victor: „Biſt wieder gern in der Schul' und wie geht dir's?“

„Ihr hättet mich nicht 'rausthun ſollen, wenn ich wieder 'nein muß,“ entgegnete Victor, „der Pfarrer hört alle Kinder ab in der Religionsſtund', und mich übergeht er, wie wenn ich gar nicht da wär'.“

Luzian legte den Löffel ab, er konnte nicht weiter eſſen; er fühlte tief den Vorwurf des Kindes, indem er eine raſche That begonnen und ſich doch zur Nachgiebigkeit bequemen mußte. Dabei empfand er, wie tief kränkend ſolches offenkundige Uebergehen für ein gut geartetes Kind ſein mußte. „Es iſt vielleicht gut für ihn,“ ſchloß er in Gedanken, „er muß ſchon früh erfahren, wie die Pfaffen überall blutig anhacken, damit er um ſo bälder ein eigener Menſch wird, eh' er ſo alt iſt wie ich.“

## Ein Kind im Walde und ein Ruf im Munde der Menſchen.

Am Sonntag Morgen war es im Thalgrunde voll friſchen Thaubuftes. Die Tannen an der Sonnenhalde rauſchten ſo ge-

ruhig im ſanften Morgenwind, und die mächtig großen Jahresſchoſſe, die ſie in dieſem Sommer angeſetzt, glitzerten und flimmerten. Der Bach floß arbeitsledig dahin, ſtill murmelnd wie ein vergnügter Spazirgänger; über ihm flog ein Schwalbenſchwarm in kühnen Bogen auf und nieder, es waren die Alten, die die Jungen im Fluge übten zur weiten Fahrt über's Meer. Bald ſenkte ſich die eine um die andere raſch hernieder, haſchte einen friſchen Morgentrunk aus dem Bache und reihte ſich ſchnell wieder ein in den ſchwärmenden Kreis; unten aus dem Bache ſchoſſen die Fiſche nach der Oberfläche und haſchten nach ſchwärmenden Mücken. Eine Goldammer ſaß auf der äußerſten Spitze des Kirſchbaumwipfels, ſang unaufhörlich hinein in den blauen Himmel und wetzte ſich immer wieder den Schnabel an dem Zweige, auf dem ſie ſaß. Ruhe und ſanfte Kühlung quoll aus Berg und Thal. Jetzt öffnete ſich die Hausthür an der Waldmühle, und heraus trat eine Frau, die ein mit weißen Linnen bedecktes Kind in beiden Armen vor ſich trug. Drei Frauen, mit Kränzen von künſtlichen Blumen auf dem Haupte, folgten ihr, und bald auch kam Egidi in ſeinem langen blauen Rocke, den Hut in der Hand. Aus dem Stubenfenſter oben ſchaute ein Mädchen den Weggehenden nach; es war Bäbi, die bei der Wöchnerin zurückblieb. Die Frauen trugen das Kind durch den Wald hinan dem Dorf zu.

Da iſt ein Kind geboren auf der einſamen Waldmühle, fern von der großen Gemeinſchaft der Menſchen, und es wird hingebracht in die heilige Verſammlung, wo Alles ſich zuſammenfindet von den einſamen Gehöften, und ausgeſprochen wird, daß das Kind gehöre in den großen Bund der Menſchen, der es tragen und halten muß, damit es einſt ein lebendiges thatenreiches Glied deſſelben werde. Das Kind wird dann aus den Händen der Menſchheit wieder zurückgegeben in die Arme der Mutter, an deren Bruſt es gedeiht, bis es ſich ſelbſt ſeinen Weg ſucht und dann weiter ſchreitet in die Einigung der zerſtreut wohnenden Menſchen. Alle ſollen es wiſſen, daß ihnen ein Bruder, eine Schweſter geboren wurde, und die frommen Wünſche Aller ſollen es willkommen heißen, noch bevor es ſie hört und ſieht und verſteht. Was ſoll es nun aber heißen, den Teufel aus dem neugeborenen Kinde austreiben? O ſchmähliche Verirrung des Menſchenverſtandes!

Das waren die bald klaren, bald dunklen Gedanken, die an diesem Morgen durch die Seele Luzians zogen. Er verließ das Dorf, das ihm die Kirche verschloß, und ging dem Kind entgegen, hinab in den Wald. Als er dort die Frauen traf, zog er die Linnen weg von dem Antlitz des Kindes, und es schlug die großen blauen Augen nach ihm auf. Er legte ihm die Hand auf das Haupt, in welchem er den Pulsschlag fühlte. Er schüttelte den Thau von dem überhängenden Zweige einer Buche leise auf das Antlitz des Kindes und sprach mit einer Stimme, die Aller Herzen erschütterten: „Das ist das ewige Weihwasser, mit dem ich dich begieße; werde rechtschaffen und liebevoll, wie es deine Großmutter Kordula war, deren Namen du tragen sollst.“ Drauf schritt er rasch von dannen, und Niemand sprach ein Wort, ja Niemand wollte es wagen ihm nachzuschauen; nur die Schwiegermutter Egidi's hatte den Muth rückwärts zu sehen, und sie sah wie Luzian vom Wege ab tief in den Wald hineinsprang . . .

Als man jetzt vom Dorf her Glockengeläute vernahm, ermahnte man sich gegenseitig zur Eile, damit man noch zur rechten Zeit komme. Als der Taufzug vor dem Hause Luzians vorüber kam, öffnete sich kein Fenster, Niemand kam zur Begleitung heraus.

Wir können dem Taufzug auch nicht in die Kirche folgen, wir müssen nur so viel berichten, daß im ganzen Dorf an diesem Sonntag über die traurige Taufe des Kindes gesprochen wurde, bei der die nächsten Anverwandten fehlten.

Wir müssen Luzian in den Wald folgen.

Er hätte sich gern in das dunkelste Dickicht vergraben, in eine Höhle sich versenkt, nur um den Menschen zu entfliehen; und doch zog es ihn wieder zu ihnen hin. Die Kirchenglocken tönten von allen Fernen und ließen das Rauschen des Waldes nicht so vernehmlich werden wie in jener stillen Nacht. Vor dem Geiste Luzians sproßte ein neuer Wald auf. „Ich habe einmal in einem Buch gelesen,“ dachte er, „daß irgendwo die Eltern bei Geburt eines Kindes einen Baum pflanzen. Wie schön müßte so ein Menschenwald sein, wenn das Jeder thäte, und die Gemeinde gibt einen Platz dazu her, und wenn der Mensch gestorben ist, und wenn der Baum keine Frucht mehr gibt, wird er umgehauen und zu etwas Nützlichem verwendet. Wie närrisch sind doch die

Leute, daß ſie glauben, es wäre etwas Höheres, wenn man aus einem Baum eine Kanzel, als wenn man einen Leiterwagen daraus macht; es iſt ja Alles gut, wenn's recht iſt. Und was für freudige Verſammlungen könnten ſein, von den lebenden Menſchen im grünen Menſchenwald!"

Luzian war jetzt in der Stimmung, um ſich in allerlei Schwärmerei zu verlieren, aber die Bande der Familie und des alltäglichen Wirkens hielten ihn feſt.

Trotz der weihevollen Art, mit der er das Kind im Walde getauft, war heute ſchon ein häßlicher Zornesmuth durch ſeine Seele gezogen. Die Frau war voll Jammerns und Klagens, ſie ſagte: „Mir iſt ſo bang, ſo furchtſam, wie wenn in der nächſten Minut' ein großer Schrecken über mich kommen müßt', wie wenn eine Axt nach mir ausgeholt wäre und mir jetzt gleich das Hirn ſpaltete."

Auf dieſe Rede hatte Luzian mit bitterem Wort entgegnet. Jetzt fiel ihm all' das wieder ein und er dachte: „Es iſt unrecht, daß du von den Deinigen Hülfe verlangſt in der Noth, im Gegentheil, du mußt ihnen Hülfe bringen, denn du haſt ihnen die Noth gebracht."

Mit verſöhnlichem Herzen kehrte Luzian heim. Er fand ſeine Frau gleich bereit, denn die Ahne hatte ihre Tochter ſcharf vorgenommen und ihr ins Herz gepflanzt, daß es jetzt gelte, die gelobte Treue zu bewähren; darum ſagte Frau Margret nach Tiſche: „Luzian, mach' nur, daß die Sache bei den Gerichten bald ein Ende hat, und dann wollen wir fort aus dem Dorf, ich geh' mit dir, wohin es ſei, nur fort; ich wollte, ich könnte auch all' die Menſchen aus meinem Gedächtniſſe vergeſſen, die jetzt ſo gegen uns ſind."

„Ja," ſagte die Ahne, „wenn das die Religion iſt, daß man Einen verſchimpfirt und Einem Dinge nachſagt, woran ſein Lebtag Keins gedacht hat, da will ich lieber gar kein' Religion."

Die Frauen hatten nämlich erfahren, daß man Luzian die gräßlichſten Unthaten nachredete. Man wollte in der Vergangenheit Belege für ſein gegenwärtiges Handeln finden, und Nichts war zu heilig, das man nicht antaſtete.

Es gibt Gedanken und Ausſprüche, die, ohne unſere Seele zu treffen, ſie doch ſo widrig beleidigen, wie wenn man nahe

vor dem offenen Auge mit einer Meſſerſpitze hin- und herfährt. Wir ſcheuen uns faſt, es zu ſagen, aber es gehört mit zur Geſchichte: ſelbſt das Verhältniß Luzians zur Ahne wurde mit dem niedrigſten Geifer beſudelt. Niemand konnte ſagen, woher dieſe Nachreden kamen, man konnte die Urquelle nicht entdecken, ſie ſprangen aus dem Boden, da und dort; während man die eine verfolgte, brach die andere los.

Frau Margret eiferte über ihre Mutter, ſie hätte Luzian nichts von dem Geſchwätz ſagen ſollen; aber die Ahne ſagte:

„Ich kenn' meinen Luzian. Wenn er auch alles Schlechte von den Menſchen weiß, er wird doch keinen Haß auf ſie werfen. Die Menſchen ſind mehr dumm als bös; den Kaiſer Joſeph haben ſie vergiftet, und dir Luzian möchten ſie gern dein gut Gemüth mit böſen Nachreden vergiften. Das geht aber nicht, gelt ich kenn' dich? Ich trag' dein Herz in meinem Herzen."

Luzian ließ ſich nun Alles erzählen: wie er ſchon lange im Geheimen lutheriſch ſei und verſprochen habe die katholiſche Kirche zu beſchimpfen, wie er die Waiſen betrogen, wie er dieſen und jenen zur Gant gebracht, um nachher deſſen Aecker aufzukaufen, und Hundertfältiges dieſer Art. Er hörte es mit Gleichmuth an. Ihm kam es vor, als ob man das von einem andern Menſchen ſagte; die Leute mußten ja ſelbſt wiſſen, daß Alles erlogen ſei, dennoch ſtellte ſich bei ihm ein Gefühl des Ekels und dabei eine ſtille, aber gründliche Verachtung ein. Er hatte es nie geglaubt, daß man es wagen könnte, ſeinen Namen mit derlei Dingen in Verbindung zu bringen. Auf der Straße faßte er Dieſen und Jenen an und ſagte: „Haſt auch ſchon gehört? ich bin ſchon lang ein geheimer Lutheriſcher? Ich habe die Waiſen betrogen, den und jenen in die Gant gebracht. — Die Verleumdung über das Verhältniß zur Ahne berührte er nicht, das war zu empörend. — Nun, was ſagſt du dazu?" ſchloß er in der Regel ſeine Rede.

Natürlich ward ihm ſelten ein ſo heftiger Zornesausbruch darüber kundgegeben, als er erwarten mußte.

„Freilich, hab's auch gehört, es iſt ſchändlich, aber du kannſt die Leut' reden laſſen," ſo lautete in der Regel die Antwort.

Er rief manchmal zornig aus: „Du hätteſt dem ins Geſicht ſchlagen ſollen, der ſo was über mich geſagt, und der Geſchla-

gene wieder dem, der's ihm gesagt hat, und so wären wir zuletzt hinunter zu dem Maulwurf gekommen, der den Haufen aufwirft, und den hätt' man maustodt gemacht."

So erhaben sich auch Luzian über all' die Nachreden fühlte, so hatte er doch eine peinliche Empfindung darüber; ihm war's als ob das innerste Heiligthum seines Lebens von ungeweihten Händen berührt worden wäre. So muß es frommen Gläubigen zu Muthe sein, die ihr wunderthätiges Heiligthum aus den Händen ungläubiger Räuber unversehrt wieder erringen. Ein Gefühl der Trauer verläßt sie nicht, daß man so freventlich damit umgegangen.

Wie die Speise, die sich in unser leibliches Leben verwandelt, so geht es auch leicht mit allen Erlebnissen, die wir in einer Zeit gewinnen, in der wir von einem einzigen Gedanken beherrscht sind; sie verwandeln sich unversehens in einen Theil dieses Denklebens, so fremd und beziehungslos sie auch anfangs erscheinen mochten. Zum Erstenmal ging jetzt Luzian das Gefühl der Ehre in seiner Hoheit auf. Wohl hat sie ihre tiefste Wurzel in der Selbsterhaltung, aber eben dieser Ursprung tritt in ihr geläutert auf. Sich selbst ehren und Alles so thun, daß man dies könne, das schließt die höchste Tugend in sich. Spricht aber die Religion nicht gerade aus, daß wir Alles zur Ehre Gottes thun müssen? Wohl, Alles zur Ehre des unvertilgbaren Heiligthums, das in uns gepflanzt ist. Warum lehrt die Religion immer und vorzugsweise, sich selbst gering achten? „Lernet euch selbst ehren, möchte ich den Menschen zurufen, du bist König und Priester, so du das Heiligthum der Ehre in dir auferbauest und rein erhältst."

Luzian hatte wieder seine volle Kraft gewonnen, und siegesmuthig schritt er über die gewohnte Welt dahin. Aus dem Bewußtsein heraus lernte er die alte Welt aufs Neue gewinnen und beherrschen.

## Ich bin der ich bin.

Der Oberamtmann hatte durch seine Magd, die Tochter Wendels, Luzian auffordern lassen, dieser Tage einmal zum Verhör zu kommen. Er ließ ihn absichtlich nicht durch den Schultheiß entbieten, und diese freundliche Schonung that Luzian im Innersten wohl. Er ging daher andern Tages nach der Stadt.

Der Amtmann nahm Luzian aus der Kanzlei mit hinauf in seine Privatwohnung. Dort ließ er Kaffee machen, schenkte Luzian ein und sagte: „So, wenn Sie rauchen wollen, steht's Ihnen frei, wir wollen die Sache leicht abmachen; erzählen Sie mir den Hergang noch einmal und ich will das Protokoll aufsetzen."

Luzian war anfangs betroffen über diese seltsame Abweichung vom strengen Amtston, er ließ sich's aber auch gern gefallen. Er erzählte nun die Geschichte von der Predigt und seiner Gegenrede.

„Das kommt mir jetzt schon vor, als ob es vor hundert Jahr' geschehen wär'," schloß er.

„In vergangenen Zeiten," entgegnete der Oberamtmann, „war dies allerdings auch oft der Fall, die Geistlichen mußten sich Widerspruch und Einrede gefallen lassen, aber jetzt freilich paßt das nicht in die Kirchenordnung. Es ist schrecklich, wenn man bedenkt, daß wir unser Lebenlang unsere beste Kraft dazu aufwenden müssen, das Unnatürliche, das unserer Seele aufgekünstelt wurde, herunterzukratzen und am Ende wird's doch nie mehr so rein, und da und dort haftet ein fremdartiger Fleck. Was für andere Menschen müßten aus uns Allen werden, wenn man der Natur ihr freies Wachsthum gönnte. Wie alt sind Sie jetzt, Luzian? Da steht's ja im Protokoll, 51 Jahre. Ist's nicht himmelschreiend, daß wir um so viel Lebensjahre betrogen werden?"

„Ja," sagte Luzian, „man möcht' oft unserm Herrgott böse werden, daß er die Wirthschaft da so mit ansieht."

Der Oberamtmann sah dem Redenden staunend ins Gesicht, faßte seine Hand und sagte: „Wie? glaubt Ihr denn noch wirklich an ihn?"

Luzian zuckte und zog unwillkürlich seine Hand zurück, indem er betroffen entgegnete: „Ich versteh' Sie nicht, was meinen Sie? wie?"

Ernst lächelnd entgegnete der Oberamtmann: „Ich meine Gott."

Luzian sah auf, ob nicht die Decke einfalle, und der Oberamtmann fuhr fort: „Dieses Wort ist nur ein Schall für Etwas, von dem wir Nichts wissen; weil wir so viel Elend, Ungleichheit und Ungerechtigkeit in der Welt sehen, so denken wir uns ein unsichtbares Wesen, das Alles schlichtet und ins Gleichgewicht

bringt; aber wenn ein Ruchloſer vom Blitz erſchlagen wird, ſo ſagen wir oder vielmehr die Pfaffen: das iſt der Finger Gottes. Wird ein Rechtſchaffener getroffen, ſo heißt es dagegen: die Wege des Herrn ſind unerforſchlich. Das Eine wie das Andere iſt nichts als Stümperei und Redensart. Weil wir ſo viel Verkehrtheit in der menſchlichen Geſellſchaft ſehen, ſo erdenken wir uns ein Jenſeits, in welchem das Böſe und das Gute vergolten werden ſoll, und das iſt doch weiter nichts, als daß wir uns die läſtigen Fragen vom Hals ſchaffen. Nein, wer zur Vernunft gekommen iſt, braucht keinen Gott und keine Unſterblichkeit."

Dieſe letzten Worte waren wie fragend ausgeſprochen, aber Luzian antwortete nicht; ſein ganzes Antlitz war in ſtarrer Spannung, und der Oberamtmann fuhr fort:

„Wer tiefer in die Welt hineinſieht, der erkennt, daß Alles Nothwendigkeit iſt, daß es keinen freien Willen giebt. Ich habe keinen freien Willen, ſondern wenn ich genau hinſehe, muß ich Alles thun, was ich zu wollen ſcheine, und das Weltall hat auch keinen freien Willen, der gegen die Geſetze in ihm herrſchen könnte, denn das wäre Gott. Freier Wille in uns und Wunder in der Natur iſt ganz daſſelbe. Was ich jetzt thue, daß ich jetzt ſo mit Euch rede, das iſt die nothwendige Folge einer endloſen Kette von Urſachen, von Ereigniſſen in mir und mit mir, denen ich gehorſamen muß; weil Alles in der Welt Nothwendigkeit iſt, darum liegt in dieſer ſchon was man Strafe und Lohn nennt, eingeſchloſſen. Der Eine fügt ſich in ſein Schickſal, weil er es als den unabänderlichen Willen Gottes, der Andere, weil er es als eine unabänderliche Nothwendigkeit erkennt; es kommt am Ende auf Eins heraus. Wir müſſen ſtill halten, Sonnenſchein und Hagelwetter über uns kommen laſſen, und am Ende wieder tüchtig die Hände rühren; denn das, was man Gott nennt, thut Nichts für uns, mir müſſen's ſelber thun. Nicht wahr, ich bin Euch noch nicht in Allem ganz deutlich?"

„Nein, aber nur eine Frage: warum ſind Sie denn rechtſchaffen, wenn's keinen Gott giebt und keine Vergeltung? Es iſt doch oft viel angenehmer, ein Bruder Lüderjan zu ſein?"

Wie ich Euch ſchon ſagte, das, was uns wahre Freude macht, iſt auch das Gute, alles Andere iſt ein ſchneller Schnaps, bei dem das Brennen nachkommt. Ich thue meine Pflicht, nicht, weil ſie mir von Gott geboten iſt, ſondern weil ich ſie mir ſelber auf-

erlege und sie festhalten muß zur Selbstachtung. Wenn ich meine Pflicht vernachlässige, verliere ich die Ehre vor mir selbst, und wenn ich einem Menschen, wie man's nennt, über meine Pflicht hinaus Gutes erzeige, so thue ich an mir selbst fast noch mehr Gutes, als an dem, der die Wohlthat empfängt. Daß ich weiß, den Armen erquickt mein Stück Brod, das thut mir oft wohler, als dem, der es kaut. Seitdem ich an keinen Gott mehr glaube, seitdem bin ich, wie man's nennen möchte, noch viel demüthiger geworden. Alles was ich bin, das ist eine Nothwendigkeit, und Alles, was ich thue, ist meine Schuldigkeit, ich habe nicht Ehre, nicht Lohn, nicht Dank von Jemand anzusprechen. Luzian, ich könnte bis morgen nicht fertig werden, wenn ich Alles darlegen wollte. Ich rede so offen zu Euch, weil ich vor Euch Respect habe. Entweder hat sich Gott einmal geoffenbart und thut es noch fort in seinen gesalbten Priestern, oder Gott hat sich nie geoffenbart, und wir haben gar nichts nach alle dem zu fragen, was man bisher geglaubt hat. Drum sage ich: entweder muß man ein guter Katholik sein und Alles hinnehmen, wie man es überliefert bekömmt, oder frisch über Alles hinweg, jeder sein eigener Priester und Heiland. Entweder katholisch oder gottlos. Meint Ihr nicht auch?"

„Nein, das mein' ich nicht," rief Luzian laut, sich erhebend, „das letzte Wort, das Ihr da gesagt habt, hat der Pfarrer auch gesagt, es ist aber doch nicht wahr. Kann sein, ich bin nicht studirt genug, aber da gilt keine Gelehrsamkeit. Sehen Sie, Herr Oberamtmann, ich hab' mir in diesen Tagen mein ganzes Leben zurückgedacht, da hab' ich gesehen, es ist der Finger Gottes, eine väterliche Fürsehung darinnen. Hundert Sachen, die ich grad am ungernsten than hab', und die ich als mein größtes Unglück angesehen hab', die sind mir zum besten geworden; unser Herrgott hat gewußt was daraus wird, ich aber nicht. Das ewige Leben? ja, das kann ich mir nicht vorstellen, weil ich an keine Hölle glaube und auch nicht weiß, wo der Himmel ist. Jetzt lebe ich einmal so, daß wenn es kommt, ich auch nicht davon laufe. O lieber Mann, Sie sind ein guter Mann! Wenn ich's nur machen könnt', daß Sie mit mir glauben, wie eine väterliche Hand, die wir nicht sehen, uns führt. Das thäte Sie doch oft trösten, wo Ihre gescheiten Gedanken zu kurz sind und nicht hinlangen. Guter Mann, ich habe einen Sohn von zweiundzwanzig Jahren und

noch zwei kleine Kinder unter dem Boden liegen. Wenn man so ein Grab offen sieht, unser eigen Herz mit hineingelegt wird, da geht Einem eine neue Welt auf."

Die Stimme Luzians stockte, er konnte vor innerer Rührung nicht weiter reden. Eine Weile herrschte Grabesstille in der Stube. Ja den beiden Männern kam es selber vor, als wären sie außerhalb dieser Welt in ein Jenseits versetzt.

Der Oberamtmann versuchte es nicht mehr, seinen eigenen Denkproceß in Luzian anzufachen, er empfand eine gewisse heilige Scheu, diese innige Gläubigkeit anzutasten: „und" setzte er still für sich hinzu, „nur diese vermochte es vielleicht, den Kampf mit dem Pfaffenthum aufzunehmen."

Traut, wie zwei Freunde, die sich mit ihrer Standes- und Familiensonderung außerhalb der Welt befinden, besprachen die Beiden sich noch mit einander, und als der Oberamtmann darauf kam, daß einzig in Amerika die wahre Religionsfreiheit herrsche, indem es dort gestattet ist, zu keiner Kirche zu gehören, oder sich eine beliebige neue zu gestalten, da wurde das Auge Luzians größer; wie von unfaßbarer Stimme wurden ihm jetzt die Worte seiner Frau zugerufen: „Wenn wir nur fort wären aus dem Ort" — aber er konnte den Gedanken doch noch nicht fassen.

Luzian öffnete sein ganzes Herz und erzählte, welche namenlose Pein er überstanden habe, indem er sich vom alten Herkommen frei machte.

„Ich möchte lieber ein ganzes Jahr Tag und Nacht im Zuchthaus sitzen und Woll' spinnen, als das noch einmal durchmachen," schloß er.

„Allerdings hatte ich da ein viel glücklicheres Loos," erzählte der Oberamtmann, „mein Vater war ein vollkommen freisinniger Mann, der ohne allen Zusammenhang mit der Kirche lebte. Wenn eines von uns Kindern einen Fehltritt beging, faßte er es beinahe mit doppelter Liebe, und nahm es mit sich auf seine Arbeitsstube; dort suchte er uns zur Einsicht des Fehlers zu bringen, und wir mußten darauf eine Stunde ruhig bei ihm verweilen. Ich verließ die Stube nie ohne tiefe Erschütterung. — Meine Mutter war katholisch und ging regelmäßig nach der Kirche, ich hörte oft davon reden, war aber noch nie dort gewesen. Ich erinnere mich ganz deutlich des ersten Eindruckes, den ich davon erhielt, ich war damals sechs Jahr alt. Eines Sommermorgens, wir wohnten in

einem Garten vor dem Thor, lag ich mit meiner zwei Jahre älteren Schwester im Grase, und wir schauten Beide hinauf in den blauen Himmel, an dem auch nicht ein einzig Wölkchen war. Wir hatten gehört, daß die Sterne beständig am Himmel stehen, auch am Tag, wir wollten sie nun sehen. Ich wurde gerufen, ich durfte mit meiner Mutter zur Kirche gehen, ich war voll Seligkeit und brennenden Verlangens. In der Kirche aber befiel mich plötzlich ein unnennbares Heimweh, eine drückende Angst, ein Bangen nach einem Stück meines blauen Himmels; diese dicken Mauern, diese Lichter am Tage, die Orgel, der Weihrauch, die steinerne Kühle, Alles machte mich fast weinen, und ich war wie in der Gefangenschaft zusammengepreßt. Ich lebte erst wieder auf, als ich im Freien war und meinen blauen Himmel sah. Von jenen Kindestagen an hatte ich nie mehr ein Verlangen nach der Kirche; die väterliche Erziehung und eigene Forschung stellten mich so, daß ich kaum Etwas abzustreifen hatte."

Luzian horchte betroffen auf, er schaute hier in eine Lebensentfaltung, von der er keine Ahnung gehabt hatte, von der er nie gedacht, daß sie in der Welt bereits vorkäme.

Mit der heimlich stillen Erquickung, die wir immer empfinden, wenn ein ganzes Herz sich erschlossen, schieden die beiden Männer von einander. Luzian hatte dabei noch die Empfindung, daß er dem Oberamtmann, der doch ein so hochstudirter und angesehener Mann war, einen heiligen Funken ins Herz gelegt habe. Der Oberamtmann aber hielt an sich. Wie er die Unbarmherzigkeit der reinen Consequenz in sich walten ließ, so machte er diese auch unbedingt gegen andere Menschen geltend; dadurch erschien er vielfach schroff und schonungslos. Er wußte das, und sagte dagegen oft: „Nicht ich bin hart und unbeugsam, sondern der Gedanke ist es; alle die Gemüthlichkeiten und anmuthenden Gewöhnungen müssen fallen, wenn sie vor der Schärfe der absoluten Erkenntniß nicht bestehen können." Dennoch hielt er heute plötzlich an sich. Vorerst erschien es ihm, als ob er unwillkürlich in seine unvolksthümliche Auffassungs- und Anschauungsweise verfallen wäre, die Furcht vor seiner oft gerügten Vornehmigkeit kam dazu; und als jetzt Luzian die Erschütterungen des ganzen Menschen am Grabe aufrief, sollte er den thränenschweren Blick des Redenden auf Abstractionen lenken? Darum erzählte der Amtmann hierauf einen Zug aus seiner Jugendgeschichte, er wollte dadurch deut-

licher werden; aber alles dieß ſchien im Erzählen und vor Luzian doch faſt wie eine entſchuldigende Erklärung ſeines jetzigen Standpunktes.

Heute zum Erſtenmal vergaß Luzian bei einer Anweſenheit in der Oberamtei, die Tochter Wendels, die hier als Magd diente, zu fragen, ob ſie nichts heimzubeſtellen habe. Er erinnerte ſich deſſen noch auf der Straße vor dem Hauſe, aber er kehrte doch nicht mehr zurück.

Mit vormals ungeahntem, gehobenem Gefühle ſchritt er heimwärts durch den Wald. Seine Wangen glühten, alles Leben regte ſich mit Macht in ihm. Es war nichts Beſtimmtes, was ihm ſo mit namenloſer Entzückung die Bruſt hob, es war ein Gefühl der Freudigkeit, daß es ihm oft war, er ſpränge dahin wie ein junges Reh, während er doch gemeſſenen Schrittes einherging. Er ſchaute einmal halbverworren auf, ob er denn nicht wirklich dort vor ſich herſpringe, wie ein unſchuldvolles, jauchzendes Kind.

Das war eine Stunde, in der ſich den Menſchen Geſichte aufthun, die ſie ſelber nicht faſſen können, wenn ſie wieder zur Ruhe gelangt ſind.

Jetzt trat Luzian aus dem dichten Walde in eine Wieſenlichtung, die ſogenannte Engelsmatte. Der Abend ſtand eben mit ſeinem goldenen Lichte über den Wipfeln der Bäume, die vielfarbigen Blumen und Gräſer ſogen ſtill den herniedertriefenden Thau ein, und die Heimchen zirpten, wie wenn die Blumen und Gräſer ſelber laut jauchzten über die friſche Erquickung. Am jenſeitigen Ende der Waldwieſe ſtand ein junges Reh vor einer weißen Birke, die ſich zu den dunkeln Tannen geſellt hatte; das Reh äste und ſchaute oft auf. Luzian blickte an ſich hernieder, und in ihm ſprach's die wunderſamen Worte: „Du biſt ein Menſch! Du ſchweifeſt hin über dieſe Welt voll Blumen und Thiere, und du haſt Alles, und du haſt mehr, du haſt dich ſelbſt. Was iſt mir geworden aus all meinem Kampfe? Ich hab's errungen, ich bin der ich bin, kein fremdes Weſen mehr, das die Gedanken anderer Menſchen hat, frei, treu und wahr in mir. Jetzt kann ich getroſt hinziehen über dieſe Welt. Ich bin der ich bin."

Die nächtigen Schatten legten ſich über Wald und Wieſe, durch die ein Menſch hinſchritt, hellflammend und in ſich leuchtend ...

Als Luzian nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner Frau auf der Hausflur: „Heut' mach mir was Gutes zu eſſen und laß mir einen guten Schoppen Wein holen, mir iſt ſo wohl wie mir noch nie im Leben geweſen iſt."

Der „weltsmäßige Hunger," von jenem Sonntage nach der Predigt, hatte sich diesesmal noch gesteigert bei ihm eingestellt.

Die Frau gab keine Antwort, sie schlug den thränenschweren Blick auf und rang verzweiflungsvoll die Hände.

Das ist das unerfaßliche, tausendfältige Getriebe des Weltlebens, das macht uns oft den Ausblick ins Gesammte zu einem Wirrsaal, daß während ein Mensch hier hoch hinansteigt, dort ein anderer hinabsinkt, während die Pulsschläge eines Herzens sich hier verdoppeln, dort ein anderes still steht. Der Mensch lebt nicht für sich allein, und es ist ihm nicht gegeben, rein aus seinem eigenen Kern sich weiter zu entwickeln.

Dort am Waldesrande neben der weißen Birke wird das Reh nicht urplötzlicher vom heißen Blei des Jägers getroffen und bricht nicht zuckender zusammen, als Luzian von dem erschüttert wurde, was in der höchsten Freudigkeit seiner Seele sich ihm aufthat.

„Die Mutter! die Mutter!" klagte die Frau, und als er hineinging in die Kammer, wo viele Weiber versammelt waren, sah er bald, wie es um die Ahne stand. Sie hatte geschlummert und erwachte jetzt. Sie hieß mit schwerer Stimme Luzian willkommen, und fragte ihn: ob er denn aus dem fernen Lande schon zurück sei? Dann rief sie ihre Tochter und sagte: „Halt' fest an meinem Luzian, halt' fest wie seine rechte Hand. Du weißt, Margret, wie es mit Eheleuten steht, die nicht . . ." ihre Stimme stockte, und nach einer Weile fuhr sie fort: „Ich vergeb' dir, Christian, du hast's doch gut gemeint; jetzt kommt mein Vater und der kaiserliche Rath."

Die Frauen umdrängten Luzian und sagten: man müsse den Pfarrer holen. Luzian entgegnete, die Ahne habe ihm in gesunden Tagen ausdrücklich gesagt, sie wolle keinen Pfarrer; endlich aber willfahrte er doch den Bitten und Thränen, zumal man ihm vorstellte, es werde zu neuen Verleumdungen Anlaß geben; man werde die Aussage der Ahne nicht glauben, und er habe nur ein Recht, mit seiner eigenen Seele zu machen, was er wolle, nicht mit der der Ahne. Luzian gab endlich nach.

## Ein Gang ins Pfarrhaus.

Wir haben Luzian auf Schritt und Tritt so unablässig begleitet, daß wir uns fast ausschließlich in seinem Hause einbür-

gerten. Jetzt wird es uns faſt ſo ſchwer wie dem Luzian ſelbſt, nach dem Pfarrhauſe zu gehen.

Das acht Fenſter breite Haus hat an der Straßenſeite keinen Eingang, wir müſſen über den eingefriedeten Raſenplatz an der Kirche und dort an der verſchloſſenen Thüre klingeln.

Wir ſchreiten über einen bedeckten Gang, ſtehen nochmals vor einer verſchloſſenen Thür, die ſich aber durch einen Zug von innen öffnet. Wie friedſam und ſtill iſt es hier; Treppe und Hausflur ſind ſo rein wie geblaſen, die Wände ſind ſchneeweiß getüncht; kein Ton ließe ſich hören, wenn nicht ein weißer Spitzhund bellte, den ein großes, ſtattliches Frauenzimmer, halb bäuriſch gekleidet, zu beruhigen ſucht. Das ganze Haus ſteht da wie eine ſtille Klauſe, mitten im lärmenden Getriebe der Menſchen. Es iſt ein Anbau an die Kirche und es ſcheint ſich darin zu wohnen, ſo andächtig ſtill, als wohnte man in der Kirche ſelbſt. Schüttle den Staub von den Füßen und wandle durch die Reihe der Zimmer, ſie ſind alle weiß getüncht, ſpärlich mit Hausrath verſehen, denn es hat keine familienhafte Gemeinſamkeit hier ihre Stätte. Nirgends liegt da oder dort eines jener hundertfältigen Werkzeuge des Haushaltes in anheimelnder Zerſtreutheit umher. Alles hat ſeinen gemeſſenen Ort und ſcheint feſt zu ſtehen, wie die großen braun lackirten Kachelöfen. Eine gewiſſe Oede liegt in der dünnen Luft. Die Schlöſſer an den Thüren gehen hart. Ein Crucifix iſt die einzige Verzierung jeden Zimmers, nur in dem vorletzten, in das wir jetzt treten, wo das Bett mit drüber gebreiteter weißer Decke ſteht, hängen außerdem noch Steinzeichnungen der Evangeliſten, und zu Häupten des Bettes das Bildniß des Papſtes Pius IX. in ſchwarzem Rahmen. Jetzt endlich treten wir in die tabaksdampferfüllte Studirſtube. Wir treffen hier eine außerordentliche Anzahl von Büchern, denn unſer Pfarrer gehört zu denen, die neuerdings mit dem Proteſtantismus um die Palme der Wiſſenſchaft ringen. Nicht umſonſt hat er ſchon auf der Univerſität den theologiſchen Preis gewonnen durch eine Abhandlung über das Verhältniß der Neuplatoniker zu den Chriſten. Schon früh am Morgen treffen wir ihn vollſtändig angekleidet in ſeiner Studirſtube, denn er hat, wie ſich's gebührt, nüchtern die Meſſe geleſen und ſein Tagewerk wäre nun eigentlich vollendet, wenn er nicht ſelbſt ſich ein neues auferlegte. Er iſt von dem entſchiedenſten Eifer beſeelt, thätig an mehreren Zeit-

schriften, und verfolgt mitten im Kleingewehrfeuer derselben mit Eifer alle Erscheinungen im Gebiete theologischer Literatur. Selten wird diese Morgenstille von der Anmeldung einer Taufe oder sonstiger Amtshandlung unterbrochen. Nur manchmal macht sich der Pfarrer plötzlich auf und überrascht den Lehrer in der Schule mitten im Unterricht. Am Mittagstisch sitzt er still bei seiner Schwester, die ihm durch die Vermittelung der Magd das Leben in allen Häuslichkeiten zuträgt. Erst gegen Abend geht der Pfarrer aus, und obwohl von streng ascetischer Richtung, weiß er doch nirgends anders hinzugehen als ins Wirthshaus. Dort sitzt er im Gespräche mit Gemeindegliedern, die sich ihm nähern und mit zufällig eingetroffenen Bekannten, oder auch oft allein. So vergeht ein Tag um den andern. Er hat keine lebendige Verbindung mit den Dorfbewohnern, er ist nur auf den Ruf der Vorgesetzten hierher gefolgt und morgen bereit, an einem andern Orte die Lehre zu verkünden und die Weihe zu vollziehen.

Seit geraumer Zeit aber ist der Pfarrer voll Unruhe. Die Landeszeitung lieferte allwöchentlich fortlaufende Aufsätze über die höhere und niedere Kirchenverwaltung. Diese Darstellungen zeugten von genauester Kenntniß des ganzen Mechanismus und enthielten epigrammatische Spitzen, die offenbar bestimmte Persönlichkeiten und Vorkommnisse treffen mußten. Nur eine geweihte Hand konnte hier die Feder geführt haben. Die Geschichte Luzians bildete nicht unbedeutenden Anlaß zu den schärfsten Ausfällen. Trotzdem diese Aufsätze unter Censur erschienen waren, erließ dennoch der Bischof ein Umlaufschreiben, in welchem er die ganze Klerisei des Sprengels aufforderte, mit Bekräftigung des Priestereides in einem anliegenden Reverse zu bezeugen, daß sie weder mittelbare noch unmittelbare Urheber jener Aufsätze seien. Dieses geheime Umlaufschreiben, gleichfalls wenige Tage nach dessen Erlaß in derselben Zeitung als Beweisstück der Kirchentyrannei veröffentlicht, erregte gewaltige Aufregung unter Priestern und Laien.

Unser Pfarrer war schon mehrere Tage mit sich im Kampfe, was er zu thun habe. Er war weit entfernt von dem Widerstreben Vieler, die dem Bischof das Recht absprachen, einen solchen Revers zu verlangen und sich nun dessen weigerten, trotzdem und weil sie sich ihrer Unschuld bewußt waren; im Gegentheil, unser Pfarrer war von ganz anderen Bedenken in Schwankung gebracht. Vorerst zuerkannte er dem Bischof das volle Recht seiner Maß-

nahme, ja er behauptete, daß Jeder, der um die skandalsüchtige Urheberschaft wisse, verpflichtet sei, frei aus sich heraus solche anzuzeigen, und: du sollst den Namen Gottes deines Herrn nicht vergebens aussprechen. Wer um eine Sache weiß und zugiebt, daß ein Anderer einen unnöthigen Eid schwört, macht sich dieses Vergehens schuldig. Unser Pfarrer kannte den Urheber nach seiner zuversichtlichen Ueberzeugung. Mußte er diesen nicht kund geben und allen unnöthigen Eidschwur und alle Aufregung niederschlagen?

Daß der Urheber sein Freund war, daß er ihn daran mit Bestimmtheit erkannte, weil in den Aufsätzen Ausdrücke gebraucht waren, die der Freund mehrmals in vertraulicher Rede im Munde geführt, durfte ihn das abhalten, den beschworenen Eid des Priestergehorsams zu brechen?

Nur Eines that unserm Pfarrer aufrichtig leid und erfüllte ihn mit längerem Bedenken. Er hätte gewünscht, daß seine eigene Angelegenheit im Dorf nicht in jene Aufsätze verflochten wäre, damit ihn Niemand niedriger Rachsucht oder sonstiger unlauterer Motive zeihen könnte. Dies war der Punkt, wo seine sonst feste Verfahrungsweise in Schwanken gerieth. Aber die so nahe liegende Furcht vor Mißdeutung erfüllte ihn bald mit neuem Kampfesmuth. „Wie?" sagte er, „soll ich unterlassen, was Eid und Gewissen mir befiehlt, weil ich dadurch in falsches Licht gerathen kann? Grade deßhalb muß ich's desto zweifelloser über mich nehmen. Was wäre die Erfüllung der Pflicht, wenn sie kein Opfer kostete?"

Mit fliegender Feder schrieb er die Denunciation an das bischöfliche Amt nieder, und unmittelbar darauf einen Brief an Rollenkopf, worin er ihm offen sein Verfahren gestand, damit er niemand Anders als seinen Angeber im Verdacht halte. Rollenkopf ließ diesen Brief ohne Erläuterung oder Bemerkung einfach in der Landeszeitung abdrucken. Wenige Tage darauf war er seines Amtes entsetzt.

Es gab wohl Manche, die den Heldensinn unseres Pfarrers und seine Großthat lobten, noch weit mehr aber fand man darin jene Starrheit und jenen Verrath an Allem, was die unbedingte Tyrannei erheischt. Ja selbst die Frommen, die die That lobten, konnten doch nicht umhin, einen gewissen Abscheu gegen den Thäter zu empfinden. So verwirrt und uneins ist unsre Zeit, daß man auf allen Seiten Thaten wünscht, die man selbst nicht vollziehen möchte.

Unser Pfarrer war nun Gegenstand des öffentlichen Streites in allen Blättern, und dies war der Hauptgrund, warum er die Schlägerei Luzians nicht bei den Gerichten anhängig machte, sondern auf alle Weise zu vertuschen suchte. Es mußte ihm darum zu thun sein, so gerecht und schwer gekränkt er auch dabei erschien, doch nicht entfernt mit Thatsachen genannt zu werden, die einen Makel im Rufe lassen, fast in der Weise wie die blauen Mäler, die er noch auf den Armen und an der Stirne davon behalten hatte. Ein Geprügelter ist immer in einer mißlichen Lage; so himmelschreiend unrecht ihm auch geschah, das gemeine Handgemenge schon zieht herab. Unser Pfarrer mußte und wollte sich auf seiner idealen Höhe erhalten.

Eben jetzt saß der Pfarrer nachdenkend in seiner Stube. Er hatte das Zeitungsblatt in der Hand, welches berichtete, daß Rollenkopf, weil er nicht genügende Subsistenzmittel nachweisen konnte, aus der Hauptstadt nach seinem Heimathsorte verwiesen sei. Da klingelt es. Sonst hätte wer da wolle Einlaß begehren können, unser Pfarrer ließ sich nie stören, er wartete ruhig die Meldung ab. Jetzt sprang er unwillkürlich ans Fenster. Er meinte Rollenkopf müsse da sein. Er schaute hinaus und erblickte zu seinem Erstaunen den Luzian, der so aussah, daß man nicht wissen konnte was er vorhatte. Der Pfarrer trat daher rasch auf die Hausflur und fragte: „Wer ist da?"

„Ich bin's, der Luzian."

„Was giebt's?"

„Herr Pfarrer, ich komm' nicht, es kommen nur meine Worte; machet schnell, gleich, es ist wegen der Leute, sie bringen Neues gegen mich auf; kommet schnell, gleich, eilet; mein' Bäbi ist schon zum Meßner gelaufen."

„Was denn?"

„Meine Schwiegermutter liegt im Sterben."

„Der Luzian darf nicht dabei sein, wo die letzte Oelung ertheilt wird."

„Nicht? und wenn sie während Dem stirbt?"

„Nicht. Der Luzian haßt unsern Glauben."

„Ich will ja fort von Haus bleiben, machet nur schnell; die Ahne will Euch auch nicht, die Weiber wollen's."

„So? und ich soll Spott treiben lassen mit dem Heiligthum, weil sich der Luzian vor dem Gerede der Menschen fürchtet?"

„Reden wir nicht mehr lange," entgegnete Luzian außer ſich vor Angſt. „Die brave Frau kann allein ſterben, und braucht Euch nicht. Gott iſt unſer Prieſter. Ihr ſollt nur ſein Handlanger ſein, ſein Arm, der noch den Kelch des Lebens reicht den Lippen, die zum Letztenmal zucken."

„Was Kelch? ſo verrathet Ihr Euch; wer reicht den Kelch? Ihr wißt wohl wer?"

„Herr Pfarrer, ich weiß nicht was ich red'. Mit aufgehobenen Händen bitte ich Euch, es druckt mir das Herz ab; kommet, ich bitt' Euch tauſendmal um Verzeihung, wenn ich Euch was Leids than hab."

„Mir hat Luzian nichts Leids gethan; ſeine Teufel haben aus ihm geſprochen und ſeine Teufel haben ihm die Hände geführt."

„Herr Pfarrer, dazu iſt jetzt keine Zeit. Kommet mit! wer weiß —"

„Ich geh nicht mit dem Luzian, ich werde allein kommen."

Luzian eilte ſchnell heimwärts; es war ſtill auf der Flur und in der Stube. Er fand nur noch die todten Ueberreſte der Ahne.

Der Pfarrer hatte noch während des Ankleidens erfahren, daß es zu ſpät ſei; er kam nicht.

Die ganze Nacht war Luzian ſtill und redete faſt kein Wort. Am andern Morgen war er heiter und wohlgemuth, und die Leute erkannten immer mehr und mehr in ihm einen hartgeſottenen Gottesleugner.

Die Ahne wurde ohne Glockengeläute in ungeweihte Erde begraben.

Ein junger Mann weinte große Thränen an ihrem Grabe. Es war Vaule, der von Althengſtfeld herübergekommen war, ſich ſtill dem Zuge anſchloß und ſtill, ohne mit Jemanden zu reden, heimkehrte.

Das Herz Bäbi's erzitterte, als ſie ihn ſah; aber ſie wandte alle Gedanken von ihm zurück und ſchickte ſie der Entſchlummerten nach.

## Nicht mehr daheim.

Im Hauſe Luzians war's oft öde, als ob auf einmal alle Ruhe und Anſäſſigkeit daraus entflohen wäre. Wenn ſonſt Alles ins Feld gegangen war, ſo blieb doch die Ahne zu Hauſe und

jeder Rückkehrende erhielt einen freundlichen Willkomm. Jetzt blieb sowohl Bäbi als die Frau nur ungern allein daheim; sie konnten da eine gewisse Bangigkeit nicht los werden, sie glaubten die Stimme der Ahne in der Nebenstube hören zu müssen. Aus dem Dorfe fand sich gar kein Besuch mehr ein, das Haus Luzians war wie ausgeschieden. Kam auch zum Feierabend bisweilen noch der Wendel, so hatte Luzian stets Heimliches mit ihm zu reden.

Dagegen kam der Doctor öfter, und seine Theilnahme war in der That eine innige. Bäbi war jetzt immer froh wenn er kam, denn er erheiterte Luzian und brachte ihn oft zum Lachen, während dieser sonst immer ernst und nachdenklich einherging. Bäbi wußte nicht was das zu bedeuten habe, daß der Vater mit einer gewissen Feierlichkeit fast tagtäglich Haus und Stall und Scheune durchmusterte, da und dort Alles neu in Stand setzte, während das Haus doch so wohlbehalten war, daß, wie Wendel einst sagte, man es dem Nagel an der Wand anmerke, daß er satt ist. Auch sprach der Vater oft davon, daß er doch die schönsten Aecker in der ganzen Gemarkung habe, und Bäbi wußte nicht, was er damit wolle; sie und die Mutter zerbrachen sich oft den Kopf darüber, und wenn die letztere es wagte, ihren Mann offen zu fragen, erwiderte er: „Du hast den ersten Gedanken gehabt. Du wirst bald Alles erfahren. Man kann die Streu nicht schütteln, so lang man im Bett liegt."

Wenn nun der Doctor öfter kam, verließ Bäbi die Stube nicht mehr, sie blieb vielmehr da und freute sich, wie herzlich der doch fremde Mann der Ahne gedachte, und wie harmlos er an Allem Theil nahm. Ja sie wagte es öfter mit drein zu reden, und Luzian sah sie manchmal verstohlen an, in Gedanken den Kopf wiegend, ob er wohl da seinen Schwiegersohn vor sich habe.

Der Herbst kam rasch herbei, und Luzian ließ außergewöhnlich schnell abdreschen. Er nahm die doppelte Anzahl Drescher von sonst, und half vom Morgen bis zum späten Abend mit; dann ließ er ganz ungewohnter Weise alles Korn vermessen, ehe man es auf den Speicher brachte. Er wollte sogar das Heu abwiegen lassen, wenn das nicht zu viel Mühe gemacht hätte.

Wenn die ganze Familie beisammen war, schwebte seit dem Tode der Ahne ein versöhnter Geist unter ihnen.

Gleich Tags darauf hatte die Frau zu Luzian gesagt:

„Seitdem die Mutter todt ist, ist es mir grad, wie wenn ich dir jetzt erst von Neuem in ein fremd' Haus gefolgt und mit dir allein wäre. Lach' mich nicht aus, ich hab' so Heimweh wie ein Mädle nach der Hochzeit. Mein' Mutter ist nicht da, ich hab' sie sonst Alles fragen können und war allfort daheim."

„Du bist auch mein junges Weible, und jetzt geht erst eine neue Hochzeit an," entgegnete Luzian.

„Ja," fuhr die Frau fort, „ich möcht' jetzt alle Stund' bei dir bleiben, mich an deinen Rock hängen wie ein Kind an die Mutter, ich möcht' dir überall nachlaufen."

So hatte sich ein neuer, inniger Anschluß festgesetzt zwischen beiden Eheleuten, die schon das zweite Geschlecht aus ihrer Ehe aufwachsen sahen.

Ein Scheidebrief durchschnitt jetzt das neugeeinte Leben.

Am Mittag, gegen Ende Oktober, kam ein großes Schreiben mit einem großen Amtssiegel aus der Stadt. Luzian wendete das Schreiben mehrmals hin und her, ohne es zu eröffnen, er ahnte wohl seinen Inhalt; dennoch durchfuhr ihn ein Schreck als er jetzt las. Er schaute rechts und links über seine Schulter, ob Niemand da sei, der ihn fasse. In der Zuschrift stand, daß Luzian wegen freventlicher Störung des Gottesdienstes zu sechs Wochen bürgerlichem Gefängniß verurtheilt sei. Da stand's in wenigen Worten; das war schnell gesagt, aber wie viel einsame trübe Stunden, Tage und Nächte waren darin eingeschlossen.

Luzian rief Bäbi und seine Frau in die Stube; er faßte die Hand der letzteren und sagte: „Margret, es ist jetzt alles im Haus im Stand, ich muß auf sechs Wochen verreisen, nein, offen will ich dir's sagen, gelt', du bist ruhig und gescheit? Denk' an dein' Mutter! Also da steht's, ich muß wegen der Pfarrersgeschichte auf sechs Wochen in den Thurm."

Bei dem letzten Worte schrie die Frau gellend auf, aber Luzian beruhigte sie und Bäbi sagte: „Ich geh' zum König und thu' einen Fußfall; das darf nicht sein. Lieber Gott! darf man so einen Mann einsperren wie einen Nichtsnutz? Sie müssen sich ja schämen."

„Jetzt sei ruhig, Bäbi," entgegnete Luzian, „ich muß geduldig über mich nehmen, was da draus kommt, daß ich die Wahrheit gesagt hab'. Denk' nur, wie viele Menschen den Tod haben darüber leiden müssen."

Bäbi faltete ſtill die Hände, und drückte ſie an ihre hochklopfende Bruſt.

Luzian wollte ſchnell ſeine Strafzeit vollführen.

„Man muß es machen wie die Ahne geſagt hat," bemerkte er, „man muß bei der Arznei, die man einmal ſchlucken muß, die Naſ' zuhalten und ſchnell hinunter mit."

Er ordnete noch Alles raſch im Hauſe, und andern Tages ſchnürte er ſich ein kleines Bündel, ritt nach der Stadt und ſtellte ſich dem Oberamt zur Abbüßung. Der Oberamtmann rieth ihm, doch an das Kreisgericht zu appelliren; der Doctor, der zugegen war, ſagte: er wolle ihm ein Zeugniß geben, daß eine Gefängnißſtrafe ihm bei ſeiner Blutfülle und Korpulenz eine Krankheit zuziehe; Beide aber beſtanden darauf, daß er antrage, das Gefängniß möge in eine Geldſtrafe verwandelt werden. Luzian aber weigerte ſich deſſen und verlangte, nach ſeiner Zelle geführt zu werden.

„Ich hab' immer glaubt," ſagte Luzian, „mein Sach' wird criminaliſch. Wenn mein Sach', wie ich ſeh, nicht vor das öffentliche Schlußgericht kommt, ſo will ich meine Strafe, und jetzt, ich kann nicht mehr warten, bis nach einem halben Jahr eine andere Reſolution kommt. Ich ſteh' mit einem Fuß im Steigbügel, ich habe beim öffentlichen Verfahren noch einmal vor aller Welt ausſprechen wollen, was uns die Pfaffen anthun; damit ſie alle, gute und ſchlechte, aufgeknüpft werden, wenn auch ein paar brave dabei ſind? ſie verdienen's doch, weil ſie noch Geiſtliche bleiben; ich laß es jetzt ſein, ich bin der Mann nicht, der der Welt helfen kann. Zuerſt muß ich jetzt noch ins Loch und dann 'naus zum Loch."

Der Oberamtmann und der Doctor führten nun Luzian ſelber in ſein Gefängniß; ſie blieben nur eine Weile bei ihm, dann wurde die Thür geſchloſſen und er war allein.

Bald nachdem er einige Stunden im Gefängniſſe ſaß, kam ihm dieſes doch ganz anders vor, als er gedacht hatte. Eine ſeltſame Luſt hatte ihn raſch zur Abbüßung der Strafe greifen laſſen; er war ſein Lebenlang noch nie Tage und Wochen mit ſich allein geweſen; er glaubte, Alles müſſe in ihm beſſer geſchlichtet und geebnet werden, wenn er einmal ſo ungeſtört, von der ganzen Welt nichts wiſſend, in ſich ſelbſt hinabſtiege; denn da drinnen war es bei alledem noch wirr und kraus. Auch

empfand er eine eigenthümliche Wolluſt darin, unverdiente Strafe abzubüßen; das gab ihm noch mehr Recht, ſein Lebenlang gegen die Pfafferei zu kämpfen.

Wenn der Luzian von heute auf den der vergangenen Monate hätte zurückſchauen und ihn lebendig in allem ſeinem Thun erblicken können, er hätte ſich gewundert über den, der jetzt zu ſolchen ganz ungewöhnlichen Gelüſten und Behaben gekommen war.

Nachdem er eine Weile auf der Pritſche geruht, erhob er ſich plötzlich, und ſein Blick ſchweifte an den Wänden umher und — wie ſeltſame Verlangen ſteigen oft plötzlich in der Seele auf — er wollte in einen Spiegel ſchauen, um ſein Ausſehen zu betrachten. Lächelnd gewahrte er, daß dies Stück Hausrath nirgends an den kahlen Wänden ſich vorfand. Wozu ſollten auch die Gefangenen deſſen bedürfen? Sie erſcheinen vor Niemand, ſie können mit ſich machen was ſie wollen. „Ich möcht' nur einmal ein anderer Menſch ſein und mich von weitem daher kommen ſehen, wie ich da herumlaufe, und was für ein Burſch ich eigentlich bin, wie man mich anſieht, was man von mir hat, ob man mich gleich für einen ehrlichen Kerl hält, ſo bei den erſten paar Worten. Warum weiß ich jetzt, wie mein Margret ausſieht und der Wendel und der Doctor und der Pfarrer, und wenn ich malen könnt', könnt' ich ſie dahin malen; und mich ſelber hab' ich doch auch genug geſchaut und ich weiß doch nicht, wie ich ausſeh' . . . Mein Herz und meine Gedanken kenne ich auch nicht ſo, ich meine, ich kenne die von anderen Leuten viel beſſer, und doch kann und muß ich mich auf mich allein am beſten verlaſſen . . . Was Reue! Es iſt nichts nutz, wenn man uns allfort ſagt, das und das hätteſt du beſſer machen müſſen, oder wenn man ſich ſelber vorſchwatzt, ich möcht' um ſo und ſo viel Jahr jünger ſein; nichts da, an dem läßt ſich nichts mehr beßteln und machen, heut, heut iſt geſattelt. Wenn Gott ſagt: heute, ſagt der Teufel: morgen und der Pfaff ſagt: geſtern."

Dieſe letzten Worte ſprach Luzian mit den Lippen, aber ohne Stimme; es ſchien faſt als bete er ein ſtilles Gebet.

Wie ſchwer ſteigt ſich's hinauf die Gedankenhöhen und hinab die Tiefen, wenn immer ein Gedanke ſich auf den andern thürmt, und plötzlich kollernd wegrollt. Es bedarf da eines feſten Steigers

und kecken Springers. Luzian schaute zu dem vergitterten Fenster hinaus und horchte auf die verschiedenen Sangesweisen der über und unter ihm Eingekerkerten. Es kam ihm jetzt unfreundschaftlich vor, daß der Doctor und der Amtmann ihn so bald verlassen und seit so langer Zeit nicht wieder besucht hatten. Mußten sie nicht immer draußen auf Schritt und Tritt dran denken, daß er hier einsam eingekerkert sei? Konnten sie das nur einen Augenblick vergessen?

Armer Mensch, der du glaubst, dein Schicksal werde von einer andern Brust in der ganzen Ausbreitung seiner Folgen getragen.

Es wird Abend, die Thür knarrt, die Riegel werden heftig zugeschlagen, der Gefängnißwärter tritt ein, ihm folgt Bäbi mit einem Hängekorb am Arm. Sie sagte ihrem Vater einfach: „guten Abend“ und ließ keinerlei heftige Kundgebung merken; dann erzählte sie, daß Egidi mit seiner Frau und den Kindern während des Vaters Abwesenheit bei der Mutter wohne, sie selber bleibe nun beim Vater und habe durch den Doctor die Erlaubniß vom Oberamtmann bekommen, ihrem Vater Gesellschaft zu leisten.

„Wer hat dich an den Doctor gewiesen?“ fragte Luzian.

„Niemand, ich bin von selber zu ihm gangen, die Ahne selig hat Recht gehabt, er ist gespässig, aber doch ein grundbraver Mensch, er ist gleich mit mir zum Oberamtmann.“

Luzian fixirte seine Tochter scharf, und zog dabei die Brauen ein. Nach einer Weile sagte er wieder:

„Ja, du kannst doch aber nicht da schlafen?“

„O da ist schon für gesorgt; ich schlaf' bei des Wendels Agat, die beim Oberamtmann dient, die Madam hat mir's schon erlaubt.“

Jetzt fühlte Luzian doch, daß es Herzen außer uns giebt, deren Pulsschlag der unsere ist.

Von nun an war Bäbi fast den ganzen Tag beim Vater, sie spann fleißig an der Kunkel, während Luzian in den Büchern las, die ihm der Amtmann und der Doctor gegeben hatten. Das Lesen ward ihm doch schwer; das war kein Geschäft für ihn, Morgens beim Aufstehen, Mittags wieder und Abends noch einmal. Er hielt es in Einem Zuge kaum länger als eine halbe Stunde aus, und wenn er dann wieder begann, las er das Alte

noch einmal, weil es ihm vorkam, als ob er's nicht recht verſtanden habe.

„Es iſt etwas anderes, wenn das Leſen ein Schleck (Leckerbiſſen), als wie wenn es ein Geſchäft iſt. Guck, deßwegen habe ich mich auch im Stillen immer davor gefürchtet, einmal Landtagsabgeordneter zu werden. Ich bin nicht ſo dumm, ich red' auch gern mit drein, wie man den Staat und die Gemeinde und wie man die Geſetze einrichten ſoll; aber das kann ich nur, wenn ich den Tag über geſchafft hab'. Wenn ich ſo im Ständehaus, in dem großen Saal, bei den vielen Menſchen vier, fünf, ſechs Monate ſitzen und weiter Nichts thun ſollte als ein' Tag wie den andern von neuen Geſetzen, von den Finanzen und von all dem hören und da mitreden: mir ging der Trumm (Faden) aus."

So ſagte Luzian zu ſeiner Bäbi. Bäbi übernahm es nun oft, dem Vater vorzuleſen. Ein Buch beſonders war es, das Luzian mächtig anzog und über das er viel ſprach: es war das Leben Benjamin Franklins und deſſen kleine Aufſätze.

„Ich geb' das Dutzend Evangeliſten und die großen und kleinen Propheten drein für den einzigen Mann," ſagte Luzian einmal.

Der Doctor und der Oberamtmann kamen bisweilen gemeinſam, und erſterer noch öfter allein. Da gab es dann manche gute herzſtärkende Geſpräche, bei denen Bäbi ſtill zuhorchte. Die Art des Doctors hatte etwas beſonders Wohlthuendes. Man ſah es wohl, auch der Oberamtmann bemühte ſich, ſeine innere Leutſeligkeit kund zu geben, aber er war und blieb doch etwas bockbeinig, wie es der Doctor einmal nannte. Dieſer dagegen war harmlos luſtig, er hatte ſich im Ton nicht erſt herunter zu ſpannen; ſein Benehmen gegen Bäbi war ein durchaus unbefangenes, als ob er nie Anſprüche auf ſie gemacht hätte, und nie Etwas zwiſchen ihnen vorgefallen wäre. In der That betrachtete er die Sache als längſt abgethan und erledigt, und eben dadurch gewann Bäbi eine gewiſſe verwandtſchaftliche Zutraulichkeit zu ihm, wie zu einem Vetter. Das geſtand ſie ihm einmal, und er nannte ſie ſeitdem nicht anders als „Jungfer Bäsle."

Luzian betrachtete oft im Stillen ſeine Tochter und den Arzt. Sollte ſich da wirklich eine entſchiedene Neigung feſtſetzen? Das kam ihm bei ſeinem Vorhaben ſehr in die Quere und doch griff er nicht ein.

Die Hälfte der Strafzeit war noch nicht um, als Luzian alle Bücher ſatt hatte, und gar nichts Gedrucktes mehr leſen konnte. Er hatte zu viel Bücher auf Einmal bekommen, das war gegen alle Gewohnheit von ehedem, und als ihm das eine nicht mundete, verſuchte er es mit einem zweiten und ſo mit einem dritten; es gelang ihm dadurch nicht mehr, mit dem alten Appetit zu einem angebiſſenen zurückzukehren. Er blätterte darin, wollte da und dort einen Brocken holen, und legte endlich das Ganze weg.

Es war Bäbi auch lächerlich, wie vielleicht vielen Anderen, aber Luzian ließ ſich nicht davon abhalten: er ſetzte ſich zu ſeiner Tochter an die Kunkel und lernte mit ihr den Flachs ſpinnen. Das war eine kleine Arbeit und allerdings nicht geeignet für einen Mann von ſo kraftvollem Baue wie Luzian, aber es war doch eine Arbeit; man hatte dabei nicht mit dem Kopf zu thun wie immerfort beim Leſen. Bäbi ſagte oft, ſie thäte ſich die Augen ausſchämen, wenn ein Menſch ſähe und wüßte, daß ihr Vater an der Kunkel ſitzt und ſpinnt; aber Luzian gewann eine wirkliche Freude an dieſem Thun, das ihm die Tage und Abende verkürzte, und wenn er ſo bei ſeiner Tochter ſaß und mit ihr ſpann, wie er es bald meiſterlich verſtand, ſo konnte er auch viel beſſer reden, als wenn er ſo arbeitsledig war. In den Stunden, in welchen Vater und Tochter an Einem Rocken ſpannen, war es oft, als ob ſtrahlende Seelenfaden ſich aus Einem Urquell hervorzögen zu einem heiligen Gewebe.

Luzian ging ſo weit, daß er einmal zu Bäbi ſagte: „Ich hab's gar nicht gewußt, daß du . . . nicht ſo dumm biſt."

„Ja, ich hätt' ſollen ein Bub werden, ich wollt' der Welt was aufzurathen geben," ſagte Bäbi keck.

Dieſe Tage des Gefängniſſes wurden ſo für Bäbi die ſeligſten.

Wenn Jemand die Treppe heraufkam, oder ſich irgend eine Thür im Gefängnißthurm bewegte, ließ Bäbi nicht ab, bis der Vater ſchnell von der Kunkel aufſtand. Sie riß dann den Faden ab, damit Niemand etwas von der gemeinſamen Arbeit merke. Nur die Mutter, die zum Beſuche ihres Mannes kam, erfuhr von Luzians heimlicher Thätigkeit.

Auch ein neuer Beſuch wiederholte ſich bald täglich.

Es geſchieht wohl oft, daß im Abſcheiden aus altgewohnten Verhältniſſen wir erſt jetzt Perſonen und Beziehungen entdecken, die nun erſt unſerer Erkenntniß oder unſerem Leben ſich nahe

ſtellen. Eine neue Hand faßt dich, und eine ungewohnte hält dich mit ungeahntem innigem Drucke. Wir ſcheiden aus dem alten Leben, das im letzten Momente ein unbekanntes neues geworden.

Der Pfarrer Rollenkopf, dem Luzian nur Einmal im Walde begegnet war, ſuchte dieſen jetzt im Gefängniß auf. Mit ihm vereint wollte er eine neue Gemeinde um ſich ſchaaren und dem alten Kirchenthum entgegentreten. Er fand ungeahnten Widerſtand. Er hielt Luzian vor, daß damit nichts gethan ſei, wenn er ſich ſelbſt von der Kirche losſage, das ſei kaum ein Splitter, der ſich von dem gewaltigen Baue losbröckele, der Bau ſelber ſpüre nichts davon, er ſtehe in ſich feſt; es gelte darum, den Baum von innen heraus zu ſprengen durch Bildung von Genoſſenſchaften. Luzian erwiderte:

„Das Menſchengeſchlecht hat's jetzt ſeit ſo und ſo viel tauſend Jahren probirt mit dem Zuſammenthun in Glaubensgemeinſchaften und Kirchen, und was iſt dabei herauskommen? Ihr wiſſet's beſſer als ich. Jetzt mein' ich, probirt man's einmal ſo lang ohne Kirchen und Gemeinden; ſchlimmer kann's in keinem Fall werden."

Als der Pfarrer ihm ein andermal eindringlich vorſtellte, er möge doch der Hülfloſen, der Leidenden und Kranken gedenken, denen ein geläuterter Glaube und die ewige Wahrheit im Worte Gottes Troſt und Labung gewähre — entgegnete Luzian kurz:

„Arznei aus der Apotheke iſt keine Koſt für Geſunde."

Nicht immer jedoch war Luzian gegen Rollenkopf ſo ſcharfſchneidig gekehrt, vielmehr fühlte er ſich meiſt angeglüht von dem edeln Feuereifer des jungen Mannes, dem noch dazu eine gewiſſe Schwermuth anhaftete, weil er ſich Vorwürfe darüber machte, daß er nicht früher und nicht freiwillig mit der Kirche gebrochen habe; er hätte dann ſeine Gemeinde, die ihm damals noch treulich anhing, mit ſich aus der Kirche geführt.

Aber nicht nur der Pfarrer, ſondern im Verein mit ihm bisweilen auch noch der Oberamtmann und der Doctor, ergingen ſich bei Luzian im Gefängniſſe in den tiefſten Erörterungen über Religion und Kirche. Der Amtmann ſagte einmal, es ließe ſich ein neuer Phädon daraus geſtalten, wenn man nur einen Schnellſchreiber zur Hand hätte. Sehr oft verliefen ſich die Geſpräche

in ſolche geſchichtliche und philoſophiſche Erörterungen, daß Luzian ſtill zuhörend wenig thätigen Theil daran nahm. Bäbi hörte gleichfalls mit der größten Anſtrengung zu, eroberte aber nicht viel dabei.

Luzian gewann eine innige Liebe zu Rollenkopf, und ſprach mit ſeiner Bäbi oft davon. Dieſe aber war ſtill, denn mitten unter den religiöſen Debatten war dem excommunizirten Pfarrer ein neues Leben aufgegangen. Mit dem tiefſten Schreck bemerkte Bäbi an den Blicken Rollenkopfs und an einzelnen Worten, daß er ihr anders zugethan ſei als ein Beichtvater einem Beichtkinde, und trotzdem ſie Beide außerhalb der Kirche ſtanden, ſah ſie in Rollenkopf doch ſtets den geweihten Prieſter.

Einſt paßte Rollenkopf die Zeit ab, als Bäbi aus dem Thurm nach dem Amthauſe ging, und geſtand ihr offen, daß er ſie heirathen, und ſie zur neukatholiſchen Pfarrerin machen wolle. Bäbi glaubte in den Boden zu ſinken, und antwortete raſch: „Ich beirath' gar nicht."

Sie eilte zu ihrer Freundin, der ſie aber nicht zu bekennen wagte, was ein Pfarrer ihr geſagt.

Wieder hatte Rollenkopf einmal den Heimgang Bäbi's ins Amthaus abgepaßt, aber auch der Doctor kam, und Beide begleiteten ſie nun. Bäbi kam's gar wunderſam vor, ſolche Herren zu Begleitern zu haben. Sie berichtete das des Wendels Agath', und dieſe ſagte: „Die Beiden wollen dich heirathen und dein reiches Gut dazu; du biſt auch eine recht anſtändige halbe Wittfrau. Der Doctor ſucht ſchon lange nach ſo Einer, weil ihn die Mädle nicht mögen und der Pfarrer braucht eine Ketzerin; aber ich hab' dir ſeit geſtern zu ſagen vergeſſen, daß des Paule's Vater geſtorben iſt."

„Das wird dem Paule doppelt weh thun, es muß Einem ſchrecklich ſein, wenn Eines wegſtirbt, mit dem man oft im Zank und Hader geweſen iſt."

„Es giebt Leut', die anders denken," ſagte Agath', „denen iſt's im Gegentheil gerade Recht, wenn ſie ſo einen Polterteufel los ſind. Jetzt iſt der Paule und ſein Haus noch einmal ſo viel werth. Was meinſt jetzt?"

„Ich heirath' gar nicht," erwiderte Bäbi.

Die kluge Tochter Wendels entgegnete: „Wenn das Wort eine Brück' ſein ſollt', da ging' ich auch nicht darüber, die bricht ein."

Bäbi ging in ihre Kammer, und was ſie längſt abgethan glaubte, erwachte auf's Neue, und preßte ihr ſtille Thränen aus.

## Die Befreiung.

Endlich kam der Tag der Befreiung; und als Luzian zum Erſtenmal auf der Straße war, reckte er ſich und ſagte:

„Guten Tag Welt! bald b'hüt dich Gott.“

Alle Welt, Gott geſegne dich,
Ich fahr' dahin gen Himmelrich;

ſang es wieder in ihm.

Im Lamm war Egidi mit dem Fuhrwerk, aber noch Andere waren da, der Wendel und der Paule, der einen Flor um den Arm trug.

„Schwäher,“ ſagte Letzterer, „iſt's wahr, Ihr wollet nach Amerika?“

„Ja!“

„Nehmet Ihr mich mit, wenn mich das Bäbi wieder mag?“

Luzian ſchaute auf ſeine Tochter, die hoch erglühend die Augen niederſchlug.

„Wie?“ ſagte Luzian, „red' du Bäbi, ſag' Ja oder Nein.“

Bäbi ſchwieg.

„Wenn du nicht Nein ſagſt, ſo nehm' ich's für Ja.“

Bäbi preßte die Lippen heftig zuſammen, als fürchte ſie, daß ihr Mund Nein ſpräche.

Paul löste die Lippen bald zu ſeligem Kuſſe.

Auf der fröhlichen Heimfahrt erzählte nun Paule, wie ſein Vater von dem Pfarrer umgarnet war, und wie er auf deſſen Betrieb die Brautſchaft aufgekündigt hatte. Auch in ihm lebte der heftige Zorn gegen das Pfaffenthum, wenn er gleich noch lange nicht auf Luzians Standpunkt angelangt war.

Jetzt faßte Luzian die Hand ſeines Sohnes Egidi und ſagte: „Komm her, du kannſt mir eine große Wohlthat erzeigen, ich hab' eine Bitte an dich; willſt du?“

„Wenn's in meinen Kräften iſt, ja.“

„Nun gut, gieb mir den Victor mit, ich will ihn halten, wie wenn du es wärſt; ich will auch von dir was bei mir haben.“

Egidi nickte bejahend, er konnte nicht reden. —

Wer am Himmelsbogen ſäße und mit Einem Blick überſchauen könnte das gewaltige Drängen und Treiben aus der alten Welt heraus nach einem Daſein, in welchem die Menſchen frei ihr Leben geſtalten, dem böte ſich ein Anblick voll Jammer und voll Erhebung.

Der Ortspfarrer traf Luzian nicht mehr im Dorfe; er war wegen ſeiner beſonderen Talente und ſeines Eifers zum Rector eines neuerrichteten Knabenſeminars für Prieſter, der „geiſtlichen Cadettenanſtalt“, wie ſie in jenen Zeitungsberichten genannt war, berufen worden.

In der Zeitung ſtanden am ſelben Tage zwei große Bauerngüter mit Schiff und Geſchirr ausgeboten; es waren die Luzians und Paule's.

Mit tiefem Herzeleid ſah Luzian ſein ſorgſam gepflegtes Gut zerſchlagen in fremde Hände übergehen.

Als er Abſchied nehmend mit ſeinem Paſſe zum Oberamtmann kam, übergab ihm dieſer ein Buch zum Andenken. Es war ein Wegweiſer für deutſche Auswanderer.

„Ich habe auch einige Worte hineingeſchrieben,“ ſagte der Oberamtmann.

Luzian las dieſelben, nickte mit dem Kopfe, reichte ihm die Hand und ſagte: „Das iſt ein ſchönes Gleichniß aus der Bibel; Gleichniſſe laſſ' ich mir gefallen, wenn auch die Geſchichte nicht wahr iſt.“

In dem Buche aber ſtand:

Man ſoll nicht auswandern wie der eigenſüchtige Rabe aus der Arche Noah, der draußen bleibt, wenn's nur ihm wohlergeht; man ſoll auswandern wie die ausgeſchickte Taube, die heimkehrt mit dem Oelzweig, verkündend: daß die Sündfluth ſich verlaufen hat.

# Berthold Auerbach's

## Sämmtliche

Schwarzwälder

# Dorfgeſchichten.

Volksausgabe in acht Bänden.

Vierter Band.

---

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1871.

Erſte Auflage der Geſammtreihe.
(17. Auflage der Einzelbände.)

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

# Inhalt.


Seite

Die Geſchichte des Diethelm von Buchenberg . . . . . 1

Hopfen und Gerſte . . . . . 187

# Die Geſchichte

des

# Diethelm von Buchenberg.

(1852.)

# Erſtes Kapitel.

In dem freundlichen Städtchen G. war lebhaftes Marktgewühl und mitten durch das auf und abwogende Menſchengedränge bewegte ſich, von zwei fetten, tief eingekreuzten Rappen gezogen, ein Bernerwägelein, auf deſſen niedergelaſſener Halbkutſche ein breitſchulteriger Mann ſaß. Der breitkrämpige ſchwarze Hut mit handhoher Silberſchnalle im Sammtbande, der kragenloſe einreihige ſchwarze Sammtrock mit den nahe zuſammengerückten flachen ſilbernen Knöpfen, die rothe Scharlachweſte mit den kugelförmig ſilbernen Knöpfen zeigten den reichen oberländiſchen Bauer. Er hielt mit beiden Händen die Pferde ſtraff im Zügel, die Peitſche ſtack neben ihm und er rief nur manchmal den zögernd Ausweichenden ein Aufg'ſchaut! oder einfach Hoho! zu. Die Pferde trugen die Köpfe mit dem meſſingbeſchlagenen Riemenzeug ſo ſtolz, als wüßten ſie, welch' ein Aufſehen ſie erregten. Neben dem Manne ſaß ein junges Mädchen, ebenfalls in oberländiſcher Tracht, die ſich aber mehr im Schnitt als im Stoff zeigte; denn der braune Spenzer und die ſchwarze Schürze waren von Seide, nur die Haube war noch in der landesüblichen Weiſe und aus den ſchwarzen am Kinn geknüpften Bändern ſah ein blaſſes längliches Geſicht mit dunkeln Augen.

Die Leute im Gedränge gafften Alle nach dem Gefährte und deſſen überaus ſtattlichen Inſaſſen. Manche vergaßen darüber auszuweichen und mußten von Nachbarn angerufen werden, und bald da bald dort gab es ein heftigeres Gedränge, aber die Rappen ſtanden jedesmal auf einen Pfiff ihres Herrn ſtille. Oftmals auch grüßte dieſer einen Bekannten und rief ihm zu: „Weißt ſchon, im Hirſch.“ In dem Marktgewühl ſtachen beſonders die Schäfer hervor in ihren weißen rothausgeſchlagenen und mit

rothen Einnäthen verſehenen Zwillichröcken, auf denen noch, über die rechte Schulter gelegt, ſchärpenartig der lederne Gurt mit glänzenden Meſſingringen prangte; ihre Hunde liefen hart neben ihnen, denn ſie hatten ſie an die vielgelenkige Kette angekoppelt. Ueber das bartloſe runde Antlitz des Fahrenden zuckte oft ein Lächeln, denn er hörte die Staunenden am Wege fragen: „Wer iſt das?“ worauf die Antwortenden immer ihre Verwunderung ausdrückten, daß man den nicht kenne: „Das iſt ja der Diethelm von Buchenberg,“ hieß es dann, „der hat mehr Kronenthaler, als die zwei Gäul' ziehen können,“ und ein Anderer ſagte wieder: „Ich wollt', du und ich, wir hätten das mit einander im Vermögen, was der heut' für Woll' und Schafe einnimmt.“ „Wenn der Diethelm da iſt, geht der Markt erſt an,“ ſagte ein Dritter; „die Engelländer warten Alle auf ihn,“ rief ein Vierter. Ein Mann, der mit mehreren anderen eine gute Strecke neben dem Wagen herging, berichtete: „Ich bin von Letzweiler und der Diethelm iſt auch von da gebürtig. Er hat einen grauſam mächtigen Familienanhang. Vor zwanzig Jahren ſind das lauter Krattenmacher (Korbmacher) und Bettelleut' geweſen und der Diethelm hat ſie hingeſtellt, daß ſie capitalfeſt ſind. Ja, ja, ſo ein Mann in der Freundſchaft und ſie iſt glücklich.“

Der Fahrende ſtieß manchmal die neben ihm Sitzende an, daß ſie auch hinhorche auf das, was man ſage; die üble Nachrede im eigentlichſten Sinn des Wortes ſchien der Fahrende nicht zu vernehmen, denn es gab auch Manche, die über die Ungebühr ſchimpften, mit Roß und Wagen mitten durch das Menſchengedräng zu fahren; Andere machten darob Witze und einige gehobene Heldenſeelen fluchten hinter dem Wagen drein und ſchalten auf die Polizei, die ſo etwas dulde. Ein Bretzelverkäufer, der ſeinen Kram auf einem langen Stock aufgereiht trug, ſagte geradezu: es ſei nichts ſchlimmer, als wenn der Bauer auf den Gaul käme, der mache es ärger als die Herren.

Der Vielberufene fuhr aber ſtrahlenden Antlitzes wie ein Triumphirender dahin, und endlich war man beim Wirthshaus zum Hirſch, das eine ganze Wagenburg umſtellte, angelangt. Eine mächtige Glocke erſchallte im Hausflur, die Frau Hirſchwirthin, oder wie ſie lieber genannt war, die Frau Poſtmeiſterin, erſchien ſelber, reichte Diethelm die Hand, hieß die „Jungfer Tochter,“ die als ſchlanke, biegſame Geſtalt auf dem Wagen

ſtand, willkommen, half ihr abſteigen und nahm ihr eine bunt geſtickte Reiſetaſche ab. Der Hausknecht, der heute ſeinen großen Tag hatte, war doch bei der Hand, und während er die Aufhaltketten der Pferde löste, half ihm ein Schäfer dieſelben ausſträngen.

„Iſt Alles in Ordnung, Medard?" fragte Diethelm den Schäfer, indem er ſich neben die Pferde ſtellte; der Schäfer bejahte, eilte dem Mädchen nach und raunte ihm ſchnell zu:

„Mein Munde (Raimund) iſt auf Urlaub auch hier."

Das Mädchen erröthete und antwortete nichts, es band ſich die Haube feſter, indem es in das Wirthshaus trat.

Der Schäfer Medard eilte zu ſeinem Herrn zurück und ſagte, daß er ſchon beim Einfahren von einem Händler darum angehalten worden ſei, wie theuer er verkaufe.

„Wie ich dir geſagt habe," erwiderte Diethelm ruhig, „ſiebzehn Gulden das Paar und keinen rothen Heller weniger. Sag nur, dein Herr ſei der Diethelm und der laß nicht mit ſich handeln. Wir nehmen unſer Vieh wieder heim, es iſt mir ſo lieb wie baar Geld."

Der Schäfer nickte, in ſeinem gerötheten Antlitze, das von einem langen zottigen Backenbarte eingefaßt war, zuckte es; er ging davon, wobei man ein Hinken am rechten Fuße bemerkte.

Diethelm ſtreichelte die Rappen und lobte ſie, daß ihnen trotz des ſcharfen Fahrens kein Haar krumm geworden ſei, er ließ ſie deßhalb nicht ſogleich nach dem Stall bringen, ſondern hielt ſie noch auf, bis ſich immer mehr Bekannte ſammelten, die ſein „Baronen-Fuhrwerk" lobten und theils geradezu, theils auf Umwegen ſeinen Reichthum hervorhoben. Diethelm hielt die Hand auf den Sattelgaul gelegt, er war im Stehen kleiner als er auf dem Wagen erſchienen war, er maß kaum etwas mehr als ſechzehn Fauſt wie die Rappen, und war auch ſo wohlgenährt und breit wie ſie. Er vernahm nun, wie das immer geht, von ſchlechten Marktausſichten, das Ausgebot ſei groß und die Nachfrage gering, da Händler und Fabrikanten den Preis ſehr drückten und überhaupt baar Geld ſehr knapp ſei, weil Alles auf Zeit kaufen wolle.

„Dann verkauf' ich gar nicht und kauf' ſelber," erwiderte Diethelm und ſchlug ſich dabei auf den Bauch, um den er eine umfangreiche leere Geldgurt geſchnallt hatte. Mehrere boten ihm nun ſogleich Wolle und Schafe an, aber er lehnte für jetzt noch

ab und als man ihn aufforderte mit in die Stube zu gehen, ſchien er ſich ſchwer von ſeinem Gefährte zu trennen und aus ſeinen Mienen ſprach nur halb der ihn bewegende Gedanke: „So wie man geht und ſteht herumlaufen, das hat kein Anſehen, da iſt man wie jeder Hergelaufene; ich wollt' ich könnt' mit meinen Rappen und meinem Kütſchle in den Stuben herumfahren, da zeigt ſich doch auch gleich wer man iſt.“ Es war ein ſeltſames Lächeln, mit dem endlich Diethelm die Rappen in den Stall ſchickte. Die ſtattliche Rotte, die ihn umgab, konnte er mit Fug als ſein Geleite betrachten und waren auch verkommene Leute darunter, ehemalige Schafhalter, die jetzt als Unterhändler dienten, Schmarotzer, deren ganzes Marktgeſchäft im Erhaſchen eines Freitrunkes beſtand: bah! große Männer haben immer auch ſolche in ihrem Geleite, und Diethelm ſchritt an der Spitze ſeines Troſſes breitſpurig einher.

Der Reppenberger, ein hagerer Bauer im zertragenen blauen Kittel, mit einem ſchmutzigen Wochenbarte auf dem liſtigen Geſichte, war ehemals ſelbſt wohlhabend geweſen, hatte ſich im Schafhandel „verſpekulirt“ und war jetzt der gewandteſte Unterhändler. Dieſer wollte ſich an die Seite Diethelms drängen; er bot ihm eine Priſe aus ſeiner großen birkenrindenen Doſe und wollte ihm allerlei mittheilen, aber Diethelm vertröſtete ihn mit herriſcher Miene auf ſpäter und zog den Schultheiß von Rettinghauſen, einen mehr ebenbürtigen Genoſſen an ſich, und ſo trat er in die Wirthsſtube, wo jetzt im halben Morgen ſchon voller Mittag gehalten wurde; denn an langer Tafel und an Seitentiſchen ſaßen Männer und Frauen und erlabten ſich an Sauerkraut und Speck und gedeihlichem Unterländer Wein, und was ſie nicht aufſpeisten, wickelten ſie in ein daneben gelegtes Papier und ſteckten es zu ſich. Da und dort war auch der Tiſch zu einer Rechentafel geworden und mit Kreide wurde der Erlös zuſammengerechnet, denn es war ſchon Mehreres verkauft. Mancher vollgeſtopfte Mund nickte Diethelm zu und manche Hand legte die Gabel weg und ſtreckte ſich ihm entgegen.

„Je ſpäter der Markt, je ſchöner die Leut',“ rief ein Weißkopf Diethelm zu.

„Kommſt ſpät.“

„Biſt alleine oder haſt die Frau bei dir?“

„Iſt das zimpfere Mädle dein' Fränz?“ (Franziska.)

Solche und viele andere Anreden beſtürmten Diethelm von allen Seiten und manche Gabel deutete nach ihm und mancher Kopf drehte ſich um, denn die, die ihn kannten, zeigten ihn den Fremden und eine Weile war alle Aufmerkſamkeit nach ihm gerichtet. Erregte der Duft der Speiſen einen ungeahnten Hunger, ſo gab dieſes allgemeine Anſehen eine andere Sättigung. Eine Kellnerin fragte Diethelm nach altem Brauch, was er befehle; aber die Wirthin, die eben durch die Stube ging, ſchnitt ihr das Wort ab und ſagte:

„Der Herr Diethelm ſitzt in die Herrenſtube, der Advokat Rothmann ſind auch ſchon drüben und unterhalten ſich mit der Fränz.“

„Die Fränz ſoll da herein kommen,“ entgegnete Diethelm und ſo laut, daß es Alle hören konnten, „wenn der Advokat Rothmann was von mir will, kann er zu mir kommen; ich lauf' ihm nicht nach, ich hab' Gottlob nichts mit ihm. Ich bleib' da unter Meinesgleichen.“

Man ſprach davon, daß es einen harten Wahlkampf geben werde, wenn Diethelm gegen den Rothmann als Mitwerber um die Abgeordnetenſtelle auftrete; Diethelm lehnte mit halber Miene jede Bewerbung ab, und ſtimmte ſelber in das Lob Rothmanns ein, der als „fadengrader“ Ehrenmann geprieſen und oft bei ſeinem Beinamen „der Schweizertell“ genannt wurde, denn er hatte nicht nur zweimal auf dem eidgenöſſiſchen Freiſchießen den Preis gewonnen, ſondern ſtand überhaupt in vielfachem Verkehr mit dem benachbarten Freiſtaate und war ſelber ein Charakter als wäre er in der Republik aufgewachſen, ſchlicht, derb und unverbogen bei aller gelehrten Bildung.

Als er jetzt in die äußere Stube trat und ſeine hagere hohe Figur Alle überragte, ging ihm Diethelm zuerſt entgegen und reichte ihm die Hand, worauf faſt alle Anweſenden nacheinander ihm zutranken.

Der Reppenberger kam haſtig, klopfte Diethelm auf die Schulter und ſagte ihm ins Ohr: man rede ſchon überall davon, daß der Diethelm einkaufen wolle und juſt heute ließe ſich ein gutes Geſchäft machen. Der Krebsſteinbauer da hinten aus dem Lenninger Thal, der dort an der Ecke ſitze, den müſſe man zuerſt einfangen; er mache die Andern kopfſcheu und ſprenge aus, der Diethelm thäte nur ſo als wenn er einkaufen wolle, der habe gewiß ſchon verkauft und ſtecke mit den Händlern unter Einer

Decke, und man könne überhaupt nicht wissen was der vorhabe; der Steinbauer werde aber schon einen geringeren Preis angeben als wofür man abgekauft habe, wenn er nur baar Geld kriege, dafür wolle er schon als Unterhändler sorgen.

Diethelm sah dem Reppenberger steif ins Gesicht, als müßte er herausgraben, was er von ihm denke; schnell sagte er aber ganz laut:

„Es ist nur Spaß, daß ich einkaufen will, das Futter ist klemm und ich brauch' Geld, ich hab's nicht in Säcken stehen wie Ihr meint."

Alles widersprach und schalt zutraulich auf ihn, daß so ein Mann sage, er brauche Geld; man wisse ja, daß er Capitale ausstehen habe mehr als seinen Schuldnern lieb sei.

---

## Zweites Kapitel.

Diethelm ging lächelnd die Stube auf und ab, sein Kleinthun hatte mehr genützt als alle Prahlerei; er blieb bei dem Steinbauer stehen, gab ihm einen derben Schlag auf den Buckel und sagte:

„Wie, Steinbauer, kennst mich noch?"

„Freilich, grüß Gott. Ich hab' nur warten wollen, bis ich gessen hab'."

„Ruck' ein bisle zusammen, ich will mich zu dir setzen. Fränz, da komm' her."

„Ist das die Tochter?" fragte der Steinbauer, etwas verwirrt an die Seite rückend; er erinnerte sich nicht, daß er sich mit Diethelm duzte.

„Wenn du nicht so altbacken wärst, könntest sie heirathen," entgegnete Diethelm. Der Krebssteinbauer grinste nun gar seltsam und schwieg, er war überhaupt kein Freund vom vielen Reden und vorab beim Essen. Nur Einmal wendete er sich um und auf das Haupt Diethelms deutend, sagte er: „Auch grau geworden seit dem letzten Jahr."

„Ja, der Esel kommt heraus," sagte Diethelm lachend, aber der Steinbauer ließ sich nicht zu der doch rechtmäßig erwarteten höflichen Entgegnung herbei; er aß ruhig weiter als hätte er Nichts gesagt und Nichts gehört.

Diethelm kannte die hinterhältige und selbst mit Worten

karge Weiſe dieſes Mannes wohl, und doch klammerte er ſich an ihn und that gar zutraulich. Der Steinbauer ließ ſich das gefallen aber mit einer Miene, in der der Ausdruck lag: mein Geldbeutel iſt feſt zu, mir ſchwätzt Keiner einen Kreuzer heraus, wenn ich nicht mag.

Als Diethelm ſich einen Schoppen Batzenwein beſtellte, ſchaute der Steinbauer nur flüchtig nach ihm um, aber er ſprach kein Wort der Verwunderung und des Lobes über die Sparſamkeit Diethelms und dieſem erſchien ſolch ein Benehmen noch ſaurer als der ungewohnte Halskratzer. Dieſe in ſich vermauerte Natur des Steinbauern, der über Thun und Laſſen Anderer kein Wort verlor und ſelber that was ihm gutdünkte, ohne umzuſchauen was man dazu denke oder ſage; dieſe verſchloſſene Sicherheit, die ihr Benehmen nicht änderte und von hundert Augen bemerkt dieſelbe blieb wie daheim auf dem einödigen Hofe, — Alles das erkannte Diethelm als Gegenſatz und es reizte nothwendig ſein herausforderndes Gebaren zum Kampfe. Er mochte aber den Steinbauern anzapfen wie er wollte, höchſtens ein Freilich, ein Jawohl oder ein kopfſchüttelndes Verneinen war aus ihm heraus zu bringen. Als Diethelm fragte, ob er auf des Steinbauern Stimme zählen könne, wenn er ſich um die Abgeordnetenſtelle bewerbe, ließ ſich der Steinbauer endlich zu den vielen Worten herbei: „Ich wüßt' nicht, warum nicht.“ Nun lachte Diethelm über das ausgeſprengte Gerücht, daß er Landſtand werden wolle; er denke nicht daran, bei dieſen ſchlechten Zeiten könne man ein großes Anweſen nicht verlaſſen, da müſſe man jede Stunde und jeden Kreuzer ſparen, wenn man der rechte Mann bleiben wolle, es mögen andere Leute den Staat regieren, das gehe ihn nichts an.

Der Steinbauer wickelte gelaſſen das übrig gebliebene Fleiſch in ein Papier und ſteckte es zu ſich, er hob und ſenkte nun mehrmals ſeine geſchloſſenen Lippen, ſei es zum Nachkoſten des Genoſſenen oder dem Gehörten beiſtimmend.

Diethelm ſetzte nun noch weiter auseinander, daß er ſich nichts um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern möge, und das gilt jetzt wieder unter vielen Menſchen, beſonders aber bei den Bauern, als großer Ruhm. Als er aber darauf hinwies, daß er in ſeinem Hausweſen vielerlei zu ſorgen habe, ſagte der Schultheiß von Rettinghauſen: „Die Kläger haben kein' Noth und die Prahler kein Brod.“

Der Steinbauer erhielt ſich noch immer in ſeiner unerſchütterlichen Theilnahmloſigkeit, methodiſch und langſam ſtopfte er ſeine Pfeife, ſchlug Feuer, öffnete den Deckel und verſchloß den Zündſchwamm und wollte nun aufſtehen. Diethelm aber hielt ihn noch feſt und fragte zuerſt, ob er nicht ſeinen Hof verkaufen wolle, ſein Schwager, der Schäuflerdavid, ſuche ſo einen herrenmäßig gelegenen für einen Ausländer. Der Steinbauer ſagte, daß er zwar nicht verkaufen wolle, aber wenn er ein rechtes Anbot bekäme, ließe ſich davon reden. Nun hatte ihn Diethelm doch flüſſiger, und indem er noch mehrmals von ſeinem Schwager, dem Schäuflerdavid und ihren gemeinſamen Geſchäften ſprach, kam er endlich ans Ziel zu erklären, daß er allerdings Willens ſei, wenn die fremden Händler nicht höher hinaufgehen, ſelber einzukaufen. Der Steinbauer, dem es erſichtlich Mühe machte, ſein ſaures Dreinſehen aufzugeben, ward plötzlich freundlicher, nahm ohne Widerrede das Glas an, das ihm Diethelm einſchenkte, und erklärte nun mit erſtaunlicher Redſeligkeit, welch einen Ausbund von Wolle und Schafen er habe, wie die Alle ſo wolltreu ſeien, ein Haar dem andern gleiche und der Stapel vom beſten Fluß und gleich rund ſei, wie „viel Leib" ſeine Schafe hätten, daß er aber doch um einen annehmbaren Preis Alles verkaufe, weil er kein Glück in der Schafhalterei habe. Er legte das Zeugniß ſeines Schultheißen vor, darin nach einem Formular beurkundet war, wo ſeine Schafe geweidet und daß keine Krankheit dort und auch keine kranken darunter waren, und ſchloß endlich:

„Neun und neunzig Schäfer hundert Betrüger ſagt man im Sprüchwort, und es iſt noch mehr als wahr. Drum will ich Nichts mehr davon."

Die Umſitzenden ſtimmten auch in die Klagen über die Schäfer ein und Jeder hatte zu erzählen, wie man ſeit des Erzvaters Jakob Zeiten um ihrer ſicher zu ſein, ihnen einige Schafe als Eigenthum bei der Heerde halten muß, wie ſie dieſe aber zu gewöhnen wiſſen, daß ſie den anderen ſtets das beſte Futter wegfreſſen, wie ſie den Hund abrichten, daß er nie ein Schäferſchaf beißt, wie ſie immer die beſten und ſchönſten Lämmer haben und den Mutterſchafen ihre nichtsnutzigen unterſchieben; kommt dann der Herr dazu, ſo heißt es, wie das auch bei der natürlichen Mutter ſein kann: es will noch nicht recht annehmen. Allerlei Schelmenſtreiche von Schäfern wurden erzählt und das Geſpräch ſchien ſich faſt

ganz hierin zu verlieren, bis es Diethelm wieder auf den Handel brachte, aber er zuckte zuſammen, als der Steinbauer, nachdem er das eingeſchenkte Glas ausgetrunken hatte, ruhig ſagte, er handle nur um baar Geld.

„Bin ich dir nicht gut?“ fragte Diethelm trotzig.

„Du biſt mir gut, und daß du mir's bleibſt, iſt baar Geld das beſte,“ ſagte der Steinbauer und ſchob ſeine Tabakspfeife in den linken Mundwinkel, während er aus dem rechten den Rauch blies. Er ſah dabei nochmal ſo liſtig aus.

„Iſt dir mein Schwager, der Schäuflerdavid auch nicht gut?“ fragte Diethelm.

„Der Schäuflerdavid? freilich, der iſt auch gut; wenn er ſich verbürgt, kann ich bis Faſtnacht mit dem Geld warten.“

Diethelm hob haſtig beide Achſeln, wie wenn er etwas abſchütteln müſſe, dann lachte er laut und ſagte:

„Komm jetzt, wir wollen 'naus auf den Markt.“

Der Steinbauer zog einen ledernen Geldbeutel, der dreifach verknüpft war, bezahlte, nahm ſeinen hohen Schwarzdornſtock, der in der Ecke lehnte, und ging mit Diethelm.

Auf dem Schafmarkt ſtand in einer Doppelreihe Hurde an Hurde, darin die Schafe eng zuſammengedrängt, theils lagen, theils ſtanden und wiederkäuten, Alle aber waren lautlos und das allezeit blöde Dreinſehen der Schafe hatte faſt noch etwas Geſteigertes. Knaben mit flüſſigem Zinnober in offenen Schüſſeln liefen umher und geſellten ſich zu Gruppen, wo mit lautem Geſchrei und heftigen Geberden gehandelt wurde. Händler ſtiegen in die Hurden, zogen den Schafen die Augenlider auf und ſchauten nach den Zähnen, Andere bezeichneten mit einer in Zinnober eingetauchten Schablone die eingekauften und zählten dabei; dort ſprang eine Heerde luſtig aus der geöffneten Hurde, ſich in der wiedergewonnenen Freiheit überſtürzend, überall war buntes lebendiges Treiben. Der Schäfer Medard kam Diethelm entgegen und ſagte, daß er noch nicht verkauft, aber ſichere Hoffnung habe. Nun einigte ſich Diethelm ſchnell mit dem Steinbauer, kaufte ihm ſeine Zeithämmel (jährige) ab und nahm auch die Bracken dazu.

Er eilte mit dem Steinbauer in das Kaufhaus, ihnen voraus lief das Gerücht, daß Diethelm bereits Schafe eingekauft habe und auch für die Wolle die beſten Preiſe bezahle. Diethelm war aber noch nicht zum Wolleinkauf entſchloſſen, er hatte dieſen Ge-

danken nur so in leichtfertiger Prahlerei hingeworfen um zu verdecken, wie sehr es ihm zum Verkaufen auf den Nägeln brenne; jetzt wurde ihm das Vorhaben immer genehmer und mit seltsamem Blicke betrachtete er seinen Genossen mit dem mehr als mannsgroßen Stocke, mit dem schlichten Anzuge und der selbstzufriedenen Miene; der wünschte wohl nicht, wie er, mit Wagen und Pferd in den Stuben umherzufahren; wie weit zurück lag ihm jetzt die Zeit, wo auch er so stolz sein konnte, statt daß er jetzt, um sich nicht zu verrathen, stolz thun mußte.

„Hast kein Fuhrwerk bei dir?" fragte Diethelm, worauf der Steinbauer erwiderte:

„Nein, ich bin noch gut zuweg, mit dem Fahren hat's Zeit bis ich alt bin."

Im Kaufhause sah Diethelm, daß die verpflichteten Wollsetzer seine Schepper (Vließe) gut aufgesetzt hatten, sie standen an guter Stelle, nicht zu hell und nicht zu dunkel; seine spanische und seine Bastardwolle durfte sich sehen lassen. Sein nächster Nachbar war der Steinbauer, der sich darüber beklagte, daß er einen schlechten Platz habe, gerade neben der Feuerspritze und dem großen Wasserfasse, die unter der Treppe standen. Diethelm stand mit übereinandergeschlagenen Armen ruhig neben seiner Lammwolle, als hastigen Schrittes der Reppenberger kam. Alles Blut schoß Diethelm zu Kopfe, indem er dachte, daß er vielleicht auch einst als Unterhändler hier sich tummeln, sich abweisen und anfahren lassen müsse, während Alles jetzt seine Nähe suchte und um seine Freundschaft buhlte. Diethelm war entschlossen, mindestens vom Steinbauern noch die Wolle einzukaufen. Zwar hatte er die Bürgschaft des Schwagers zu leichtfertig versprochen, aber der Steinbauer muß ihm vor der Hand glauben, und dann will er noch heute all das Mitgebrachte und das Erkaufte in der Stille versilbern, es sind dann drei Monate Zeit gewonnen, es gilt Luck auf und Luck zu zu machen, bis man den rechten Schick trifft, und der kann doch nicht ewig ausbleiben. Diethelm wurde auch hier schnell handelseins mit dem Steinbauer und als nun Andere sahen, daß dieser ihm das Seinige übergab, bestürmten sie ihn ebenfalls mit Anerbietungen. Er wehrte Anfangs ab; er wollte nicht weiter gehen. Aber vielleicht läßt sich gerade jetzt der rechte Schick machen, man darf ihn nicht aus der Hand lassen, mit so viel Waare läßt sich was Großes versuchen — die Hand

Diethelms wurde brennend von dem öfteren Handſchlag, er wußte faſt gar nicht mehr wie viel er eingekauft hatte und der Reppenberger brachte neue und immer beſſere Gelegenheiten mit Zahlungsterminen auf Oſtern oder noch weiter hinaus. Wie berauſcht ging Diethelm von Stapel zu Stapel und wiederum hinaus auf den Schafmarkt von Hurde zu Hurde; ihm war's, als hätte alles Beſitzthum der Welt geſagt: ich will dein ſein, du mußt mich nehmen.

Das Lärmen und Rennen um ihn her, das ferne verworrene Brauſen des ſtädtiſchen Marktgewühls, aus dem bisweilen einzelne Accorde der Muſik, die jetzt zum Tanze aufſpielte, wie aus dem Stimmengedränge heraus ſchlüpften, Alles das machte einen ſinnverwirrenden Eindruck auf Diethelm; bald lächelte er Jedem und ſein Antlitz war hochgeröthet, bald wurde es ſchlaff und verdroſſen und alles Blut wich daraus zurück. Auf einem Wollſacke nicht weit von der großen Feuerſpritze, die im Hofe ſtand, ſaß er mit entblößtem Haupte und gekreuzten Beinen und ſein Auge ſchaute hinein in die rothe Schreibtafel, in die er ſich ſeine Einkäufe nach Sorte u. ſ. w. eingezeichnet hatte, um ihn her lagen in verſchiedenen Papieren Wollproben. Diethelm fuhr ſich mit der Hand über das Haupt und er meinte, er ſpüre es, wie ihm die Haare jetzt plötzlich grauer werden. Eben kam der Reppenberger wieder und brachte einen Mann, der eine überaus feine und haartreue Wolle habe, da ſei jedes Härchen von unten bis oben gleich und Alles im Vließ gewaſchen. Diethelm nebelte es vor den Augen und er erſuchte den Reppenberger, vor Allem einen guten Trunk Wein herbeizuſchaffen; er fühlte ſich ſo matt, daß er auf keinem Beine mehr ſtehen konnte, und beſonders in den Knieen ſpürte er eine unerhörte Müdigkeit. Er gab den Umſtehenden wenig Beſcheid und ſtarrte hinein in ſeine Schreibtafel und ſprach mit den Lippen lautlos die Zahlen vor ſich hin. Vom Hauptthurm der Stadtkirche bliſen eben die Stadtzinkeniſten den althergebrachten Mittagschoral; ſie ſtanden eben auf der Weſtſeite der Thurmgallerie und dieſe Poſaunen und Trompeten ſtrömten ihre langgezogenen Töne gerade zu Häupten Diethelms nieder. Er zuckte zuſammen und ſchaute auf, als hörte er die Poſaune des jüngſten Gerichtes vom Himmel herab; er fuhr ſich mit der breiten Hand langſam über das ganze Geſicht, dann ſchaute er hell auf, der Reppenberger rief ihm. Der herbei-

gebrachte Wein richtete ihn bald wieder auf und nun galt es, die begonnene Rolle muthig fortzuſetzen. Die Stadtzinkeniſten bliesen eben nach einer andern Himmelsgegend und die Klänge ſchwebten wie verloren über dem lauten Marktgewühle. Einmal ſprach er eifrig und ganz allein mit einem fremden Händler und es verbreitete ſich raſch die Sage, daß er im Auftrage dieſes, der noch gar nichts eingekauft hatte, die Händel abſchließe. Diethelm merkte bald, daß ſein Auftreten dem Markt eine ganz andere Wendung gegeben hatte; es kamen ſchon Unterhändler die ſich im Auftrage Ungenannter nach dem Wiederverkaufe erkundigten. Eine Weile ſtockte er und gedachte mit mäßigem Gewinn darauf einzugehen, aber der Reppenberger hatte Recht: jetzt im hohen Verkehr, wo Alles im Trab geht, kann man nicht hufen und rückwärts fahren; wenn Alles vorbei iſt, dann läßt ſich ein guter Treffer machen, dann hat man die ganze Geſchichte allein in der Hand, drum jetzt nur muthig vorwärts. Und immer neue Zahlen ſtellten ſich in die Schreibtafel Diethelms, er hatte ſchon dreimal die Schreibtafel in die Taſche geſteckt und die Hand darauf gelegt mit der Verſicherung, daß er ſie nicht mehr herausthue, und wenn er die Sachen halb geſchenkt bekäme, er gehe nicht weiter ins Waſſer, als er Boden habe; aber Alles ſchrie über ſeine Beſcheidenheit, ſo ein Mann wie er, könne dreimal den Markt auskaufen. Dieſer Ruhm ſtachelte ihn immer wieder aufs Neue, denn er ſah, wie ſeine prahleriſche Beſcheidenheit ihm immer mehr Vertrauen an den Hals warf. Der Gedanke, wie ſehr er dieſes Zutrauen täuſche und vielleicht ganz betrüge, zuckte ihm wieder durch die Seele, aber jetzt fand er eine raſche Aushülfe: da iſt der Steinbauer, der ſo heilig thut, wie ein friſch vom Himmel geflogener Engel, und ohne Widerrede gibt er einen geringern Preis an, als er bekommt und betrügt damit alle Anderen. Aller Handel und Wandel iſt auf Lug und Trug geſtellt, ein bischen mehr, ein bischen weniger; und es kann ja wohl ſein, es iſt ſo viel als ſicher, daß kein Menſch einen Heller verliert. — Die Leute zeigten einander, wie zuverſichtlich und froh der Diethelm dreinſah und beneideten ihn um den Haupttreffer, den er heute mache.

## Drittes Kapitel.

Wieder kehrte Diethelm mit großem Geleite in das Wirthshaus zurück. Es waren nun wirklich ſeine Vaſallen, denn ihn umgaben alle Die, denen er abgekauft hatte.

Unter dem Thore begegnete er ſeiner Tochter, die mit einigen Mädchen dort ſeiner harrte; ſie fragte ihn, ob er nun mitgehe, ihr, wie er verſprochen, einen Marktkram zu kaufen. Diethelm ſagte, er habe keine Zeit und gab ihr zwei Kronenthaler, daß ſie ſich ſelber etwas kaufe.

Mit dem Steinbauer mußte nun vor Allem glatte Rechnung gemacht werden. Diethelm nahm ihn zuerſt allein vor, aber er mochte reden, was er wollte, der Steinbauer blieb bei ſeiner Ausſage, er verlangte ein Viertheil des Kaufpreiſes als Anzahlung und binnen acht Tagen die Unterſchrift des Schäuflerdavid als Bürgen. Diethelm ſuchte das Ungerechte dieſer Bedingungen, die gar nicht feſtgeſtellt waren, darzuthun; der Steinbauer verzog keine Miene und blieb dabei, ſelbſt als Diethelm laut lachte und die Sache ins Scherzhafte ziehen wollte, blieb ſein Widerpart ohne Theilnahme und war, was man ſo nennt, ein beſtandener Bauer, der ſich nicht ſo leicht aus ſeinem Schritt bringen ließ. Schnell in Zorn überſpringend, ſchalt ihn Diethelm einen Betrüger, da er einen geringeren Kaufpreis angegeben habe, um die Anderen zu hintergehen. Der Steinbauer läugnete dieß und behauptete, er habe zur Angabe Diethelms nur geſchwiegen, er könne aber jetzt auch reden und vielleicht mehr als lieb ſei.

„Was meinſt? was?“ fragte Diethelm haſtig.

„Ich mein' gar nichts, ich will mein Geld und da bleibt ein Jeder wer er iſt.“

„Hältſt mich für ein Schuldenbäuerle?“ fragte Diethelm halbzornig.

„Nein, b'hüt Gott, ich könnt' mit dir tauſchen, wenn's drauf ankäm'; aber weißt: zahlen mit baar Geld, das zwingt die Welt. Du brauchſt ja nur pfeifen, da haſt's, und wenn ich mein Sach' wieder an mich zieh', und das thu' ich, wenn du mich nicht baar bezahlſt, ich ließ' es aber nicht dabei, ich müßt' vor's Amt damit, ſo hart es mich ankommt.“

Diethelm fühlte, was es heißt, ſich in ſchwankender oder

gar in verzweifelter Lage zu befinden, da muß man ſich ſo zu ſagen über's Ohr hauen laſſen und thun, als ob nichts geſchehen wäre, nur um Aufſehen und genauere Nachforſchung zu vermeiden.

„In einer Stunde haſt all dein Geld," rief Diethelm den ihn ungerecht Bedrängenden überbietend.

„So recht," ſagte der Steinbauer, „wie viel Uhr iſt jetzt? Drei? Um viere bin ich wieder da. B'hüt' dich Gott und zürn' nicht."

Die Uebrigen, die den zähen Steinbauer ſo zufrieden davon gehen ſahen, waren ſchnell befriedigt, und Diethelm drang ſelber drauf, daß ſie „wegen Leben und Sterben" eine Handſchrift von ihm nehmen mußten. Nun eilte er zu dem Advokat Rothmann und verlangte von ihm ein Darleihen für den Steinbauer; der Advokat beglückwünſchte Diethelm zu ſeinen guten Einkäufen und ſchloß eine eiſerne Geldkiſte, indem er ſagte: „Das ſind Pfleggelder, Ihr ſeid ja ſelber Waiſenpfleger und wißt, daß ich ſolches Geld nicht ohne gerichtliche Bürgſchaft verleihen darf." Diethelm ging um die Kiſte herum wie die Katze um einen Wurſthäckler und ſah mit Schmerzen das Alles verſchließen, ohne Miau zu machen; er blieb noch eine Weile harmlos plaudernd bei dem Advokaten und that, als ob er nie ein Anliegen gehabt hätte, mit dem er abgewieſen worden war. Er verſicherte Rothmann, daß er weit davon entfernt ſei, ihn aus der Abgeordnetenſtelle verdrängen zu wollen, der Advokat entgegnete, daß er Diethelm Glück wünſche, wenn er als Candidat der ſich ſo nennenden Conſervativ-Liberalen durchdringe, die Herren möchten dann einmal ihre ſogenannte Möglichkeitspolitik verſuchen, um zu erfahren, daß das Schlechte leichter möglich ſei als das einfach Rechte.

Diethelm zeigte ſich eifrig in Darlegung ſeiner Geſinnungen und doch dachte er jetzt an nichts weniger als an dieß.

Offen und verſteckt laufen überall und allzeit die verſchiedenſten Intereſſen durcheinander.

Als Diethelm das Haus verließ, traf er glücklich den Reppenberger vor demſelben; durch dieſen ließ er nun ein gut Theil des Eingekauften unter der Hand zu baar Geld machen, mit der Bedingung, daß nicht hier unter den Augen der Marktaufſeher, ſondern morgen auf dem eine Stunde entlegenen Dorfe oder noch beſſer in ſeiner eigenen Heimath abgeliefert werde. Bis dieſes Geſchäft abgemacht war, wollte ſich Diethelm verborgen halten und dazu gab es kein beſſeres Verſteck als der Tanzboden im

Stern, wo eben die Muſik aufſpielte; dort würde ihn gewiß Niemand ſuchen und dorthin ſollte Reppenberger mit dem fremden Händler kommen.

Es war, als ob doch etwas von dem Wunſche Diethelms, mit ſeinen zwei Rappen in den Stuben herum zu kutſchiren, erfüllt wäre; denn kaum war er auf dem Tanzboden, wo ſich eben in lärmender Pauſe die erhitzten Paare verliefen, als Alles ehrerbietig vor ihm auswich und da und dort hörte er ſeinen Namen piſpern. Einige ältere Leute, die ihm zutranken und ſtolz darauf ſchienen, daß er das Glas annahm, fragte er nach dem Reppenberger, den er zu ſuchen vorgab; ſogleich erboten ſich mehrere Trinkgelds-Bedürftige den Reppenberger aufzuſuchen. Diethelm hatte abzuwehren ſo gut er konnte, und glücklicherweiſe erlöste ihn ein junger, modiſch gekleideter Mann, der mit vielen Bücklingen auf ihn zukam, ſich als älteſten Sohn des Sternwirths vorſtellte und Diethelm bat in die Herrenſtube zu kommen.

Die Welt duldete es gar nicht mehr, auch wenn er es ſelbſt gewollt hätte, daß er in niederem Bereiche verweilte. Diethelm betrachtete ſich ſelbſt, um zu erkunden, was denn an ihm ſei, daß ihm Jeder ungefragt eine höhere Stufe anwies. Er folgte dem jungen Manne, der äußerſt ehrerbietig war, die Treppe hinab und als er eben die Klinke zur Herrenſtube in der Hand hatte, hörte er einen Soldaten unter der Hausthüre ſagen: „komm nur.“ Diethelm drehte ſich um, die Stimme war ihm bekannt, und der Soldat fuhr fort:

„Tanz' du nur einmal, während der Zeit wird dein Vater um ein paar tauſend Gulden reicher und ich krieg' dich immer weniger.“

„Ich weiß nicht, ob's recht iſt,“ ſagte eine Mädchenſtimme und halb gezogen erſchien Fränz auf der Schwelle mit hochglühendem Antlitze.

„Soll ich euch aufſpielen?“ rief Diethelm, ſich umwendend. Der Soldat und Fränz ließen vor Schreck die Hände los.

Der Soldat faßte ſich ſchnell wieder und grüßte Diethelm, dieſer aber ſagte:

„Du biſt's? wie kommſt du daher, Munde?“

„Ich hab' Urlaub genommen und es freut mich, daß ich auch meinen alten Herrn ſeh'.“

„So? Willſt eine Halbe trinken?“

„Freilich.“

„Säh, da haſt Geld, trink' eine,“ und Diethelm reichte mit dieſen Worten dem über und über erröthenden Soldaten einen Sechsbätzner. Der Soldat, der nicht anders erwartet zu haben ſchien, als Diethelm würde ihn mit zum Wein nehmen, wußte nicht, ſollte er die Hand zum Fauſtſchlag ballen oder zum Empfang der Gabe darreichen. Beides ſchien gleich mißlich, offene Feindſeligkeit wie die beabſichtigte Demüthigung vor den Augen der Geliebten, es fand ſich aber noch ein Ausweg und lächelnd ſagte der Soldat:

„Dank' gehorſamſt, ich will warten, bis ich einmal ein' Halbe mit Euch trink; vor der Hand hab' ich ſchon noch, um von meinem Geld ein Glas auf Euer Wohlſein zu trinken.“

Mit einem Gemiſch ſeltſamer Empfindungen reichte Diethelm dem Soldaten die Hand und ſtand von dem Vorhaben ab, dem Burſchen auf ſtrenge Weiſe zu zeigen, an welchen Platz er gehöre; dieſe geſchickte, höfliche Wendung und der Stolz, der darin lag, gefiel ihm. Das geſtand ſich Diethelm, aber nicht, daß er ſich in dieſem Augenblicke ſelber zu ſehr gedemüthigt fühlte, um die Unterwürfigkeit Anderer herauszufordern. Er ſagte daher nichts weiter, winkte dem Soldaten einen Abſchied zu und verſchwand mit Fränz hinter der Thür der Herrenſtube. Der Soldat ging im Hausflur auf und ab wie ein Wachtpoſten und ſeine Gedanken gingen mit ihm hin und her: ſollte er auch hinein in die Herrenſtube und ſich auftiſchen laſſen? Aber wer weiß, wozu das führt? Es ſind viele Fälle möglich. Der Schluß blieb jenes letzte Mittel, das Gelehrten und Ungelehrten gleich genehm iſt, nämlich: vor Allem und vor der Hand nichts thun — da macht man nichts gut und nichts böſe und kann getroſten Muthes und ruhigen Gewiſſens die kommenden Ereigniſſe abwarten.

## Viertes Kapitel.

Der Soldat ging nach dem Schafmarkt. Viele Hurden waren bereits leer, die noch zurückgebliebenen Schäfer hatten ihre Mäntel bereits loſe zuſammengerollt auf der Schulter hängen. Das Marktgewühl brauste und toste in der Ferne, hier aber war Alles ſo ſtill wie auf einſamer Höhe, an deren Fuß ein wildrauſchender Bach über Felſen braust; nur bisweilen hörte man das klagende

Blöcken eines Schafes, dem ein Metzger durch einen Schnitt ins Ohr das Kennzeichen ſeines Eigenthums gab. Die alſo bezeichneten Schafe duckten die Köpfe und ſahen traurig und dumpf nieder, als wüßten ſie, daß die Tage ihres Weidganges gezählt ſind. Von einer Heerde führte ein Metzger eben einen Hammel weg, und das ſonſt ſo geduldige Thier war ſtörrig und mußte mehr gezogen und geſchoben werden als daß es ging; es kümmerte ſich wenig um Bellen und Beißen des Hundes und blöckte nur kläglich. Der Soldat ſchaute dem Allem mit dumpfer Verwunderung zu; er war ſelber Schäfer geweſen und doch war ihm alles Das wieder neu und faſt ſeltſam. Er ſah die Hurde ſeines Bruders, des Schäfers Medard, den wir beim Ausſpannen geſehen haben, und ſchon von fern zerrte der falbe Hund an der Kette, die am Gurte ſeines Herrn befeſtigt war und weckte dieſen aus ſtillem Niederſchauen, ſo daß er aufblickend rief:

„Haſt ſie gefunden?“

Der Soldat nickte mit dem Kopfe und erſt als er bei ſeinem Bruder war und den Hund geſtreichelt hatte, erzählte er, wie er die Fränz allein auf dem Markte getroffen, wie ſie miteinander umhergeſchlendert und eben zum Tanze gehen wollten, als Diethelm dazwiſchen kam und ihn ſo ſonderbar davon ſchickte.

Der Schäfer dagegen berichtete, wie es ihm ſei, als ob die ganze Welt aus dem Leim ginge: daheim habe der Meiſter ſo nöthlich gethan, wie wenn Alles bei ihm auf Spitz und Knopf ſtehe und kaum auf den Markt gekommen, kaufe er wie beſeſſen ein und thue, wie wenn er fragen möchte, was koſtet das Schwabenländle? Er habe die Hämmel verkauft und könne den Herrn nirgends finden, um ihm das Geld zu geben. Ueberhaupt erzählte er, ſei der Meiſter ſeit faſt einem Jahr zweierlei Menſchen: bald ſtreichle er Einen wie mit Sammtpfoten, bald ſei er ein borſtiger Igel, bald lobe er Alles, bald mache man ihm gar nichts recht. Die Brüder beſprachen ſich noch lange über das ſeltſame Weſen des Meiſters, denn auch der Soldat hatte ehemals bei Diethelm als Schäfer gedient.

Als der Schäfer äußerte, daß Diethelm vielleicht um ſo größer thue, je kleiner er geworden ſei und vielleicht noch einen tüchtigen Raps mache, ſo lang man ihm traue, fuhr der Soldat dagegen los, als ob er ſelber beleidigt wäre, und es war noch mehr als das: denn da gilt ja gar nichts mehr, wenn man gegen

ſolch' einen Mann nur ſo was denken darf; worauf der Andere lächelnd erwiderte:

„Büble, Büble, du wirſt dein Lebtag nicht geſcheit; du glaubſt den Leuten, was ſie dir vormachen. Laß ſehen, was du für Tubak haſt," ſchloß er und nahm dem Soldaten die Pfeife aus dem Mund und rauchte ſie weiter; der Soldat ſagte kein Wort dazu.

Es war ein ſeltſames Brüderpaar, das da bei einander ſaß. Medard hätte dem Alter nach der Vater Munde's ſein können, aber ähnlich ſahen ſich die Brüder nicht. Medard hatte ein langes dürres Geſicht, das durch den zottigen Backenbart und die aufgeſträubten röthlichen Augenbrauen Aehnlichkeit mit dem Schäferhunde hatte, während Munde kugelrund ausſah und Angeſicht und Hals von dunkelbrauner Farbe war; er hatte kohlſchwarzes Haar und kleine in fetten Augenlidern verſteckte braune Augen, aus denen ein ſtilles ſanftes Gemüth ſprach. Medard ſah aus, als könnte er nie lachen, und Munde ſah noch jetzt in ſeiner Betrübniß aus, als könnte Schmerz und Zorn keine Heimath in ſeinem Geſichtsausdruck finden.

Medard war gerade um fünf und zwanzig Jahre älter als ſein Bruder, und dieſe beiden und noch eine Schweſter, die dem alten Vater in Buchenberg Haus hielt, waren von neun Kindern am Leben geblieben. Als der kleine Munde ſo verſpätet und plötzlich geboren wurde, verließ Medard unter Verwünſchungen das väterliche Haus und betrat ſechs volle Jahre deſſen Schwelle nicht mehr. Es war nicht Aerger wegen des Erbes — da war ja nichts zu theilen — aber Medard ſchämte und ärgerte ſich über den nachgebornen Bruder, daß er von ſeinen Eltern gar nichts mehr wiſſen wollte; er verdingte ſich weit weg und kam erſt nach ſechs Jahren wieder, als er aus dem Zuchthauſe entlaſſen wurde, wo er wegen einer Rauferei, in der er einen Nebenbuhler erſchlagen, fünf Jahre gebüßt hatte. Es war ihm nun doch nichts übrig geblieben, als in das elterliche Haus zurück zu kehren. Als er zum Erſtenmal wieder in des Vaters Stube trat — die Mutter war ſchon ſeit ſechs Jahren geſtorben, und wie der Vater ſagte, an den Folgen der Verheimlichung ihrer Schwangerſchaft, die ſie vor dem erwachſenen Sohne verbergen wollte — da war's, als ob der kleine Munde es dem Bruder wie mit Zauber angethan hätte; er umklammerte gleich beim Eintreten

ſeine Füße und Medard ließ den ſchon ziemlich großen Bengel oft Stunden lang nicht vom Arm herunter und tollte mit ihm wie närriſch umher, die ganze verhaltene Bruderliebe ſchien auf Einmal ſich zu entfalten und eine Sühne für ſeine früher verübte Härte zu Tage zu fördern.

Diethelm that gerade um dieſe Zeit eine großartige Schäferei auf und auf die Bitten des alten Schäferle und die Zureden ſeiner Frau nahm er den Medard in Dienſt, der nun von Georgi bis Michaeli im freien Felde war und ſtets den Munde bei ſich hatte und ihn mit einer Sorgfalt ohne Grenzen wartete und pflegte. Der alte Schäferle überließ ihm gern das Kind; er war mit Allem zufrieden, wenn er nur hinlänglich Tabak hatte, um ſeine Holzpfeife in beſtändigem Brand zu erhalten. Medard verſorgte ihn jetzt mit Tabak, während er ſonſt oft hatte dürre Nußblätter rauchen müſſen.

Wenn Medard manchmal dachte, daß ihm das Kind ſterben könnte, fühlte er alle Haare zu Berg ſtehen. Stundenlang konnte er in das braune Antlitz und in die dunkeln Augen des Knaben ſchauen und ſich nur ärgern, daß dieſer ihn gewiß nicht ſo lieb habe, wie er ihn, es wenigſtens nicht darthun konnte; dann konnte er aber auch ſtundenlang vor ſich hin lächeln über eine einfältige oder kluge Bemerkung des Munde. Auf den falben Schäferhund, den Paßauf, war Medard oft eiferſüchtig, denn der Knabe war mit dem Hund ſo zutraulich und verſchwendete an ihn ſo viel Liebe, die doch ihm gebührte. An Einer Sache hatte aber Medard ſtets ſeine ungetrübte Freude. Munde war nämlich äußerſt gelehrig in der Muſik. Vielleicht iſt es noch ein Ueberbleibſel aus den verklungenen Schalmeienzeiten, daß die Schäfer in der Regel kunſtfertige Pfeifer ſind, und Medard war hierin noch ein beſonderer Meiſter. Er verſtand nicht nur den nothwendigen Signalpfiff, der dem Paßauf als Commando galt, er konnte auch alle Vögel des Waldes nachahmen und hatte noch dazu eine unerſchöpfliche Quelle von Lieder- und Tanzweiſen, in denen er trillern konnte wie ein Kanarienvogel. Er lehrte nun den Munde dieſe Fertigkeit, und wenn der Knabe dann vor ihm ſtand und den Mund ſpitzte und hellauf pfiff, umfaßte Medard mit beiden Händen ſeine Schäferſchippe und bohrte ſie tief in den Boden vor Freude. Im Herbſt lockte Medard andere Knaben zu ſich aufs Feld, damit ſie mit dem Munde ſpielen, denn dieſer

kam ihm manchmal ſo traurig und nachſinnend vor, ſo verlaſſen wie ein Schäfchen, das von der Heerde genommen iſt, und das einſam in ſich hinein jammert. Da däuchte es dann Medard, als ob ſein Munde über Alle herrſche, ſie beugten ſich ihm ungeheißen, und alte Sagen kamen ihm in den Sinn, wie ein Schäferknabe plötzlich zu einem König geworden und eine ſchöne Prinzeſſin im diamantenen Palaſte zum Ehegemahl erhielt. Er lächelte wohl über dieſe Sagen, er wußte ja, daß daran kein wahres Wort ſei, aber Munde war gewiß zu etwas Großem geboren, wenn auch juſt nicht zu einem König; und dann wollte ſich Medard in ſeinen alten Tagen das Gnadenbrod bei ihm ausbitten und unter der Stallthür ſtehend glücklich ſein, wenn ſein Bruder in der Kutſche dahinfuhr oder auf einem ſchönen Apfelſchimmel daherritt. Was läßt ſich nicht Alles ausdenken draußen bei den ſtill weidenden Thieren! Medard erſchien ſich oft ganze Wochen wie verzaubert, Alles, was er that, kam ihm ſo vor, als wäre das nur für einſtweilen, nur noch jetzt, in einer Stunde wird's anders; da kommt auf einmal ein groß Glück. Und manchmal konnte er es gar nicht faſſen, daß der Munde noch ſo klein und jung ſei und noch ſo lange zu wachſen habe, bis er ein großer Mann, mindeſtens ein reicher Graf ſei. Natürlich fehlte es auch nicht an Zeiten, wo ſich Medard vor die Stirn ſchlug und ſich ſelber auslachte über all die Narretheien, die er im Kopfe herumtrage; er war dann froh, daß Niemand davon wußte und ſchlug ſich Alles aus dem Sinn; aber innerlich verborgen konnte er doch eine gewiſſe Hoffnung des Unerwarteten nicht ertödten, er wußte nicht was und wie, aber doch blieb's.

Als dem Diethelm ſeine Fränz geboren war, hatte Medard dieſer ſchon einen Ehemann beſtimmt, lange bevor ſie ein Wort ſprechen konnte.

Munde war acht Jahre alt geworden. Es war im hohen Sommer, im Thale war abgeweidet und der Pferch begann noch nicht, Medard hatte ſeinen ſämmtlichen Schafen Schellen umgehängt, und es ging nun auf den Trieb ins hohe Waldgebirge. Das Schellengeläute währte unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend, denn die Schafe auf der Weide freſſen beſtändig im Gehen und ſtehen meiſt kaum ſo lange ſtill, um das Gras abzuraufen; Medard war immer in wunderſamer Aufregung, und er dachte mit ſchweren Sinnen, daß dies der letzte Sommer ſei,

in dem er den Munde bei sich hatte; zu Ostern mußte dieser bei Strafe endlich in die Schule. „Es ist vorher gegangen, es muß nachher auch gehen," tröstete sich Medard, wenn er überlegte, wie er diese Trennung ertragen werde. An einem Mittag, an dem die Nebel nicht von Berg und Thal wichen, saß Medard am Waldrande, an dem ein schmaler Holzweg sich hinzog, und vor ihm, den jähen Berghang hinab, weideten die Schafe; Munde stand weiter unten, just in der Biegung des Weges in einer Brombeerhecke und erlabte sich an der saftigen Frucht. Vom Walde oben vernahm man Hacken und Knacken der Holzhauer, und das Schellengeläute war so summend, daß Medard fast in Schlaf versinken wollte. Da hörte er über sich etwas poltern, er schaute rückwärts — hat sich ein Felsen aus seiner uralten Ruhe losgelöst? Da kommt es den Weg herab, ein in Schuß gerathener lediger zweirädriger Karren, Medard ist ganz erstarrt, er schaut auf und schaut hinab und ruft schnell: Munde, geh' bei Seite, Munde, um Gottes Willen lug' auf! Aber das Kind hörte nicht, und der Wagen ist schon so nahe; kommt er bei Munde an, stürzt er die Halde hinab und zerschmettert das Kind, es ist kein Stein am Wege, nichts, womit man einhalten kann. All' dies Schauen, Denken, Rufen, war das Werk eines Augenblickes, schon ist das zermalmende Rad nahe, Medard kann sich retten — aber das Kind! Schnell streckt Medard halb träumend, halb wissend, was er thut, den rechten Fuß weit vor, es knackt, der Karren steht still . . . Die Leute, denen der Karren entronnen war, kamen mit Geschrei hinterdrein, sie fanden Medard mit zerknicktem Fuße, leblos, sie warfen schnell das Holz ab und luden Medard auf den Karren und führten ihn nach dem Dorf, wo er Monate lang eingeschindelt lag. Um so lustiger aber sprang Munde um ihn her, und das erquickte den Leidenden mehr, als all' die guten Tränkchen, die der alte Schäfer bereitete, und mehr als die sorgsame Abwartung der Meistersfrau. Medard war nicht so großmüthig, seinem Bruder nie zu sagen, was für ein Opfer er ihm gebracht. Das Kind verstand dessen Bedeutung noch nicht, und als er in spätern Jahren es erkannte, war die That eine längst gewohnte, wenig beherzigte, wenn gleich Munde dem älteren Bruder mit kindlicher Hingebung zugethan war, und es ihm nie in den Sinn kam, eine Einsprache dagegen zu erheben, daß ihn Medard stets „Büble"

hieß. Medard konnte, wenn auch mit einem lahmen Fuß, ſeinem Geſchäfte nachgehen; die Ruhe, die es mit ſich brachte, war ihm nun beſonders genehm. Munde war in der Schule und Medard blickte auf die Tage, da es ihm das Kind wie mit einem Zauber angethan hatte, mit verwundertem Lächeln zurück; und doch war etwas eingetroffen, und wer wußte, was noch daraus wird. Munde lebte im Hauſe Diethelms wie das eigene Kind, und es war nicht anders zu vermuthen, als Diethelm würde dem Munde gern ſeine Fränz zur Frau geben, denn Diethelm war wegen ſeiner Gutherzigkeit berühmt, die er allerdings zumeiſt nur auf ſeine Freundſchaft (Verwandtſchaft) anwendete. Munde war und blieb eben der Schäferprinz, wie ihn Medard oft im Stillen nannte. Bei all' ſeiner Zärtlichkeit für das kleine Brüderchen und deſſen große Hoffnungen verſäumte indeſſen Medard doch ſeinen einſtweiligen Vortheil nicht, er wollte für alle Fälle geborgen ſein, er verſtand es, wie man hier erſt recht ſagen kann, ſein Schäfchen ins Trockene zu bringen und zwar mit ſo verſchlagener Liſt, daß Diethelm das unbedingteſte Vertrauen in ihn ſetzte, obgleich er es ihm noch manchmal vorrückte, daß er ein Sträfling ſei. Medard machte ſich nicht im Entfernteſten ein Gewiſſen daraus, das Vertrauen Diethelms zu mißbrauchen; denn das iſt das Unergründliche in des Menſchen Bruſt, daß oft Betrügerei neben Treuherzigkeit, Verſtocktheit neben Zartſinn friedlich zu wohnen vermag. Als Munde confirmirt war, wurde er Schäfer, aber der ältere Bruder gab ſeine Hoffnung noch nicht auf: Munde mußte einſt die Fränz heirathen; und je mehr das Mädchen heranwuchs, um ſo größer wurde auch ſeine Liebe zu dem jungen Schäfer, immer hütete Medard den Bruder wie ſeinen Augapfel und diente ihm, als wäre er ſein angeborener Herr. Erſt als Munde Soldat werden mußte und der Diethelm ihn nicht loskaufte, faßte Medard einen tiefen Haß gegen ſeinen Meiſter; es genügte ihm nicht mehr an den gewohnten kleinen Veruntreuungen, er wünſchte ſich eine gewaltige That, um Zorn und Rache loszulaſſen; nur die Meiſterin that ihm leid dabei, und wenn ſie nicht wäre, ſagte er oft, hätte er den Meiſter ſchon im Stall erwürgt.

Als Medard jetzt den Bericht ſeines Bruders hörte, ſagte er nichts, ſondern ſtieß nur den Rauch der Pfeife immer raſcher heraus.

„Ich wollt',“ ſchloß der Soldat, „der Diethelm würde über Nacht ein armer Mann, nachher könnt' ich die Fränz heirathen ungefragt.“

„Büble, du biſt ein Narr,“ rief Medard, „du mußt ſie haben mitſammt ihrem Geld, und mag ſie noch ſo hoffärtig ſein, und ein Nückel iſt und bleibt ſie; aber freilich da drüber darf man mit dir nicht reden. Wenn ich nur wüßt', wie's mit dem Meiſter ſteht; ſauber iſt's nicht, das glaub' mir.

Nun beſprachen die Brüder das Leben des Meiſters. Diethelm war ehedem ein wohlhäbiger, ſtill arbeitſamer Bauer geweſen, er war als Knecht nach Buchenberg gekommen und hatte die reiche Wittwe, die Schweſter des Schäuflerdavids, gegen den Willen ihres Bruders und ihrer ganzen Familie geheirathet. Stolz war er von je, und ſelbſt ſeine vorherrſchende Tugend, die ihm einen großen Namen machte, ſchien davon nicht frei. Damals, als Diethelm die reiche Wittwe heirathete, lebten ſeine Eltern noch, aber ſie wie ihre anderen ſechs Kinder, die theils dienten, theils ſelber Familien gegründet hatten, lebten in äußerſter Dürftigkeit. Das nahm nun ſchnell ein Ende, denn mit reicher Hand ſetzte Diethelm alle ſeine Angehörigen in Wohlhabenheit und Alles was Diethelmiſch hieß, ſtand plötzlich in Ehre und Anſehen. Hatte Diethelm im Allgemeinen eine freigebige Hand, ſo war ſie es noch beſonders für einen auffälligen Zweck. Er kleidete nämlich gern die Armen und es war ſeine beſondere Luſt, daß Alles ſtattlich daher käme; und wurde er auch oft von Solchen mißbraucht, die fremder Gabe gar nicht bedurften, immer wieder fand ihn Jeder bereitwillig und hülfreich. Wenn unſer Meiſter nach Letzweiler kam, ſtand Alles ſtill, als erſchiene ein höheres Weſen und die Lippen bewegten ſich wie zu Segensſprüchen, denn ſolch einen Wohlthäter hatte man noch nie geſehen und Diethelm hatte nur abzuwehren, daß ihm nicht Kinder und Greiſe die Hände küßten. Seine hülfreiche Mildthätigkeit war aber auch ohne Grenzen und man fabelte allerlei über ſeine unermeßlichen Reichthümer: er habe ein großes Loos in einer fremden Lotterie gewonnen, er habe einen Schatz gefunden und dergleichen mehr, Diethelm gefiel ſich in dem Ruhm ſeines Reichthums und ſeiner Wohlthätigkeit. In den beſten, manneskräftigen Jahren, als er Schultheiß geworden war, fiel es ihm auf Einmal ein, daß er genug gearbeitet habe. Er verpachtete daher

seine Aecker und lief müßig und mit eingebildeten Krankheiten im Dorf umher; aber auch dieß Leben verleidete ihm nach wenigen Jahren, zumal er mit den Pachtbeständern vielerlei Quengeleien hatte. Er wollte ändern, mochte aber nicht mehr zurück, verkaufte nun trotz heftigen Widerspruchs seiner Frau alle seine Aecker, nur die Wiesen behielt er und lebte von Zinsen. Bald aber fieng er einen kleinen Kornhandel an, der nicht ohne Gewinn war, und nun ging er Tag und Nacht auf sogenannte Spekulationen aus, die ihm auch meist glückten.

Dieses Verwenden der ganzen Lebensarbeit seiner Dorfbewohner als bloßen Werthgegenstandes hatte schon in sich etwas Herausforderndes, Feindseliges. Der ewige Kampf zwischen den Hervorbringenden und denen, die solches mühsame Händewerk mit Reden und Schreiben zu eigenem Vortheil verwenden, ist auf dem Lande naturgemäß ein Widerstreit gegen die Kornhändler, der sich je nach den Zeitläuften zu ausgesprochenem Hasse entwickelt. Das Vorhalten des Gedankens von dem großen Weltverkehre und daß die Thätigkeitsergebnisse der ganzen Menschheit einander angehören, will bei dem, dessen Auge auf der beschränkten Stätte seiner Arbeit haften muß, nicht Eingang finden; in dieser wie in mancher andern Beziehung arbeitet die Zeit noch überall an der Erhebung zum Gedanken der großen Weltgehörigkeit.

Auch Diethelm erfuhr in seinem Thun mancherlei Haß und statt ihn zu versöhnen, reizte er ihn noch, indem er oft laut sagte: „Ihr arbeitet euch krumm und lahm und ich schau' zum Fenster hinaus und hab' meine grünen Saffian-Pantöffele an, und verdien' dabei in einer Stunde mehr, als ihr in drei Monaten." Das war aber nicht immer der Fall und in demselben Jahre, als Diethelm in seinem Handel eine große Schlappe erlitt, wurde er auch nicht mehr zum Schultheiß gewählt und er begann nun das Schafhalten und den Wollhandel. Die Umgegend von Buchenberg eignete sich allerdings dazu, die Schafe ihre sieben Monate auf dem Weidgang zu erhalten, aber auch Seuchen blieben nicht aus, die empfindliche Verluste mit sich führten.

Medard war gegen seinen Herrn voll Zorn und Haß, und wieder voll ergebener Abhängigkeit. Wenn er auch nun schon so viele Jahre bei ihm diente, ließ es ihn Diethelm gelegentlich

doch noch immer fühlen, daß er ihn als Sträfling zu ſich genommen und behandelte ihn oft mit tyranniſcher Willkür, gegen die auch nicht der leiſeſte Widerſpruch ſich erheben durfte. In der Seele des Schäfers ſetzte ſich daher eine Bitterkeit feſt, die ihn wünſchen ließ, daß ſein Herr einmal zu Falle kommen oder in ſeine Hand gerathen möge.

Munde dagegen war voll aufrichtiger Liebe gegen Diethelm, der ihm dafür auch mit beſonderer Freundlichkeit zugethan blieb.

---

## Fünftes Kapitel.

Während die Brüder draußen vor dem Thor ſich über das Leben ihres Meiſters beſprachen, ſaß dieſer drin beim Sternenwirth im hintern Stübchen vor einer Flaſche vom Beſten, die der Sternenwirth zu Ehren ſeines Gaſtes auftiſchte und dabei ſeine Familienverhältniſſe darlegte.

Halb klagend, halb ruhmredig erzählte er, wie ſich die Zeiten ändern: er ſelber ſei noch Metzger geweſen und habe dabei gewirthet, jetzt aber müſſe ein Wirth alle Sprachen kennen und ein Handwerk daneben zu treiben ſei gar nicht denkbar; ſein Wilhelm ſei aber auch in Genf und „auf der Univerſität von allen Kellnern, im Schwan in Frankfurt geweſen.“

Diethelm zeigte ſich dieſen Mittheilungen beſonders theilnehmend und aufmerkſam, denn es iſt dem bangenden Herzen oft nichts erwünſchter als durch Aufnahme fremden Schickſals ſein ſelbſt zu vergeſſen. Während der Sternenwirth erzählte, hatte ſich eine von deſſen Töchtern und der Sohn angelegentlich mit Fränz beſchäftigt und waren oft in lauten Scherz ausgebrochen. Der Sternenwirth rückte nun, von der Theilnahme ſeines Zuhörers ermuthigt, weiter heraus: wie glücklich ein vermögliches Mädchen mit ſeinem Wilhelm werden könne, er wolle den Engel in der obern Stadt kaufen und ausbauen und ſei ohne Rühmens der geſchickteſte Wirth. Diethelm nickte einverſtändlich und bemerkte nur, daß der Wilhelm noch jung ſei und wohl noch ein paar Jährchen warten müſſe, und der Wirth ſtieß eben mit ihm an, als der Reppenberger eintrat. Diethelm nahm ihn bei Seite und vernahm, daß nichts zu verkaufen ſei und höchſtens ums halbe Geld.

„Sag' nur, ich behalt' den Poſten auch noch," rief Diethelm plötzlich laut und ſagte dann, daß es Alle hören konnten, leichthin zu dem Wirth:

„Kannſt mir nicht auf eine Stunde fünfhundert Gulden geben?"

„Auf eine Stunde kann's ſchon ſein," erwiderte der Wirth, „es hat mir ein Händler tauſend Gulden aufzubewahren gegeben. Nicht wahr, du bringſt mir's gleich wieder? Von wegen, wenn's mein wär', könnteſt's behalten ſo lang du willſt, wär' mir ſicherer als im Kaſten. Es iſt halb Silber und halb Papier. Was willſt?"

„Die Thaler, der Steinbauer hört das Geld gern klappern, er traut ihm eher."

Diethelm empfing ein graues Säckchen mit den Geldrollen, er übergab die kleine Laſt dem Reppenberger zum Tragen, befahl der Fränz ihn hier zu erwarten und ging mit ſeinem Geleite ſtolz durch das Marktgewühl. In der Poſt brach er alle Rollen auf und zählte und klimperte lange mit dem Gelde, das er dem Steinbauer einhändigte; das graue Säckchen betrachtete er dann eine Weile ſtill und ſteckte es endlich zu ſich, wobei er es an Spottreden auf den Steinbauer nicht fehlen ließ; dieſer zählte aber- und abermals die Häufchen ab und hörte auf Nichts.

Vor dem Hauſe athmete Diethelm tief auf und ſagte dem Reppenberger, daß er tauſend Gulden haben müſſe, und wenn er ſie aus dem Heiligenkaſten ſtehlen ſollte.

„In dem Neſt muß Geld ſein, hilf's holen," ermahnte er den Reppenberger. Dieſer wußte auch Rath: der Kaſtenverwalter hatte einen großen Poſten bereit, aber nur auf Hypothek oder Wechſel. Von erſterer konnte bei Diethelm keine Rede mehr ſein, er hatte nichts Unbewegliches als ſein Haus und die Wieſen, und das war die letzte Sicherheit der Frau; und hätte er auch dieſe, wie er wohl wußte, zu einer Unterſchrift bewegen können, er durfte es für ſich ſelbſt nicht thun, denn mit Aufnahme einer Hypothek wäre all' ſein Anſehen vernichtet; vor dem Wechſel aber hatte Diethelm eine Höllenſcheu, der Reppenberger mochte das einen albernen Bauernaberglauben ſchelten und darüber ſpötteln wie er wollte. Vor der Thüre des Kaſtenverwalters ſtand Diethelm mit Reppenberger wie angewurzelt; er lachte zwar, wenn Reppenberger das „Haus Diethelm" aufforderte, zu verfahren wie

ihm zukam, aber innerlich bebte ihm das Herz; endlich mußte doch ein Entschluß gefaßt werden, und weil denn einmal das Unvermeidliche zu vollziehen war, entlehnte Diethelm gleich noch ein zweites Tausend. Dennoch erhielt er nur mit großer Mühe sechshundert Gulden baar, das Uebrige mußte er in fremden Staatspapieren zu hohen Tagespreisen annehmen. Noch nie zitterte die Hand Diethelms so sehr, als da er den Wechsel unterschrieb. Auf der Straße war's ihm, als sähe es ihm Jedermann an, daß er sich dazu verpflichtet hatte, nach drei Monaten in schmähliche Gefangenschaft zu gehen; aber die Leute waren so ehrerbietig wie je, im Stern fand man es nicht im Entferntesten verwunderlich, daß Diethelm auf die Minute sein Wort hielt; und als dieser dem Wirthe die Staatspapiere aufzubewahren gab, kam ein neuer Stolz über ihn: „Tausende handeln ja nur mit Credit, warum soll ich es nicht auch? Ich kann auch mit einem Federstrich Summen hin- und herschieben."

Die Furcht vor einer Wechselschuld erschien ihm jetzt in der That nur als ein Aberglaube, und der Wein erfrischte ihm das Herz wie noch nie. Auf die Bitten der Wirthsleute und der Fränz versprach er, über Nacht zu bleiben und den Honoratioren-Ball zu besuchen. „Das Haus Diethelm bleibt," sagte er halb selbstspöttisch; es wußte Niemand was er damit meinte. Er ging nun hinaus vor das Thor, um seinen Schäfern Bescheid zu sagen und der Mutter Nachricht zu geben.

So traf Diethelm die beiden Brüder mitten im Gespräch über ihn; er war voll guter Laune, als ihm Medard das Geld für die verkauften siebzig Paar Hämmel übergab, händigte ihm ein namhaftes Trinkgeld ein und befahl ihm ein Fuhrwerk zu nehmen und rasch nach Buchenberg zu fahren, dort der Meisterin Bescheid zu bringen und Alles herzurichten zur Aufnahme der neuen Waaren und Schafe. Bald fuhr Medard mit seinem Bruder in die linde Nacht hinein, Buchenberg zu.

---

## Sechstes Kapitel.

Diethelm wollte nun sogleich von dem Kastenverwalter den Wechsel auslösen, aber er überlegte, daß er dann ohne baar Geld ei und noch nie hatte er solche Freude an diesem gehabt wie heute.

Das Marktgewühl verlief sich allmälig: die großen Leiterwagen, mit lustigen Bauern und Bäuerinnen voll besetzt, konnten schon in ungehemmtem Schritte durch die Straßen heimwärts fahren, in den Krämerbuden wurde bereits eingepackt und gehämmert und die Pferde der Uebernachtenden wurden zur Abendtränke an den Marktbrunnen geführt. Es war Diethelm, der in Gedanken verloren Allem zuschaute, als bliebe er zum Erstenmal in seinem Leben in einem fremden Orte über Nacht und als sei er fern in der weiten Welt und diese Stadt ihm nicht wohlbekannt und heimisch. Er wartete noch bis auch seine Rappen zur Tränke geführt wurden, dann ging er abermals nach dem Kaufhause, um die Beförderung der eingekauften Vorräthe nach seinem Heimathsort anzuordnen. Als begänne das eben am Himmel aufflammende Abendroth zu tönen, so war's als jetzt die Stadtzinkenisten den feierlichen Abendchoral vom Thurme erschallen ließen. Diethelm achtete nicht lange darauf und die Oedigkeit und Kühle, die jetzt in dem vor Stunden so menschenvollen Kaufhause herrschte, machte ihn eine Weile frösteln; aber er ließ es dennoch nicht an Umsicht fehlen und der Reppenberger versah sein Aufseheramt meisterlich. Fünf große Wagen fuhren nach Buchenberg, als Diethelm wieder in den Stern zu seiner Fränz zurückkehrte, und zu neuem Aufsehen eine weitere Summe zum Aufbewahren übergab. Das Innere des Hauses hatte in wenigen Stunden ein ganz anderes Ansehen gewonnen und in der Stube lachte ein Mädchen Diethelm aus, weil er es lange anstarrte und nicht erkennen wollte: es war Fränz, die in dem weißen Kleide der Wirthstochter mit veränderter Haartracht in der That ganz unkenntlich war. Diethelm schalt offen über diese Vermummung, denn theils regte sich der Bauernstolz in ihm, theils fühlte er auch wohl, wie ungemäß diese Erscheinungsart für die Fränz war. Der Wirth suchte ihn zu beschwichtigen, aber eine Stimme aus der Ecke rief:

„Der Herr Diethelm hat ganz Recht: die gewohnte Tracht ziert den Bauersmann am besten, und ist auch die nützlichste, weil sie nicht aus der Mode kommt."

Zu seinem Schreck erkannte Diethelm den Kastenverwalter und doch that er rasch freundlich zu ihm und rühmte sich beim Glase sehr viel, wie stolz er darauf halte, ein schlichter echter Bauersmann zu sein.

„Dreieckiger Hut, dreifache Verſicherung, hat ehemals bei uns gegolten," ſagte ein hagerer Stammgaſt mit langer Pfeife, der neben dem Kaſtenverwalter ſaß und ſich als Kaufmann Gäbler aus der Stadt zu erkennen gab. Und wo Drei im Vaterlande heutigen Tages beiſammen ſitzen, ſprechen ſie über die fortſchreitende Noth und Verarmung des mittleren Bürger- und Bauernſtandes. So auch hier.

Leicht aber nehmen ſolche Geſpräche eine ſelbſtiſche Wendung, die mehr oder minder ausdrücklich darauf hinausläuft, ſich am eigenen Wohlgefühl zu erquicken. Diethelm verſtand es dabei meiſterlich, eine beſcheidene Großthuerei an den Tag zu legen; und als der Kaſtenverwalter die ſichern Hypotheken lobte, gab Diethelm zu verſtehen, daß er deren auch manche habe, daß er ſie aber für den Handel nicht angreife. „Das wäre ja," ſagte er, „wie wenn man einen Balken aus dem Hauſe nähme, um damit Feuer auf dem Herd zu machen." Der Kaſtenverwalter fand das klug und lobte das Haus Diethelm, und dieſer fand ein eigenes Wohlgefühl darin, mit Prahlereien um ſich zu werfen und ſie dünkten ihn bald nichts als reine Wahrheit; denn es iſt ja gleich was man beſitzen mag, wenn nur die Menſchen daran glauben: der Glaube macht ſelig und der Glaube macht reich. Endlich rückte der Kaufmann Gäbler mit ſeinem eigentlichen Vorſatze heraus, er war Agent einer Brandverſicherungs-Geſellſchaft und Diethelm ſollte die eingekaufte Waare und all ſeinen Hausrath verſichern. Mit überlautem Widerſpruch verneinte Diethelm dieſe Zumuthung und hatte dafür allerlei unhaltbare Gründe vorzubringen, die der Kaſtenverwalter mit Siegesſtolz widerlegte, wobei er mit beſonderem Nachdruck wiederholte: daß nicht der Bauer Diethelm, ſondern das Handlungshaus Diethelm verſichern müſſe. Als endlich auch der Sternenwirth beiſtimmte, gab Diethelm nach, aber unweigerlich beharrte er gegen den neuen Vorſchlag: auch ſein Leben zu verſichern; ja es wäre vielleicht darob zu einem heftigen Streite mit dem Kaſtenverwalter gekommen, wenn nicht plötzlich ein Zwiſchenfall eingetreten wäre, der Diethelm im hellſten Glanze ſtrahlen machte. Ein junger Mann trat ein und fragte nach Diethelm; dieſer ging auf ihn zu und begrüßte ihn mit hoher Freude und zwang ihn mit an den Herrentiſch zu ſitzen. Nach vielem Widerſtreben willfahrte der junge Mann, der ein Zeugweber aus der Stadt war, und

ſo viel auch Diethelm abwehrte, bald ſprach Alles am Tiſch nur Lob und Preis über ihn, denn der junge Handwerker, Kübler mit Namen, war Bräutigam mit der Bruderstochter Diethelms aus Letzweiler, und Diethelm allein war es, der das Mädchen ausſtattete, ſo daß zu Neujahr die Hochzeit ſein ſollte. Diethelm nickte bejahend als der Kaufmann Gäbler ſagte: „Wenn der Vetter Diethelm für Euch gut ſagt, Kübler, könnt Ihr bei mir holen, was Ihr wollt.“ Immer aufs Neue erhob ſich das Lob Diethelms, der mit fürſtlicher Freigebigkeit ſeinen Verwandten aufhelfe und der Sternenwirth nannte ihn ſogar einen Napoleon. Anfangs war Diethelm dieſer Ruhm im Beiſein ſeines Gläubigers peinlich geweſen; als aber auch der Kaſtenverwalter einſtimmte, war es ihm, als wachſe er immer. Und als endlich der Beginn des Honoratioren-Balls in der Poſt angekündigt war, trat Diethelm ſo breit in den Saal, daß die beiden Flügelthüren nicht vergebens aufgemacht waren.

Diethelm fühlte ſich bei all ſeinem Stolz doch bald nicht recht wohl bei dieſer Luſtbarkeit. So genehm es ihm auch war, mit Beamten an Einem Tiſch zu ſitzen, er machte ſich doch bald zu dem alten Sternenwirth, der daheim in der untern Stube geblieben war, und hier ging ihm eine neue Hoffnung auf. Der Sternenwirth ſagte offen, daß er und Diethelm keine Unterhändler brauchten und erklärte geradezu, daß ſein Wilhelm und die Fränz wohl für einander paßten; er verbreitete ſich ſehr über die wirthliche Tüchtigkeit eines klugen Bauernmädchens und wie wohl angelegt hier eine reiche Mitgift ſei. Diethelm gab nur abgebrochene Antworten und hielt dabei immer der Art inne, daß der Sternenwirth etwas einſchieben mußte. Immer wohlgemuther und zutraulicher wurden die beiden Genoſſen, denn der Sternenwirth bewährte heute an ſich ſeine alte wirthliche Ermahnung: „Der Wein hängt an einander.“ Mit dieſem Worte brachte er immer wieder volle Flaſchen auf den Tiſch.

Spät in der Nacht, als die Gäſte ſich bereits entfernt hatten, ſaßen Diethelm und Fränz noch bei den Wirthsleuten und es war ihnen Allen ſo vertraut zu Muthe, daß man ſich gar nicht trennen mochte; und doch ſprach man nichts von der neuen Familieneinigung, aber dieſe ſchien Allen in der Seele zu leben.

Um dieſelbe Zeit ſaß in Buchenberg noch die Frau Diethelms harrend bei der einſamen Lampe. Es war eine Frau von großer

hagerer Geſtalt und feinem faſt vogelartigem Geſichte, ſie war erſichtlich älter als Diethelm; und wie ſie jetzt tief Athem holend vom Spinnen aufſchaute und in die Lampe hinein ſtarrte, ſah man, daß ein ſchwerer Kummer ſich in dieſem Antlitze heimiſch angeſiedelt hatte. Sie hatte heute alle heimkehrenden Marktgänger nach ihrem Mann ausgefragt: die Einen gaben nur halben Beſcheid, die Anderen verkündeten Dinge die unglaublich waren. Freilich hielt Diethelm ſtreng darauf, daß ſie keine volle Einſicht in ſeine Handelſchaft hatte, ſo viel aber wußte ſie doch, daß er jetzt baar Geld brauchte, er konnte alſo unmöglich eingekauft haben. Mit den heimkehrenden Marktgängern, ihren mitgebrachten Lederſpangen, Gewandſtoffen, Kinderpfeifen und Kindertrompeten, mit der Muſterung der eingekauften Pferde und Kühe, vor Allem aber mit der lärmenden Laune der Angetrunkenen war etwas von dem geräuſchvollen Marktgewühl in das ſtille Dorf gedrungen und die Heimgebliebenen ſahen dem verwunderlich zu; vor Allen aber betrachtete die Grobbäuerin — wie Martha Diethelm noch immer nach ihrem erſten Manne genannt wurde — das Alles als wäre es etwas Unerhörtes. Da zeigten die Einen die neuen Schuhe und Stiefel, die ſie in der Hand trugen und ließen um den Preis rathen, oder ſie übergaben den Kindern die für ſie eingekauften, die damit davon rannten; Andere ließen ihre neuen Hüte muſtern, die ſie auf dem Kopfe trugen, während ſie die alten in der Hand hielten, und mancher Spaßvogel ſtülpte den neuen Hut über den alten auf den Kopf. Der Schmied hatte ſeinen Weißdornſtock quer über den Rücken gelegt und die Arme als Haken darüber geſchlungen, Martha wußte nicht, war es die Weinlaune oder Ernſt als er ihr berichtete: der Diethelm käme zehnmal ſo reich wieder heim. Als es wieder ſtill im Dorfe wurde, in den Häuſern die Lichter erflammten und ein Jedes im Kreiſe der Seinen erzählte, was ihm am heutigen wichtigen Tage begegnet war, ſaß Martha noch immer im Dunkeln in ihrer Stube; ihr war ſo bang, ſie war wie feſtgezaubert, daß ſie der Magd nicht nach Licht rufen konnte; und als dieſe endlich von ſelbſt damit kam, heiterte ſie ſich wieder auf: es war ja nichts geſchehen, worüber ſie zu bangen ein Recht hatte, und ſie ließ ſich gern von der Magd berichten, welche neue Kleider u. dgl. in das Dorf gekommen waren. Als endlich Schlafenszeit und noch immer kein Diethelm und keine ausdrückliche Nachricht von

ihm kommen wollte, ſchickte ſie die Magd zu Bett und ſetzte ſich an ihren Spinnrocken, um ſich wach zu halten. Die Wanduhr ſchlug neun, die an Ketten hängenden Gewichte raſſelten nieder und pochten an den Uhrenkaſten. Martha erhob ſich und zog die Uhr auf, ſie erinnerte ſich, wie in der erſten Zeit ihrer Ehe, als Diethelm noch „hauslich" war, er jeden Abend ſelbſt zur beſtimmten Stunde die Uhr aufgezogen; ſie betrachtete das Zifferblatt: da ſtand mit großer Schrift ihr Name und der Diethelms, ſo wie die Jahreszahl ihrer Hochzeit in einem Blumenkranze. Damals als die Uhr zum Erſtenmal hier hing, war große Freude, und wie viel ſchwere Stunden hat ſie ſeitdem geſchlagen und wie iſt ſie ſelbſt ein Erinnerungszeichen des Zerfalls geworden, denn dieſe einfache Uhr koſtete dreitauſend Gulden; Diethelm hatte für ſeinen Schwager, der ſich mit dem Uhrenhandel beſchäftigte, um dieſe Summe Bürgſchaft geleiſtet, der Schwager war in der Fremde geblieben, und man konnte noch von Glück ſagen, daß er ſeine Familie nachkommen ließ, nachdem man ſie mehrere Jahre ernähren mußte.

Ach! An Alles knüpften ſich traurige Erinnerungen.

Es war ſtill ringsum, denn das Haus Diethelms lag weitab vom Dorf auf einer Anhöhe. Martha öffnete das Fenſter, horchte hinab und ſchaute hinein in die ſternglitzernde Nacht, dann ſetzte ſie ſich wieder zur wachhaltenden Arbeit und ihr ganzes Leben zog an ihrem Sinnen vorüber. Jung verheirathet an einen grämlichen, bis zum Hungerleiden geizigen Mann, der nicht umſonſt der Grobbauer hieß, hatte ſie ein ſchweres Loos; ſie gebar drei Kinder, von denen ſie zwei begrub und nur das älteſte, eine Tochter, war ihr geblieben als auch ihr Mann ſtarb. Sie verfeindete ſich mit ihrer ganzen Familie, beſonders aber mit ihrem Bruder, dem Schäuflerdavid, als ſie ihren überaus ſchmucken Knecht, den Diethelm heirathete. Die Leute ſagten, der Diethelm habe um die Tochter Martha's gefreit, die Mutter aber habe ihn für ſich behalten. Bald nachdem die Tochter auf den Kohlenhof, zwei Stunden von Buchenberg, verheirathet war, feierte Martha ihre Hochzeit mit Diethelm. Dieſer, obgleich zwölf Jahr jünger, ſchien überaus glücklich mit ſeiner rüſtigen wohlhäbigen Frau, er ehrte und erfreute ſie, wo er es nur immer vermochte und ſchien ſich noch immer faſt als Knecht zu betrachten, denn er verfügte über Nichts in Haus und Feld, ohne vorher die Frau darum zu befragen.

Buchenberg gehört noch zu jenen Dörfern, wo Alles mit einander verwandt iſt, weil die großen Bauern nur unter ſich heirathen. Um ſo glücklicher durfte ſich Diethelm ſchätzen, vom fremden Knechte zum reich angeſeſſenen Hofbauern erhoben zu ſein. Er ſchien das auch zu erkennen. Bald aber erhielt Martha die Kunde, wie er hinter ihrem Rücken über Großes verfügte und namhafte Summen ſeinen Verwandten ſchenkte. In ſeltſamer und doch ſo häufig vorkommender Verkehrtheit ging ſie Tage ja Wochen lang mit tiefem, immer ſich ſteigerndem Zorn in der Seele umher, und unverſehens, bei den geringſten Anläſſen, brach ſie in Verwünſchungen, in Schelten und Weinen aus, daß Alles zu Grunde gerichtet werde. Die Erwartung, daß Diethelm endlich ſelber ſeine geheime Schuld bekennen würde, konnte immer ſchwerer in Erfüllung gehen, denn Diethelm ſah nun auf Einmal in ſeiner Frau ein verändertes zänkiſches Weſen, ſah ſich für ſein ganzes Leben ans Unglück geſchmiedet und freute ſich im Stillen doppelt, daß er in der Aufhülfe ſeiner Familie doch noch eine Freude habe, während ihm ſonſt nur Leid bevorſtand. Er wußte doch jetzt, wofür er das zu erdulden habe. Dem allzeit keifenden Weſen ſeiner Frau ſetzte er unverbrüchliches Stillſchweigen gegenüber; und als er dies endlich brach, da die Frau ihn im Beiſein des Metzgers über den eigenmächtigen Verkauf eines Kälbchens hart anließ, erfuhr er endlich die lange verhaltene Urſache vom Zorn ſeiner Frau. Jetzt aber war der gerechte Grund ihres Unwillens längſt in ihm vernichtet und abgebüßt, und mit ſchneidendem Spott erklärte er ſeiner Frau, daß er nicht, wie ſie, kein Herz für die ihm angehörige Familie habe.

So verkehrt es auch war, daß Diethelm ſeiner Frau ein Verhältniß zum Vorwurf machte, das doch nur um ſeinetwillen eingetreten war, ſo wirkte dies doch ſo erbitternd auf Martha, daß ſie, ohne ein Wort zu ſagen, mit hervorgequollenen Augen, mit knirſchenden Zähnen und zitternd gekrallten Fingern auf Diethelm eindrang, als wollte ſie ihn in Stücke zerreißen. Diethelm ſtand ſtarr und regungslos bei dieſem Anblicke. So hatte er ſich nie gedacht, daß ſeine Frau werden könne. Als ſie nun ihm ganz nahe war, verzerrten ſich ihre Mienen zur grimmigſten Fratze; aber ſie legte nicht Hand an ihn, ſondern ſtieß nur einen unartikulirten Schrei höchſter Verachtung aus und verließ die Stube.

Von jenem Tage an und gerade aus dem Ausbruch von

so mächtigen Zorn- und Haßgedanken war eine seltsame und doch wieder so leicht erklärliche Einkehr in den Gemüthern der beiden Ehegatten vorgegangen. Diethelm erkannte und sprach es aus, daß er seiner Frau Unrecht gethan, da sie vollberechtigt sei, in der Verwendung ihres Besitzthumes darein zu reden. Er erklärte ihr nun die Hülflosigkeit seiner Angehörigen, und wie er sich schämen müßte, selber im Ueberflusse zu leben, während seine Nächsten darbten. Auch Martha erkannte dies und daß sie ungerecht gegen ihren Mann gewesen, aber ausdrücklich bekennen konnte sie das nicht, obgleich sie oftmals auf Diethelms Gutherzigkeit zu sprechen kam und dabei das zum Verzweifeln karge Wesen ihres verstorbenen Mannes erwähnte. Sie schickte nun selbst, so oft sie Gelegenheit gab, Allerlei nach Letzweiler, und Diethelm, nun vollkommen gedeckt, wollte allen seinen Angehörigen gründlich aufhelfen. Ein wirklich ungewöhnlich mächtiger Familiensinn, dabei aber auch die Lust, frei und offen über ein großes Besitzthum zu verfügen und vor Allem die Ehre und der Ruhm, der ihm dadurch ward, ließen ihn fast keine Grenzen mehr kennen.

Das Haus des Grobbauern, das ehedem von den Bettlern gemieden war, zeigte sich seit Diethelms Zeiten als die reichste Quelle der Wohlthaten, und es wurde viel gerühmt, daß Martha nie einem Armen eine abgerahmte Milch gab.

Eine Eigenschaft zeigte sich bei Diethelm in Allem: es war eine unersättliche Ehrbegierde; er hätte lieber das tiefste häusliche Elend ertragen, ehe er davon etwas in der Welt verlauten und so seine Ehre bloßstellen ließ. Als nun nach fünf Jahren kinderloser Ehe die kleine Fränz geboren wurde, war er voll steten Jubels und an dem Kinde schien immerwährend sein ganzes Leben zu hängen. Aus dem Gespräche der beiden Schäfer ist uns noch erinnerlich, welch' eine seltsame Lebenswendung Diethelm einschlug und wie bald keine Spur mehr davon übrig war, daß er einst das Besitzthum seiner Frau wie ein Dienstbote betrachtet hatte. Er schien fortan keine Ruhe mehr in seinem Hause und in seinem ganzen Leben zu haben; es kam hierüber zu heftigen Erörterungen, und Diethelm behauptete ein für allemal, er habe es versäumt, seine jungen Jahre zu genießen und müsse das jetzt nachholen. Von jener Zeit an sah Martha, welch' ein Leben ihr geworden war, sie ließ Alles ohne Widerrede geschehen, den Güter-

verkauf, den Fruchthandel, die Schafhalterei; ſie hatte einen Mann, der ſie des Reichthums wegen geheirathet, und der nun, deſſen gewohnt, ihrer kaum mehr achtete und ſeine Freude außer dem Hauſe ſuchte. Das war aber nicht immer der Fall, denn Diethelm hatte Zeiten, da er voll Ehrerbietung gegen ſeine Frau war und ſie ſcherzweiſe Meiſterin nannte, und die Frau hatte bei all' ihrem vergrämten Weſen doch oft Mitleiden mit dem Mann, der vielleicht mit einer jungen minder begüterten Frau glücklicher geworden wäre. So lebten dieſe Leute ſchon zwei und zwanzig Jahre in der Ehe und hatten noch ihre Einigung nicht gefunden, und doch ſtrebte eigentlich im Innerſten ein Jedes dem Andern zu Gefallen zu leben und war auch viel Streit und Zank zwiſchen ihnen: war das Eine vom Andern entfernt, gedachten ſie mit inniger Sehnſucht einander und die Frau beſonders war dann beſtrebt, gegen Jedermann ihren Diethelm zu preiſen. An Fränz, wenn ſie zu Haus war und nicht nach ihrer Gewohnheit den Vater überall geleitete, hatte ſie keine Stütze; denn das Mädchen hatte das hoffärtige Weſen ihres Vaters geerbt: Großthun, die Welt in Neid von ſich reden machen, war ihr ewiges Dichten und Trachten, und ſie ſchalt wie Diethelm die Grämlichkeit und das Schwarzſehen der Mutter eine Altershrankheit, die ſie höchſtens bemitleidete.

Martha ſaß jetzt allein, rückwärts ſchauend in die Vergangenheit und vorwärts nach ihrer einzigen Sehnſucht: dem Tod. Da hörte ſie einen Wagen die Straße daherfahren, eine Männerſtimme rufen, und mit der Freude eines Mädchens, das den Bräutigam erwartet, rief ſie zum Fenſter hinaus in die Nacht: willkommen Diethelm! Es antwortete Niemand, ſie ſteckte ſchnell die Ampel in die Laterne, eilte hinab und als ſie die Ankommenden ſah, ſchrie ſie jammernd laut auf.

„Was habt Ihr, Meiſterin?“ fragte der Schäfer, dem ſein Bruder voraufgegangen war.

„Was will der Landjäger?“ fragte die Frau.

„Das iſt kein Landjäger, das iſt ja mein Munde,“ antwortete der Schäfer, und Munde faßte die Hand der Frau, die zitternd und kalt war.

Als Medard in der Stube die Vorgänge in der Stadt erzählte, preßte die Frau die Lippen und ihre vogelartige Naſe wurde kreideweiß; ſie ſprach kein Wort und ſchüttelte nur mehrmals

mit dem Kopf. Als sie endlich in ihrer Kammer allein war, warf sie sich auf die Kissen und weinte hinein und schrie die Worte: „Ausborger! Vergantet! Letzweiler Lump.“ Dann richtete sie sich wieder schnell auf, riß die Kissen vom Bett und schrie wie rasend: „Das Alles wird versteigert, Alles. Auf's Stroh, auf's Stroh bringst du mich.“ Sie warf sich auf das Stroh und weinte lange, bis sie endlich einschlief.

## Siebentes Kapitel.

Von Trompeten- und Posaunenschall erweckt schlug Diethelm am Morgen die Augen auf; es schien ihm fast, als ob es die Stadtzinkenisten gerade auf ihn abgesehen hätten und ihm war jetzt so schwer, als ob die ganze Last des Erkauften leibhaftig auf ihm läge: er überschaute jetzt nochmals die Zahlen in seiner rothen Schreibtafel und erkannte, daß er mehr eingethan als ins Mäß will. Jetzt galt es aber muthig einzustehen. Fränz war sehr mißlaunisch, sie hatte sich in den vornehmen Kleidern doch ausnehmend gefallen und kam sich wie erniedrigt vor in der gewohnten Tracht. Sie mußte nun den Vater zu dem Kaufmann Gäbler begleiten, wo man feines blaues Tuch zu einem Mantel für die Mutter einkaufte, und von den Zureden Gäblers unterstützt ließ sie nicht ab, bis auch für sie mehrere städtische Kleider eingekauft wurden. Gäbler war überaus freundlich und sagte, Diethelm habe mit Recht den Ruhm, daß gut mit ihm handeln sei und er etwas an sich verdienen lasse. Als Diethelm die Waare bezahlen wollte, lehnte Gäbler dies mit dem höflichen Beisatz ab, solche Kunden müsse man festhalten, denen stelle man Jahresrechnung und Diethelm lächelte in sich hinein; so klein auch diese Summe war, es zeigte sich doch wieder, wie die ganze Welt ihm ihr Besitzthum aufdrang und Vertrauen in ihn hatte. Warum sollte er das selbst nicht haben?

Gäbler rief Diethelm noch auf der Straße nach, daß er in den nächsten Tagen mit dem Brandschatzungs-Commissär nach Buchenberg käme, um Alles aufzunehmen und zu versichern und er hoffe, daß das Beispiel ihm mehr Kunden im Oberlande verschaffen solle. Diethelm hatte das eingekaufte Manteltuch im Arm, jetzt ließ er es plötzlich fallen und als er sich darnach bückte,

ſtürzte er nach der ganzen Körperlänge auf den Boden. Fränz und der herzugeeilte Gäbler hoben ihn raſch auf und Diethelm behauptete mit ſchmerzverbiſſenem Antlitze, daß er über einen Pflaſterſtein geſtrauchelt ſei.

Der Abſchied von den Wirthsleuten im Stern hatte etwas erzwungen Heiteres, der Sternenwirth ſagte noch bei der letzten Handreichung: „Es bleibt alſo wie wir abgeredet.“ Diethelm nickte bejahend. Mit einem beſondern Behagen legte er dann das Manteltuch in die Kutſchentruhe, er konnte ſeiner Frau damit doch beweiſen, wie er ihrer gedacht; und erſt als er ſchon fuhrfertig oben ſaß, kam Fränz mit hochglühenden Wangen und verweinten Augen. Die beiden Wegfahrenden ſprachen kein Wort mit einander, und Diethelm ſchaute immer rechts und links nach den Häuſern; ſein Blick haftete beſonders auf jenem Täfelchen, darauf im ſchwarzen Felde zwei rothe Hände in einander verſchlungen waren.

Erſt vor der Stadt nahm Diethelm die Peitſche auf und ſchlug fluchend und im heftigſten Zorn auf die beiden Rappen, daß ſie im wilden Trab dahin rannten. Es war ein ſchöner heller Auguſtmorgen, die Leute am Wege arbeiteten als wäre nicht geſtern Markttag geweſen und mancher ſchwere Garbenwagen, der langſam des Weges daherkam, hatte kaum Zeit dem pfeilſchnellen Gefährte auszuweichen, und mancher im Felde drohte mit dem Garbenknebel, mancher Bauer fluchte mit geballter Fauſt hinter Diethelm drein, denn er war beim raſchen Ausweichen in einen aufgeſchichteten Steinhaufen am Wege oder gar in den Weggraben gefahren und konnte nun lange nicht mehr vom Fleck, während Diethelm raſch aus den Augen verſchwand. An der erſten Anhöhe begegnete Diethelm einem leeren Wagen; er hielt an, und erfuhr auf die Frage: woher? daß dieß der Knecht des Steinbauern war, der ihm Wolle zugeführt hatte.

„Haſt ein Trinkgeld bekommen?“ fragte Diethelm.

„Wüßt' nicht von wem. Die Frau hat ſich gar nicht ſehen laſſen, ein Schäfer und ein Soldat haben die Ballen abgenommen.

In einem Gemiſch von Demuth und Stolz ſagte Diethelm, in die Taſche greifend: „Ich bin der Diethelm, bin ſelber Knecht geweſen und weiß, was ein Trinkgeld iſt. Mein' Frau iſt krank. Säh,“ (da) und er warf buchſtäblich das Geld auf die Straße und fuhr davon.

Diethelm ſchimpfte gegen Fränz über die Mutter, die ihn

gewiß wieder „mit ihrem Gruchzen in der ganzen Welt verbrüllt habe,“ und Fränz hatte darauf nichts zu erwidern, als daß das Verbleiben in der Stadt ja ſo ſchön geweſen ſei. Trotz der Erwähnung dieſes Säumniſſes dachte Keines von Beiden daran, wie es Pflicht geweſen wäre, alsbald ſelbſt heim zu eilen und die Uebernahme und Einräumung ſelbſt anzuordnen, ſtatt ſie der Mutter über den Hals zu ſchicken. Fränz und Diethelm waren wie zwei Menſchen, die, ohne es ſich offen zu geſtehen, daß ſie ein Unrecht begangen und doch deſſen bewußt, gegen den losfahren, deſſen Leiden ihnen den Spiegel ihres Thuns vorhält. Diethelm ſchwur, daß er nun der Mutter das Manteltuch gar nicht gebe, ſie habe es nicht verdient, und nur hierin beſchwichtigte Fränz und deutete auf die Kränklichkeit und daraus folgendes ingrämliches Weſen der Mutter hin. Nun waren ſie wieder Beide wohlgemuth, denn ſie konnten jeden kommenden Vorwurf mit mitleidigem Achſelzucken von ſich weiſen.

Am Waldrande in der Mitte des Weges erhob ſich eine Staubwolke und als die Fahrenden näher kamen, zeigte ſich eine große Heerde Schafe. Der Schäfer kannte Diethelm und ſagte, daß er am Abend in Buchenberg ſein werde und lobte überaus die eingekaufte Heerde. Diethelm empfahl ihm ruhigen Trieb zu halten und warf auch ihm ein Geldſtück zu.

„Das iſt Alles unſer,“ ſagte Diethelm dann mit triumphirender Miene zu Fränz und mit Stolz wies er weiter hinaus, wo wieder eine Heerde in einer Staubwolke ſich zeigte, und es war ihm, als ob nirgends Raum genug wäre und auf allen Wegen ſich ſein Reichthum ausbreitete, mit dem er Hohes, Unüberſehbares erobern wollte. Mit Behagen erzählte er zum hundertſtenmale der Fränz, wie er vor dreißig Jahren mit dem Stab in der Hand und neun Kreuzer in der Taſche nach Buchenberg gekommen ſei und wie er jetzt auftrete, und noch höher hinaus müſſe. „Und Alles nur für dich und für die Meinigen in Letzweiler,“ ſchloß er und redete nun Fränz ins Gewiſſen, daß ſie den Schäfer Munde, der jetzt daheim gewiß auf ſie warte, einfür allemal aufgeben müſſe. Fränz erklärte ſich hiezu bereitwillig, ſie ſpottete über die Liebſchaft mit Munde als über ein Kinderſpiel, nannte ihn ein an Pfennigwirthſchaft gewöhntes Schäferle und ſagte geradezu, daß ſie nur noch in reichen Verhältniſſen leben und ſich nicht abplagen möge, wie eine Viehmagd.

An der ſogenannten kalten Herberge auf der Anhöhe ſtanden noch drei beladene Wollwagen. Diethelm ſtieg ab und hörte, daß dieſe Fuhren für ihn ſeien; er ließ nun den Fuhrleuten auftiſchen nach Herzensluſt, beſchenkte die Armen und Wanderburſchen, die ſich wie gerufen eingeſtellt hatten und geberdete ſich überhaupt, als ob er einen großen Schatz gefunden und Geld für ihn gar keinen Werth habe. Er freute ſich des dankenden Lobes von den Fuhrleuten und horchte aus dem Verſchlage hinaus nach der großen Stube, denn er wußte wohl, daß die Leute dort den Ruf im Lande machen. Es war aber nicht allein dieſer Ruhm, der ihn erfreute: er hatte ſeine Luſt an der Freigebigkeit ſelbſt; dieſes Aufleben der Beſchenkten durch die Gabe, dieſes Erleuchten des Antlitzes gleich dem glänzenden Aufſproſſen einer Pflanze nach erfriſchendem Regen, das that ihm im Innerſten wohl.

Sinnliche Naturen, das heißt ſolche, die mit mächtigen Trieben ausgeſtattet ſind, neigen auch leicht zu Freigebigkeit und Wohlthätigkeit: das Mitgefühl iſt raſch erregbar und jener dunkle Zuſammenhang mit der Außenwelt offenbart ſich in Leid und Luſt. Was man die Gutherzigkeit nennt und mit Recht hoch hält, wird durch ſolchen Urſprung nicht aufgelöst, die Sonne freier Erkenntniß färbt die Frucht, der aus dunklem Grunde der Saft zuſtrömt.

Diethelm empfand eine wahre Glückſeligkeit in der Anſchauung und in dem Gedanken, wie Viele er labte und erquickte.

Der Wein mundete vortrefflich, und da einmal aus Verſehen ausgeſpannt war und die Frau zu Hauſe gewiß kein Eſſen bereitet hatte, ließ es ſich Diethelm, trotzdem es noch ſo früh am Tag war, trefflich ſchmecken; zankte nun die Frau daheim, ſo hatte er doch vorgeſorgt und der Wein gab Muth zu Allem. Der Wirth äußerte in redſeliger Weiſe ſeine Freude über die Einkehr Diethelms und erzählte, wie es ihn ſchon lang verdroſſen habe, daß er immer ohne anzukehren vorübergefahren ſei. „Freilich,“ ſetzte er hinzu, „früher hat das Haus kein Anſehen gehabt, aber jetzt, ſeit ich neu gebaut habe, beſuchen mich die Herrſchaften aus der Stadt.“

„Haſt deswegen neugebaut?“

„Nein, ich hab' müſſen, ich bin ja abgebrannt.“

„So?“ ſagte Diethelm und ſtürzte ein volles Glas hinab. „Biſt verſichert geweſen?“

„Darüber könnt' ich nicht klagen, der Kaufmann Gäbler auf dem Markt hat mir den Schemel unterm Tiſch vergütet."

Diethelm ſchwieg während der weitläufigen Erzählung von dem Brand und dem Neubau. Er hörte mißtrauiſch die ganze Darlegung von der Anklage auf Brandſtiftung und der vollkommenen Freiſprechung von derſelben, und ſo heiter er in das Wirthshaus eingetreten war, ebenſo mißmuthig verließ er daſſelbe: der Mann und alle ſeine Habe, alle die Tiſche, Stühle, Thüren erſchienen ihm ſo verbrecheriſch, das ganze Haus ſo unheimlich, als ſpräche aus jedem Stein und Balken das Verbrechen, das es gegründet haben ſollte.

Als flöhe er vor einer verzauberten Behauſung, die ihn feſtbannen wolle, machte ſich Diethelm davon und die Leute ſchauten ihm verwundert nach, als er in geſtrecktem Galopp über die Hochebene davon jagte.

Als es wieder bergab ging, hemmte Diethelm kein Rad und die Rappen ſtemmten ſich rechts und links und Diethelm fuhr immer hin und her, um dadurch eine Schlängelung des Wagens zu gewinnen; da krachte es plötzlich, der Sattelgaul ſtürzte und riß Diethelm mit ſich vom Wagen herab, daß Fränz laut aufſchrie. Herbeieilende Wegknechte halfen bald wieder auf, Diethelm hatte ſich nicht beſchädigt, nur hinkte er am linken Fuß. Die zerbrochene Deichſel wurde zuſammengebunden, und die wild gewordenen Pferde an der Hand führend, ging Diethelm mit der Fränz neben ihnen her. Eine gute Strecke gingen ſie lautlos dahin, jetzt hielt Diethelm an, nahm ſeufzend den Hut ab, ſeine Haare ſchienen in der That ſeit zwei Tagen ſehr gebleicht zu haben und an das ſtaubbedeckte Pferd gelehnt, ſagte er mit zitternder Stimme: „Fränz, ich thät ſterben, ich thät mir ſelber den Tod an, wenn ich auf meine alten Tage in Noth käm'; wenn ich laufen müßt' und nicht mehr fahren könnt'. Guck, ich mein', ich geh knietief im Boden, ſo ſchwer wird mir's. Wenn ich ſo weit 'runterkäme — nein, es darf nicht ſein. Ich bin nicht allein, ein ganzes Dorf ſtürzt mit mir. Wenn ich Niemand mehr was ſchenken könnt' — lieber möcht' ich geſtorben ſein."

Fränz tröſtete ſo gut ſie konnte und nannte dieſe Schwermuth nur eine Folge des Schreckens. In Unterthailfingen, kaum noch eine Stunde von Buchenberg, war Diethelm eigentlich ſchon

zu Hauſe, denn hier hatte er einen Weidgang für vierhundert Schafe gepachtet. An der Schmiede wurde nun die zerbrochene Deichſel wieder feſtgenietet und der Wein im Wirthshaus feſtigte faſt ebenſo das geknickte Gemüth Diethelms, ja er fühlte ſich ſo friſch geſtimmt, als ginge es zu einer beſondern Feſtlichkeit und in ſeltſamer Laune ſchickte er nach dem Bader und ließ ſich von ihm mitten in der Woche die Bartſtoppeln abnehmen.

---

## Achtes Kapitel.

Mit aufſehenerregendem Wagengeraſſel fuhr Diethelm in Buchenberg ein; aber es ſchaute Niemand nach ihm, denn eben läutete die große Glocke, die ſogenannte alte Kathrin', die nur bei Sterbefällen und in Feuersgefahr allein angezogen wurde. Diethelm fühlte, wie dieſer Klang ihm den Athem ſtellte. Wär's möglich, daß ſeine Frau ſich ein Leid angethan? Er mußte die Leute auf der Straße für die arme Seele beten laſſen und konnte nicht fragen.

„Wer iſt geſtorben?" fragte er beim Wirthshauſe zum Waldhorn anhaltend und erhielt zur Antwort, daß man dem alten Küfermichel zum Verſcheiden läute. Diethelm knallte mit der Peitſche. Es war nicht der Mühe werth, um den alten Mann ſo viel Aufhebens zu machen.

Heitern Sinnes fuhr er das Dorf hinaus nach ſeinem Gehöfte. Im hellen Mittagsglanze lagen Haus und Scheuer und Ställe ſtattlich da. Das Haus, mit der Giebelſeite nach der Straße gekehrt, von den Grundmauern bis zum Dach um und um mit graugewordenen Schindeln vertäfelt, die als Wetterpanzer dienten, öffnete jetzt ſo zu ſagen ſeinen Mund und erhielt große Brocken; denn in dem Vorbaue am Dache ſtanden zwei Männer und zogen an der Radwinde die Wollballen herein, die von unten hinaufgeſchrotet wurden. Aus dem Schornſtein ſtieg kein mittäglicher Rauch auf und es war nun doppelt gut, daß in der kalten Herberge vorgeſorgt war. Während er den kleinen Hügel hinanfuhr, überlegte Diethelm, wie er dem keifenden Weſen der Frau begegnen ſolle und es blieb ſchließlich dabei, daß er zu Allem lächeln und geheimnißvoll thun müſſe, als ob er einen großen Gewinn in der Taſche und einen noch größern

in Aussicht habe. Als er anhielt und abstieg, ließ sich Niemand sehen. Diethelm führte selbst die Pferde in den Stall und schickte durch Fränz das Manteltuch der Mutter; dann ging er an der Stubenthür vorbei, drin er laut weinen hörte, hinauf auf den Speicher, und als er hier mit Medard zankte, weil er die verschiedenen Sorten unter einander gelegt, erwiderte dieser trotzig, das ganze Geschäft sei eigentlich nicht seine Sache, er sei Schäfer und nicht Kaufmannsdiener. Zu jeder andern Zeit hätte Diethelm auf solche trotzige Art tapfer ausgeschirrt, heute aber brummte er nur vor sich hin „wart' nur krummer Spitzbub'" und sprach kein lautes Wort. Er wollte es vor Allem vermeiden, vor den vielen ein- und ausgehenden Fremden im Hause irgend Zank laut werden zu lassen; denn es konnte dabei Manches zu Tage kommen, was besser verborgen blieb, auch wußte er, wie große Stücke seine Frau auf den Schäfer und dessen ganze Sippschaft hielt. Als er wieder die Stiege herab kam, stand die Frau am Herd und zündete ein Feuer an. Er reichte ihr die Hand und fragte:

„Warum hast denn bis jetzt kein Feuer angemacht?"

„Ich hab' warten wollen, bis du's selber anzündest," erwiderte die Frau in schmollendem Tone. Diethelm stand erstarrt und biß auf die Lippen. Was meinte die Frau mit diesen Worten? Wie konnte sie ahnen, daß heute schon zum Zweitenmal ein solcher Gedanke ihm wie ein brennender Funke in die Seele fiel? Die Frau aber schien diese Worte nur unbedacht als scharfe Widerrede gesprochen zu haben; denn ohne weiter darauf einzugehen, schalt sie die Fränz:

„Was laufst so 'rum wie ein Schlittengaul? Zieh' deine Sonntagskleider aus. Es ist ja Sünd' und Schad. Wirst doch nicht so daheim 'rumlaufen wollen? Bei rechtschaffenen Bauersleuten ist's immer so gewesen: wenn man heimkommt, zieht man seine Werktagskleider an und legt die guten ordentlich in den Schrank. Aus dem Weg! Darfst mir nichts anrühren. Fahr' in der Welt herum oder zum Teufel, wohin du magst."

Der Zorn gegen den Vater ging wie schon so oft auch diesmal an dem Kind aus; denn einerseits hatte Martha nicht den vollen Muth gegen ihren Mann, anderseits wußte sie, daß eine Kränkung der Fränz ihm doppelt weh thue. Fränz wollte laut aufweinen, aber Diethelm beschwichtigte sie und sagte:

„Die Mutter hat Recht, ganz Recht hat ſie, aber heut iſt eine Ausnahme, heut kommen noch viele Leut' und da darf man nicht ſo verhudelt 'rumlaufen."

„Und ich? ich kann das Aſchenputtel ſein?" frug die Mutter.

„Du mußt dich auch beſſer anthun. Wie gefällt dir das Manteltuch? Frau, du wirſt dein' Freud' haben an dem Marktgang," ſagte Diethelm mit zutraulicher Stimme, während er klein Holz häckelte, eine Aufmerkſamkeit, die er ſeit den erſten Jahren der Ehe nicht mehr gehabt hatte.

Der Hausfriede war nun nothdürftig hergeſtellt, und Diethelm mußte bei Tiſche thun, als ob er noch nirgends geſpeist habe; er würgte jeden Biſſen mit Mühe hinab und ſein ganzes Heimweſen erſchien ihm auf Einmal ſo düſter: wie war's draußen in der Welt ſo hell und freundlich und Alles ſo zuvorkommend, und hier mußte er immer thun, als ob er das Gnadenbrod eſſe. Die freie Stimmung, die er aus der Ferne mitgebracht, war plötzlich gefängnißdumpf, und als er wieder hinabkam und ſeine Halbkutſche ſah, meinte er, er müſſe gleich wieder anſpannen und fort, immer weiter: auf der kalten Herberge, im Stern, in der Poſt, überall war's viel beſſer, ſonniger und luftiger.

Wagen an Wagen kamen angefahren, Heerden hielten unten am Wege und blökten ſo kläglich, und Diethelm war's wieder, als ob ihn all das neue Beſitzthum erdrücke; er hatte außer Medard noch zwei Schäfer in Dienſt genommen, und noch hatte Jeder mehr als die gewohnte Zahl Vierhundert zu hüten. Aber er that freundlich und wohlgemuth, er half ſelber die Ballen oben in der Lucke einziehen und einmal ſchrie Alles laut auf, denn Diethelm hatte ſich zu weit hinausgewagt, er hing frei in der Luft am Seil, es war ihm, als ſchwebte er über dem Abgrund: er wußte nicht, ſollte er feſthalten oder freiwillig hinabſtürzen, daß er zerſchmettere und Alles auf Einmal aus ſei; aber unwillkürlich hielt er feſt, und beſonders der Geiſtesgegenwart und dem entſchiedenen Commando des Schäferſoldaten Munde war es zu danken, daß vor lauter Staunen über den möglichen Unfall derſelbe nicht in der That eintraf. Die Männer unten ließen leiſe die Laſt wieder herabgleiten, und Diethelm ſtand ſchwankend auf dem Boden und fühlte, wie er aus Noth und Tod plötzlich wieder ins Leben geſtellt war. Die Gefahr, in der Diethelm geſchwebt, hatte plötzlich wieder all' die Liebe

Martha's zu ihm geweckt, sie umhalste ihn laut weinend und dankte Gott für seine Rettung. Vor einer Stunde noch voll Jähzorn und giftiger Verwünschungen, verfiel sie jetzt in die ganz entgegengesetzte Stimmung, daß sie ihren Diethelm „verkindelte," so daß dieser einst von solcher altmütterlichen Behandlungsart gesagt hatte: „es fehle weiter nichts, als daß ihm seine Frau noch Kindchensbrei koche." Martha duldete es nicht mehr, daß Diethelm irgend Hand anlege; sie besorgte selber die Empfangnahme alles Eingekauften, Diethelm mußte in der Stube sitzen, und wie er draußen lärmen und rufen hörte, kam er sich vor, als wäre er im Fieber gefangen und Alles stürmte auf ihn ein, und er konnte sich nicht wehren und mußte still Alles mit sich geschehen lassen.

Endlich waren die leeren Wagen abgefahren, die Heerden in den weitläufigen an das Haus angebauten Ställen untergebracht, es war Abend und Diethelm fühlte sich so wohl daheim, daß ihm die vergangenen Tage und das Hinaussehnen wie ein Traum erschien. Hier allein war Friede und Glückseligkeit. Er ließ den Munde in die Stube rufen, dankte ihm für seine entschiedene Hülfe und schenkte ihm einen Kronenthaler. Munde nahm zaghaft das dargebotene Geld, aber er nahm es doch, und fast stolperte er über Fränz, die am Spinnrocken saß und verließ ohne ein Wort die Stube. Diethelm war so hingegeben, daß er fast geneigt war, seiner Frau die ganze Lage seiner Verhältnisse zu offenbaren; aber er hielt noch zeitig genug an sich und erklärte ihr nur, daß er entschlossen sei, nur noch diesmal die Handelschaft zu treiben, dann wolle er wieder hier oder anderswo sich Aecker kaufen und ruhig bauern, wie ehedem. Diese tröstliche Aussicht, die das Antlitz der Frau fast verjüngte, erfüllte Diethelm selbst mit einer heitern Gemüthsruhe, und in ihm sprach's: es muß Alles wieder gut werden, Gott darf eine so schöne Zukunft nicht zu Schanden werden lassen . . . Eine andächtige Stille herrschte in der Stube, und Diethelm zog die Uhr auf, das war das Zeichen, daß es Zeit zum Schlafengehen sei.

## Neuntes Kapitel.

Fränz allein war voll Unruhe und Widerstreit. Es war ein seltsam geartetes Kind, wie es in einer Ehe, die so oft von

Zwietracht zerſtört war, kaum anders erwachſen konnte. Als ſie noch Kind war, ſcheuten ſich die Eltern anfangs noch irgend einen Zerfall vor ihr laut werden zu laſſen; nach und nach aber verlor ſich dieſe Zurückhaltung, ja die häſſigen Reden des Einen und des Andern wurden immer an das Kind gerichtet, da hieß es oft: „Das Vermögen kommt Alles von deinem Vater her, darum darf er's verlumpen" und anderſeits: „Dein' Mutter kann in ihren jungen Tagen nichts als gruchzen und flennen." Es fielen aber auch noch unumwundenere und viel derbere Reden, und das Kind ſtand dazwiſchen, wie wenn wilde Vögel ihm ums Haupt ſchwirrten und wußte nicht, wie ihm geſchah. Wenn der Zwieſpalt aufs Aeußerſte gediehen war, und doch wieder ein Jedes innerlich fühlte, wie ſehr es an das Andere gebunden war und nur den Weg zu dieſer Aeußerung nicht finden konnte, dann haſchte ein Jedes nach dem Kind und ſchwur auf ſein Haupt: „Wenn du nicht wärſt, dann wäre ich ſchon lang ins Waſſer geſprungen, oder ich hätte mich an einen Baum gehängt," u. dgl. Bei dieſen Reden ſtand das Kind wie ein Lamm da, und wie es die großen braunen Augen aufſchlug, ſprachen Worte und Gedanken daraus, die Niemand verſtehen konnte und wollte. Bisweilen wurde auch Fränz zum Friedensboten gemacht und von der Mutter nach dem Wirthshaus zum Waldhorn oder in den Stall geſchickt, dem Vater leiſe zu ſagen, wenn er Alles wolle aus ſein laſſen, möge er zum Eſſen kommen; oder auch umgekehrt: der Vater ſchickte Fränz nach der Mutter, die ſich in der Regel in das Haus des alten Schäferle, zum Vater von Medard und Munde flüchtete. Natürlich konnte hierbei von Kinderzucht gar keine Rede ſein, und es war nur dem guten Naturell des Mädchens zu danken, daß es nicht widerſpenſtig und höhniſch gegen die Eltern war. Die Kameradſchaft mit Munde, der ein aufgeweckter und äußerſt zartſinniger Knabe war, trug viel dazu bei, eine gewiſſe Milde in das herriſche und heftige Weſen des Mädchens zu bringen. Als Fränz zur Jungfrau zu reifen begann, war ſie oft unbegreiflich ſchwermüthig und ſtill. In jener Zeit begann aber der Fruchthandel und bald darauf die Schafhalterei Diethelms; er nahm nun das Kind ſo oft als möglich mit auf ſeine Fahrten, und von da an lernte Fränz das Leben außer dem Hauſe als das allein ſchöne anſehen und wurde Meiſterin einer weltläufigen Verſtellungskunſt; denn wenn

man den Diethelm erinnerte, zu welcher Stellung er, der frühere Knecht, gekommen war, verfehlte er nicht, ſein häusliches Glück zu preiſen. Schon mit ihrem fünfzehnten Jahre merkte Fränz die bald offenen, bald verſteckteren Werbungen um ſie, und ſie verſtand es, dieſelben hinzuhalten, während ſie daheim den getreuen Munde am Bändel führte und ihn in der That von Herzen lieb hatte. Denn Fränz war bei alledem doch kein durchaus verdorbenes Weſen, ſie war gutherzig und arbeitſam, nach Laune oft bis zum Uebermaß, ſie hatte die Luſt zu ſchenken wie ihr Vater; nur erſchien ihr das, was man als Liebe pries, oft wie ein Poſſenſpiel, ſie ſah es ja ſo vor ſich bei ihren Eltern; ſie glaubte nicht an einen Frieden, und Alles war nur der Welt wegen, damit Die draußen nichts merken. Wenn Zank und Hader zwiſchen den Eltern war, erging es ihr faſt noch am beſten, da wurde ſie von Jedem gehätſchelt und durfte thun, was ſie wollte; und wenn dann eine Verſöhnung ſtattgefunden hatte, in der ſich Jedes beſtrebte, dem Andern beſonders liebreich zu ſein, hätte ſie gerne vor Verachtung die Zunge gegen Beide herausgeſtreckt: ſie wußte ja wohl, daß keine Friedſamkeit von Dauer war. Fränz war in der That, wie ſie ſchon Medard auf dem Markt genannt hatte, ein Nückel. Ein Oberdeutſcher weiß gleich, was es heißen will, und es wird ihm doch ſchwer, dies zu erklären; denn damit, daß es ein Weſen voll Tücken und Nücken bezeichnet, iſt noch nicht Alles erſchöpft, iſt ja damit noch nicht dargethan, daß man dem Nückel auch gut ſein muß, man mag wollen oder nicht. Der Nückel kann bis zu einem gewiſſen Grad aufrichtig treuherzig ſein, er kann es manchen Menſchen anthun, daß ſie ihm zu Willen leben müſſen, und wenn ſie ſich tauſendmal darüber ärgern, und dann hat der Nückel ſeine beſondere Freude mit den Menſchen zu ſpielen, ſie gegen einander zu hetzen, und wenn die Händel ausgebrochen ſind, daneben zu ſtehen, als ob er kein Wäſſerlein trüben könne. Das einzige Beſtreben der Fränz war nur, recht bald aus dem Haus und in recht ſchöne reiche Verhältniſſe hinein zu kommen. Von den ländlichen Bewerbern, die ſie ehedem kaum angeſehen hatte, zeigte ſich auffallenderweiſe ſeit einem Jahre keiner mehr und Fränz, die vielgewanderte, ſagte ſich auch, daß ſie keine Luſt habe, auf einem einſamen Bauernhof ihr Leben zu verbringen, wo man froh iſt, wenn eine Samenhändlerin kommt und Einem

von der Welt berichtet. „Engelwirthin! das iſt das Rechte, aber nur bald, nur fort aus dem Haus," ſagte ſich Fränz, während ſie ſtill ſpann.

So verließ Fränz auch jetzt wieder die Stube und ohne ſich deutlich zu machen, was ſie wollte, ging ſie vor das Haus, um vielleicht noch Munde zu ſehen, der faſt über ſie geſtolpert war, als er den Kronenthaler empfing. Die Liebe des ſchönen jungen Burſchen, der ſie mit den Augen verſchlingen wollte, that ihr wohl; ſie zeigte doch, was ſie noch vermöge, und wie ſie, wenn ſie nur wollte, an jedem Finger Einen nach ſich ziehen könnte. Am Stall hörte ſie drin ſprechen, das war die Stimme Munde's, der in Verwünſchungen ſeinem Bruder klagte, daß er nicht den Muth gehabt habe, dem Meiſter das Geldgeſchenk vor die Füße zu werfen; er betrachte ihn noch immer als Meiſter und wolle es auch wegen der Fränz nicht mit ihm verderben. Medard tröſtete ſo gut er konnte und ſchalt über die Meiſtersleute, die zu Grund gehen müßten, und eben zog er über Fränz los und ſagte, daß in ihr keine getreue Ader ſei; da trat Fränz unter die Stallthür und als hätte ſie nichts gehört, rief ſie dem Munde zu, ſie wolle ihm noch „b'hüts Gott" ſagen, weil er wohl morgen früh abreiſe. Raſch trat Munde heraus und hielt zitternd die Hand der Fränz in ſeinen beiden Händen, er wollte eben ſprechen als man vom Hauſe her Schritte vernahm und halb widerwillig zog er die Fränz mit ſich fort in den Grasgarten hinter den Schafſtall. Richtig kam Diethelm nochmals und ſchärfte dem Medard ein, ja niemals bei Licht Heu vom Boden herabzuholen, es läge jetzt ein ganzes Vermögen auf dem erſten Speicher. Medard mußte ihm noch die Laternen zeigen, damit er wiſſe, daß keine beſchädigt ſei, und er befahl ihm, ſie morgenden Tages mit Drahtgitter überziehen zu laſſen; dann kehrte Diethelm wieder ins Haus zurück. Unterdeſſen war Munde in ſeliger Liebe bei Fränz, ſie neckte ihn damit, daß ſie wahrſcheinlich Engelwirthin in G. werde, aber Munde ſchalt ſie über dieſe Neckerei und glaubte nicht daran. Als ſie ihm ſagte, daß ſie ganz gewiß nach der Hauptſtadt käme, um dort das Kochen und Nähen zu lernen, war Munde voll Jubels und gab Fränz genau an, wo ſie ihm Nachricht geben könne und Fränz neckte ihn nicht mehr mit der Engelwirthin. Als ſie ihm endlich den letzten Kuß gab und verſchwand, rief ihr noch Munde nach „aber nur für heut."

Fränz kehrte wohlgemuth ins Haus zurück. Wenn alle Stränge reißen, bleibt ihr noch der Munde, deſſen war ſie gewiß.

Als Munde neben ſeinem Bruder in der Stallkammer lag, ſagte dieſer: „Und ich wette meinen Kopf, der Diethelm will das Haus anſtecken, um wieder reich zu werden, drum iſt er ſo ein Laternenviſitator; aber mich betrügt er nicht.“

„Sei ſtill, das darfſt nicht reden, oder ich muß dir aufs Maul ſchlagen,“ rief Munde in größter Heftigkeit.

„Du mir? Büble, wer biſt denn du?“ rief Medard und paff! hatte der Bruder einen Schlag weg, aber er ſteckte ihn ruhig ein und ohne ein Wort zu ſagen, ſtand er auf und machte ſich mitten in der Nacht auf den Weg nach der Garniſon.

---

## Zehntes Kapitel.

Eine feſte Friedſamkeit lag in dem Weſen Diethelms, als er am andern Morgen in ſeinen berühmten grünen Saffianpantoffeln im ſonnigen Hofraum umherſpazirte. Die Nacht, vor der es ihm ſo ſeltſam bange war, iſt glücklich vorüber und ſo wird auch alles Sorgen und Zagen ein heiteres Ende nehmen, es gilt nur ruhig Stillhalten und die günſtige Gelegenheit erfaſſen. Ein bedeutungsvolles Anzeichen kündigte ſich eben jetzt an. Der Metzger, mit dem Diethelm vorgeſtern nicht handelseins werden konnte, kam gerade den Hügel heran, hatte allerlei Ausreden, wie er zufällig daher komme und begann nochmals einen geringen Kaufpreis anzubieten, aber Diethelm war klug genug, die Kauflust des Metzgers zu erſehen und ſagte ſtolz und feſt: wenn nichts mehr geredet werde, halte er ſein Wort, und bleibe es bei dem auf dem Markte Beſprochenen, wo nicht, wenn er nicht bevor die Heerde den Berg hinab iſt in die Hand einſchlage, verlange er für jeden Hammel einen Gulden mehr. Der Metzger ſchlug ein und Diethelm hatte ſchon am frühen Morgen dreihundert Hämmel verkauft und dabei eine namhafte Summe gewonnen. Diethelm ging mit dem Metzger ins Feld und übergab ihm die geſondert gehaltene Heerde, die ſogleich nach der Hauptſtadt getrieben wurde, und eben als er noch im Wirthshaus ſaß und dort die baare Bezahlung empfing, kam ein Wagen

angefahren und in die Stube trat bald darauf der Kaufmann Gäbler mit noch zwei Männern, die Diethelm als die Oberfeuerſchau vorgeſtellt wurden. Diethelm war ſichtlich betroffen, aber ſchnell ſagte er mit Entſchiedenheit: daß er es mit dem Verſichern nicht ſo ernſt gemeint habe, ſein Haus läge ſo einödig und er könne ſchon ſelber jede Feuersgefahr abwenden und ſei überhaupt entſchloſſen, die erworbenen Vorräthe bald wieder loszuſchlagen. Der Kaufmann Gäbler widerſprach heftig und die Feuerſchaumänner, der Metzger und ſelbſt der Waldhornwirth redeten Diethelm zu, er möge doch verſichern, da ſei man für alle Gefahren geborgen und der Zins ſei ſo gering. Gäbler faßte ſchnell den Waldhornwirth beim Wort und hatte ihn bald gewonnen. Während nun die Fahrniß im Wirthshaus aufgenommen wurde, eilte Diethelm heim, um ſeine Frau gütlich vorzubereiten. Er übergab ihr zuerſt das eingenommene Geld für die Hämmel und zeigte ihr zum Erſtenmal in ſeiner rothen Schreibtafel den Einkaufspreis und ließ ſie den Gewinnſt ſelber ausrechnen. Die Frau nickte zufrieden und verſchloß eben das Geld in ihren Schrank, als Diethelm von der bald ankommenden Feuerſchau und der Fahrnißverſicherung ſprach. Wie gewaltſam gepackt, kehrte ſich Martha um und ſah ihrem Manne, der am Fenſter ſtand, ſtarr ins Geſicht, dann ſetzte ſie ſich raſch auf einen Stuhl, legte die Hände gefaltet in den Schooß und jammerte vor ſich nieder: „Iſt's ſo weit?"

„Was meinſt? Was haſt?" fragte Diethelm.

„Mußt du anzünden?" fragte Martha ohne aufzuſchauen, und wild auffahrend erwiderte Diethelm:

„Weib, daß du mich für ſo ſchlecht hältſt, hätt' ich doch nie geglaubt. Guck, aber nein, du trauſt mir ja nicht aufs Wort. Guck, mich ſoll die Sonn', wie ſie jetzt am Himmel ſteht, nie mehr beſcheinen, nie mehr warm machen, wenn ich nur einen Gedanken an ſo was hab'."

Und plötzlich fühlte Diethelm, wie es ihm froſtig den Rücken hinablief, als wären die Sonnenſtrahlen auf Einmal eiskalt, er ſchaute ſich um und verſchloß lächelnd das Fenſter, das er in der Heftigkeit aufgeſtoßen hatte, ſo daß durch die offen ſtehende Thür ein Luftzug ſtrömte.

„Verzeih' mir, was ich geſagt hab' und glaub' mir, ich hab's nie gedacht," ſagte die Frau aufſtehend, „ich will nur ein

bisle Ordnung machen, daß nicht Alles so unters über sich aussieht, wenn die Herren kommen."

Rasch veränderte sich der leidmüthige Ausdruck ihres Gesichts und es war leicht zu erkennen, daß sie mit Stolz daran dachte, welche Augen die fremden Herren machen würden, wenn sie über Kisten und Kasten kämen. Festen Schrittes verließ Martha die Stube.

Diethelm stand wie gebannt an das Fenstersims gelehnt, er rieb sich die plötzlich so trocken und kalt gewordenen Hände, und fühlte mit Behagen, wie die Sonne ihm den Rücken durchwärmte. Durch seinen Sinn zog die gräßliche Anmuthung, die ihn auf dem Marktplatze in G. zum Erstenmale getroffen und niedergeworfen hatte, dann auf der kalten Herberge so verlockend und doch widerlich und jetzt daheim so vorwurfsvoll an ihn gekommen war. Wie kann nur ein Mensch daran denken und gar ihm solches zumuthen? Und doch — drängt ihn nicht Alles mit Gewalt dazu und ist das nicht die letzte Rettung, wenn er sich in seinen Aussichten betrogen und die Waare ihm auf dem Halse liegen bleibt?

Diethelm wars, als ob die Mauer, daran er sich lehnte, plötzlich morsch würde und zurückwiche, und ein Schwindel erfaßte ihn wie gestern, als er oben in freier Luft zwischen Himmel und Erde schwebte. Diethelm schob die Ursache hievon auf die brennenden Sonnenstrahlen, die wie zu Zeugen angerufen ihm heiß auf Haupt und Rücken brannten. Wie mit traulichem Gruß an alle seine Habe ging er durch Stube und Kammern, durch Ställe und Scheunen; er gedachte der Zeiten, wie er als armer Bursch hieher gekommen war und nichts sein genannt, als was er auf dem Leibe trug, und wie er so glücklich war, als das ganze Haus mit Allem was darin war, sein Besitzthum wurde; jedes Messer, jede Sense, jedes Feldgeräth bewillkommte er damals mit freudigem Blick, das war jetzt Alles sein eigen. Das ist doch ein ander Leben, in der Welt zu Haus zu sein, Theil zu haben an ihr. Es war ihm damals, als hätte er an dem Hause und dem, was es erfüllte, einen neuen Leib gewonnen. Wer darf daran denken, das Alles in Staub zu verwandeln? Ist das nicht wie ein Selbstmord? Freilich sind das nur leblose Dinge, die man neu viel schöner und besser haben kann; aber es sind doch nicht die alten, treu gewohnten . . . Und wenn man sich

Digitized by Google

nicht anders helfen kann und Alles verbrennen muß, dann ist's noch Zeit genug daran zu denken, dann drückt man die Augen zu und thut's — aber jetzt, jetzt darf man nicht daran denken...

So ging Diethelm in Gedanken hin und her und mußte gerufen werden, denn er hatte nichts davon gemerkt, daß die Feuerbeschau schon in der Wohnstube versammelt war. Nochmals lehnte er die Versicherung ab und sagte: auch seine Frau wünsche sie nicht; aber Martha widersprach und nun ging's im Geleite nochmals treppauf und treppab und Alles wurde aufgezeichnet und gewerthet. Diethelm that oft Einspruch, daß man ihn zu hoch einschätze und ließ sich nur von dem Waldhornwirth beschwichtigen, der ihm die Nützlichkeit hiervon immer mehr darlegte; Diethelm sah schnell, daß die Unbefangenheit, mit der er Einsprache erhoben, ihm für jetzt und später sehr gut zu statten käme, und als es nun endlich an die Wollvorräthe und die Zahl der Heerde kam, gab er selbst einen hohen Werth an, der in Betracht seines früheren Widerstrebens ohne Einspruch angenommen wurde. Die Versicherungssumme belief sich gegen zwanzigtausend Gulden und Diethelm schmunzelte, als die Feuerbeschauer rühmend sagten: man sehe es einem bescheidenen Bauernhause gar nicht an, was darin stecke, besonders die Aussteuer der Fränz dürfe sich sehen lassen. Staunend gab man Diethelm verneinende Antwort, als er zuletzt einen großen Pack Papiere holte, mehrere davon vorzeigte und die prahlerische Frage stellte, ob man auch Staatspapiere und Unterpfandsscheine nach dem vollen Werth versichere. Für so reich hatte den Diethelm doch Niemand gehalten.

Scherzhaft fragte er noch zuletzt: „Wie hoch habt ihr die Wanduhr dort angeschlagen? die kostet mich keinen Heller mehr und keinen weniger als achttausend Gulden."

Er erzählte nun unter Lachen wie ihn sein Schwager betrogen, und da er die Summe fast um das Dreifache zu hoch angegeben, vermied er es, dem Blicke seiner Frau zu begegnen, der, wie er zu spüren glaubte, zurechtweisend auf ihm ruhte.

Endlich wurde das Täfelchen mit den zwei rothen Händen in Ermangelung eines Fensterladens auf die Hausthür genagelt. Martha saß daneben auf der steinernen Hausbank. Diethelm stand bei ihr. Als der erste Hammerschlag geführt wurde, sagte sie leise vor sich hin:

„Mir ist's, wie wenn ich den Nagel in meinen Sarg schla-

gen hörte.“ Diethelm blickte ſie nur ſcharf an und ob dieſer Rede erzürnt, blieb er nicht zu Hauſe, ſondern ging mit den Männern hinab in das Waldhorn und blieb dort den ganzen Tag bis tief in die Nacht. Als die feinwolligen Schafe, die man nicht im Pferch übernachten ließ, am Abend heimkamen, ſchauten ſie, den Blicken ihres Führers folgend, verwundert nach dem hellfarbigen Täfelchen über der Hausthür. Heute kam Diethelm nicht zur Laternenviſitation und noch ſpät in der Nacht trug Medard ſeine geringe Habe zu ſeinem Vater in das Dorf und übergab ihm noch ein Päcklein Tabak und einen Theil des Trinkgeldes, das er auf dem Kirchheimer Wollmarkt erhalten hatte. Der alte Schäferle, ein ſchweigſames, dürres Männchen, nickte froh, er bedurfte zu ſeinem Lebensunterhalt faſt nichts als ein paar Kreuzer zu Tabak und ein Trinkgeld ließ er nicht gern altbacken werden. Vom Waldhorn herab tönte durch das ſtille Dorf Lachen und lautes Hin- und Herreden. Als der alte Schäferle in die Wirthsſtube trat, wurde er mit großem Halloh empfangen, und Diethelm ließ ihm ſogleich einen Schoppen einſchenken, denn Alles um ihn her ſollte luſtig ſein, wie er's ſelber war. Er hatte heute wieder ſeinen Hauptſpaß, er gab dem Lehrer und vielen Anderen ſchwere Rechenexempel auf, Räthſelrechnungen, die Niemand herausbrachte; und wenn Alles ringsum ihn lobte und ihm huldigte, rühmte er den alten Kopfrechner in Letzweiler, von dem er das gelernt, und die Bewunderung und die Schmeichelreden Aller gingen Diethelm mit dem Weine leicht ein. Als man ſpät in der Nacht, nicht eben ſicher auf den Beinen, aufſtand, machte ein Witzwort des alten Schäferle noch auf der Straße viel Gelächter, denn er hatte geſagt: „Diethelm, dir ſchadet ein Brand (Rauſch) nichts, du biſt ja in der Brandverſicherung.“

Diethelm lachte laut und wurde auf Einmal nüchtern, und auf dem ganzen Heimweg verließ ihn das Wort nicht.

Es war nun ſo hellgemuth daheim, daß Diethelm nur mit Schmerz daran dachte, auf Geſchäftsreiſen in der Ferne ſich tummeln zu müſſen. In der That kamen jetzt auch, von Reppenberger und Anderen angewieſen, mehrere Händler, beſahen die Vorräthe Diethelms, konnten aber nicht handelseins mit ihm werden; und die Mahnung, wie ſehr die Wolle durch langes Lagern an Ausſehen und Gewicht verliere, wies Diethelm leicht von ſich, es war ihm zur Gewißheit geworden, daß der gute

Schick, auf den er harrte und hoffte, nicht ausbleibe; er glaubte an ihn wie an eine Verheißung und faſt noch mehr als an eine ſolche. Es fiel ihm dabei gar nicht ein, rückwärts dem Urgrund dieſer Zuverſicht nachzuſpüren und mit einem allgemeinen Troſt beſchwichtigte er das Grübeln, wenn er ſich ausdenken wollte, in welcher Weiſe denn ſein zukünftiges Glück eintreten ſolle. Diethelm war jetzt auffallend weichmüthig und gutherzig gegen Jedermann und faßte auch immer beſſere Vorſätze für kommende Tage; und ſolch ein Mann, ſagte er ſich dann oft, ſolch ein Mann darf nicht untergehen, wenn noch Gerechtigkeit bei Gott und im Himmel iſt. Ohne es auffällig zu machen, ging Diethelm öfters in die Kirche, und im Wirthshaus zum Waldhorn unterhielt er ſich viel mit dem Pfarrer, und dieſer ſagte oft zu den Wirthsleuten und zu Anderen: er habe den Diethelm gar nicht ſo gekannt, unter ſeinem ſtarkthueriſchen Gebaren ruhe ein demuthsvolles und gläubiges Gemüth, und dabei ſei er ein guter politiſcher Kopf. Diethelm war kein Liberaler, er war zu ſehr monarchiſcher Natur und dünkte ſich zu erhaben über Alle unter ſich, als daß er eine Gleichberechtigung anerkannt hätte; nur in Sachen der Wahlen wich er davon ab: die Ehre von ſo Vielen erwählt zu werden, dünkte ihn faſt noch größer als von der hohen Regierung ernannt zu werden. Manche ſchalten jetzt ſogar auf Martha, die mit ihrem zänkiſchen und ſchwermüthigen Weſen den braven Mann oft aus dem Hauſe treibe; es muß aber zur Ehre Diethelms geſagt werden, daß er immer entſchiedene Einſprache that, wenn er Derartiges merkte. Er hielt es für eine Verſündigung, durch Ungerechtigkeit gegen Andere erhoben zu werden; aber ſo ſehr war er bereits in innern Wirrwarr gerathen, daß er dieſe einfache Ehrlichkeit für ein beſonderes Opfer hielt, wofür ihm der Gotteslohn nicht ausbleiben dürfe. Diethelm hielt ſich überhaupt viel im Waldhorn auf und kartelte. Hier war gewiſſermaßen ſein zweites Heimweſen und ein noch viel willfährigeres als das eigentliche. Diethelm hatte eine Hypothek auf dem Wirthshauſe, und der ohnedieß geſchmeidige und ſchmeichleriſche Wirth war ſein Neffe, dem er zum Ankauf dieſes Hauſes verholfen hatte; natürlich alſo, daß Diethelm hier unbedingte Botmäßigkeit fand, wie ſonſt nirgends; und er ließ ſich dieſe gern gefallen. Im Waldhorn wartete er nun jedesmal den Poſtboten ab: die Quittung für eine drängende Schuld, die er mit der erworbenen baaren

Summe getilgt hatte, blieb nicht aus, aber auch andere Briefe kamen, in die er nur kurze Blicke warf und die er auf dem Heimwege in kleinen Stückchen verzettelte, welche der Herbſtwind luſtig davon trug. Ganz buchſtäblich ſchlug er alle Sorgen in den Wind, und wenn die Frau, die wohl tiefer ſah, mit ihm Alles beſprechen wollte, hatte er hunderterlei Ausreden und verſicherte Martha, ſie ſolle nur auf ihre Sache ſehen, er werde die ſeinige ſchon auseinander haspeln. Martha war wie alle Frauen vornehmlich aufs Erhalten bedacht und dieſe durch die kleinlichen Handthierungen des Lebens bedingte Tugend erſchien Diethelm in ſeinen weit ausgreifenden erobernden Planen als engherzig. Martha war ſchon zufrieden, daß er ihrem Drängen nachgab, ſich nicht zum Abgeordneten wählen zu laſſen, was er eigentlich nie recht im Sinn gehabt; nur that er jetzt, als ob er damit ſeinen liebſten Wunſch opfere.

Fränz beſtürmte den Vater, ſie, wie er verſprochen, nach der Stadt zu bringen; die Mutter aber widerſetzte ſich unnachgiebig dieſem Vorhaben. Fränz ſchwieg und that, als ob ſie nicht mehr daran dächte; je mehr es aber Herbſt wurde, im Dorfe die Dreſchzeit begann und die Wege ſo grundlos wurden, daß man oft ganze Wochen kaum ins Dorf hinab kam, um ſo mächtiger wurde die Sehnſucht der Fränz nach dem Stadtleben; ſie war wie ein Wandervogel, der gewaltſam zurückgehalten wird vom Zuge. Trotz des Widerſpruchs der Mutter wußte ſie es dahin zu bringen, daß ſie den Vater auf einer Fahrt nach der Amtsſtadt begleiten durfte, und als Diethelm hier nicht, wie er gehofft hatte, Kaufluſtige für ſeine Vorräthe fand, ward es ihr nicht ſchwer, ihn zu beſtimmen, mit ihr nach der Hauptſtadt zu fahren. Wie ein Vogel, der angſtvoll von Zweig zu Zweig hüpft, bald ausſchaut, bald ruft: ſo wanderte hier Diethelm hin und her und verſtand ſich endlich zu dem ſchweren Entſchluß, ſelber Anerbietungen zu machen und durch Zwiſchenhändler verbreiten zu laſſen. Der Erfolg war aber ein geringer. Diethelm brachte nichts mit nach Hauſe als Ausſichten auf den Verkauf der Staatspapiere, die er zu einem ſehr niedrigen Tagespreis abgeben ſollte; Fränz aber brachte er nicht wieder, denn ſie blieb im Rautenkranz, in dem Wirthshauſe, wo Diethelm ſtets ſeine Einkehr hatte, um hier die Koch- und größere Wirthſchaftskunſt zu erlernen.

In Buchenberg ging es nun gar still her, wenn nicht dann und wann Fuhren mit Heu ankamen, von dem immer neue Vorräthe zur Ueberwinterung der Schafe gekauft werden mußten. Diethelm hatte eine wahre Kaufwuth; wo nur irgend etwas zu haben war, eignete er sich's an, bezahlte Anfangs baar, gerieth aber auch nach und nach ins Borgen und behaftete sich mit einer Unzahl sogenannter kleiner Klettenschulden, so daß das einsame Haus von Drängern aller Art überlaufen wurde, die besonders die bekümmerte Frau peinigten; denn Diethelm blieb jetzt mehr als je und ganz ohne Grund tagelang aus dem Hause, nur um der Anschauung des auf ihn hereinbrechenden großen Unglücks und den kleinen Bedrängnissen zu entgehen. Er ärgerte sich jetzt über viele Menschen und sah erst jetzt, wie er es hatte geschehen lassen, daß er von Jedem ausgeraubt wurde, der etwas an ihn zu fordern hatte. Menschen, die ihm sonst brav und rechtschaffen erschienen waren, erkannte er nun in ihrer offenkundigen Schlechtigkeit und hatte vielerlei Streit und Gerichtsgänge. Noch böser hatte es Martha daheim. Leute, die sie sonst nicht lang bei sich geduldet hätte, saßen jetzt oft tagelang auf der Ofenbank, denn sie ließen sich nicht damit abweisen, daß Diethelm nicht zu Hause sei; sie wollten seine Rückkunft abwarten und Martha, die vor Zorn und Kummer fast vergehen wollte, mußte noch freundlich thun, mußte diesen Leuten zu essen und zu trinken geben und sich fast entschuldigen, wenn sie etwas für sich bereitete, denn sie sah nicht undeutlich die höhnisch frechen Blicke, als ob sie vom Eigenthum fremder Menschen lebte. Sie fürchtete sich, die Stube zu verlassen, denn sie wußte, wie hinter ihrem Rücken über den Verfall dieses Hauses gesprochen wurde und wie bald die Kunde hievon landauf und landab sich ausbreiten würde. Oft war es Martha, als sollte sie das ganze Haus mit Allem was darin ist verlassen und davon rennen; es war ja himmelschreiend, wie ihr einziges Kind sie so heimtückisch verlassen hatte und wie ihr Mann sie dem Elende und der Schande preisgab, während er lustig lebte. Dennoch war sie wie festgebannt an das Haus und endlich griff sie ihren letzten Hort an: es war dieß eine nicht unbeträchtliche Summe, die sie verborgen hatte und die man erst nach ihrem Tode hatte finden sollen. Mit dieser erledigte sie sich nun der Klettenschulden und Diethelm war bei seiner Heimkehr überaus wohlgemuth, als er solches vernahm. Als sie ihm den Rest übergab, sagte sie:

„Nur um Gotteswillen keine Schulden. Schau, wenn ſo Gläubiger über Einen kommen, iſt's grad wie beim Dreſchen. Anfangs, wenn die Dreſchflegel auf die volle Spreite fallen, da geht's langſam, und man hört's nur wenig, je leerer aber das Korn wird, da geht's immer lauter und ſchneller. Verſtehſt mich?"

„Wohl, du biſt geſcheit. Aber haſt nicht noch mehr ſo geheime Bündel?"

Martha verneinte, Diethelm aber glaubte es ihr nicht und war wieder voll Liebe gegen ſie, wie in der erſten Zeit ihrer Ehe, ſo daß ſie gar nicht dazu kam, gegen ihn den Gram und Zorn über ſeine Fahrläſſigkeit auszulaſſen. Er vertröſtete ſie auf den großen Schick, der unfehlbar nächſtens eintreffe und half nun ſelber für die laufenden Ausgaben Leinwandballen verkaufen, von denen Martha aus Zorn gegen Fränz ſchon mehrere verſilbert hatte.

Eines Tages kehrte Diethelm nach einer vergeblichen Umfahrt von mehreren Tagen wieder heimwärts, da ſah er am Wege im Wald an einem ausgehauenen Baumſtumpf eine große Schichte von Kienholz. Raſch, ohne ſich klar zu machen was er wollte, hielt er an, ſprang ab, raffte einen Arm voll auf, riß den Sitz ab, öffnete das Kutſchentruckle, verſchloß das Kienholz in daſſelbe und fuhr raſch davon; bald aber ſtieg er wieder ab und wuſch ſich die harzigen Hände im Schnee.

Seltſam! Als er heute heimkam, fragte ihn Martha:

„Haſt nichts im Kutſchentruckle?"

„Warum fragſt?" erwiderte Diethelm erſchreckt.

„Ich weiß nicht warum, ich mein' nur ſo."

„Es iſt nichts darin," ſchloß Diethelm feſt.

Spät in der Nacht, als Alles im Hauſe ſchlief, ſchlich Diethelm noch einmal hinab, lauſchte, ob Medard in ſeiner Stallkammer ſchlief, ging dann nach der Scheune, öffnete den Kutſchenſitz, nahm das Kienholz heraus, trug es die Leiter hinauf nach dem Heuboden und verſteckte es unter einem Dachſtuhlbalken. Aber kaum war er wieder die Hälfte der Leiter herab, als ihm gerade dieſes Verſteck beſonders gefährlich erſchien; er kehrte wieder um und fand am Ende nichts Beſſeres, als das Kienholz wieder in den Kutſchenſitz zu verſchließen, er faßte dabei den Vorſatz: bei der nächſten Ausfahrt dieſes willfährige Brennmaterial wieder auf die Straße zu ſchleudern. Er ſchauderte vor ſich ſelber, indem er dachte, was ihm durch den Sinn gegangen war und die Hand

auf das Kienholz legend, ſchwur er vor ſich hin in ſtiller verborgener Nacht, jede Verſuchung von ſich abzuthun, und wie aus einem wüſten Traume erwacht, froh, daß es nur ein Traum war, ſchlief er ruhig und feſt.

Am andern Tag, es lag ein leichter Schnee auf dem Felde, fuhr Diethelm in Angelegenheit ſeines Waiſenpflegeramtes wieder nach der Stadt. Er wollte unterwegs das Kienholz wieder wegwerfen, und zweimal hielt er an und öffnete den Kutſchenſitz, als jedesmal Leute daherkamen, ſo daß er in ſeinem ſeltſamen Thun geſtört wurde und wieder davon fuhr. Es war ihm, als ob er auf lauter Feuer ſitze, aber bald lachte er über dieſe alberne Furcht und wollte ſich nun gerade zwingen ſie zu überwinden, und heiteren Blickes fuhr er in die Stadt ein. Am Stern wußte er nicht, ſollte er beſondere Achtſamkeit empfehlen, da er etwas im Kutſchenſitz habe; aber das konnte aufmerkſam machen, er müßte Red und Antwort darüber geben, darum war's beſſer, er ſchwieg ganz und ſo blieb's dabei. Als er auf dem Waiſenamte war, fühlte er mitten in den Verhandlungen plötzlich einen jähen heißen Schreck; er glaubte, er habe den Kutſchenſitz nicht recht verſchloſſen, es war ihm faſt ſicher, daß er offen war: wenn nun Jemand darüber kam und den wunderlichen Schatz fand, was konnte das für Gerede geben, welche Ahnungen mußten in den Menſchen aufſteigen. Ohne nachzuſehen unterſchrieb Diethelm Alles was man ihm vorlegte und eilte nach dem Wirthshaus; ſeine Vermuthung hatte ihn betrogen, der Kutſchenſitz war wohl verſchloſſen, aber er wagte es nicht ihn jetzt zu öffnen und nach dem verrätheriſchen Inhalt zu ſchauen.

Als Diethelm hierauf an dem Kaufladen Gäblers vorüberkam, rief ihm dieſer zu und übergab ihm mit einigen halb höflichen Worten die Rechnung für die eigenen Einkäufe und für die des Zeugwebers Kübler. Diethelm verſprach zu Neujahr zu bezahlen und Gäbler ſagte, er verlaſſe ſich darauf. Ueberhaupt ſchien es Diethelm, als ob alle Menſchen ein verändertes Benehmen gegen ihn hätten, ſelbſt der Sternenwirth war wortkarg und ging ſeinem Geſchäfte nach, während er faſt unzertrennlich bei Diethelm ſaß und mit ihm über Allerlei aus Gegenwart und Zukunft plauderte. Was hatten denn die Menſchen, daß ſie auf Einmal ſo ganz anders waren? War denn Diethelm nicht noch immer derſelbe, der er von je geweſen? Damals am Markttag

erglänzte ihm jedes Angesicht und streckte sich ihm jede Hand entgegen. Was ging denn jetzt vor? Der Zeugweber Kübler, der „den Herrn Vetter und Familienfürsten“ aufsuchte und sich ihm zu Besorgungen erbot, konnte nicht begreifen, warum Diethelm über die ganze Welt fluchte und immer sagte, der sei ein Narr, der nur eine Stunde einem Menschen glaube. Woher es kam, das wußte Diethelm nicht, aber offenbar schien es ihm, daß man Schlimmes von ihm dachte und seine Ehre angegriffen sei, daß etwas wie eine Verschwörung aller Menschen gegen ihn in der Luft schwebe. Das von Zweifel und Bangen gepeinigte Herz verlangt besonders huldreiche Zuneigung der Welt, und gerade da bleibt sie aus, und das düster blickende Auge des Bedrängten sah Unfreundlichkeit der Menschen, wo sonst gar nichts gesehen wurde.

Diethelm beauftragte Kübler, eine geweihte Kerze, ein vierundzwanzig Stunden haltiges sogenanntes Taglicht zu kaufen für den verstorbenen Vater des Waisenkindes, in dessen Angelegenheiten er eben in der Stadt war. Kaum war Kübler weggegangen, als ein Briefchen vom Kastenverwalter kam, der Diethelm daran erinnerte, daß er das Geld, das in sechs Wochen fällig war, bereits anderweit versagt hätte. „Der hat auch was,“ knirschte Diethelm, den Brief in die Tasche steckend, und hätte er in diesem Augenblicke ein Verbrechen an der ganzen Welt begehen können — es wäre ihm eine Lust gewesen. Er hielt noch die Hand auf dem Briefe des Kastenverwalters, als Kübler kam, aber er brachte statt Einer Kerze ein Gebund, das vier solcher enthielt.

„Ich hab' nur Eine gewollt, aber es ist so auch recht,“ sagte Diethelm und hielt in zitternder Hand die Kerzen. Es war ihm, als müßte er damit sengen und brennen.

## Elftes Kapitel.

Der Schnee wirbelte um ihn her und Diethelm fuhr durch die Nacht dahin heimwärts, seine Wangen glühten und die Schneeflocken, die darauf fielen, konnten die Gluth nicht löschen. Am ersten Berg hielt er an, öffnete den Kutschensitz, aber nicht um seinen Inhalt, verborgen vor jedem Späherauge, zu zerstreuen; er legte drei der geweihten Kerzen noch zu dem Kienholz. Er

fühlte einen Stich durch's Herz, und doch bewegte ihn ein freudiger erfindungsreicher Gedanke: diese Kerzen brennen eine volle Tag- und Nachtlänge, mit ihnen läßt sich verdachtlos etwas bewirken.

Im Schritt den Berg hinanfahrend überdachte Diethelm sein ganzes vergangenes Leben. Er spürte ein Jucken in den Augen, als er der unsäglich vielen Freuden gedachte, die er seinen Eltern und allen seinen Angehörigen bereitet hatte; und plötzlich stand es vor ihm, daß sein Bruderskind in Elend verkomme, wenn er nicht dem Kübler zur Ansässigmachung verhelfe. Alles, was er thue, sei ja zum Guten. Und jetzt war es, als sähe er seine Fränz, wie sie unter den Menschen herumgestoßen würde, die kein Erbarmen haben und sich selber sah er sterbenskrank und in Noth und verlassen. Es muß sein...

Heute kehrte Diethelm freiwillig auf der kalten Herberge ein. Es war ihm hier nicht mehr wie in einem verzauberten Hause zu Muthe: Alles hatte einen freundlichen Anschein und das behäbige und wohlgemuthe Wesen des Wirthes sprach es deutlich aus, daß man nach einer solchen That wieder frischauf leben kann. Diethelm suchte sich immer mehr einzureden, daß der böse Leumund die Wahrheit verkünde und dieser Wirth ein Brandstifter sei. So saß Diethelm in sich gekehrt und mit glänzenden Augen umschauend, als ein alter Bekannter, der Reppenberger, eintrat und seinen Glücksstern pries, daß er ihm einen Weg erspare, den er eben zu Diethelm machen wollte. Er berichtete, wie er endlich einen willigen Käufer gefunden, der den gesammten Wollvorrath zu einem Preise übernehme, bei dem für Diethelm noch ein mäßiger Gewinn sich ergab. Reppenberger hatte ein so lebendiges Mundstück und wußte es durch Weinzufuhr immer neu zu beleben, daß er gar nicht merkte, wie zerstreut und stotternd Diethelm stets antwortete, wenn er nicht lautlos darein starrte, als hätte er gar nichts gehört. Denn Diethelm war es in der That, als treibe der Teufel sein Spiel mit ihm. Kaum giebt er ihm die Kerzen in die Hand und erregt in ihm die erfindungsreichen Gedanken: da kommt die Versuchung und will Alles zum leeren Possenspiel und zu nichte machen. Ist darum alles Bedenken und alles innere Zagen überwunden, damit Alles ein eitles Spiel um Nichts sei? Das Herz, das Einmal den festen Willen zur bösen That gefaßt, sieht leicht diese schon als in sich vollbracht an, und

wie mit dämoniſcher Gewalt wird es immer wieder dazu gedrängt und alle Ablenkungen erſcheinen nicht als das was ſie ſind, ſondern als Hinderniſſe, die überſprungen und beſiegt werden müſſen. Denn das iſt das unergründliche Dunkel, daß das innere Sinnen, ſei es gut oder böſe, alle Vorkommniſſe wie eine leibliche Speiſe verwandelt und ſich gleich macht. Was vor Kurzem noch in Kämpfen und Bedenken als freier Entſchluß ſich darſtellte, verkehrt ſich in unabänderliche Nothwendigkeit und wie in einen Zauberkreis gebannt, aus dem nichts mehr zu wecken vermag, erfüllt ſich das Geſchick.

Darum muthete dieſe ſonſt frohe Kunde Diethelm jetzt mit Betrübniß an und er knirſchte innerlich vor Zorn, wie ihm die Rechtfertigung vor ſich genommen war, da ſonſt kein anderer Ausweg blieb. Wie zum Hohn öffnete ihm jetzt die ſchlechte Welt einen Ausweg, den er doch nicht mehr einſchlagen konnte. Einen großen Schick wollte er machen und was ſoll jetzt ein kleiner Gewinn? Der ſpielte ihm die Möglichkeit einer völligen Rettung aus der Hand und überließ ihn fort und fort den tauſend kleinen Plackereien, deren Ende gar nicht abzuſehen war. Darum muß geſchehen was beſchloſſen iſt ...

Als erriethe er Diethelms Gedanken, ſagte der Reppenberger jetzt:

„Guck einmal den Wirth an. Sitzt er nicht da ſo unſchuldig und fromm wie der heilig Feierabend, und doch weiß er, was er gethan hat und hat ſein Haus angezündet und beim Brandlöſchen ſich einen naſſen Finger gemacht und Alles abgewiſcht was angekreidet geweſen iſt. Jetzt hat er ein neues Haus und baar Geld ſtatt Schulden.“

„Wer weiß, wie es ihm zu Muth iſt,“ ſagte Diethelm, ſich mit der Hand hin und her durch das Halstuch ſtreifend, als wollten die Worte nicht heraus.

Der Reppenberger lachte laut und ſagte:

„Hab' ſchon gehört, daß du fromm geworden ſeiſt, aber glaub' mir, wenn alle Leute, die was Ungrades gethan haben, krumm gingen, da könnt' ſich ein Aufrechter um's Geld ſehen laſſen.“

„Ich will nichts mehr davon hören,“ ſagte Diethelm ſtreng verweiſend und ſprach nun von dem Verkauf, zu dem er ſich willfährig zeigte. Er wußte nicht recht warum er das that, aber

ſo viel war ihm klar, er mußte ſcheinbar darauf eingehen, um nicht Verdacht auf ſich zu lenken. Auf dieſe Rückſicht wollte er fortan alle Klugheit verwenden und er war im Innern ſtolz darauf, wie weit er es bereits in der Verſtellungskunſt gebracht hatte. Diethelm nahm den Reppenberger mit nach Buchenberg, und da der abgehauſte Mann keinen Mantel hatte, gab er ihm eine Pferdedecke, in die ſich derſelbe behaglich wickelte. Diethelm aber fröſtelte es bei dem Gedanken, daß auch er einſt wie dieſer einer geliehenen Pferdedecke ſich freuen könne, und wie er Peitſche und Leitſeil in die Hand nahm, ſprach es in ihm: darum muß geholfen werden ſo lang ich das noch feſthalte.

Der Reppenberger entſchlief bald, aber Diethelm wurde von mühſamen Gedanken wach gehalten. Zum Scheine verkaufen und vor den Leuten ſich höchlich darob freuen, aber vor der Ablieferung noch Alles in die Luft ſprengen, und mit der hohen Verſicherungsſumme ſich wieder friſch flott machen — das war die Beſtimmung, die endlich ſo feſt ſtand, als wäre ſie gar nicht die Geburt ſeines eigenen Entſchluſſes; und ſo ruhig ward er dabei, daß er die Peitſche neben ſich ſteckte und die des Weges gewohnten Pferde laufen ließ und in Schlaf verſank wie ein Kind nach dem Nachtgebet. In Unterthailfingen vor dem Wirthshaus hielten die Pferde an und Diethelm erwachte; taumelnd ſchaute er auf und mußte ſich beſinnen wo er war, und im erſten Augenblick erſchien die weißverhüllte Geſtalt neben ihm wie ein Geſpenſt. Im Dorfe ſchlief Alles und Niemand bemerkte das Anhalten eines Fuhrwerks, nur Reppenberger erwachte, als Diethelm mit einem plötzlichen Ruck im geſtreckten Trab davonfuhr.

„Wenn ich nur ſo ein Kütſchle hätt' wie du," ſagte der Reppenberger, „wenn ich meine ſiebzig Jahre da hüben ſo 'rumfahren könnt', könnten ſie meinetwegen in der andern Welt mit mir machen was ſie wollen." Und wie nun Diethelm immer weiter ſein Glück preiſen hörte und wie der Reppenberger erzählte, welch ein elendes Leben er führe, empfand Diethelm immer mehr ein Wohlgefühl, daß er den Muth und den rechten Weg gefunden habe, ſich eine heitere ſorgenfreie Zukunft zu ſichern. Als der Reppenberger ſeine Pfeife geſtopft hatte und jetzt Feuer ſchlug, fiel Diethelm im Anſchauen der ſpringenden Funken der Traum ein, den er ſo eben gehabt: er ging über eine große weite Haide und es regnete Funken, ſie flogen ihm ins Geſicht

und auf den blauen Mantel, aber ſie zündeten nicht und er ging darunter hinweg, als wären es Schneeflocken, und weiter hinaus in der Ebene ſtanden Funkenſäulen und ſtrömten auf und nieder und plötzlich ſtand ſein Vater vor ihm und ſagte lächelnd: es regnet Gold — da hielten die Pferde an, dahin war das Traumgeſicht.

Träume gelten zwar nichts, ſagte ſich Diethelm, aber dieſer hat doch eine gute Vorbedeutung.

Am Waldhorn in Buchenberg ſtieg der Reppenberger ab und luſtig knallend fuhr Diethelm nach ſeinem Haus und erzählte der Frau, daß der gute Schick nun in dieſen Tagen eintrete und alle Wolle ſo viel als verkauft ſei.

„Gott Lob und Dank!“ rief die Frau, die Hände in einander ſchlagend, „ich hab' dir's nicht ſagen wollen, daß mir's immer geweſen iſt, wie wenn die Deck' und Alles was darauf iſt, mir auf dem Kopf liege.“

„Mir auch,“ ſagte Diethelm zutraulich und ſchnell dachte er jetzt in dieſer heitern, argloſen Stimmung Vorſorge zu treffen und er fuhr fort: „Ich hab' immer Bangen gehabt, es geht einmal ein Feuer aus und der Teufel hat doch ſein Spiel und wenn auch das Sach' verſichert iſt, was nutzt das wenn Eins von uns umkäm', und da hab' ich mir ſchon oft gedacht, da zu dem Fenſter 'nausſpringen thut man ſich keinen Schaden, weil der Dunghaufen da iſt.“

„Red' ſo was nicht; das heißt Gott verſuchen,“ wehrte die Frau ab und Diethelm erklärte, daß das nur ein vorübergehender Gedanke war; innerlich aber fühlte er ſich erleichtert, ſeiner Frau den Weg gezeigt zu haben, wenn er ſie nicht vorher aus dem Hauſe bringen konnte; denn durch ihn allein, von keiner andern Menſchenſeele gekannt, ſollte die That geſchehen.

Heute machte Diethelm keinen Verſuch mehr, den Inhalt des Kutſchenſitzes zu verſtreuen, er freute ſich des fallenden Schnees, der die Halbkutſche in der Scheune ließ und den Schlitten zur Verwendung brachte.

Am Morgen fühlte Diethelm noch einmal ein Bangen über ſeinen Vorſatz, und doch war's ihm, als hätte er Jemand das Verſprechen gegeben, ihn zu vollführen. Eben wollte er die geweihte Kerze in das Pfarrhaus ſchicken, als ſeine Bruderstochter aus Letzweiler ankam. Noch bevor ſie ein Wort reden konnte,

weinte ſie laut und erklärte endlich, daß man in G. ſage, Diethelm werde ihr keine Ausſteuer geben, die Hochzeit nicht ſtattfinden und ſie im Elend bleiben. Man konnte nicht herausbringen, woher das Gerücht gekommen war und das Mädchen, das immer auf der Bank ſitzen blieb und nicht aufſtand, ſchwur, daß ſie ſich ein Leid anthue, wenn das Gerücht wahr ſei. Diethelm ſtand lange ſtill vor dem Mädchen, betrachtete es ſcharf, ſo daß es die Augen niederſchlug, und ſich auf die Bruſt ſchlagend, daß es dröhnte, ſchwur Diethelm: „Guck, mir ſoll die Kerze da auf der Seele verbrennen, wenn du nicht Alles von mir bekommſt, wie ich's verſprochen habe."

Er ging mehrmals mit ſchweren Schritten die Stube auf und ab und ſtand wieder vor dem Mädchen ſtill und ſagte:

„Warum haſt du denn ein ſo ſchlechtes Kleid an? Haſt keine beſſeren?"

„Freilich, ich hab' ja die zwei, die Ihr mir geſchenkt habt, aber ich will ſie ſparen."

„Du weißt ja," fuhr Diethelm auf, „ich kann nicht leiden, wenn Eines von den Meinigen ſo verlumpt daher kommt. Mein' Frau muß dir von der Fränz ein anderes Kleid geben. So darfſt du nicht durch das Dorf. Ich will der Welt zeigen wer ich bin."

Wuth gegen die Welt, die ſeinen Ehrennamen ſo grundlos angriff und ein freudiger Hohn, daß er es in der Gewalt habe, Rache zu nehmen, alle böſen Nachreden zu Schanden zu machen, kochten in ſeinem Herzen. Er ſtand gerechtfertigt vor ſich da, das Schlechteſte zu thun; traute man ihm ja das Schlechteſte zu, und Niemand hatte ein Recht oder einen Grund dafür. Das Mädchen, das ſich wohl auf einen ſcharfen Zank gefaßt gemacht hatte, ſchaute mit gefalteten Händen wie anbetend zu Diethelm auf, der ihm liebreich die Wangen ſtreichelte, denn ein freudiger Gedanke erhob ihn; ſichtbarlich zeigte es ſich ihm: er mußte die That thun, um die Stütze ſeiner Familie zu retten. Die ganze Macht ſeiner Familienliebe erwachte in ihm: nicht für ſich, für alle ſeine Angehörigen mußte er der bleiben, der er war, alles Verdammungswürdige in ſeiner That war nur verkannte Tugend.

Medard kam in die Stube und berichtete die Zahl der Lämmer, die in dieſen Tagen ſich zahlreich eingeſtellt hatten, indem er dabei bemerkte, der Meiſter möge doch auch wieder ein-

mal in den Stall kommen und nachſchauen. Diethelm wies den Medard mit ſtrengem Blick ab und ſagte, er habe jetzt anderes zu thun; als er aber dem ſtechenden Blick Medards begegnete, fügte er hinzu: ich komme gleich. Er überdachte ſchnell, daß er nichts auf ſich kommen laſſen dürfe, was als Fahrläſſigkeit gegen ſein Eigenthum erſcheinen könne. Sonſt hatte er im Winter immer ſeine beſondere Freude an den Schafen gehabt; im Sommer ſind ſie auf der Weide, dem Auge entrückt, im Winter aber gibt es oft täglich Junge, und ſtundenlang hatte Diethelm im warmen Schafſtalle geſeſſen. Als er jetzt dahin kam, drängten ſich alle Schafe auf ihn zu, ſo daß ihm ganz ängſtlich zu Muth wurde, er zählte die Lämmer kaum und machte ſich wieder davon.

## Zwölftes Kapitel.

Auch im Schickſal der Menſchen giebt es veränderliches Aprilwetter, wenn neue Keime aufgehen. Ein Brief des von Reppenberger beſtellten Käufers meldete einen Verſchub ſeiner Ankunft auf mehrere Wochen und erſuchte Diethelm, wenn er früher verkaufen wolle, mit Proben nach der Hauptſtadt zu kommen. Diethelm ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, im Waldhorn prahleriſch ſeine günſtigen Ausſichten zu verkünden. Er lief dann hin und her und hatte für Alles die genaueſte Fürſorge, und doch war ihm jedes Thun nur wie ein Nebengeſchäft, wie ein gewaltſamer Zeitvertreib, bis es an die einzige wirkliche That ging. Als ihn der Waldhornwirth aufforderte, mit auf die Jagd zu gehen, ſchlug er es ab, und doch war ſein Antlitz froh geſpannt, denn er erinnerte ſich des bedeutenden Pulvervorrathes, den er im Hauſe hatte, und der ſich nun auch zu ſchicklicher Verwendung eignete. Als Diethelm beim Nachhauſegehen in der Nacht an der Kirche vorüberkam, erſchrack er plötzlich, da er hellen Schein durch die hohen Kirchenfenſter blinken ſah. Hat das eine Vorbedeutung, daß die Kirche brennt? Schon wollte Diethelm laut rufen, als es ihm einfiel, daß das ja die Weihekerze war, die er ſelbſt aus der Stadt mitgebracht; auf die Minute hin iſt berechnet, wie lang dieſes Licht brennt, und iſt es nieder und findet keine Nahrung ſeiner Flamme mehr, dann erliſcht es, findet es aber neue weithinziehende, dann . . . Als Diethelm

ſich endlich von den Knieen aufrichtete, ſah er wie verwirrt an ſich herab, er konnte ſich nicht erinnern, wie er niedergekniet war, es mußte das gegen ſeinen Willen geſchehen ſein. Haſtig verſcharrte er die Spuren ſeiner Kniee im Schnee, und wie er weiter ſchritt, verſcharrte er jede Fußtapfe zur Unkenntlichkeit, und doch wagte er es nicht, geradenweges heimzugehen; bald ängſtigte ihn der Gedanke, daß er entdeckt und verrathen ſei, bald hatte er eine Angſt vor ſeinem eigenen Hauſe, als ob die todten Wände wüßten, daß er ſie in Aſche verwandeln wolle und vorzeitig zuſammenſtürzen und ihn unter ihrem Schutte begraben. Eine ruheloſe Gewalt trieb Diethelm immer weiter, als müßte er entfliehen und hinter ſich laſſen Alles, was ihn kennt und nennt; die Verwandten werden ſich ſchon der Martha und der Fränz annehmen, wenn nur er nicht mehr da war, nur wehe that es ihm, daß er ihnen nicht Lebewohl geſagt, und Thränen traten ihm in die Augen über ſeinen eigenen ſo jähen Tod, den er doch ſuchen mußte.

In dieſer Nacht kämpfte zum Letztenmal der gute Geiſt Diethelms mit ſeinen ſchlimmen Vorſätzen in gewaltigem Ringen und eine überraſchende Wendung ſeines Denkens löste auf Einmal allen Hader: dir bleibt nichts als dich ſelbſt umbringen, das iſt eine ſchwere Sünde — oder Brandſtiften, das iſt auch ein Verbrechen, aber minder, und du haſt ſchon genug gelitten für das, was du thun wollteſt, du haſt deine Strafe vorweg empfangen, jetzt mußt du's auch thun, und du retteſt dich und all die Deinen.

An der Gemarkung von Unterthailfingen kehrte Diethelm um und kam, man kann faſt ſagen, als hartgefrorner Miſſethäter heim.

Drei Tage ging Diethelm einſam und in ſich gekehrt umher; er verſtopfte jede Luke und jeden Spalt auf dem Speicher und ſagte ſich innerlich Wort für Wort Alles vor, was er zur gefahrloſen Vollbringung zu thun habe; denn er gewahrte, wie ſein Athem ſchneller ging bei dem Gedanken an die endliche Ausführung, er wollte ſich vor ſich ſelbſt ſicher ſtellen, um mit Umſicht und ohne Leidenſchaft und Haſt, die leicht das Wichtigſte überſieht, zu Werke zu gehen.

Am dritten Abend kam ein Bote vom Kohlenhof mit der Nachricht, daß die Kohlenhofbäuerin, die Tochter Martha's erſter

Ehe, krank ſei und nach der Mutter verlange. Diethelm erfaßte dies ſchnell als eine erwünſchte Wendung und drang in ſeine Frau, daß ſie ſogleich abreiſe; er wußte aber allerlei Ausreden, daß er ſie nicht ſelbſt führte, er wollte dem Medard den Schlitten mit den beiden Rappen übergeben, aber dieſer klagte über Schmerzen in ſeinem gebrochenen Bein und der Waldhornwirth war gern bereit, die Baſe zu führen. Diethelm empfahl ihm, bald zurückzukehren, da er morgen auch verreiſen müſſe.

Als das Fuhrwerk mit Schellengeklingel davonrollte, hob Diethelm die Arme hoch empor und reckte ſich wie zum Ausholen für eine ſchwere Arbeit.

Spät in der Nacht als Alles ſchlief, ging Diethelm ohne Licht hinab in die Scheune, öffnete den Kutſchenſitz, nahm die Kerzen ſorgfältig heraus, that das Kienholz in einen Sack, den er ſich über den Rücken band, und ſtieg auf der Scheunenleiter hinauf nach dem Speicher. In der Mitte der gradaufſtehenden Leiter, die er doch tauſendmal auf- und abgeſtiegen war, überkam ihn plötzlich ein Schwindel, daß er nicht vor- und nicht rückwärts konnte; er hing wieder wie über einem Abgrund zwiſchen Leben und Tod, und faſt ſchrie er laut auf nach Hülfe, aber noch hatte er Beſinnung genug zu überlegen, daß er ſich damit ins Elend ſtürze und mit letzter Kraft in ſich hineinfluchend ſtemmte er ſich an und kletterte behend von Sproſſe zu Sproſſe und ſtand endlich keuchend auf dem obern Boden. Er legte jetzt Alles nieder wo er ſtand, ja ſelbſt die Pulverſäckchen that er aus der Taſche. Er öffnete einen Laden, um das Mondlicht hereindringen zu laſſen und ſaß lange ausruhend auf einem Wollballen. Endlich vertheilte er das Kienholz in einzelne Schichten, die er zwiſchen die Ballen legte, dabei ſprach er faſt laut vor ſich hin: „Dorthin die eine, dort die andere Kerze und die dritte zwiſchen die aufgehobenen Bretter, daß kein Licht nach außen ſcheint. Ich muß ſie kürzen, ſie dürfen nur zwölf Stunden brennen.“ — Jetzt hatte er Kienholz zwiſchen zwei Ballen geworfen, aber es fiel ſo dumpf, er griff hinab und ein Schrei des Entſetzens ertönte, Diethelm hatte einen haarigen Kopf erfaßt; er zitterte, daß die Bretter unter ihm dröhnten, eine krallige Hand faßte nach ſeinem Munde: „Der Teufel! der Teufel!“ ſchrie Diethelm und ſank lautlos zu Boden.

„Meiſter, Meiſter, ich bin's,“ rief jetzt eine Stimme, und

Diethelm ſetzte ſich auf. War das nicht die Stimme des Schäfers Medard? Wunderbar ſchnell war Diethelm gefaßt.

„Was thuſt du da? du haſt ſtehlen wollen, du Zuchthäusler?“ rief Diethelm.

„Und wenn auch, was darnach?“ erwiderte Medard ſpöttiſch, „die Brandkaſſe bezahlt's doch.“

Raſch ſchnellte Diethelm empor, und mit den Worten: „Ich erwürge dich, du krummer Hallunk,“ warf er ſich auf Medard, ſchleuderte ihn nieder und kniete ihm auf die Bruſt.

„Ich will ja nichts ſagen, laſſet nur los,“ rief Medard mit halberſtickter Stimme und Diethelm gewahrte plötzlich, daß er zum Mörder hatte werden wollen und ließ ab. Wie anders war plötzlich Alles geworden, er hatte einen Mitwiſſer ſeiner That und war allezeit in der Hand eines Fremden.

„Guck,“ ſagte er, und ihn ſelber ſchauderte vor dem, was er ſagte, „ich bin einmal ſo weit, zurück kann ich nicht mehr, aber ich kann weiter gehen, ich muß es, wenn du mir nicht eine Sicherheit giebſt, daß du nie — nie was redeſt.“

„Es giebt nur Eine Sicherheit, nur eine einzige,“ erwiderte Medard, „und die iſt feſter als tauſend Eide.“

„Heraus, heraus! Was iſt's?“ ſagte Diethelm, die Hände des am Boden Liegenden feſthaltend, und dieſer erwiderte:

„Der Munde heirathet Eure Fränz, und wenn mein Bruder all' das Sach kriegt, da iſt die beſte Sicherheit, daß ich nie was red'.“

Diethelm preßte vor Zorn die Hände des Medard zuſammen, daß dieſer laut aufſchrie, aber allmälig ließ er doch lockerer, und er ſagte endlich:

„Meinetwegen, ja, ja, es ſoll ſo ſein, aber du mußt mitthun und du mußt anzünden, wenn ich nicht da bin.“

„Das nicht,“ erwiderte Medard, „aber mit thu' ich und wir ſchaffen noch ein gut Theil fort eh' es losgeht.“

„Haſt denn geſtohlen?“

„Was fraget Ihr jetzt darnach? das iſt jetzt Alles lauter Schwefelhölzle und ich weiß noch was, was Ihr vergeſſen habt; ich komm' morgen ins Spritzenhäusle, ich will helfen die Spritze vom Rädergeſtell auf den Schlitten bringen, und da will ich nur zwei Schrauben an der Spritze losmachen, dann mag man löſchen.“

„Du bist nicht dumm, du bist gescheit," sagte Diethelm und mit diesen Worten war der Friede zwischen den Beiden geschlossen. Diethelm führte den Knecht, den in der That sein kranker Fuß von dem Falle sehr schmerzte, sorglich die Treppe hinab und gab ihm Branntwein zum Einreiben.

Medard sprach viel davon, wie albern es wäre, wenn man nicht noch so viel als möglich bei Seite schaffe, aber Diethelm wehrte streng ab, er hatte das Wort auf der Zunge, aber er schämte sich es zu bekennen, daß er nicht auch noch zum gemeinen Dieb werden wolle, er fühlte voraus den höhnischen Spott seines Genossen und wies nur auf die Gefahr hin, die solches Beiseiteschleppen, ohne daß man's ahne, mit sich führt. Medard hatte wohl zu vertheidigende Einwände und Diethelm fühlte sich geneigt streng zu befehlen, daß Alles nach seiner wohlbedachten Anordnung ausgeführt werde; aber indem er den Befehl aussprach, verwandelte er ihn in eine Bitte, und es klang fast wehmüthig, wie er den Medard bat, um seiner Beruhigung willen Nichts hinterrücks zu thun und alle seine Anordnungen auszuführen.

Medard hatte sich während dessen gemächlich Knie und Wade eingerieben, und als jetzt Diethelm schloß:

„Wir sind doch eigentlich ganz gleich, ich thu' Alles wegen meinen Verwandten und du thust Alles wegen deinem Bruder," da schaute Medard grinsend auf und sagte:

„Aber mein Bruder ist jetzt Euer einziger und nächster Verwandter, Eure Letzweiler Krattenmacher haben schon genug gekriegt und für den Munde thun wir Alles und ihm muß Alles bleiben."

Diethelm biß sich die Lippe blutig über diese freche Rede, die ihm ins innerste Herz griff, aber er schwieg; er sah, wie der kecke Bursche ihn jetzt schon zu meistern begann und schaute mit Grauen in die Zukunft. Er faßte einen tödtlichen Haß gegen den Gesellen und stampfte auf den Boden vor Zorn und Reue, daß er ihn nicht erdrosselt hatte. Jetzt war das nicht mehr möglich, von der Stube aus hätten die Dienstleute im Nebenbau den Hülferuf gehört. Welch ein ausgespitzter Bösewicht war es, an den er zeitlebens gefesselt war, auch nicht einen Augenblick hatte der sich besonnen, die That zu vollführen, während er selbst doch so gräßlich mit sich gerungen hatte. Diethelm knirschte in sich hinein, da er die Unterthänigkeit gewahr wurde, in die sein immer noch weichmüthiges Naturell gegenüber diesem versteiften,

hartgeſottenen Böſewicht gerieth; äußerlich aber war er freundlich und zuthulich, und nickte zu dem Vorſchlage Medards, man müſſe vom obern und zweiten Boden Bretter ausheben, daß die Flamme raſch einen Durchzug fände, bevor ſie hinausſchlage.

Schwer iſt oft die Verzweiflung, die einen Menſchen heimſucht, der einſam den Weg des Verbrechens wandelt; aber einen Genoſſen haben iſt höhere Pein: man kann den eignen Mund hüten, daß er nicht rede, die eigenen Mienen, daß ſie nicht zucken, und es kann Tage geben, wo man Alles vergißt und ſich ausredet, was geſchehen iſt; in einem Genoſſen aber ſpricht bei jeder Begegnung die That ſich aus, ohne Wort, ohne Wink; und weilt er fern, wer behütet den Mund, wer wahrt die Mienen, daß ſie nicht den Ahnungsloſen ins Verderben reißen?

Das erkannte Diethelm, da er wieder allein war und es ihm vorkam, als kniſtere es ſchon in den Wänden. Als der Hahn krähte, erwachte Diethelm und ballte die Fäuſte: der Gedanke ſchnellte ihn empor, daß Nichts übrig bleibe als den verrätheriſchen Genoſſen aus dem Wege zu ſchaffen, der ihn gewiß ſchon ſeit Jahren betrogen und mit zu ſeinem Elend verholfen, aber er bezwang ſich und — ſo ſeltſam geartet iſt das Menſchenherz — daß Diethelm aus dieſer Selbſtbeherrſchung einen friedlichen Troſt ſchöpfte: die That, die er begehen wollte, erſchien unſchuldvoll, faſt ein Kinderſpiel, da er das ſchwere Verbrechen, den Mord von ſich wies.

Mit ruhigem Gewiſſen ſchlief Diethelm abermals ein.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Es läßt ſich kaum ſagen, was in dem beiderſeitigen Blicke lag, als ſich Diethelm und Medard am Morgen zum Erſtenmal im Tageslicht begegneten, nur mit Blitzesſchnelle ſtreiften ſich ihre Blicke, dann ſchaute Jeder vor ſich nieder. Medard aber war wieder ſchnell gefaßt, griff in die Taſche und ſagte, die Meſſingſchrauben zeigend, mit triumphirender Miene: „Da, die hab' ich heut' ſchon geholt."

„Vergrab' ſie," ſagte Diethelm und winkte dem Medard nach dem Stalle und fuhr hier fort: „Du ſagſt doch deinem Vater nichts?"

„Nein, das iſt nichts für einen Sympathiedoctor. Der Ofen muß aber heut' geheizt werden, denn brennt's an einem andern Ort, da merken ſie, daß die Schrauben und Kloben fehlen. Das Flugfeuer kann nicht zünden, die Dächer ſind mit Schnee bedeckt. Aber Meiſter," fuhr Medard fort, das Wort ging ihm ſchwer heraus, „wie iſt's denn? wollen wir die Schaf' nicht an einen Ort thun? Ihr wiſſet ja wohl, die ſind blitzdumm und können das Fünkeln nicht leiden und laufen grad drein 'nein!"

„Das geht nicht, das könnt' den Leuten verdächtig vorkommen, es muß Alles bleiben, wie es iſt. Ich ſag' dir's noch einmal, es muß Alles bleiben, wie es iſt."

So ſchloß Diethelm und ging nach dem Hauſe. Hinter ihm drein aber ſtreckte Medard die Zunge heraus und fluchte vor ſich hin: „Du verdammter Scheinheiliger, wart' du Waiſenpflegerle, popple du nur die ganze Welt an und thu', wie wenn du kein Thierle beleidigen könnteſt, dich hab' ich; ich halt' dich am Strick um den Hals, du ſollſt mir's theuer bezahlen, daß du die unſchuldigen Schafe verbrennſt, du ſollſt mir nimmer Mäh machen und nicht muckſen, wenn ich dich anguck'." In der Seele dieſes Menſchen, bereit zum Verbrechen, empörte ſich noch das Mitgefühl für die Thiere, die er jahraus jahrein hütete, und dieſes Mitgefühl verwandelte ſich in neuen giftigen Haß gegen Diethelm, und dieſer war ihm ſo erlabend, daß er ſich auf die Vollführung der That wie auf eine Luſtbarkeit freute.

Diethelm aber, der nach dem Hauſe ging, lächelte vor ſich hin; die Meſſingſchrauben wurden zu ſicheren Handhaben gegen Medard. Die Zerſtörung der Feuerſpritze, das war eine That, mit der er Medard gefangen halten konnte, er ſelber konnte jede Betheiligung leugnen, er konnte mindeſtens damit drohen, und wenn die Sache herauskam, ſo wälzte dieſer Vorgang allen Verdacht auf Medard. Es galt nun behutſam in dem Mitwiſſen des Waldhornwirths und vielleicht bei einem andern feſtzuſtellen, daß und wie Medard beim Ueberheben der Spritze auf den Schlitten geholfen habe, und dann mußte Diethelm unter der Hand merken laſſen, daß er mit Medard unzufrieden ſei und ihn aus dem Haus thun wolle. Aber Alles nur fein behutſam.

„Du meinſt, du haſt mich, und ich hab' dich im Sack," ſprach Diethelm in ſich hinein und freute ſich ſeiner klugen Benutzung der Umſtände. So hegten dieſe beiden Menſchen, die ſo

einig ſchienen, im Innerſten den tiefſten Haß gegen einander, und während ſie noch gemeinſam die That zu vollbringen hatten und noch nicht der Beute habhaft waren, dachte ein Jeder ſchon daran, wie er dem Andern den Genuß verkümmere und ihn gefangen halte.

Unter der Thür traf Diethelm einen Boten vom Kohlenhof mit der Nachricht von Martha, daß ihr noch mancherlei geſchickt werden ſolle, da ſie die Kranke noch mehrere Tage nicht verlaſſen könne. Der Bote ſah verwundert auf Diethelm, dem die Krankheit ſeiner Stieftochter gar nicht zu Herzen zu gehen ſchien, ja in ſeinem Geſichte drückte ſich ſogar eine Freude aus und der Bote, ein armer alter Häusler, dachte darüber nach, wie hart der Reichthum die Menſchen mache, denn die Freude in dem Geſichte Diethelms konnte gewiß nur von der Ausſicht auf die Erbſchaft herrühren. Diethelm dachte aber an nichts weniger als an die Erbſchaft, er war froh, daß ſeine Frau noch länger wegblieb; in der nächſten Nacht mußte die unterbrochene Vorbereitung vollführt und Alles raſch zu Ende gebracht werden. Er ließ daher ſeiner Frau ſagen, ſie möge nur ruhig bei ihrer Tochter bleiben, da er ohnedieß morgen verreiſe.

Im Waldhorn war heute Diethelm beſonders aufgeräumt, und als der Wirth ſein Geſchick lobte, das ihn immer mit unverhofftem und neuem Glück überhäufe, nickte Diethelm ſtill. Er freute ſich, daß man an den großen Gewinn glaubte, den er aus dem Verkauf ſeiner Vorräthe mache. Das ließ gewiß nie einen Verdacht aufkommen, geſchehe was da wolle. Dennoch erzitterte Diethelm innerlich, als der Vetter Waldhornwirth erzählte: „Denk' nur, was heut' geſchehen iſt. Wie wir heute die Spritze abheben, iſt ein Rudel Schulbuben drum 'rum, der Schmied jagt ſie fort, aber die ſind wieder da wie Bienen auf einem blühenden Repsfeld. Und wie jetzt der Schmied eine Peitſche nimmt und unter die Buben einhauen will, da ruft der alt Schäferle: „Laß ſein, bei ſo etwas darf man ſich nicht verſündigen und die Kinder können Nichts dafür; ſie hören immer davon und ſehen das ganze Jahr die Spritze nicht, und da ſind ſie gewunderig froh, wenn ſie das einmal am hellen Tag und in der Ruhe ſehen." Könnet Euch denken, Vetter, was auf die Red' für ein Geſchnatter und Getrappel iſt, und wo man hinguckt, hängt ſo ein junger Maleſizbub, und mit Müh und Noth werden wir

fertig, ohne ſo Einem die Finger abzutreten. Wie wir eben fortwollen und der Schmied das Thor in der Hand hat, um zuzuſchließen, da hören wir wie die Spritze von ſelber zweimal pumpt, grad, als ob man's hüben und drüben heben thät. Da ruft der alt Schäferle: „Höret ihr? Eh' drei Tage vergehen, brennt's im Ort.“ Der Schmied iſt ſo bös, daß er die Thür zuſchlägt und faſt den alten Schäferle dazwiſchen klemmt. Dein Knecht, des Schäferle's Medard hat ſich geſchämt, daß ſein alter Vater ſo dummes Zeug ſchwätzt und iſt davon, und die Schulbuben rennen durch's Dorf und ſchreien überall: „In drei Tagen brennt's. Dem alten Schäferle ſollte man ſeine dummen Prophezeiungen verbieten, aber hier fürchtet ſich Alles vor ihm und — ſollt' man's meinen, wo man hört, glauben die Leut' alle an die Prophezeiung, und da ſind die Leut' hier noch ſtolz auf ihren Ort. Bei uns daheim in Letzweiler fände man keine zwei alten Weiber, die ſo was glauben thäten, und der Ort liegt doch nicht an der Landſtraß' wie Buchenberg.“

Diethelm griff aus dieſer langen Mittheilung gern den letztangeregten Gegenſtand auf; der alte Wettkampf, der in Spott und Neckerei überall zwiſchen einem Dorf und dem andern rege iſt, hatte ihn ſchon viel erluſtigt, aber Keiner der anweſenden Buchenberger ging heute darauf ein und Diethelm ſchien es faſt, als ob er Mißtrauen errege, weil er von dem Schreckgeſpenſt gar nicht rede, er ſagte daher überlenkend:

„Der alt Schäferle hat nichts beſonderes prophezeit. Jedesmal, wenn man was an den Spritzen zu thun hat, hält man das für ein Wahrzeichen, daß eine Feuersbrunſt auskommt, und da iſt's am geſcheiteſten, man macht den Aberglauben zu Schanden und giebt doppelt Acht, daß kein Unglück auskommt.“

Alles ſchwieg. Nur ein fremder Mann, der auf der Ofenbank ſaß, ſagte halblaut vor ſich hin:

„Abbrennen iſt nicht immer ein Unglück, im Gegentheil —“

„Wer iſt der Lump?“ fragte Diethelm ſeinen Vetter und dieſer erwiederte:

„Ein fremder Spindelnhändler. Ich hätt' gute Luſt und thät den Kerl die Stiege 'nabwerfen.“

„Thu's nicht,“ beſchwichtigte Diethelm, „das giebt ein unnöthiges Geſchrei in die Welt.“ Er beredete nun ſeinen Vetter, am morgenden Tage mit ihm nach der Hauptſtadt zu reiſen, wo-

hin er mit Proben ſeiner Wollvorräthe gehen, und dann ſeine Fränz abholen wolle, die ihm geſchrieben habe, daß ſie nicht mehr in der Stadt bleibe. Gerade der Waldhornwirth war ihm ſtets der liebſte Genoſſe, er war halb Kamerad, halb abhängiger Untergebener, und draußen, wo man dieſes letzte Verhältniß nicht kannte, war Diethelm immer beſonders hoch angeſehen, wenn der ſtattliche Waldhornwirth ihn überall mit unterwürfiger Ehrerbietung behandelte und hinter ſeinem Rücken ſein Lob verkündete. Der Waldhornwirth war ſchlau genug, dieſe unausgeſprochene Vaſallenſchaft zu erkennen; er that oft, als ob er ſich davon losmachen wolle, um den Vetter zu allerlei Nachgiebigkeiten und Vortheilen zu bewegen. Dieß gelang ihm auch heute, denn Diethelm verſprach eine Entſchädigung für jegliche Verſäumniß.

In neuer verzweiflungsvoller Pein ging Diethelm wieder heimwärts. War es denn nicht, als ob plötzlich ſeine innerſten geheim gehaltenen Gedanken ſich von unſichtbarem Munde verbreitet hätten, ſo daß jetzt Alles im Dorfe von einer Feuersbrunſt ſprach, an die man ſonſt das ganze Jahr nicht dachte? Wäre es nicht das Beſte, Alles zu verſchieben und zu hintertreiben, bis die Prophezeiung vergeſſen iſt? Aber wer weiß, wann die Frau wieder aus dem Hauſe ſeyn wird?

Im Stall traf Diethelm den Medard, der ein großes Seil mit Karrenſalbe einſchmierte und auf ſeine verwunderte Frage erhielt er die Antwort, daß dieſes das Seil aus der Radwinde ſei, das mit Fett getränkt als Lunte dienen müſſe, um das Feuer blitzſchnell in den Nebenbau auf den Heuboden zu leiten. Diethelm konnte nicht umhin, auch dieſe erfinderiſche Klugheit zu loben; dennoch ſprach er davon, die Sache noch zu verſchieben, da man an die dumme Prophezeiung glaube; Medard aber erwiderte:

„Juſt deßwegen müſſen wir gleich losſchießen. Weil Alle davon ſchwätzen iſt Jeder vorſorglich und glaubt Niemand dran, und geſchieht jetzt was, da heißt's: das hat ſein müſſen, das hat kein Menſch gethan, es hat ſein müſſen, weil's prophezeit geweſen iſt."

Wie doch Alles auch ſeine Kehrſeite hat, das erfuhr jetzt Diethelm; die Wendung, die Medard der Sache gab, war doch überaus ſinnreich und fein berechnet, und doch war Diethelm ſchwer beklommen, ſchwerer als je; ihm war's, als wäre die That nicht mehr ſein, ſie war in fremde Hand gegeben und mußte geſchehen, ſei er nun willfährig oder nicht.

Faſt die ganze Nacht hindurch war Diethelm mit Medard beſchäftigt Alles herzurichten. Die Mäuſe liefen ohne Scheu wie toll hin und her, als ahnten ſie den Untergang des Hauſes. Diethelm zitterten oft die Hände, aber Medard war voll heiterer Laune, und wenn es Diethelm verſäumte, lobte er ſich ſelbſt über hundert kleine Erfindungen, die er noch machte und kneifte ſich ſelbſt in die Wangen. Diethelm ſchauderte, als Medard über die geweihten Kerzen im Kirchentone einen wild närriſchen Feuerſegen ſprach.

Als der Morgen graute und ein luſtiger Wind pfiff, entzündeten ſie die Kerzen und verſchloſſen Alles ſorgfältig, daß kein Lichtſchein nach außen dringe. Diethelm ſagte nun, daß er verreiſe.

„Bis wann kommſt du wieder?“ fragte Medard. Betroffen ſah Diethelm drein, daß ihn ſein Knecht duzte, aber er hielt an ſich und erwiderte:

„Bis gegen Abend.“

„Drum,“ erwiderte Medard, „wenn du nicht auch da biſt, wenn es losgeht, zeig' ich dich an, ſo wahr die Lichter da brennen; oder nimm mich mit, ich will nicht allein da ſein, daß Alles auf mich kommt.“

Diethelm bebte vor Wuth, er ſah, in welche Hände er gegeben war, er griff ſich hin und her am Hals, denn er fühlte, wie es ihm die Kehle zuſchnürte; endlich brachte er unter Zähneklappern die Worte hervor:

„Kannſt dich drauf verlaſſen, daß ich Abends wieder da bin, da haſt mein' Hand drauf.“

Kaum hatte Diethelm die Hand Medards gefaßt, als er ihm einen Stoß vor die Bruſt gab, daß er niederfiel, und jetzt kniete er auf ihn und band ihm mit dem Halstuch die Hände zuſammen, aber Medard biß ihm in den Arm, ſchnell raufte Diethelm eine Hand voll Wolle aus einem daneben ſtehenden Sack, ſtopfte ſie Medard in den Mund, band ihm die Füße mit Stricken zuſammen, betrachtete ihn einen Augenblick mit gehobenem Fuß, als wollte er ihn zertreten und eilte hinab, Alles ſorgfältig hinter ſich verſchließend.

Vor dem Hauſe rief er abſichtlich laut nach Medard, aber die Magd kam und half ihm die Pferde eingeſchirren; und ſo ſchnell als der Wind, der den Schnee aufwirbelte, jagte Diethelm davon.

## Vierzehntes Kapitel.

Im Rautenkranz in der Hauptſtadt lebte indeß Fränz auch nicht ſo vergnügt, wie ſie es gehofft hatte. Das Wirthshaus war faſt wie eine kleine Stadt für ſich; der gepflaſterte Hof war ſo groß wie der Marktplatz eines kleinen Städtchens, bequem konnten zwei Frachtfuhren darin wenden und in den Scheunen und Ställen war allzeit ein reges Leben; Frachtfuhren, Stellwagen, Botenwagen, Reiter und Fußgänger von allen Gegenden des Landes gingen hier ab und zu und Jeder wußte ſo vollkommen Beſcheid im Hauſe, daß das rührig bunte Treiben ſich doch wieder wie eine ſtille Regelmäßigkeit darſtellte. Wären nicht Gasröhren durch das Haus geleitet geweſen, man hätte in ihm nicht geglaubt, daß man ſich mitten in der Hauptſtadt befinde. Die weite, offenſtehende Küche mit ihrem zahlreichen glänzenden Kupfergeſchirre an den Wänden und dem übermäßig breiten Herde in der Mitte, die ſteinernen Treppen mit ausgelaufenen Geleiſen zeigten, daß hier Alles von altem Beſtand war und gleicherweiſe zeigte ſich's in der weitläufigen Wirthsſtube, wo nicht weit von dem mächtigen Kachelofen an der großen, mit neubackenem Brod überſchütteten Anrichte die Herrin des Hauſes, eine ſtattliche Wittwe, ſaß, nähte und ſich von den Ankommenden erzählen ließ und ihnen Beſcheid gab, ohne ſich zu irgend Jemand zu drängen. Es gab vielleicht keinen zweiten Menſchen im Lande, der deſſen innerſte Verhältniſſe ſo genau kannte, als die Frau Rautenwirthin, ſie machte aber von ihrer Wiſſenſchaft keinen Gebrauch, außer in ſeltenen Fällen, wenn ſie von alten Hausfreunden um eine Nachricht angegangen wurde; ſie wendete vielmehr ihre ganze Macht auf die Regierung ihres Hauſes und dieſe gelang ihr vollkommen, denn ſie herrſchte unbedingt. Von ihren drei Töchtern hatte eine die Aufſicht in der Küche, während zwei die Gäſte bedienten, die beiden Söhne verſahen die Bäckerei und Metzgerei und Alle gehorchten der Mutter mit unbedingter Unterwürfigkeit; ja die Söhne bekamen Sonntags von der Mutter ein Taſchengeld ausbezahlt und fanden dieſe Abhängigkeit vollkommen in der Ordnung. Und wenn die Rautenwirthin zwei- dreimal des Tages durch das Haus ging, konnte man ſich darauf verlaſſen, daß Alles vom Morgen bis zum Abend in feſter Ordnung ſich hielt;

denn die Knechte und Mägde, durch das Beispiel der Kinder belehrt, waren ebenfalls voll Gehorsam und Pflichterfüllung, und wer aus dem Rautenkranze sich anders wohin verdingte, konnte bei gutem Lobe zehn Dienste in einer Stunde haben. Nie hörte man einen Zank im Hause, willfährig geschah die Handreichung von Einem zum Andern, der Pflichtenkreis eines Jeden war fest abgemessen, es konnte Niemand aus seiner Bahn abirren; auch wenn noch so viel Gäste da waren, bemerkte man nie eine Hast, nie aber auch war Unthätigkeit.

Fränz hätte wol kein besseres Haus finden können, um die Wirthschaftlichkeit im größern Maßstab zu erlernen, und so erschien es ihr auch anfangs; der gediegene Halt und die stetige Ordnung des Hauses nöthigte ihr da eine hohe Achtung und willfährige Unterordnung ab; ja sie griff um so freudiger zu, wenn sie daran dachte, wie daheim bei den wenigen Menschen Alles so kunterbunt durcheinander ging, daß man oft nicht wußte, wann Mittag und wann Abend ist. Nach und nach fühlte sich aber Fränz wiederum beängstigt und gefesselt von dieser Hausordnung; spät schlafen gehen und früh aufstehen, den ganzen Tag arbeiten und nie eine Lustbarkeit, ja kaum vor die Thüre kommen, dazu war sie nicht nach der Stadt gegangen; sie lebte ja hier fast wie eine Magd. Sie versuchte es, die Töchter und die Mägde zur Widerspenstigkeit aufzuhetzen, aber sie fand kein Gehör und die Rautenwirthin hatte ein scharfes Auge auf sie. Fränz hatte dem Sohne des Sternwirths von G. bald zu wissen gethan, daß sie hier sei; er kam auch mehrmals in der Dämmerung, wenn im Erbprinzen abgespeist war, aber mit Schrecken und Ingrimm sah Fränz, daß er fast nur Augen für die älteste Tochter der Rautenwirthin hatte, und sich oft stundenlang zu der Mutter setzte, die großen Gefallen an ihm zu haben schien. Nun behandelte ihn Fränz mit auffälliger Mißachtung und sie verstand es bald mit dem ältesten Hausssohn, dem Metzger, einen kleinen Liebeshandel anzuzetteln. Das dauerte aber auch nicht lang und mit Einemmale war aller Verkehr abgebrochen und Fränz erfuhr von einer vertrauten Magd, die gelauscht hatte, daß die Wirthin ihrem Sohn jede Hinneigung zu Fränz ernstlich verboten, und dieser fast ohne Widerspruch nachgegeben habe. Fränz sah von da an in dem Hause nur noch ein Sklavenhaus und verwünschte Alles was darin war, den Sohn, der sich von dem Herrschteufel, der

Mutter, befehlen laſſe und vor Allem dieſe ſelbſt; wenn ſie ſie hätte vergiften können, es wäre ihr erwünſcht geweſen. Nun aber blieb ihr nichts, als wo ſie konnte Unordnung und Unfrieden im Hauſe ſtiften, und alle ihre Obliegenheiten zu vernachläſſigen. Als die Wirthin ſie über Letzteres zur Rede ſtellte, erklärte Fränz voll Heftigkeit: ſie ſei keine Magd und noch viel weniger ein Sklav, ſie thue was ſie wolle, dafür bezahle ihr Vater Koſtgeld. Ohne ein Wort zu erwidern, ordnete die Wirthin an, daß Fränz Nichts mehr im Hauſe zu thun habe, und daß ſie nur noch eine Koſtgängerin ſei, bis ihr Vater ſie abhole und das je eher, je lieber. Darum ſchrieb Fränz den Brief an ihren Vater und wollte nun nach Laune frei und ledig in der Stadt umherlaufen; die Wirthin aber erklärte, daß das nicht angehe, ſo lange ſie bei ihr im Hauſe ſei; ſei ihr Vater da, könne ſie machen, was ſie wolle.

Munde hatte, ohne daß es ihm Fränz zu wiſſen that, doch bald erfahren, wo ſie war; er kam nun auch oft in den Rautenkranz und blieb übermäßig lang bei ſeinem Schoppen ſitzen, meiſt ſchweigſam und wenig theilnehmend an den Geſprächen um ihn her, nur ſeine Blicke folgten Fränz, wenn ſie durch die Stube ging, und er trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch, wenn ſie mit einem Gaſte freundlich that. Fränz aber lächelte ihm nur manchmal ſchelmiſch zu, und wenn er ſie heimlich auf einen ſogenannten „Ständerling" vor dem Hauſe beſtellte oder gar mit ihr zum Tanze gehen wollte, wehrte ſie ſtrenge ab, da die Wirthin ſie bei dergleichen mit Schimpf und Schande aus dem Hauſe jagen würde. Während ſie auf Habhaftwerdung des Sternenwirthſohnes und dann des Hausſohnes ausging, verſtand ſie es, Munde doch ſo hinzuhalten, daß er treulich wiederkam und dieſe ausdauernde Liebe that ihr einerſeits wohl, andererſeits hoffte ſie dadurch beſonders bei dem Hausſohne eine Eiferſucht und eine raſchere Entſcheidung herbeizuführen. In der Küche und bei dem Wirthsſohne ſcherzte ſie oft über Munde und ſeine närriſche Verliebtheit, wobei ſie ihn ſtets ihren Knecht nannte.

Schon ſeit mehreren Tagen erwartete Fränz ihren Vater, und als ſie von allen ankommenden Fuhrleuten vernahm, welch eine unerhörte Kälte draußen ſei, beklagte ſie, daß ihr Vater dadurch abgehalten werden könne, ſie zu holen. Gegen Abend kam Munde mit noch einem Soldaten und deſſen Vater, einem Bauer

aus Unterthailfingen, der ſeinen Sohn beſucht hatte. Fränz that heute beſonders freundlich gegen Munde, bat ihn um Aufträge an die Seinigen, da ſie bald die Stadt verlaſſe.

„Und du wirſt jetzt noch einmal ſo reich," ſagte Munde.

„Wie ſo? Haſt du was gehört? Hat mein Vater verkauft?"

„Das auch, aber dein' Stiefſchweſter, die Kohlenhofbäuerin, liegt im Sterben und da kriegſt du Alles."

„Woher weißt das?" fragte Fränz.

„Da der Peter von Unterthailfingen erzählt's, dein' Schweſter wird ſchon geſtorben ſein."

Während Fränz ſich noch mit der Schürze die Augen abrieb, trat ein Poſtſchaffner vor Kälte heftig trappend ein. Es war ein ehemaliger Unteroffizier, den Munde kannte; er bot ihm nun das Glas zum Trinken an und der Schaffner ſagte, ſich den Bart wiſchend:

„Weißt auch ſchon, des Diethelms Haus in Buchenberg iſt abgebrannt?"

„Herr Gott, unſer Haus?" ſchrie Fränz in lauter Wehklage, und ſtieß im Umſichſchlagen die Flaſche vom Tiſch, die klirrend auf den Boden fiel, ſo daß Alles im Zimmer ſich nach ihr wendete. Munde ſprang ſchnell auf und ſetzte die zitternde Fränz auf ſeinen Stuhl. Der Schaffner bedauerte ſeine Unvorſichtigkeit, daß er nicht gewußt habe, daß das Diethelms Tochter ſei. Fränz aber, leichenblaß und mit ſtierem Blick, wollte Näheres wiſſen. Der Schaffner hatte dies nur von einem Andern gehört, der am Morgen durch Buchenberg gefahren war und wußte weiter Nichts, als daß kein Menſch dabei verunglückt ſei, nur einen Knecht, der das Haus angezündet habe, ſuche man noch vergebens. Alles verſammelte ſich nun um Fränz und tröſtete ſie; ja man wollte ihr ſogar die ganze Sache ausreden, es ſei vielleicht gar nicht wahr und dergleichen mehr. Fränz aber war raſch entſchloſſen, ſie wollte augenblicklich heim; ſie faßte beide Hände des Munde und bat ihn, ihr zu helfen, daß ſie fortkäme, ſie jammerte um ihren Vater und ihre Mutter und klagte ſich ſelber an, daß ſie von ihnen fortgegangen ſei, es ſeien gewiß Alle verbrannt, und man ſage es ihr nicht. Die Wirthin wollte ſie beruhigen und ihr ſolch wildes Raſen ausreden, aber Fränz ſtieß ſie heftig von ſich.

„Munde, du biſt dein Lebtag gut zu mir geweſen, ich bitt'

dich Munde, guter Munde, hilf mir, daß ich fortkomm',“ rief ſie immer laut weinend, und Munde ſelber weinte mit und verſprach Alles zu thun. Der Schaffner ſah auf ſeine Uhr und ſagte: durch Buchenberg gehe erſt Morgen wieder ein Eilwagen, in einer Stunde aber gehe ein anderer nach G. ab, und von dort aus könne Fränz leicht nach Buchenberg kommen. Fränz eilte ſchnell auf ihre Kammer, holte ihre Kleider, und trotz aller Einrede, daß ſie doch den Abgang des Wagens im Haus abwarten möge, blieb ſie nicht und ging, von Munde allein begleitet, nach dem Poſthofe.

Wie träge ſchlug hier die Uhr, Fränz wollte faſt vergehen vor Haſt und Verzweiflung und Munde, der ſie gar nicht beruhigen konnte, ſagte faſt unwillkürlich:

„Wenn ich nur den böſen Gedanken aus dem Kopf bringen könnt'!“

„Was? Was haſt?“ fragte Fränz, ihn am Arme faſſend. Munde ſagte, daß es Nichts ſei, und er könne es nicht ſagen, es ſei ſchlecht und ſie ſolle es ja nicht glauben, aber er ſag's ihr nicht.

Nun drang Fränz immer heftiger in ihn und ſchwur, ihr Leben lang ihn nicht mehr anzuſehen, wenn er nicht mittheile, was er im Sinne habe. Da ſagte Munde:

„Es iſt einfältig, es wäre beſſer geweſen, ich hätt' dir gar nicht geſagt, daß ich was weiß. Aber ich ſeh' ſchon, ich komm' ſo nicht mehr los. Schwörſt du mir, es nicht zu glauben und keinen Haß auf mich zu werfen und mich gern zu haben, wenn ich dir's ſag'? Nein, nein, ich kann auch ſo nicht, ich bring's nicht auf die Zung', nie.“

„Ich ſchwör' dir Alles, ich bitt' dich, lieber lieber Munde, ich hab' dich ſo lieb, ich bitt' dich, ſag mir's, was iſt? Was weißt?“

„Es iſt eigentlich dumm, und du könnteſt meinen, Wunder was es wär', drum will ich's ſagen, aber du darfſt's nicht glauben.“

„Nein; aber ſag's.“

„Mein Medard hat einmal im Rauſch geſagt, dein Vater woll' das Haus anzünden. Das iſt Alles. Nicht wahr, du glaubſt's nicht? Ich bitt' dich nur, gieb mir gleich Nachricht, wie es den Meinigen geht. Wenn ich Urlaub bekomm', komm' ich

morgen nach. Was hast? Warum redest denn nicht? Steh' doch auf."

„Ja, ja," sagte Fränz wie träumend und erhob sich von der eisbedeckten Staffel, auf die sie sich gesetzt hatte. „So, jetzt kommen die Pferde, aber wie langsam die machen. Gott im Himmel! Ich sterb', wenn das nicht schneller geht. Munde, was hab' ich sagen wollen? Ich weiß nicht mehr. Ja, sei mir nicht bös. Wenn nur meine Eltern noch leben, dann ist Alles gut. Ich hätt's nie glaubt, daß ich so aus der Stadt weggeh', und da Munde, da hast du auch noch Geld; das, was du gesagt hast, ist nicht gesagt und wird nie mehr gesagt. So, Gottlob, nun ade," schloß Fränz, als der Schaffner „Eingesetzt" rief.

Der Postillon blies lustig, der Wagen fuhr ab und Munde schlug sich davongehend auf die Stirne; es kränkte ihn, daß er so unbesonnen herausgeredet und den Schmerz des Mädchens noch grausam vermehrt hatte, und jetzt merkte er erst, wie er so unbewußt Geld angenommen. Er kehrte in den Rautenkranz zurück, um noch Einiges zu besorgen, das Fränz in der Eile vergessen hatte.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Unter klingendem Schlittenschellen fuhr Diethelm nach dem Dorfe hinab, er athmete tief auf in der scharfen Morgenkälte und starrte fast bewußtlos vor sich hin, beobachtend wie die Rappen so rasch und gleichmäßig die Füße hoben, und wie sie so muthig die schellenumwundenen Köpfe warfen.

Während im Herzen ein jäher Schreck ausklingt oder wilder Schmerz rast, ist oft der äußere Sinn verloren und gefangen in der Betrachtung eines Farbenspiels, eines alltäglichen Ereignisses, und verfolgt seine Wandlungen mit einer Stetigkeit und gesammelten Kraft, als wäre sonst Nichts auf der Welt und als müßte gerade dieser Vorgang in seinem innersten Wesen erforscht werden. Erwacht dann das innere Bewußtsein aus solcher träumerischer Versenkung, so fährt der Gedanke an das erlittene Unheil wie mit tausend schneidenden Waffen auf's Neue durch alle Lebensnerven, durchzuckt das ganze Wesen und ein lauter Aufschrei spricht es aus, was über das selbstvergessene Menschenherz gekommen.

Diethelm fuhr ſo heftig auf, daß er mit dem Leitſeile die Rappen herumriß, ſo daß ſie ſich nur mühſam auf den Beinen hielten, während der Schlitten in den Graben abrutſchte. Diethelm ſprang heraus und es gelang ihm bald, das Fuhrwerk wieder flott zu machen; er ſtieg aber nicht mehr ein, ſondern ging heftig trappend neben den Pferden her bis zur Schmiede im Dorfe, wo er die Pferde friſch griffen ließ, während er nach dem Waldhorn ging. Der Waldhornwirth war noch nicht zuweg, und als er kam, war er überaus übellauniſch über die heutige Ausfahrt.

„Wir ſollten heut' lieber daheim bleiben," ſagte er, „alle Wege ſind verſchneit, der Wind treibt allen Schnee auf den Straßen zuſammen und es iſt heute ſo ſträflich kalt, daß der Hungerbrunnen zugefroren iſt; das erinnern ſich die älteſten Leute nicht."

Diethelm ſah den Vetter ſtarr an, preßte die Lippen und ſagte endlich:

„Wir müſſen fort, da iſt Nichts mehr zu reden."

Der Waldhornwirth holte ſich eine große Schale Kaffee aus der Ofenröhre, und während er auf das Erkalten wartete, dem Diethelm mit ſchnaubender Ungeduld zuſah, ſagte er:

„Wenn heute das Unglück wollte, daß ein Feuer auskäme, man hätt' keinen Tropfen Waſſer zum Löſchen, das ganze Dorf wär' verloren."

Diethelm kam es vor, daß der Vetter ihn bei dieſen Worten ſo ſeltſam anſtierte und er verfiel plötzlich in ein grinſendes Lächeln; er überlegte raſch, ob er auf das Gehörte antworten ſollte, aber Schweigen konnte Mißtrauen erregen; darum ſagte er aufſtehend:

„Glaubſt du auch an die Prophezeiung?"

„Nein, aber möglich könnt' es doch ſein."

Das Zaudern und Trödeln des Waldhornwirths machte Diethelm alle Eingeweide kochen, er hielt es in der Stube nicht mehr aus, ſagte, er wolle nach der Schmiede gehen und bis er zurück käme, müſſe der Vetter reiſefertig ſein. Diethelm war entſchloſſen, wenn das Zögern noch länger dauerte, lieber allein abzureiſen, ohnehin war ja der Zweck erreicht, daß das ganze Dorf um ſeine Abreiſe wußte. Als er aber vor die Thür kam, wo ihm ein Wind ſo ſtark entgegen wehte, daß es ihm den Athem benahm und er ſich umwenden mußte, ſpürte er plötzlich einen heftigen

Schmerz im Oberarm von dem Bisse Medards, den er fast ganz vergessen hatte. Mit Mühe arbeitete er sich sturmentgegen nach der Schmiede, und als er dort ankam, rief er dem Schmied zu:

„Nimm dich in Acht vor dem zuderhändigen Rappen, der beißt. Weißt kein Mittel gegen einen Pferdebiß?

„Laß einmal sehen," erwiderte der Schmied.

„Es ist jetzt schon heil," beschwichtigte Diethelm in Furcht sich zu verrathen, „aber für's Zukünftige könntest du mir ein Mittel geben."

„Da wendest du dich am besten an den alten Schäferle, der hilft dir, daß es in einer Stunde vorbei ist."

Diethelm versprach dieß vorkommenden Falles zu thun. Während er am Feuer stehend den Schmerz verbiß, kam ein Trupp Männer und Burschen wild lärmend nach der Schmiede, so daß Diethelm erbebte.

„Komm, Schmied," hieß es nun, „es ist Befehl vom Amt da, daß wir mit dem Bahnschlitten 'naus müssen, der Postwagen kann nicht durch. Sollen wir gleich die Rappen da einspannen?"

Diethelm wehrte ab und es gelang ihm, seine halb gegrifften Pferde zu behalten. Der Trupp eilte nach dem Spritzenhäuschen, wo der Bahnschlitten stand.

Im ganzen Dorfe war jetzt eine wunderliche Aufregung. Die Nachricht, daß man von aller Welt abgeschnitten sei, durchdrang alle Häuser und die Menschen, die sonst nie daran dachten, daß anderswo auch noch Leute wohnen, thaten auf Einmal, als ob sie allstündliche Verbindung nach außen hätten und gar nicht leben könnten ohne deren ungestörten Bestand. Ueberall in den verschneiten Gassen sah man mit dem Winde kämpfende Menschen hin- und herrennen, Weiber grillten, wie sie unversehens in eine tiefe Schneewehe traten, Kinder jauchzten, Männer schrieen: man lief nach den Nachbarhäusern zu Vettern und Verwandten, als müßte man sich vergewissern, daß der Weg dahin noch offen sei und Vorsorgliche eilten zum Krämer, um sich Salz zu holen; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Salzvorrath bald erschöpft sei und man lange keines von außen bekommen könne. Vor allen Häusern wurde geschaufelt und Eis gehackt und mancher Scherz dabei verübt und die Kinder thaten überall mit, denn in der allgemeinen Aufregung war ein glücklicher schulfreier Tag. In das verschlossene lautlose Winterleben

des Dorfes war plötzlich ein buntes lärmendes Straßentreiben gekommen, in dem das damit verbundene Ungemach faſt vergeſſen ſchien, der Wirrwarr hatte ſeinen eigenen Reiz und die Erwachſenen ſind auch oft wie die Kinder, denen nichts lieber iſt, als eine tummelfreie Umkehr der gewohnten Ordnung.

Das meiſte Leben war bei dem Bahnſchlitten. Dieſes noch aus dem Urzuſtande herſtammende Fahrzeug aus ſtarken in einen ſpitzen Winkel gefugten Borden beſtehend, einem in der Mitte zertheilten Schiffe gleichend, deſſen Kiel mit Eiſen beſchlagen, wurde mit ſechs Pferden beſpannt, und mindeſtens dreißig Mann ſtellten ſich als Beſchwerungslaſt auf denſelben, johlten und ſchrieen.

Diethelm ſah all dem Treiben mit unnennbarer Seelenangſt zu. Das Herz im Leibe drückte ihn wie ein Stein, bald ſchlug es ihm wie Flammen zum Geſicht heraus, bald überrieſelte es ihn eiskalt; den Schmerz am Arme ſpürte er kaum mehr. Am Bahnſchlitten hörte er mehrmals den Namen Medards nennen, der ſonſt immer bei dieſer Ausfuhr geweſen war und ſich heute nicht ſehen ließ. Diethelm ſagte, der Medard müſſe daheim bleiben, da er verreiſe. Endlich fuhr das ſchwere Gefährt das Dorf hinaus, und es trat eine Weile Stille ein. Diethelm kehrte in das Waldhorn zurück. Der Vetter war froh, daß ſich die Reiſe noch verzögerte, während Diethelm vor Verzweiflung faſt vergehen wollte. Er ſtellte die Rappen im Waldhorn ein und wollte bis zur Abreiſe nur die Rückkunft des Bahnſchlittens abwarten, einſtweilen ging er wieder — nach Hauſe. Es ſchauderte ihn innerlich, da er dieſes Wort ausſprach, er hatte ja kein Haus mehr, es ſollte nicht mehr ſein. Dennoch ging er den Weg dahin, aber an der Anhöhe hielt er an und konnte ſich nicht dazu bringen hinauf zu ſteigen. Es kam ihm der Gedanke, Medard zu befreien, und wie von einem Bann erlöst, rannte er mehrere Schritt hinan; aber plötzlich hielt er wieder inne: wenn er nun Medard befreite, muß dieſer ihn nicht auf den Tod haſſen und ins Elend bringen? ... Diethelm kehrte raſch wieder um. Aber noch einmal und noch einmal ſtieg er faſt dieſelbe Höhe des Berges hinan, und wieder ſtand er ſtill und fuhr ſich mit todtenkalter Hand über die heiße Stirn, denn er dachte: Medard iſt ſchon erſtickt, er muß ſchon erſtickt ſein. Was willſt du dir noch den grauſenvollen Anblick machen, der dich nie verlaſſen wird, ſo lang dir ein Aug' offen ſteht? ... Der Wind im Rücken half

Diethelm raſch den Berg hinabſpringen, und er kam eben ins Dorf, als der Eilwagen glücklich durchfuhr. Nun war die Bahn offen, es galt, keine Zeit mehr zu verſäumen. Mit erheitertem Antlitz kam Diethelm ins Waldhorn zurück, aber er mußte doch noch dem Vetter nachgeben, daß man daheim Mittag machte. Diethelm trank zwei Flaſchen von ſeinem Leibwein und war überaus wohlgemuth, als man über alle Hinderniſſe hinweg endlich davonfuhr. Der alte Schäferle mit ſeiner dampfenden Pfeife ſtand am Wege, nickte Diethelm und ſeinem Trompeter zu und winkte mit der Hand, zeigend, daß er nach Diethelms Haus zu ſeinem Medard gehen wolle. Diethelm wollte dies abwehren, aber die Pferde waren ſo raſch im Zuge, daß man unverſehens weit vom Schäferle weg war, und als Diethelm den Vetter zwang anzuhalten und ſich umwendete, war der Schäferle verſchwunden. Diethelm ließ ihm nun durch ein Kind am Wege ſagen, daß er den Medard über Feld geſchickt habe; er hatte nicht mehr Zeit, dies bereuend und eingedenk ſeiner widerſprechenden Ausſage beim Bahnſchlitten, zu widerrufen, denn der Vetter fuhr heute im tollen Trab. Dieſer Widerſpruch iſt auch gewiß ganz bedeutungslos, ſagte ſich Diethelm und nahm ſich vor, fortan recht genau auf Alles zu achten, was er ſage. Noch einmal wendete ſich Diethelm nach ſeinem Hauſe um, es tanzte ihm vor den Augen, als käme das Haus den Berg herab. Er nahm dem Vetter die Peitſche ab und hieb ſelber auf die Pferde ein, daß ſie in geſtrecktem Galopp davonrannten.

Man begegnete vor Unterhailfingen dem Bahnſchlitten und der darauf ſtehende Trupp, der ſich im Nachbardorfe erluſtigt hatte, brachte Diethelm in wildem Schreien ein Hoch aus. Dem Trompeter ſchien heute ſein Mundſtück eingefroren, er redete kein Wort; die Kälte war aber auch zu ſchneidend, wie ſcharfe Meſſer fuhr ſie ins Geſicht und ſchlupfte unter dicken Schafpelzen durch, auf alles Eiſenwerk am Schlitten und Geſchirr ſetzte ſich immer ein haarigkrauſer Schneereif. Die Sonne war heute gar nicht erſchienen. Schneewolken jagten ſich am Himmel, aber es war zu kalt, als daß ſie niederfielen. An der kalten Herberge öffnete endlich der Vetter ſeinen Mund und ſprach von Einkehr, auch die Pferde ſchienen mit dem Vetter einverſtanden und wendeten ſich ab des Weges; aber Diethelm peitſchte ſie ingrimmig durch und jagte vorbei, es war ihm unmöglich, jetzt in dieſes Haus

einzutreten, ja ſchon deſſen Anblick ſträubte ihm die Haare empor. Der Vetter ward nun noch verſchloſſener und letzte ſich nur bisweilen an dem mitgenommenen Kirſchengeiſt. Es war ſchon lange Nacht geworden, als man ſteif und ſtarr in G. im Stern ankam. Mit gekrümmten Fingern griff ſich Diethelm in die Taſche, um nach ſeinen Papieren zu ſehen. Plötzlich ſchrie er laut auf und ſchlug ſich auf die Stirn, er hatte die Staatspapiere vergeſſen, die er in der Hauptſtadt zu Geld machen wollte. Der Vetter, ſeines Amtes eingedenk, tröſtete ihn in ſeiner unfaßlichen Verzweiflung.

„Die Staatspapiere verſchimmeln Euch ja nicht und Ihr habt ja noch Geld genug.“

Diethelm konnte es ſonſt nie leiden, daß der Trompeter ſolche Reden an ihn allein verſchwendete, ohne daß ſie ſonſt Jemand hörte; heute aber nickte er ihm ſchnell gefaßt zu, denn er überlegte raſch, daß das Aufgeben dieſer Werthpapiere, deren Beſitz er nachweiſen konnte, bei etwaiger Unterſuchung entſchieden zu ſeinen Gunſten ſprechen müſſe. Er rieb ſich gewaltig die Hände und ſetzte ſich behaglich an den Tiſch.

„Ihr habt's gut,“ ſagte der Vetter, deſſen Regiſter einmal aufgezogen war, „Euch fliegt der Reichthum nur zu, wo man gar nicht dran denkt.“

Diethelm beſtätigte den Gewinnſt, den er durch Verkauf der Wolle mache und erholte ſich immer mehr an dem Zutrauen, das ſeine Vorkehrungen einflößten.

„Das mein' ich ja gar nicht, Ihr machet ja die große Erbſchaft,“ entgegnete der Vetter.

„Red' nicht ſo. Von wem ſoll ich erben? Von den Unſrigen in Letzweiler?“

„Stellet Euch nur nicht ſo. Ihr wiſſet's wohl und ich weiß nicht, warum Ihr ſo thut als ob Ihr's nicht wüßtet, Eure Stieftochter auf dem Kohlenhof, die kommt nicht mehr auf, ſie ſagen ja, ſie ſei ſchon todt: Kinder hat ſie nicht und da fällt wieder Alles an die Mutter zurück.“

Gläſernen Blickes, mit offenem Munde und ausgeſpreizten Händen hörte Diethelm dieſe Worte.

„Dann iſt ja Alles umſonſt!“ ſchrie er laut auf und faßte den Vetter an der Bruſt und ſchüttelte ihn, als wollte er ihn erdroſſeln. Der Vetter wehrte ab und ſagte:

„Was habt Ihr denn? Ihr thut ja wie von Sinnen.“

„Ich bin's, komm', komm' da fort,“ ſtöhnte Diethelm, „nein, ich bin nicht närriſch, aber komm', einſpannen, ſchnell, heim, in mein Haus, mein Haus . . .“ Er richtete ſich auf, ſank aber wieder zurück auf den Stuhl und ſchlägelte mit den Händen, als hätte ihn der Schlag gerührt. Der Vetter ſchüttelte ihm ſchnell Wein hinab und Diethelm erholte ſich bald wieder, dann bat er mit weinender Stimme, daß ſie ſchnell wieder heimkehren ſollten, er müſſe zu ſeiner Frau. Der Vetter war gerührt, daß Diethelm der Tod ſeiner Stieftochter ſo nahe ging, er verſprach Alles zu beſorgen und eilte hinaus. Diethelm faltete die Hände vor dem Mund und ſprach etwas wie ein Gebet, und ſo zutraulich auch heute wieder der Sternenwirth war, er gab ihm keine Antwort und eilte hinaus in den Stall und weinte dort ſo laut, daß man meinte, es müſſe ihm das Herz abſtoßen. Er hatte den Arm auf den Hals des Handpferdes gelegt und weinte ſo heftig auf die Mähne und ſprach unverſtändliche und doch flehend klingende Worte, als wollte er die Pferde bitten, ihn mit ſchnellſter Macht heim zu bringen.

Er hatte Verbrechen auf Verbrechen gehäuft um ſeine Ehre zu retten, und nun war Alles unnöthig, die Erbſchaft von ſeiner Stieftochter ſtellte ihn ja hin, glänzender als je. Er zitterte am ganzen Leibe und nur Ein Gedanke hielt ihn noch feſt, daß daheim die grauſe That noch gut zu machen ſei und er faßte die beſten Vorſätze, die ſollten das Schickſal zwingen, daß die böſe That ungeſchehen ſei. Gewaltſam ballte er die Fäuſte nnd preßte die Lippen, um ſich nicht zu verrathen, wenn es doch zu ſpät wäre, aber nein, das darf nicht ſein, das kann nicht ſein. —

Jede Minute, die mit Feſtſchnallen eines Riemens, mit Anlegen eines Stranges verging, däuchte Diethelm eine Ewigkeit; er wollte Vorſpann, er wollte friſche Pferde nehmen um mit Windesſchnelle heim zu eilen, aber er fürchtete wieder, daß ihn jedes Wort verrathe und wagte nicht einmal mehr die Einſpannenden zur Eile zu drängen. Als der Vetter vorſorglich eine Laterne mitnahm und ſogar nach einem zweiten Licht als Erſatz ſchickte, erſchrack Diethelm, aber er hatte gelernt zu ſchweigen. Er mußte vor dem Vetter Alles verbergen, er hatte ihn ja mitgenommen, um ihn zum Zeugen ſeiner Unſchuld zu gebrauchen.

Man fuhr wieder heimwärts und Diethelm mußte davon

ſprechen, daß er ſeine Frau in dem Schmerz um den Tod ihres Kindes nicht allein laſſen wolle.

„Warum haſt mir denn nicht früher geſagt," fragte er, „daß es ſo mit der Kohlenhofbäuerin ſteht?"

„Ich hab' gemeint, Ihr wiſſet's und wollet nicht davon reden; ich hab' Euch ja oft darauf angeſpielt, daß Ihr wieder doppelt reich werdet."

„Ja wohl, ja wohl, fahr' nur ſchärfer, noch ſchärfer, und wenn die Gäul' morgen auch hin ſind," drängte Diethelm.

In dem Bannkreis des Verbrechens, in den er eingeſchloſſen war, hatte er nichts gemerkt von dem, was vielleicht alle Leute wußten und einander ſagten; mit ihm ſprach Niemand davon, und mitten in der Qual, die ihm die Bruſt zuſammen preßte, dachte er immer wieder, wie ſchlecht die Menſchen ſind, ſie gönnten ihm ſein unverhofftes Glück nicht und redeten darum kein beſtimmtes Wort davon.

Der Wind hatte ſich gelegt, die Schneewolken entluden ſich und Diethelm ſah nach den halbverſchneiten Bäumen am Wege und ſtreckte den Arm aus nach Jedem, an dem man vorüber war, als ſchiebe er ihn damit zurück; war man ja der Heimath immer wieder um eine Strecke näher, aber es dauerte doch lang und ein tiefer Froſt ſchlich Diethelm durch Mark und Bein. Er glaubte, das Herz im Leibe gefriere ihm zu Eis, während der Vetter doch ſagte, die Kälte ſei gebrochen. Diethelm dachte ſich die Pein Medards aus, der gefeſſelt am Boden liegt, die Flamme immer näher kniſtern, die Schafe in der Ferne blöken hört, und wie die Flamme immer näher heranſchleicht, von allen Seiten nach ihm züngelt und ihn ſtill umfängt . . . wenn ſie zuerſt ſeine Bande verſengt — er hebt die gefeſſelten Hände den Flammen entgegen, er macht ſich frei . . .

„Du lebſt," ſchrie er einmal unwillkürlich laut auf, und der Vetter wunderte ſich wieder über die ſo innige Liebe Diethelms zu ſeiner Stieftochter; nicht umſonſt hieß er der Familienfürſt.

„Wir kriegen wieder kalt, der Mond geht heute roth auf," ſagte der Vetter, als man auf der kalten Herberge angekommen war, „ſeht, dort, Buchenberg zu."

Diethelm ſpie das Blut aus, das er ſich aus den Lippen gebiſſen.

„Was iſt denn das?" fuhr der Vetter nach einer Weile fort,

„ich höre die alt' Kathrin' brummen, und es riecht in der Luft ſo gräulich."

Diethelm erwiderte Nichts.

Als man Buchenberg nahe war, ſchrie der Vetter, „Herr im Himmel, Euer Haus brennt," aber Diethelm hörte es nicht und mit Mühe erweckte ihn der Vetter mit Schneereiben aus dem Schlage, der ihn getroffen zu haben ſchien.

---

## Sechzehntes Kapitel.

Lautlos und regungslos, weiß überſchneit, ſtand die Menſchenmaſſe am Berge verſammelt, und wie ſie vom rothen Gluthſchein übergoſſen war, erſchien ſie wie von einem Zauber feſtgebannt. Keine Menſchenſtimme ward hörbar, nur vom Thurme dröhnte die Sturm- und Sterbeglocke, die ſogenannte alte Kathrin', und aus der Flamme, die breit und ſtill, von keinem Winde bewegt, hochauf ſchlug, tönte ein tauſendſtimmiges Wehklagen, ſo dumpf und tief und wiederum ſo gräßlich röchelnd, als hätten die auflodernden Flammenzungen markerſchütternde Stimmen gewonnen, und über der Flamme glitzerte der fallende Schnee und verdampfte in ſeltſame Luftgebilde.

„Zu Hülfe! Rettet! Rettet!" ſchrie Diethelm vom Schlitten ſpringend, „was ſteht ihr ſo müßig da? Rettet!"

Wie aus dem Zauberbann erlöst, wendeten ſich Alle plötzlich nach ihm und umringten ihn.

„Es iſt Nichts zu helfen," ſagte der Schmied, „dein Haus iſt an allen vier Ecken angegangen eh' man's gewußt hat, und kein Menſch als dein Medard hat die Kloben aus der Spritze da 'rausgenommen. Wir können Nichts machen."

„Wo iſt der Medard?" fragte Diethelm.

„Das weiß kein Menſch, er hat ſich heut vor Niemand ſehen laſſen, der hat gewiß angezündet und iſt vielleicht im Haus verbrannt; die wo zuerſt kommen ſind, ſagen, ſie hätten ihn ſchreien gehört."

„Rettet! Rettet!" ſchrie Diethelm und eilte nach dem Hauſe, aber von dorther kam eine Rachegeſtalt mit weißen Locken und zerfetzten Kleidern und warf ſich auf Diethelm und wollte ihn erdroſſeln.

„Mordbrenner! Mordbrenner!“ kreiſchte der alte Schäferle mit ſchäumendem Munde, „wo haſt du mein Kind? Wo? Gieb mir mein Kind. Mordbrenner! Mein Kind! Mein gutes, braves Kind!“

Mit Gewalt wurde der raſende alte Mann von Diethelm losgeriſſen, er hatte mehr als jugendliche Manneskraft und hielt Diethelm wie mit eiſernen Banden umklammert, und Diethelm ächzte laut auf, denn der Schäferle hatte ihn gerade an der Armwunde gefaßt, und als fräßen ſich tauſend ſchneidende Spitzen durch Mark und Knochen ein, ſo ſchmerzte bei der Berührung der Vaterhand der vom Sohne eingepreßte Biß. Das Blut rann Diethelm von der Hand herab, als er losgemacht war, er taumelte halb beſinnungslos umher, aber der Vetter ſtand ihm getreulich bei. Jetzt hörte man deutlich, woher das Wehklagen kam: die Schafe im Stall, deſſen Eingangswand bereits in Flammen ſtand, blökten ſo ſchmerzvoll klagend, daß es das Herz im Leibe erſchütterte, es war nicht anzuhören. Diethelm brachte es mit dem Vetter und dem Schmiede dahin, daß ſie eine Feuerwand einbrachen um durch die Oeffnung die Schafe zu retten, und ſo viel auch die Umſtehenden abwehrten, Diethelm konnte es nicht ertragen, daß auf Einmal ſo viel Leben und ſei es auch nur das der Thiere, draufging. Er drang ſelber durch die eingeriſſene Wand ein: wie in einen Knollen zuſammengepreßt ſtanden die Thiere und von denen, die der Flamme nahe waren, ſprang bald eines, bald das andere wie aufgeſchnellt mitten in die Flamme hinein, that noch einen jämmerlichen Schrei und die Unverſehrten blökten vor ſich nieder. Mit Gewalt drängte ſich Diethelm in die Mitte der Thiere und ſuchte ſie hinauszutreiben, aber ſie preßten ſich immer wieder zuſammen und plötzlich fiel er nieder, und die Thiere ſtanden auf ihm und um ihn und mit halb erſticktem Schrei konnte er nur noch um Hülfe rufen. Es gelang dem Vetter ihn zu retten, und bewußtlos, aus unſichtbaren Wunden blutend, wurde Diethelm nach dem Dorfe in das Waldhorn getragen, während gerade das Haus zuſammenkrachte und der Dachſtuhl in die Umfaſſungsmauern ſtürzte. Ein unerträglicher Geruch benahm allen Menſchen faſt den Athem, ſo daß keiner ein Wort ſprach. Nur der alte Schäferle rief dem Davongetragenen nach: „Mordbrenner! du darfſt nicht ſterben. Du mußt noch am Galgen verfaulen.“

Er wurde erſt ruhiger, als eben Frau Martha kam ....

Es war Tag, als Diethelm erwachte, und vor ihm ſtand ſeine Frau und hob die gefalteten Hände zum Himmel, als er die Augen aufſchlug.

„Du da?“ frug Diethelm, „iſt ſie todt?“

„Ach Gott, ja, und ſie hat noch im Sterben das Unglück geſehen.“

„Wer hat mir meinen Arm verbunden? Biſt du ſchon lang da? Hab' ich im Schlaf was geredet?“ frug Diethelm wieder in faſt zornigem Tone.

„Der Doctor iſt mit mir herüber vom Kohlenhof, und der hat dir deinen Arm verbunden. Du biſt von einem Schaf gebiſſen, ich bin grad kommen, wie ſie dich fortgetragen haben. Du haſt nichts im Schlaf geredet, als ein paarmal Medard gerufen.“

„Weiß man nichts vom Medard?“

„Ach lieber Gott, nein, der iſt gewiß verbrannt.“

Diethelm ſchloß noch einmal die Augen und ſchärfte ſtill die Lippen, dann begehrte er aufzuſtehen, er ſei wohl und müſſe nach dem Schutthaufen ſehen. Die Frau ſuchte ihm einzureden, daß er noch krank ſei, und als er dies ſtreng abwehrte, erklärte ſie ihm, daß er dann vielleicht verhaftet und nach der Stadt abgeführt würde.

„Iſt mir recht,“ ſagte Diethelm trotzig, „dann nimmt die Geſchichte bald ein Ende. Sie können mir nichts thun. Wer klagt mich an?“

„Der alt' Schäferle.“

„Da hilft kein' Sympathie.“

„Wie ich hör',“ ſagte die Frau zögernd, „will auch die Brandverſicherung dich anklagen.“

„Ho ho!“ lachte Diethelm, „denen will ich's ſchon zeigen, die müſſen mir blechen. Ich ſteh' auf, ich bin hechtgeſund.“

Trotz aller Widerrede vollführte Diethelm ſeinen Ausſpruch und zankte mit ſeiner Frau, daß ſie ſo eine herzbrechende Miene mache. Erſt als ſie mit halbunterdrücktem Weinen ſagte, ſie habe ja auch geſtern ihr Kind verloren, erwiderte er:

„Ja ja, das iſt wahr. Zum Teufel, daß ich das auch immer vergeß. Ich will gleich einen Boten an die Fränz ſchicken, ſie muß heimkommen.“

Martha ſtand am Fenſter und weinte in den ſchneeigen

Tag hinaus. Erſt als Diethelm leiſe vor ſich hinpfiff, wendete ſie ſich um und ſagte:

„Um Gotteswillen, Diethelm, was machſt? Wie kannſt du nur auch ſo ſein? Was müſſen die Menſchen von dir denken, wenn du nach ſo einem Fall jetzt gar noch luſtig thuſt?“

„Haſt Recht, haſt Recht, red' weiter nichts, haſt Recht,“ ſagte Diethelm haſtig. Er erkannte ſchnell, daß ſeine Frau ihn auf das Entſprechende hinwies; allzuviel Gleichmuth war wiederum verdächtig.

Eine gewaltige Veränderung war in Diethelm vorgegangen. Nun die That geſchehen war, mit all' ihrem Schrecken, galt es mit gefeſtetem Muthe ihr Stand zu halten. Er verbannte alle Weichherzigkeit und als er vor dem kleinen Spiegel ſtand und ſein flockſeidenes Halstuch umthat, hielt er die Zipfel deſſelben eine Weile ruhig in der Hand und betrachtete die ſtolzſichere Miene, die er allen Vorkommniſſen gegenüber bewahren wollte.

In der Wirthsſtube, wo der junge Amtsverweſer mit ſeinem Actuar und zwei Landjägern und noch Viele aus dem Dorf ſich befanden, ſchaute Alles verwundert auf, als Diethelm freundlich grüßend und mit dem Ausſpruche eines ſchmerzlichen Bedauerns eintrat. Diethelm wollte dem Amtmann, mit dem er am Markttag an Einem Tiſche geſeſſen, die Hand reichen, aber der Amtmann wußte gewandt ſeine Hände mit einem großen vor ihm liegenden Bogen zu beſchäftigen, und Diethelm zuckte mit den Achſeln, als er die dargebotene Hand leer wieder zurückziehen mußte.

„Ihr ſeid gekommen,“ nahm Diethelm das Wort, „um mein Unglück in gerichtlichen Augenſchein zu nehmen. Helfet nur auch unterſuchen, wie das Feuer ausgekommen. Es iſt leider nichts gerettet.“

Der Amtmann erklärte, daß Alles das ſpäteren Verhandlungen vorbehalten bleibe; er ſchickte einen Landjäger nach dem alten Schäferle und erſuchte die Anweſenden, außer dem Schultheißen, das Zimmer zu verlaſſen.

„Ich hätt' eine Bitt', die Ihr mir wohl willfahren könnet, wenn's nicht gegen das Recht iſt,“ ſagte Diethelm mit ruhiger und doch weicher Stimme, „ich möcht', daß meine Mitbürger mit anhören dürften, worauf ich angeklagt bin. Das öffentliche Gericht, das uns verſprochen worden, iſt noch nicht eingeſetzt; drum möcht' ich bitten, wenn's möglich wär', daß Alle da blieben.“

Der Amtmann willfahrte mit der Bemerkung, daß nur ein vorläufiges Protokoll aufgenommen werde. Ein Jeder suchte sich nun einen guten Platz, und Mancher sagte leise zu seinem Nachbar, wie der und jener sich ärgern werde, daß er nicht auch dabei sei und das mit anhören könne.

Der alte Schäferle trat ein, bleich, mit weißen Haaren und eingefallenen Wangen, eine bejammernswerthe Gestalt. Alle Blicke waren auf Diethelm gerichtet, und dieser wußte, daß dies geschah; mit ruhigem Auge betrachtete er den Mann, in der Wunde am Arme zuckten Pulse, als spürten sie die Nähe des Rächers; in dem Gesichte Diethelms wollte sich's regen, aber er beherrschte seine Züge, er sah gewaltsam starr drein und kein Nerv bebte.

„Sagt, was Ihr habt?" ließ sich Diethelm nach einer lautlosen Pause vernehmen, in der man nichts als das Winseln von Medards Schäferhund vor der Thüre vernahm.

„Das ist meine Sache," fiel der Amtmann ein, und oft von Weinen und Schluchzen unterbrochen erklärte der alte Schäferle, wie sein Medard ihm schon im Herbst gesagt habe, der Diethelm habe nur eingekauft und versichert um anzuzünden, er habe sichere Anzeichen davon; wie der alte Mann jetzt klagte, daß er nicht einmal die Leiche seines Sohnes habe, um sie zu bestatten, fuhr sich Mancher mit der Hand über das Gesicht; auch Diethelm wischte sich die Augen. Als aber der alte Schäferle schloß:

„Wenn der Hund da draußen reden könnte, der wüßte mehr was vorgegangen ist," da spielte ein Lächeln auf dem Antlitze Diethelms. Wieder entstand eine Pause, in der man nichts als das Federkritzeln des Protokollanten und das Winseln des Hundes hörte.

„Soll ich was drauf antworten?" fragte Diethelm in höflich stolzer Weise den Amtmann, und dieser erklärte, daß er vorerst gar nichts zu sagen habe. Der Schäferle erwähnte nun noch, daß ihm Diethelm beim Wegfahren einen Knaben geschickt habe, mit der Weisung, er habe Medard über Feld geschickt und der Vater möge ihn nicht besuchen, während Diethelm doch beim Bahnschlitten gesagt habe, Medard müsse zu Hause bleiben.

Alle Zuhörer in der Stube nickten einander zu, und deuteten sich mit den Fingern, wie wichtig das sei.

„Soll ich darauf auch nichts ſagen?“ fragte Diethelm, den Kopf zurückwerfend, „man ſoll den Buben holen laſſen, er ſoll ſagen, was ich ihm aufgetragen hab', und da mein Vetter war bei mir im Schlitten, der hat Alles gehört.“

„Ich hab' nichts gehört,“ platzte der Vetter heraus.

„Ruhe!“ gebot der Amtmann, „ich weiß ſchon ſelbſt, wen ich zu verhören habe.“

Er verkündete nun Diethelm, daß er verhaftet ſei und nach der Stadt abgeführt werde.

„Gut,“ ſagte Diethelm aufſtehend, „darf ich in meinem Fuhrwerk fahren? Ich hab' einen böſen Arm.“

Der Amtmann bewilligte dieſes und jetzt trat Martha vor, die Allem ſtill zugehört hatte und ſagte:

„Ich weiß von Allem ſo gut wie mein Mann, ich will mit in den Thurm, ich bleib' bei dir, Diethelm. Wir ſind von Gott zuſammen gegeben, kein Menſch kann dich von mir trennen.“

Jetzt erſt ſah Diethelm tief traurig drein wie ſeine Frau ſeine Hand faßte. Eine tiefe Bewegung bemächtigte ſich Aller, und der Amtmann erklärte, daß Martha nicht bei ihrem Manne bleiben, daß ſie aber mit ihm ſelbſt nachfahren könne, da man ihrer nur als Zeugin bedürfe.

Als Diethelm von dem Landjäger abgeführt wurde, legte er an der Thüre die Hand auf die Schulter des Schäferle, ſah ihn durchbohrend an und ſagte:

„Du biſt ein Vater, ich nehm' dir's nicht übel was du thuſt, aber du wirſt's bereuen, was du an mir gethan. Wenn ich mit meinem halben Leben deinen Medard wieder aufwecken könnte, ich thät's; und da ſchwör' ich's vor allen Leuten, ich laß dir's nicht entgelten, ich will dir helfen wo ich kann, du haſt ja deinen Sohn verloren und du könnteſt ja mein Vater ſein; ich will mich dünken laſſen, mein Vater lebt noch einmal.“

„Friedle, was haſt du an uns than?“ klagte die Frau, und der Schäferle weinte, man ſah es ihm an, wie weh es ihm that ob dem was er angerichtet, zumal um den Schmerz der Frau Martha.

Selbſt der Landjäger behandelte Diethelm mit Freundlichkeit und redete ihm Troſt zu, daß Alles bald wieder aus ſei.

Als Diethelm an dem Berg vorüberfuhr, auf dem nur noch ein Schutthaufen rauchte, ſtieß er einen Schmerzensſchrei aus;

dann ſchloß er die Augen wie zum Schlafe, aber ſeine Lippen bewegten ſich ſtets, als ſpräche er; in der That ſtand er auch in Gedanken dem Unterſuchungsrichter Red' und Antwort und manchmal zuckte etwas wie ein Lächeln um ſeine Mundwinkel, wenn ihm eines der Beweismittel einfiel, das jeden Verdacht abwälzen mußte. Der Landjäger ſchaute oft verwundert in das Antlitz des Schlafenden, der nach ſo grauenvollen Ereigniſſen unter peinlicher Anklage ſo ruhig träumte. Als man der Stadt nahe war, ſchlug der Landjäger den Mantelkragen Diethelms höher hinauf, ſetzte ihm die Pelzmütze tiefer ins Geſicht und Diethelm dankte herzlich für die gutmüthige Vorſorge des gegen Mitleid abgehärteten Landjägers. Erſt am Gefängnißthore öffnete er die Augen, und jetzt erſt merkte er, daß der Paßauf, Medards Schäferhund, ihm gefolgt war; der Landjäger ſcheuchte den Hund zurück, der Diethelm in die Stube des Gefangenwärters folgen wollte.

Zwei Stunden nach ihm fuhr der Amtmann mit Martha im verſchloſſenen Wagen nach der Amtsſtadt.

---

## Siebzehntes Kapitel.

Die Sage vom Löwen und der Maus ſchien ſich wieder zu erneuen; das erſte fremde Menſchenbild, das Diethelm ſah, war der Zeugmacher Kübler und jetzt erinnerte er ſich, daß dieſer ja der Sohn des Amtsdieners ſei. Mit welch hochmüthiger Gönnerſchaft hatte Diethelm immer dieſen armen Teufel betrachtet, und jetzt überdachte er ſchnell, daß er ihm Alles verdanken könnte, und wenn alle Mittel zu Schanden werden — die Flucht. Daran aber war noch lange nicht zu denken. Diethelm hob den Mantel von den Schultern in die Höhe, und wartete ruhig bis der dienſtbefliſſene junge Kübler ihm denſelben ehrerbietig abnahm; er ſtreckte nun dem Amtsdiener die Hand entgegen und ſagte mit heller Stimme in herablaſſender Höflichkeit:

„Guten Morgen, lieber Amtsdiener. Wollt Ihr einen abgebrannten armen Verwandten nicht ein paar Tage bei Euch wohnen laſſen? Habt Ihr kein Zimmer frei? Ich nehme mit einem kleinen vorlieb."

Diethelm glaubte zu bemerken, daß dieſe Anrede den ver-

kehrten Eindruck machte; Alles was mit dem Criminalgericht zuſammenhängt, ſchien keinen Spaß zu verſtehen.

Wie ein gefangener Ritter empfahl nun Diethelm ſeine Roſſe der ſorgſamen Wartung. Waffen hatte er nicht abzuliefern, aber gewiß konnte Diethelm beſſer ſchreiben und leſen und war mindeſtens ſo verſchlagen und ehrgeizig als je ein Mann, der im Harniſch raſſelte; daß man aber in anderen Zeiten war, zeigte beſonders der Ofen, der war ſo winzig und windig und ein Ritter, wenn er von einem Raubzuge in eine Herberge kam, fand einen Baumſtamm im breiten Ofen praſſeln. Wäre nicht eine abgeſtumpfte Sandſteinkugel auf dem Ofen gelegen, Diethelm hätte ſich nicht einmal die Hände wärmen können, und doch fühlte er von innen heraus eine unbezwingliche Kälte, als ob nicht Blut, ſondern Eiswaſſer ihm durch die Adern rinne. Er bat nun mit einer gewiſſen Demuth, in der Stube bleiben zu dürfen, bis ſeine Zelle geheizt war. Der alte Gefangenwärter ging weg und ließ Diethelm mit dem Landjäger und ſeinem Sohn allein. Dieſem empfahl nun Diethelm nochmals ſeine Pferde und trug ihm auf, nach dem Waldhornwirth in Buchenberg zu ſchicken, damit er Roß und Schlitten abhole und gut im Stand halte.

„Soll ich den Hund hier behalten?“ fragte der junge Kübler den abgewendet Sprechenden.

Diethelm ſchüttelte den Kopf verneinend, dann wendete er ſich um und ſagte in heiterm Tone:

„Dein' Braut iſt vor ein paar Tagen noch bei mir geweſen, ihr könnt euch drauf verlaſſen, daß ich euch auf den Tag hin wie's verſprochen iſt Hochzeit mache, und Gevatter bin ich auch; dann wollen wir luſtig ſein, daß die Stern' am Himmel zittern; der Vergeltstag bleibt nicht lang aus.“

Der Landjäger verbot eben Diethelm jedes weitere Reden, als der Gefangenwärter eintrat, mit der Kunde, daß Alles bereit ſei. Diethelm erzitterte jetzt vor Wuth, als man ihm Alles aus den Taſchen nahm, als man ihm das Halstuch abnahm, und ſogar die Hoſenträger abneſtelte; dieſes letzte geſchah aus dem doppelten Grunde, damit der Gefangene nichts habe, um ſich daran zu erhängen und bei einem etwaigen Fluchtverſuch durch die Nöthigung, die Hoſen in der Hand aufzuhalten, gehindert ſei. Eine Minute lächelte Diethelm über dieſe Vorkehrungen, bald aber ward er des grauſamen Ernſtes bewußt und mühſam ſchleppte

er ſich die Treppe hinan nach ſeiner Zelle; der junge Kübler trug ihm noch mitleidig ſeinen Mantel nach. Erſt als ihn der Landjäger verließ, ſagte er:

„Ihr kennt mich wohl nicht. Ich bin von Grubenau bei Letzweiler gebürtig. Meinen Vater hat man den Schreinerhannesle geheißen, er iſt ein guter Freund von Eurem Vater geweſen. Ich hab' viel von Euch und Euren Gutthaten gehört, wie ich noch klein geweſen bin. Nun b'hüt Gott. Ich wünſch' alles Gute."

Dieſe Mittheilung des Landjägers machte einen eigenen Eindruck auf Diethelm; daß der Menſch ſich gedrungen fühlte, ſich ihm zu erkennen zu geben, und daß er von ſeinem Ruhme ſprach, wie traf das jetzt das Herz des Gefangenen.

Diethelm war nun allein. Er hatte ſich vor Niemand mehr zu verſtellen. Auf dem Stuhl vor dem Ofen ſaß er, und es war ihm, als müßte ſein Körper in Stücke zerfallen. In dem Ofen brummte das Feuer, manchmal knallte ein Fichtenaſt und ziſchte langſam ein grünes Scheit. Diethelm fühlte, wie ihm alles Blut im Herzen zuſammen gerann, aber Wärme verſpürte er nicht, kalt, unendlich kalt war es ihm; er hüllte ſich in ſeinen Mantel und wickelte ſich in die wollene Decke, die auf der Pritſche lag, immer war es ihm, als ob er in der ſo wohl verſchloſſenen Zelle mitten in einem Luftzuge ſtehe und plötzlich fuhr er wie emporgeſchnellt auf, die Wände dröhnten und ſchmetterten, zitternder Drommetenklang umrauſchte ihn von allen Seiten. Erſt nach geraumer Weile beſann er ſich, daß die Stadtzinkeniſten den Abendchoral bliesen, die Trompeten und Poſaunen ſchienen gerade nach ſeiner Zelle gerichtet, ſo unmittelbar, ſo gradaus ſtrömten die Töne in dieſelbe, und vor Allem ſtand jener Tag wieder vor Diethelm, an dem er ſich zum unmäßigen Einkauf verleiten ließ.

Was war ſeitdem aus ihm geworden! Ein Mordbrenner! Diethelm hielt ſich die zitternde Hand vor den ſchnell athmenden Mund, daß er das Wort nicht laut ausrufe. Er warf ſich auf die Kniee und ein heftiger Thränenſtrom entlud ſich aus ſeinen Augen, er fühlte ſeine Wangen glühen und plötzlich wurde es ihm warm. Mit dem Antlitz auf dem Boden liegend, ſprach es in ihm, daß er Alles bekennen müſſe, und er ſtreckte ſich weit aus, bereit, den Todesſtreich zu empfangen, zu ſterben ... Er weinte aufs Neue um ſein verlorenes Leben; über ihm tönte der wehklagende Grabgeſang, ein ſchriller Drommetenton verwandelte ſich in die Klage-

ſtimme ſeiner Martha und ein anderer in die ſeiner Fränz ... Und die ſind verloren auf ewig, und du wirſt nicht gleich getödtet, du mußt Wochen und Monate lang, ja vielleicht deine ganze Lebenszeit auf deinen ſchandvollen Tod warten. Mußt du das ertragen in Gefangenſchaft und Elend, warum kannſt du es nicht auch in Freiheit und Ehre? ... Diethelm richtete ſich auf, und als jetzt von einer andern Thurmſeite der Choral erſcholl, ſang er die Töne laut mit und ſeine Stimme tönte ſo voll, faſt wie Poſaunenſchall. Er ſang ſo laut am Fenſter, daß er nicht hörte, wie das Schloß hinter ihm knarrte, die Thüre ſich öffnete und der Gefangenwärter eintrat, ihn zum Verhör abzuholen.

Um dieſelbe Zeit war Martha in der Stadt angekommen; ſie ging mit feſt zuſammengepreßtem Munde und thränenloſem Auge umher, das Schickſal ihres Mannes, der Tod ihrer Tochter, der ſie nun nicht einmal eine eiſige Scholle auf die Bahre werfen konnte, der gräßliche Tod des treuen Knechtes, das Verbrennen des Hauſes, in dem ſie ſo viele Jahre Freud und Leid verlebt, Alles das beſtürmte ihr Herz und machte ſie dumpf und verwirrt. Ihrer Bitte, auch eingeſperrt zu werden, hatte man nicht willfahrt, und ſie lief wie ein verirrtes verſtoßenes Bettelkind in den Straßen umher, als müßte ſie Jemand finden, der ihr den Weg aus dem Wirrwarr heimwärts zeigte. Es dämmerte, in den Häuſern wurden da und dort Lichter entzündet. Ach! Da wohnen überall Menſchen, die daheim ſind und wiſſen Wen ſie haben. Martha fuhr vor Schreck zuſammen, denn es ſprang etwas an ihr herauf, ſie erkannte bald den vor Freude bellenden Paßauf.

„Ach, du biſt's," ſagte ſie, den Hund ſtreichelnd, „gelt, armes Thierle, es geht dir auch wie mir, du weißt auch nimmer wo du hin gehörſt. Bleib nur bei mir, komm mit, wir gehen zum Meiſter."

Eben als Martha an der Poſt vorüberging, kam der Eilwagen unter hellen Poſthorntönen angefahren. Was hat nur der Hund, daß er eine ausſteigende verhüllte Geſtalt anſpringt und dann mit Freudenbellen zwiſchen der Geſtalt und Martha hin und wider rennt? Wäre dort vielleicht der todt geglaubte Medard, der von ſeiner Flucht zurückkehrt? Martha fühlte, wie ihr die Haare ſich emporſträubten und wie ihr die Kniee faſt brechen wollten. Mit wankenden Schritten ging ſie auf den Poſthof zu,

ſie hörte den Schaffner ſagen: „Ich will Ihnen gleich ein Fuhrwerk nach Buchenberg verſchaffen.“ Sie näherte ſich der verhüllten Geſtalt.

„Mutter!“ rief es ihr entgegen.

„Du biſt's, Fränz?“

Und mit wehklagendem und doch freudigem Schmerzensausruf lagen Mutter und Tochter ſich in den Armen. Jetzt erſt konnte Martha weinen. Fränz erholte ſich raſch wieder, und wenn auch ſchmerzvollen Klanges, ſagte ſie doch mit feſter Stimme:

„Mutter! Gottlob, Gottlob und Dank, daß ich euch hab'. Mutter, ich möcht' Euch Abbitte thun für Alles; ich hab' erfahren, was fremde Menſchen ſind, und da ſchwör' ich's unter freiem Himmel, nie, nie, ſo lang Euch ein Aug offen ſteht, verlaſſ' ich Euch. Jetzt laſſet mich nur Eure Hand küſſen. Ich kann Alles wieder gut machen an Euch und am Vater. Ach Gott, wie geht's ihm denn?“

Martha ſchwieg.

„Iſt er verbrannt?“ ſchrie Fränz ſo grell, daß ſelbſt ein losgeſpanntes Pferd, das an ihr vorbei wollte, rückwärts wich.

Martha ſchüttelte den Kopf, und erſt mit ſchwerem Athem konnte ſie die Worte hervorbringen:

„Er ſitzt im Criminal.“

Die Poſtmeiſterin, die Fränz noch vom Markte her kannte, zog dieſelbe in das Haus und hier erfuhr ſie nun Alles. Fränz küßte aber- und abermals die Hände der Mutter, dann legte ſie ihre heiße Wange an die eingefallene kalte Wange der Mutter und ſagte:

„Ach Gott, wenn ich nur mein warmes junges Blut da in Euch hinübergießen könnt'. Kommet nur jetzt gleich, wir müſſen ſehen, daß wir den Vater ſprechen können.“

Martha erklärte, daß ſie nicht mehr gehen könne, ihr ſeien die Beine wie abgehackt, vom Todtenbette des Kindes weg in ſolch ein Elend hinein, das ſei zu viel. Fränz befahl ſchnell einen warmen Wein für die Mutter, ſie lief in raſchen Schritten im Zimmer hin und her, das dauerte ihr viel zu lang, bis das Befohlene kam; ſie wollte ſelber hinab und das Angeordnete bereiten, ſie verſtünden das hier nicht; aber die Mutter bat, ſie nicht zu verlaſſen, ſie könne nicht mehr allein ſein. Plötzlich kniete Fränz vor der Mutter nieder und ſah nach, ob ſie warme

Füße habe; sie sprang rasch auf, als sie fühlte, wie dieselben eisstarr waren, sie klingelte nach Branntwein, „aber rasch, rasch!“ befahl sie, und es war ihr eine innige Buße, als sie nun der Mutter die Füße wusch und rieb. Die Mutter ließ Alles mit sich geschehen wie ein Kind; sie schlürfte dann den warmen Wein, den ihr Fränz an den Mund hielt, und mit schmerzlichem Lächeln sagte sie nach jedem Schluck: „Ah, das thut gut. Versuch's nur auch, Fränz.“ Fränz nippte, und die Mutter sagte wie halb träumend:

„Du bist so schön geworden, Fränz, und siehst mich so getreu an, so ... so ... so hab' ich dich lieb. Wenn nur der Vater auch so was Gutes hätt', und wenn er dich nur auch sehen könnt'. Sein Herz hängt an dir, ach, und du bist jetzt auch mein einzig Kind. Komm, leg' deinen Backen wieder an meinen Backen. So. Jetzt sag', wie kommst denn du daher? Wie ist dir's denn gangen?“

Fränz schluckte die Thränen hinab, da sie die Mutter so beruhigt sah und dieselbe nicht wieder neu aufregen wollte. Sie erzählte mit möglichster Umgehung alles Erschütternden, wie sie das Brandunglück erfahren und sagte zuletzt:

„Den heutigen Tag, Mutter, den werde ich nie vergessen. Was ich da Alles gedenkt und erfahren hab'. O Mutter! und die Menschen sind so gut, wenn sie Einen im Unglück sehen; Alle, wo mit gefahren sind und in allen Wirthshäusern haben sie mir beigestanden und haben mich getröstet und hätten mir gern in Allem geholfen. Kommet, legt Euch ein bisle auf's Bett, ich will Euch erzählen.“

Fränz trug in starken Armen die Mutter auf das Bett, dann setzte sie sich daneben und ihre Hand haltend, begann sie zu erzählen; aber bald merkte sie, daß die Mutter schlief. Sie hielt noch lange still die Hand der Schlafenden und wagte es nicht, sich zu bewegen; endlich legte sie die Hand auf das Kissen und leise auf den Zehen schleichend, hatte sie sich der Thüre genähert, als die Mutter rief:

„Kind, wohin willst?“

„Zum Vater.“

„Da muß ich auch mit, ich bin ganz wohlauf.“

Es half kein Abwehren, und nachdem Fränz die Mutter wohl eingemummt, verließ sie mit ihr die Post.

## Achtzehntes Kapitel.

Die Wintertage waren so kurz und der junge Amtsverweser, der bald seinen Fehler erkannte, daß er die erste Anklage gegen Diethelm in dessen Beisein vernommen, wollte ihm nicht Zeit lassen, sich ein Gewebe von Aussagen zu knüpfen. Er nahm den Gefangenen daher noch am Abend ins Verhör und Diethelm war es allerdings schauerlich, als er durch matterleuchtete schallende Gänge nach der Verhörstube geführt wurde. Hier war es noch leer. Diethelm erhielt vom Landjäger den Befehl, sich auf einen Stuhl an der Wand zu setzen, wo gerade hüben und drüben Wandleuchter mit brennenden Kerzen ihren Lichtschein ihm ins Gesicht warfen; er wollte wegrücken, erhielt aber die Weisung, just hier sitzen zu bleiben. In der Stube waren nur noch zwei Lichter, am Sitze des Actuars hinter dem Actengestelle, an dem langen grünen Tische, und der Schatten des Gestelles breitete sich weithin in die Stube. Diethelm wollte dem Landjäger neben ihm sagen, daß er seinen Vater wohl gekannt habe, aber der Landjäger wendete sich ab und winkte ihm mit der Hand, nichts zu reden. So saß denn der Angeklagte, die Hände gefaltet, stumm vor sich niederschauend. Endlich näherten sich Schritte aus der Nebenstube, der Amtsverweser und der Actuar traten ein, ihnen folgten die beiden Gerichtsschöppen und diese waren Niemand anders als der alte Sternenwirth und der pensionirte Kastenverwalter. Diethelm war aufgestanden und sagte, mit dem Kopfe nickend: „Guten Abend." Er erhielt keine Antwort; krampfhaft faßte er die Stuhllehne und seine Zähne klapperten, aber er biß sie aufeinander und als der Amtsverweser ihm mit den Worten zuwinkte: „Setzt Euch," that er dieses, räusperte sich und rieb sich hastig die Hände. Nun begann ein kluges Verhör von Kreuz- und Querfragen, und Diethelm war es, als umgäben ihn von allen Seiten scharfe Schwertspitzen; aber er hielt sich ruhig, er antwortete ohne Hast, aber auch ohne Zögern, es war fast als ob er dem schreibenden Actuar Zeit lassen wolle, genau seine Worte aufzuzeichnen. Auf manche Fragen antwortete er sogar mit spaßigem und herausforderndem Lächeln, und die Anwesenheit des Kastenverwalters gab ihm den glücklichsten unvorhergesehenen Entlastungsbeweis an die Hand. Alles was er so klug vorher bedacht hatte, war minder durchschlagend als das, was ihm eine

unbedachte Vergeßlichkeit in die Hand spielte; der Kastenverwalter mußte bezeugen, daß er Diethelm für sechshundert Gulden inländische Staatspapiere geliehen habe; diese nun nebst einem Hypothekenschein auf das Wirthshaus zum Waldhorn waren verbrannt.

„Ich weiß wohl," schloß Diethelm, „daß das Verbrennen der Hypotheke nichts schadet, sie ist im Hypothekenbuch eingetragen; aber die Staatspapiere sind verloren und diese hätte ich doch gewiß leicht gerettet, wenn ich den schlechten Gedanken an Anzünden nur eine Minute gehabt hätte."

Als der Amtsverweser erklärte, daß man die Nummern der Staatspapiere, die der Kastenverwalter noch in seinem Buche verzeichnet hatte, in den Zeitungen bekannt machen und die etwaigen Besitzer bei Vermeidung der Amortisation auffordern werde, da sagte Diethelm:

„Was das ist, ich weiß es nicht, ich frag' auch nicht darnach, es wird sich Alles zeigen; wie es scheint, glaubt man mir ja nicht mehr." Und das, daß man ihm das Wahrhafte an seinen Angaben bezweifelte, gab ihm immer mehr den Muth, mit kecker, herausfordernder Zuversicht aufzutreten. Zuletzt faßte er seine Aussagen dahin zusammen, daß er mindestens zehn Stunden abwesend war, als der Brand ausbrach, daß er gerade jetzt in der besten Lage war, da er nicht nur einen schicklichen Verkauf machen konnte, sondern auch durch den Tod seiner Stieftochter ihm eine reiche Erbschaft ins Haus kam, er habe daher nach der Hauptstadt reisen wollen, um den Handel abzuschließen und seine Fränz heimzubringen, damit die Mutter in ihrem Schmerz doch auch ein Kind um sich habe. Dem Vorhalt, daß er über den Aufenthalt Medards widersprechende Aussagen gemacht und wohl mit ihm im Einverstande gewesen sei, setzte Diethelm die Betheuerung entgegen, daß er im Gegentheil dem Knaben gesagt habe, der alt' Schäferle möge zu seinem Sohn hinaufgehen, da er daheim bleiben müsse und an seinem Beinbruche leide. An dieser letzten neuen Zuthat fand der Richter eine Handhabe, um Diethelm noch eine geraume Weile hin und her zu zerren, aber Diethelm riß sich endlich gewaltsam los und sagte aufstehend mit mächtiger Zornesstimme:

„Ein Ehrenmann wie ich, braucht sich eigentlich gar nicht zu vertheidigen. Ich bin seit fünfzehn Jahren Waisenpfleger und habe für die Waisen gesorgt wie ein Vater und nie auf meinen Vortheil gesehen —"

Diethelm hielt plötzlich mit einem Schrei inne, denn von der Höhe ſenkte ſich eine Flamme und brannte ihm ins Geſicht.

„Was macht Ihr?“ ſchrie er plötzlich laut auf und fuhr weit zurück, ſank auf den Boden und ſtarrte drein als ſähe er ein Geſpenſt.

„Was macht Ihr?“ ſchrie er nochmals.

Der Richter ſprang ſchnell von ſeinem Stuhl auf, faßte Diethelm an der Schulter und fragte mit gebieteriſchem Tone:

„Habt Ihr mit ſolch' einer Kerze das Haus angezündet?“

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt. Iſt das erlaubt? Ich will das zu Protokoll genommen. Darf man mich brennen?“ ſchrie Diethelm ſich aufrichtend.

Der Richter befahl dem Kanzleidiener die Kerze, die Diethelm beim raſchen Aufſtehen von dem Wandleuchter geſtoßen, wieder aufzuſtecken, und gebot Diethelm ruhig auf ſeinem Stuhl zu bleiben und ſein Handfuchteln zu laſſen.

Sich am Stuhle aufrichtend ſetzte ſich Diethelm auf denſelben und athmete laut.

„Warum ſeid Ihr wegen der Kerze ſo erſchrocken?“ fragte der Richter nochmals, raſch und nahe auf Diethelm zutretend und die Hand gegen ihn ausſtreckend.

„Nur gemach, nur gemach,“ wehrte Diethelm ab, „ſind Sie vielleicht feuerfeſt, Herr Amtsverweſer? Thut's Ihnen nicht weh, wenn Ihnen ein Licht ins Geſicht brennt und noch dazu den Tag nachdem ſo ein Unglück über Sie kommen iſt, und man jedem Licht bös iſt, weil es ſo was anrichten kann? Sie können, nein, beim Teufel, Sie müſſen mich frei ſprechen, Herr Amtsverweſer, aber die Schande, daß ich eingeſperrt geweſen bin, ich, der Diethelm von Buchenberg, und die Qualen, die man mir anthut, die könnet Ihr mir nicht wieder gut machen. Mich tröſtet nur Eins: ich bin zu ſtolz geweſen, ich hab' mir auf meinen Ehrennamen vielleicht zu viel eingebildet, ich hab' gedemüthigt werden müſſen; aber ſo viel weiß ich, ſo gut gegen die Menſchen bin ich nicht mehr, wie ich geweſen bin. Fraget in Letzweiler nach mir, fraget überall nach mir, und man wird Euch ſagen, wer der Diethelm iſt. Ich ſoll geholfen haben anzünden? Ja, das Beſte vergeſſ' ich ja. Der Kaſſenverwalter da, und der Sonnenwirth und der Kaufmann Gäbler, die können mir Alle bezeugen, daß ſie mich überredet haben zu verſichern, ich hab' nicht gewollt. Thut das ein Brandſtifter? Thut das ein Mordbrenner?“

„Sprecht nur leiſer," ermahnte der Richter und Diethelm fuhr fort:

„Sie haben Recht, ja, aber ich möcht' laut ſchreien, daß es die ganze Welt hört, was man an mir thut. Jetzt will ich aber nicht mehr reden. Fragen Sie noch, was Sie zu fragen haben."

Der Richter ſtellte faſt nur noch der Form wegen einige Nachforſchungen an, dann fragte er Diethelm zuletzt, ob er in Bezug auf ſeine Haft noch etwas zu wünſchen oder zu klagen habe. Diethelm erwiderte, daß er den Advokat Rothmann ſich zum Rechtsbeiſtande nehmen wolle. Als der Richter hierauf entgegnete, daß dieſer im Auftrage der Fahrnißverſicherung ſein Ankläger ſei, ſchloß Diethelm:

„Dann will ich gar keinen Advokaten. Ich hab' aber noch eine Bitt', ich ſchäm' mich faſt ſie zu ſagen; man hat mir die Hoſenträger genommen, damit ich mich nicht dran aufhänge, und ohne die Hoſenträger iſt mir's immer, als ob mir der Leib aus einander fallen thät."

Der Richter klingelte dem Amtsdiener und befahl ihm, das Gewünſchte Diethelm wieder zurück zu geben. Der Amtsdiener meldete leiſe etwas und der Richter ſagte:

„Diethelm, Ihr könnt Eure Frau und Eure Tochter ſehen, wenn Ihr verſprecht, nichts von Eurer Anklage mit ihnen zu reden."

Diethelm verſprach und blieb auf dem Stuhl ſitzen. Mit ſcheuen Bücklingen trat Martha ein, Fränz aber drang ihr voraus und ſtreckte dem Vater beide Hände entgegen. Diethelm ſchüttelte ſie wacker und reichte dann die andere Hand ſeiner Frau, die er aber bald zurückzog, um ſich eine Thräne abzutrocknen. Fränz berichtete, daß ſie mit der Mutter in der Poſt wohne. Der Richter befahl, daß Diethelm abgeführt werde. Er ſprach kein Wort mit den Seinigen und ging von dannen.

Der Richter ſagte nun Martha, daß er ſie auch gleich verhören wolle, da ſie nun da ſei; er bot ihr den Stuhl an, den Diethelm ſo eben verlaſſen, ſie ſetzte ſich und legte die Hände in einander. Sie bat, ob nicht ihre Fränz bei ihr bleiben dürfe, der Richter verneinte dies mit Bedauern, Fränz könne indeß im Vorzimmer warten.

Martha preßte die gefaltenen Hände wie zu einem Dankgebet zuſammen, als ihr der Amtmann die ſchön-menſchliche Ge-

setzesbestimmung erklärte, daß ein Angehöriger keinen Zeugeneid zu leisten habe, und es überhaupt seinem Belieben anheimgestellt sei, Zeugniß abzulegen oder zu verweigern. Martha erklärte sich für Ersteres, theils in der Hoffnung, ihrem Manne zu nützen, theils auch, weil sie den Muth nicht hatte, ohne Red und Antwort das bestellte Gericht zu verlassen.

Martha war so offenbar ein Bild des aufrichtigen Jammers, daß der Richter sie nicht mit verwickelten Fragen quälen wollte. Sie konnte mit Fug betheuern, daß sie von der Handelschaft ihres Mannes fast gar keine Einsicht hatte, und als auf ihren Ehezwist wegen der Großthuerei und Verschwendung Diethelms die Rede kam, glaubte sie, daß Gott es ihr verzeihen müsse, wenn sie das nicht unter die Welt kommen lasse; sie bestritt daher jeden ehelichen Zwist und lobte ihren Mann aus Herzensgrund. Der Richter ging bald hiervon ab und fragte:

„Ist nie zwischen Euch und Eurem Manne davon die Rede gewesen, daß er brandstiften will?"

Martha war's, als schlügen ihr Flammen ins Gesicht. Was sollte sie darauf antworten? Zwar hatte damals am Versicherungstage Diethelm die Sonne zum Zeugen angerufen, daß sie ihn nie mehr erwärmen solle, wenn er einen solchen Gedanken habe, aber wenn sie das bekannte, wer weiß, was daraus gemacht wird? Aber sie hat doch versprochen, die Wahrheit zu bekennen. Zweimal ließ sich Martha die Frage wiederholen, und schon stand ihr das Bekenntniß auf der Zunge, aber sie schluckte die Worte hinab, und matt die Hände in den Schooß sinken lassend, sagte sie:

„Nein, nie, niemals."

Ueber Medard befragt, erklärte sie, daß er ihrem Mann schon lange gram war, weil er ihm manchmal im Zorn das Zuchthaus vorgeworfen, und der Medard sei ohnedieß aufsätzig gegen den Meister gewesen, weil er seinen Bruder, den er lieb hatte wie sein eigen Kind, nicht vom Militär losgekauft habe; gegen sie aber sei er immer gut gewesen, er habe zwar manchmal Veruntreuungen gemacht, aber die könnten einmal die Schäfer nicht lassen. Martha unterschrieb das Protokoll und wankte hinaus zu ihrer Tochter. Im Amthause sprach sie kein Wort mehr, auf der Straße aber sagte sie:

„Das sind Seelenverderber, die Amtleute, da droben haben sie mir das Herz ausgeschnitten."

Fränz suchte die ungemein erregte Mutter zu beruhigen, so gut sie konnte, aber noch im Schlafe schrie Martha oft wild auf und warf sich im Bette hin und her.

Diethelm war indeß mit triumphirendem Stolz in sein Gefängniß zurückgekehrt. Von aller Unthat war keine Erinnerung in ihm; er gedachte nur seines Sieges, wie es ihm gelungen war, sich so hinzustellen, daß der Richter ihm fast Abbitte thun mußte. Seine Vertheidigung war nun festgegründet, dort stand sie verzeichnet und konnte nicht mehr ausgelöscht werden. Diethelm freute sich über sich selbst, er hatte gar nicht gewußt und erst jetzt erfahren, welch eine Macht ihm innewohnte. Du wärst ein großer Mann geworden, sagte er sich, wenn du auf dem rechten Platz stündest, es haben Andere schon viel Aergeres gethan und sind doch ruhmvoll durch die Welt gegangen. Jetzt fang' ich das Leben von vorn an. Ich will ihnen zeigen, wer der Diethelm ist.

Der Amtsdiener, der das Gewünschte Diethelm übergab, freute sich ob seines Frohmuthes und erklärte schlau:

„Ich hab' Euch nur wie einen gemeinen Verbrecher behandelt, damit man kein Mißtrauen in mich haben soll, weil wir so nah verwandt werden. Ich hab's wohl gewußt, daß Ihr ein unschuldiger Ehrenmann seid, auf den wir stolz sein können. Im Gesicht vom Amtsrichter ist deutlich geschrieben gestanden: der ist freigesprochen. Es kann noch ein paar Tag dauern, aber gewiß ist's, da verlaßt Euch drauf. Ich versteh' das."

Wie nach einer vollbrachten Großthat streckte sich Diethelm auf die Pritsche, er befahl noch tüchtig einzuheizen, denn es fror ihn noch immer so mörderlich; wollte ihm auch manchmal ein Gedanke dessen kommen, was er gethan, er verscheuchte ihn und schlief ruhig ein.

Tief in der Nacht aber wurde er aufgeweckt und im Scheine einer Blendlaterne standen zwei Männer vor ihm.

---

## Neunzehntes Kapitel.

Diethelm hatte dem jungen Kübler gesagt, er möge den Vetter Waldhornwirth nach der Stadt entbieten, damit er die Pferde hole. Das konnte offenbar nichts als ein versteckter Auf-

trag sein, der eigentlich hieß: mach', daß ich den Vetter so bald als möglich hier habe und spreche. Mit fröhlicher Eilfertigkeit — denn es liegt im Hülfebringen für einen Leidenden oft eine Fröhlichkeit — eilte der junge Kübler selbst nach Buchenberg, und unterwegs lächelte er oft vor sich hin, indem er überdachte, wie klug er doch sei, daß er solche vermummte Gedanken erkenne, und wie ihn Diethelm darob loben müsse. Natürlich vergaß er dabei auch nicht, wie vielen Dank ihm Diethelm dadurch schuldig werde, und das war ein Kapital, das gute Zinsen trägt. In Buchenberg war schon Alles zur Ruhe gegangen; nur bei der Brandstätte, von der noch immer ein zum Ersticken übelriechender Rauch aufstieg, wandelten einige Wachhaltende hin und her. Der Vetter Waldhornwirth mußte aus dem Schlaf geweckt werden, und unter Verwünschungen machte er sich endlich bereit, mit Kübler nach der Stadt zu fahren. Erst draußen vor dem Dorfe hängten sie dem Pferde das Rollengeschirr um und fuhren dann mühselig und verdrossen nach der Stadt, wo sie erst gegen Morgen ankamen. Der junge Kübler zog seinem Vater die Gefängnißschlüssel unter dem Kopfkissen weg, führte den Waldhornwirth die Treppe hinauf, öffnete die Zelle Diethelms, und jetzt standen beide vor dem grimmig Fluchenden, der sie nicht alsbald erkannte. Als sie sich zu erkennen gaben, und Kübler triumphirend berichtete, daß er nach den Andeutungen Diethelms den Vetter geholt habe, rieb sich Diethelm mehrmals die Stirn und fuhr dann zornig auf:

„Verfluchtes blitzdummes Gethue! Kübler, was habt Ihr gemacht? Ihr bringt mich nur in neue Ungelegenheit. Ich bin freigesprochen, Alles liegt sonnenklar am Tag und jetzt wenn's heraus kommt, und es kommt gewiß heraus, daß Ihr meinen Vetter zu mir gebracht habt, wird das wieder einen Verdacht auf mich werfen und es geht neu ans Protokolliren und ich kann noch Tage und Wochen da hocken müssen und Euer Vater kann seinen Dienst verlieren. Aber mich geht's nichts an und wenn's darauf ankommt, ich kann's nicht anders machen, ich kann's beschwören und ich thu's, daß ich Euch das nicht angelernt und nichts davon gewollt hab'."

Der junge Kübler stand wie vom Blitz getroffen, er hatte mit Klugheit Dank und Lohn zu erwerben geglaubt und mußte sich nun ausschelten lassen und fast noch bitten, daß man ihn nicht verrathe.

Diethelm rieb sich vergnügt die Hände, er war stolz auf sich,

mitten aus dem Schlaf geweckt hatte er ſeine Beſinnung behalten und gegen zwei Menſchen, deren er bedurfte, ſich ſo geſtellt, daß ſie ihm dienen mußten, ohne ihn dafür irgendwie in der Hand zu haben. Es durfte Niemand geben, der nicht an ſeine Unſchuld glaubte, oder gar Grund und Beweis gegen ihn habe; dürfte das ſein, ſo wäre ja Alles mit Medard umſonſt ... Einlenkend reichte er nun dem Vetter die Hand und ſagte:

„Thut mir leid, daß du dir ſo viel unnöthigen Braſt machſt, und Ihr habt's auch gut gemeint, Kübler, das weiß ich wohl und bin auch erkenntlich dafür, wenn ich's auch nicht brauch.' Ich mein', Vetter, es wär' am beſten wir reden gar nichts, ich hab' dir ja nichts zu ſagen und du kannſt ruhig vor Gericht auslegen was du weißt."

Der junge Kübler betheuerte wiederholt ſeine Wohlmeinenheit und der Vetter ſagte:

„Ja, ich kann mich mit Teufels Gewalt aber nicht mehr beſinnen, was Ihr zu dem Buben geſagt habt."

„Kann mir's denken," lachte Diethelm, „wenn du von deinem Uhlbacher ferndigen trinkſt, vergißt du leicht, daß du Frau und Kinder daheim haſt, geſchweige was anders, und dann haſt noch Kirſchengeiſt darauf geſetzt, das thut nie gut. Laß mir aber von deinem Uhlbacher noch was übrig bis ich heimkomm, und da der Kübler muß in Buchenberg Hochzeit machen, ich zahl' Alles und da trinken wir das Faß voll aus. Ja, was hab' ich ſagen wollen? Ich hab's ganz vergeſſen."

„Von wegen dem Buben," bedeutete der Vetter.

„Richtig," nahm Diethelm unbefangen auf, „beſinn' dich nur, du mußt noch wiſſen, daß ich dem Buben deutlich geſagt hab', der alt' Schäferle ſoll zu ſeinem Medard 'naufgehen, er müſſ' daheim bleiben und leide an ſeinem Beinbruch."

„Vom Beinbruch, ja, das erinner' ich mich, das hab' ich deutlich gehört, guck, das fällt mir jetzt ein, das iſt das Wahrzeichen," frohlockte der Vetter und rieb ſich immer die linke Seite der Stirne als wecke er ein Organ der Erinnerung.

Diethelm lächelte in ſich hinein, daß der Vetter gerade deſſen ſich erinnerte, was er erſt vor Gericht zu ſeinem eigenen Schrecken noch hinzugeſetzt; er fuhr aber leichthin fort:

„Dann wirſt dich auch an alles Andere erinnern und daß ich mein' Fränz hab' holen wollen, damit mein' Frau nicht ſo

allein ist, wenn ihre Stieftochter stirbt; aber ich brauch' dir ja nichts sagen, du weißt Alles allein und sag' du's nur frei."

So fuhr Diethelm fort und wußte nach und nach in der harmlosesten Weise dem Trompeter sein Stücklein auf Noten zu setzen, daß es eine Art hatte.

Der junge Kübler drängte zur Trennung, da es Tag zu werden begann. Diethelm reichte beiden wohlgemuth die Hand und der Vetter entschuldigte sich noch, daß er sich nicht gleich auf Alles besonnen habe; der Schrecken beim Brand habe ihm Alles weggescheucht, aber jetzt wisse er jedes Wort. Diethelm sah dem Vetter scharf ins Gesicht, um zu erkunden, ob ihn der ausgesimte Schelm nicht verhöhne, aber der Vetter sah in der That mitleidig und treuherzig drein. Als die beiden fort waren, streckte Diethelm die Zunge hinter ihnen heraus und sprach dann in sich hinein: neun Zehntel der Menschen sind nichts als Hunde und Papageien, sie reden und thun wie man sie's anlernt und schwören dann Stein und Bein, daß das aus ihnen selber käm'. Alle die oben dran sind und über Andere herrschen, verstehen nur die Kunst, die Menschen glauben zu machen was ihnen gut dünkt, und je mehr das Einer vermag, um so größer ist er und führt die Welt am Narrenseil herum.

Mit einem erhabenen Heldengefühle legte sich Diethelm abermals zum Morgenschlafe nieder. Als die Stadtzinkenisten wieder bliesen, suchte er sich zu bereden, daß das eine Musik zu seiner Unterhaltung sei und pfiff unausgesetzt ihre Melodien nach.

Diethelm glaubte schon am heutigen Tag freigelassen zu werden, aber vergebens. Er wurde Nachmittags noch einmal zum Verhör geführt, der Trompeter hatte richtig sein Stücklein getreu abgespielt, aber es war doch ein Ton darin, der Diethelm noch viel zu schaffen machte, nämlich die Kunde von seinem heftigen Weinen bei der Nachricht vom Tode der Stieftochter und seine rasche, unmotivirte Umkehr. Diethelm hatte hieran wohl gedacht und hätte dem Vetter gern Weisung gegeben, aber er wußte nicht wie er das verdachtlos bewerkstelligen sollte und hoffte auch, daß davon gar keine Rede sein würde. Anfangs schwankend, dann aber immer sicherer erklärte Diethelm, daß er den Tod seiner Stieftochter nicht so bald erwartet habe und nun heimgeeilt sei, um seine Frau nicht ganz allein zu lassen und die Fränz später holen zu lassen. Befragt, warum er dann nicht nach dem Kohlen-

hof gefahren ſei, erklärte er zuerſt: er habe ſich das nicht ſo klar gemacht, er ſei vom Schreck zu ſehr ergriffen geweſen; dann aber ſetzte er hinzu, er habe erwartet, ſeine Frau ſei gleich nach dem Tode heimgekehrt und er habe ſie dort tröſten wollen. Weiter befragt, wie es komme, daß der Tod ſeiner Stieftochter ihn ſo furchtbar ergreife, ſah er eine Weile ſcheu vor ſich nieder, dann erhob er ſein Antlitz und ſagte:

Ich hätt' nicht geglaubt, daß man mich das fragen darf, aber ich ſeh' ſchon, wer einmal, und ſei er noch ſo unſchuldig, in Verdacht ſteht, muß auf Alles antworten. Nun denn, ſo ſei's," er athmete tief auf und fuhr dann fort: „So wiſſet denn ... ich hab' vor zweiundzwanzig Jahren mein' Stieftochter gern gehabt und hab' ſie heirathen wollen, aber mein' Frau hat's nicht zugeben und hat mich lieber ſelbſt genommen."

Eine Pauſe entſtand, der Actuar ſchrieb, und der Richter, betroffen von dem ſchmerzvollen Ton Diethelms, hielt eine Weile mit Fragen inne. Diethelm aber fühlte einen innern Schreck, als ob man ihm ein Stück aus dem Herzen reiße, es däuchte ihn als ſchände er ſeine Hausehre und alle Schamhaftigkeit, da er auch dieß dem Protokolle anvertraute; er hatte ſo ſorglich ſeine Hausehre gewahrt und jetzt hatte er ſie preisgegeben und noch dazu mit einer gräßlichen Lüge, denn die Kohlenbäuerin war ſchon ſeit Jahren nicht mehr für ihn auf der Welt. Diethelm fühlte jetzt zum Erſtenmal, wie das Verbrechen keinen reinen Fleck an dem Menſchen läßt, wie es Alles mit ſich hinabzerrt; er erhob den Blick lange nicht, es war ihm, als ſtände ſeine Frau vor ihm und er könnte ſie nicht anſchauen. Hätte er erſt gewußt, daß er ſie auf demſelben Stuhle verrieth, auf dem ſie ihm zu Liebe ihr Gewiſſen geopfert!

„Das thut mir am weheſten, daß ich das hab' ſagen müſſen," rief er endlich mit tiefſchmerzlichem Tone. Der Richter beruhigte ihn, daß das Niemand erführe, er war aber Inquirent genug, die weiche Stimmung Diethelms zu benützen und mit veränderten Fragen noch einmal das ganze Verhör von vorn zu beginnen. Schlag auf Schlag gingen die Fragen. Der alte Schäferle war dieſen Vormittag auch wieder im Verhör geweſen und im Schmerz um den Tod ſeines Sohnes, den er rächen zu müſſen glaubte, hatte er ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, ſeinen Ausſagen eine noch entſchiedenere Faſſung zu geben, und daß Medard geradezu

die Woche bezeichnet, die Diethelm ausdrücklich zur Brandſtiftung feſtgeſetzt habe, wenn es ihm gelänge, ſeine Frau aus dem Hauſe zu bringen. Der alte Schäferle hoffte, daß es vielleicht gelingen werde, Diethelm zu einem Geſtändniß zu überrumpeln, wenn man ihm beſtimmte Thatſachen vorhielt, und Gleiches erwartete auch der Richter. Diethelm merkte bald was vorging und war wiederum ſchnell gewaffnet und berief ſich in den meiſten Antworten einfach auf ſeine geſtrigen Ausſagen.

Nicht mehr ſtolz, innerlich geknickt, ſaß Diethelm in ſeinem Gefängniß; er merkte wohl, daß ſich ein Punkt aufgethan, von dem er in den Grund geſtürzt werden konnte. Jetzt bat er den jungen Kübler, der in der Wartung der Gefangenen ſeinem Vater beiſtand, ihm noch eine Unterredung mit dem Waldhornwirth zu verſchaffen; aber der junge Kübler war deſſen eingedenk, wie Diethelm ihn mit Undank angefahren und ſogar gedroht hatte, ihn zu verrathen; er blieb trotz aller Schmeichelworte unerbittlich und Diethelm, deſſen Furcht vor einem Mitwiſſer noch größer war als die vor dem Gericht, fand ſich endlich drein, Alles geſchehen zu laſſen wie es ſich von ſelbſt machte, ja es gab Zeiten, in denen er ſo zerknirſcht war, daß er die Entdeckung wünſchte, nur um dieſer ſchwebenden Qual enthoben zu werden. So zerknirſcht er aber auch in der Einſamkeit des Gefängniſſes war, ſo kampfgerüſtet und feſt erſchien er jedesmal vor dem Richter; ſchon die Stimme deſſelben erweckte ihn zu Muth und Trotz und bald zeigte ſich, daß die urſächlichen Verbindungen zwiſchen allem Geſchehenen nur ihm klar waren, den Anderen zerfiel Alles zuſammenhanglos.

Dies ſtellte ſich beſonders heraus als der Amtsverweſer die Fortführung der Unterſuchung dem neu beſtallten Richter übergab. Man hatte geglaubt, daß ein neuer in Criminalſachen gewiegter Mann Diethelm verblüffen und verwirren würde; aber gerade das Gegentheil war eingetreten: dem fremden Manne gegenüber, der ihn nie weich geſehen hatte, fühlte ſich Diethelm doppelt ſtark, und bei manchen Fragen zeigte Diethelm ſein Uebergewicht, indem er ſagte: das hab' ich im Proto'oll von dem und dem Datum ſchon angegeben; ſeine Gewandtheit im Kopfrechnen kam ihm jetzt in anderer Weiſe zu ſtatten. Diethelm dachte gar nichts mehr als ſein Verhör, er wendete es nach allen Seiten, und wenn er antwortete, ſprudelte er die Worte ſo ſicher hervor, als ſtünden ſie vor ihm geſchrieben.

## Zwanzigſtes Kapitel.

In der Poſt lebte Fränz mit ihrer Mutter ſtill und einſam. Früh Morgens gingen ſie täglich nach der Kirche, wo die Mutter immer ſo zerknirſcht betete, dann ging es jedesmal hinaus nach dem Gefängniß, um von dem alten Kübler zu erfahren, wie ſich der Vater befinde; er gab in der Regel einförmig guten Beſcheid, nahm bisweilen auch Geſchenke an, ließ ſich aber nicht herbei, Diethelm irgend eine Nachricht zu bringen, und ſo waren Mutter und Tochter von ihm wie durch Meere geſchieden. Von dem einzigen Ausgange abgeſehen, lebten ſie ſelber wie in Gefangenſchaft, die Mutter ſaß in der Mitte der Stube und ſpann, obgleich ſie immer klagte, daß ihre Spinnfinger wie abgeſtorben ſeien. Sie hatte nicht Luſt, bei der Arbeit manchmal hinaus zu ſehen nach den Vorübergehenden, ſie kannte Niemand und wollte Niemand kennen, und oft wenn ſie eine volle Spindel abſtellte, klagte ſie über die ſchöne Ausſteuer der Fränz und über die tauſende von ſelbſtgeſponnenen Spindeln, die da mit verbrannt ſeien. Fränz ſaß am Fenſter und ſtickte für den Vater ſehr bunte Pantoffeln, ſie hatte das in der Hauptſtadt trefflich gelernt; oft ſchaute ſie aber auch hinaus auf die Straße und machte allerlei Bemerkungen über die Vorübergehenden. Die Mutter verwies ihr das immer mit ſteter Wiederholung:

„Wir haben gar nichts zu ſpötteln über andere Menſchen, wir müſſen froh ſein, wenn man nicht mit Fingern auf uns weist.“ Nun verſchwieg Fränz meiſtens ihre Bemerkungen, ſie hatte, wie ſie glaubte, die unſäglichſte Geduld mit ihrer Mutter, die gar keine Zerſtreuung wollte und ſo gewiß als das Tiſchgebet jedesmal, wenn man ſich zum Eſſen ſetzte, ſagte:

„Ach Gott! jetzt muß der Vater allein eſſen, ich weiß, daß ihm kein Biſſen ſchmeckt, er hat nie was allein eſſen mögen ohne dabei zu reden, und wenn er heim kommen iſt und ich ihm Eſſen hingeſtellt hab', hab' ich mich immer zu ihm ſetzen müſſen und beim Tiſch hab' ich nie aufſtehen dürfen und wenn was gefehlt hat, er hat immer geſagt: lieber kein Salz auf dem Tiſch, als daß du mir fehlſt. Ach Gott! Wir haben doch ſo gut mit einander gelebt, und wenn's auch manchmal ein bisle uneben gangen iſt, es giebt doch kein' beſſere Ehe auf der Welt und alle Adern hätt' ſich Eins für's Andere aufſchneiden laſſen.“

Fränz hörte das immer geduldig an und ermahnte nur die Mutter, das Eſſen nicht kalt werden zu laſſen.

Fränz trauerte auch aufrichtig um das Schickſal des Vaters, aber ſie konnte dieſe immerwährende Trauer nicht aushalten und ſehnte ſich nach Zerſtreuung, ſie wollte von keinem Zweifel mehr wiſſen, daß dem Vater etwas geſchehen könne und ſprach oft davon, daß ſie gar nicht mehr in das Dorf zurückkehren wollten; wenn der Vater frei ſei, müſſe er mit ihnen in der Stadt bleiben. Martha wollte nichts davon hören und Fränz ſuchte ihr alle Schauer zu erregen, die man erleben müſſe, wenn man in einem Hauſe wohne, wo früher ein Menſch verbrannt ſei.

„Wo nur der Paßauf hin iſt?“ fragte Martha ablenkend und Fränz erwiderte:

„Ihr könnet Euch darauf verlaſſen, der iſt mit dem alten Schäferle, wie er zum Verhör in der Stadt geweſen iſt.“

„Haſt du den Munde in der Hauptſtadt nicht geſehen?“ fragte die Mutter wieder.

„Freilich,“ erzählte Fränz, „er iſt, wenn er nicht auf die Wacht gemußt hat, jeden Tag und jeden Tag in den Rautenkranz kommen, er thut noch immer ſo narret mit mir.“

Martha erzählte nun, daß der Vater ihr den Munde zum Mann beſtimmt habe, aber Fränz wehrte ſich dagegen, daß ſie das „Opferlamm“ ſein ſolle; wenn ſie einen Mann nehme, ſo nehme ſie ihn für ſich und für Niemand anders. Sie ließ ſich nicht dazu herbei, zu erklären, was ſie mit dem Opferlamm gemeint habe, ſie behauptete, das ſei nur Redensart, in ihr aber erwachte wieder der Gedanke, den ſie auf der ganzen Herreiſe gehabt, daß ihr Vater doch ſchuldig ſei und daß es nur gelte, ſich hinaus zu reden. An jenem letzten Tage in der Stadt hatte die Eröffnung Munde's, obgleich er ſie ſo klug zu verhüllen trachtete, einen gewaltigen Eindruck auf Fränz gemacht. Sie kannte durch ihre öftere Begleitung die Verhältniſſe des Vaters beſſer als irgend Jemand, ſie wußte, daß er tief in Verlegenheiten ſteckte, auch klagte ihr der Vater öfters; ſie gedachte während der Fahrt jenes Augenblickes, da der Vater auf dem Markte niedergefallen war als ihm der Kaufmann Gäbler ſagte, daß er mit der Feuerſchau käme, ſie hatte den Vater dann auf der kalten Herberge beobachtet, wie er mehrmals die Farbe wechſelte und dann wie beſeſſen davon jagte, und jetzt war es ihr deutlich

warum der Vater ſo klagend davon ſprach, daß er Armuth nicht überleben würde, als die Deichſel gebrochen war; und als der Vater ſie zum Letztenmal in der Hauptſtadt beſucht, war er wieder voll Jammer und Klage geweſen. Darum glaubte Fränz ſchon auf dem Wege an die Schuld des Vaters und als ſie nachträglich erfuhr, daß er ihr den Munde zum Manne beſtimmt hatte, kam kein Zweifel mehr auf. An einen vom Vater begangenen Mord dachte ſie nicht, wohl aber, daß er mit Medard gemeinſam Feuer angelegt und daß Medard dabei verunglückt war.

Von allen Menſchen auf Erden hatte Diethelms einziges Kind allein eine gegründete Ueberzeugung von deſſen Schuld und erklärte ſich ihren Zuſammenhang, und Fränz allein war als durchaus unbetheiligt nie verhört worden.

Auf jener Nacht und Tag währenden Heimfahrt war eine große Wandlung mit Fränz vorgegangen, ſie ſah ſich ſchon verſtoßen und verhöhnt von aller Welt und war tief traurig und voll Demuth gegen Jedermann, und empfing darum überall eine Behandlung voll Theilnahme und Rückſicht, die ſie wieder mild ſtimmte. Als ſie die Mutter ſah, warf ſie ſich ihr mit Inbrunſt entgegen, das war das einzige Herz auf der Welt, das ſie nicht von ſich ſtieß und die in Trotz und Rechthaberei verhüllte Kindesliebe brach gleichzeitig mit der demüthigen Milde gegen alle Menſchen auf, zwei Lilien gleich, in einer Wetternacht aufgebrochen.

Als ſie nun aber hörte, daß der Vater für unſchuldig galt und daß es nur darauf ankam, dieſe Geltung aufrecht zu erhalten, verwelkten die in Schmerz erblühten Blumenkelche wieder. Wer weiß, in Schmach und Noth wäre Fränz vielleicht eine Heldin an Duldung geworden; jetzt war ſie wieder in der Welt voll Lug und Trug, wo Alles darauf ankam, ſich in ſeiner Rolle zu behaupten, und Fränz wurde wieder die hoffärtige, alle Welt verhöhnende Tochter Diethelms; nur eine gewiſſe Umflorung, die aus dem Kummer um das noch nicht entſchiedene Schickſal des Vaters entſprang, dazu eine Nachwirkung von jener immer mehr verklingenden Trauerſtimmung, verhinderte, daß nicht mit Einem Wort der leibhafte Rückel wieder da war.

Fränz ertrug den Schmerz um die ſich in die Länge ziehende Gefangenſchaft des Vaters leichter als die Mutter, weil ſie ihn für ſchuldig hielt; von einem Morde an Medard ahnte ſie nichts,

und für einen Brandstifter gehalten worden zu sein, dachte sie, ist am Ende keine Schande, wenn man nur freigesprochen ist.

Seit mehreren Tagen hatte Fränz jedesmal um Mittag gesagt: „Jetzt ist halb eins" und wenn die Mutter fragte: „Warum?" antwortete sie lächelnd: „Weil der Amtsverweser da über den Markt herkommt, er ist ein saubers Bürschle, er speist unten an der Tafel." Die Mutter ermahnte sie vom Fenster wegzugehen, sie müsse sich ja schämen, wenn er sie sähe; Fränz aber behauptete, daß das gar nicht der Fall sei und bald bemerkte der Amtsverweser, welche Augen nach ihm ausschauten und es entstand ein regelmäßiges und immer entschiedeneres Grüßen herauf und herab am Mittag. Die Mutter ward auch bald neugierig, den Mann zu sehen, den sie seit jenem schrecklichen Abend nicht mehr erblickt hatte und von da an hatte Fränz gewonnen Spiel; sie ließ nicht ab und hatte dabei willfährige Hülfe an der Frau Postmeisterin, bis die Mutter sich entschloß mit ihr an der Tafel zu speisen. Martha gab endlich nach, besonders als ihr Fränz immer eindringlicher vorhielt, wie gut das für den Vater wäre, wenn man mit dem Amtsverweser bekannt sei, und wie man auch gesprächlich Manches von ihm erfahren könne über den Stand der Untersuchung. Das leuchtete ein. Anfangs stand Martha oft viele Tage mit trockenem Munde auf, sie konnte keinen Bissen hinabbringen, wenn sie den „Herrn" ansah, der ihr so schweres Herzeleid angethan und der ihren Mann auf Zeitlebens ins Zuchthaus bringen konnte. Es war ihr immer, als säße sie mit einem Henker am Tisch und sie begriff gar nicht, wie er so ruhig Speise und Trank zum Mund führte, während er auf die Fragen seiner Tischnachbarn erzählte, daß heute Der und Jener eingebracht oder daß Dieser oder Jener ins Zuchthaus abgeführt worden sei. Martha sah dann oft nach seinen Händen, ob die nicht vom Blute rauchten. Nach solchen Tagen hatte Fränz immer einen schweren Stand, denn die Mutter wollte durchaus nicht mehr an die öffentliche Tafel. Nun aber hieß es, das könnte dem Vater schaden, wenn man jetzt zeige, daß man sich schäme, die Mutter verstand sich mit schwerem Herzen dazu und Fränz hatte oft aufrichtiges Mitleid mit ihr, wenn ihr der Gang zu Tisch so peinvoll wurde; aber sie beredete sich, es sei nöthig, daß sich die Mutter wieder an die Menschen gewöhne und sie vermochte die Postmeisterin, sich mit an den Tisch zu setzen und die Mutter beständig im Ge-

ſpräch zu erhalten. Der Amtsverweſer lehnte auch fortan jede bezügliche Frage ſeiner Nachbarn ab, und man war faſt heiter. Die Mutter lebte ſichtlich wieder auf. Fränz war in der Wohnſtube der Poſtmeiſterin bald mit dem Amtsverweſer bekannt geworden und dieſer theilte ihr freiwillig, aber unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, frohe Kunde über den Vater mit. Martha fand ihn nun gar nicht mehr henkergleich, ſondern grundmäßig gut, man ſähe es ihm ja an den Augen an; ſie ſegnete ihm jeden Biſſen und jeden Trunk, den er zum Mund führte. Von nun an kam der Amtsverweſer jeden Tag ſpäter als gewöhnlich in die Kanzlei, denn er trank ſeinen Kaffee und rauchte ſeine Zigarre in der Wohnſtube der Poſtmeiſterin und unterhielt ſich eifrig mit Fränz, die redegewandt und ſchelmiſch war und der die verhüllende Trauer noch einen beſondern Reiz verlieh. Dennoch kam es nicht weiter als zu einer gewiſſen gefallſamen Annäherung zwiſchen Fränz und dem Amtsverweſer, denn Beide hüteten ſich in Betracht der Umſtände vor jeder ausgeſprochenen Zuneigung. Was Wunder, daß unter ſolchen Verhältniſſen die Unterſuchung gegen Diethelm nur mangelhaft geführt wurde, zumal keine rechten Beweiſe vorlagen. Der Verweis, den der Amtsverweſer darob von dem neubeſtallten Richter erhielt, nützte nicht mehr viel und der Richter verſuchte nun ſelbſt den rechten Haken zu finden.

In der Wohnſtube der Poſtmeiſterin war große Trauer, als der Amtsverweſer ſeine Verſetzung nach einem vielbeſuchten Badeort ankündigte. Als er bald Abſchied nahm, reichte ihm Fränz mit einem vielſagenden Blick die Hand; der Amtsverweſer bot nun auch Martha die Abſchiedshand, ſie reichte ſie und ſpürte dabei mächtig ein Jucken in der Hand, über das ſie ſeit Wochen ſchon oft geklagt hatte.

Fränz war nun ſelbſt damit einverſtanden, daß man von der Gaſttafel wegblieb, ſie war ungewöhnlich viel ſtill und ſinnend; ſie ſang oft ſtill vor ſich hin, und unterbrach ſich dann plötzlich, wenn ſie dachte, in welcher Lage ſie war. Die Mutter ermahnte ſie nun ſelbſt oft, zur Wirthin hinabzugehen, während ſie einſam ſpann.

Eines Tages kam Fränz athemlos in das Zimmer geſtürzt.

„Mutter," ſchrie ſie, „Mutter, er iſt da!"

„Wer? Um Gotteswillen der Vater?"

„Ja, der Vater," keuchte Fränz und wollte ſich eben wieder

umwenden, um dem Kommenden entgegen zu gehen, als die Mutter mit einem Schrei vom Stuhl auf den Boden fiel. Sie beugte ſich über ſie, als Diethelm eintrat, und kaum hatte er mit ſeiner klangvollen Stimme die Worte geſprochen: „Was iſt der Mutter?“ als die Ohnmächtige die Augen aufſchlug und in ein krampfhaftes Weinen und Lachen ausbrach, daß Diethelm mit zitternden Händen daſtand und gar nicht wußte, was er thun ſollte; er fuhr ſeiner Frau mit der Hand über das Geſicht und ſie faßte ſeine Hand und hielt ſie feſt an den Mund und konnte noch immer nicht ſprechen.

„Martha, ich bin frei,“ ſagte Diethelm, ſie aufrichtend, „nimm dich zuſammen und ſei froh. Es iſt ja Alles wieder gut.“

Martha hielt immer noch ſeine Hand feſt und das erſte Wort, das ſie ſprach, war:

„Alles, was ich auf dem Leib trage, ſchenke ich einer armen Frau und meinen Mantel auch, und ich will Gutes thun an der ganzen Welt. Komm Diethelm, komm, weißt was wir thun wollen? Wir wollen jetzt gleich in die Kirch' gehen, komm Fränz, komm.“

„Du biſt jetzt ſo ſchwach, laß es auf ein Andermal.“

„Nein, nein, jetzt gleich, ich bin nicht ſchwach, es hat mich nur ſo angewandelt. Ich bitt' dich, folg' mir jetzt, ich will dir auch in Allem folgen, was du willſt.“

Diethelm mußte willfahren und mit ſeiner Frau in die Kirche gehen. Es ſchauerte ihn und durchfuhr ihn eiskalt, als er in die hohe Halle eintrat; er warf ſich mit ſeiner Frau vor dem Altar nieder und bat Gott, ihn auf dieſer Welt um ſeiner Frau und ſeines Kindes willen zu verſchonen.

Als ſie aus der Kirche traten, wo ſich viele Menſchen verſammelt hatten, ſchenkte Martha ſogleich einer armen alten Frau ihren Mantel und gab nicht nach, daß ſie den Mantel nur noch bis zur Poſt behalten möge. Dieſe Schenkung, ſowie der auffallende Kirchgang überhaupt, verbreitete ſich ſchnell, und Diethelm hörte ſchon auf ſeinem Heimweg davon reden; viele Menſchen, die er ſtarr anſah, zogen den Hut vor ihm ab, und er ſah, daß er neue Ehre gewonnen habe, er war entſchloſſen, ſie zu behaupten.

Als ſie aus der Kirche zurückgekehrt waren und die Glückwünſchenden ſich entfernt hatten, ſaß Diethelm lange am Tiſch,

auf den er die Arme geſtemmt und den Kopf in die Hände gedrückt hatte, und als ihn Martha bei der Hand faßte, ſchaute er zu ihr auf und große Thränen rollten über ſeine Backen. Zum Erſtenmal in ihrem Leben ſah Martha ihren Diethelm weinen, ſie ſchrie laut auf, er aber beruhigte ſie, und es war die volle Wahrheit, als er ihr ſagte, daß dieſe Thränen ihn erfriſcht und ihm hellen Muth gegeben hätten.

Martha drängte, daß man noch heute heim nach Buchenberg zurückkehre; Diethelm ſah ſie traurig an, da ſie vom Heimkehren ſprach, wo waren ſie daheim? Er fragte nach ſeinen Rappen, und als er hörte, daß ſie in Buchenberg ſtünden, blieb er feſt dabei, erſt morgen abzureiſen; er ſchickte ſogleich einen Boten nach ſeinen Pferden, das war das Einzige, was ihm lebendig von ſeiner früheren Habe verblieben war und mit ihnen wollte er ſtolz in Buchenberg einziehen.

---

## Einundzwanzigſtes Kapitel.

Nahezu zwei Monate hatte Diethelm im Gefängniſſe geſeſſen, es hatte mehrmals gethaut, aber auch immer wieder friſchen Schnee gelegt und heute war ein heller, mäßig kalter, echter Schlittentag. Diethelm hatte ſich gewundert, daß nicht der Vetter ſelber das Fuhrwerk gebracht, ſondern einen Knecht mit demſelben geſchickt hatte. Die Rappen ſchienen ihren Herrn nicht mehr zu kennen, ſie ſenkten die Köpfe, ſo ſehr auch Diethelm ſie klatſchte, mit ihnen ſprach und ihnen ſalzbeſtreutes Brod vorhielt, ſie hatten eben jenen gejagten Brandabend noch nicht vergeſſen und ſpürten ihn noch immer. Diethelm dachte, daß alle Welt verändert ſei und gewiß waren alle Häuſer verſchloſſen und Niemand drängte ſich zu ihm und reichte ihm die Hand, nicht einmal der Vetter war gekommen ihn abzuholen. Die Menſchen ſind Alle falſch wie Galgenholz, ſie klagen und krächzen um einen Todten, und wenn er plötzlich wiederkäme, ſie wären voll Zorn auf ihn, weil er ſie um ihr Mitleid betrogen. So dachte Diethelm, als er mit der Wolfsſchur angethan auf dem Vorderſitze ſaß und die Pferde lenkte, hinter ihm ſaßen die Mutter und Fränz. Diethelm nahm ſich vor, nur noch Einmal nach Buchenberg zurückzukehren, Allen ſeine Verachtung zu zeigen und ſie dadurch zu züchtigen, daß er

den Ort auf ewig verließ, sie waren es nicht werth einen Mitbürger zu haben wie er. Er überlegte plötzlich, daß eigentlich Niemand in Buchenberg sei, bei dem es ihm der Mühe werth war, was er von ihm denke; sie sollten aber einsehen, wer er war, wenn er nicht mehr in ihrer Mitte sei. Es that ihm nur leid, daß er nicht eine wirkliche Rache an ihnen nehmen könne, der Vetter vor Allem aber sollte es büßen, seine Hypothek war gekündigt.

Während er aber noch den Rachegedanken nachhing, erhob sich in ihm plötzlich der Zweifel, ob er ihnen Folge leisten dürfe. Wohl war die ganze Welt sein Feind, aber er durfte ihr nicht zeigen, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen sei, und wenn Alles stechende Blicke auf ihn richtete, so war es doch klüger, zu thun, als ob man das nicht bemerke — falsch sein gegen die falschen Menschen das ist das Beste, um unversehens ihnen die Gurgel zuzudrücken; aber auch das muß vorsichtig und schlau geschehen.

Hin und her warf es Diethelm in Gedanken, denn so argwöhnisch gegen sich und gegen die Welt ist ein Herz, das Arges in sich verborgen hegt.

Eine Strecke ab von der kalten Herberge, Unterthailfingen zu, sagte Fränz:

„Vater, ich hör' Musik den Berg herauf, horchet, sie kommt näher. Was ist das?"

Auch Diethelm hörte es, das Leitseil schwankte hin und her, so zitterten seine Hände, er faßte es straff.

„Ich mein' immer," sagte die Mutter mit verklärtem Antlitz, „es sei Alles nur ein Traum gewesen. O das wär' doch prächtig, wenn unser Haus noch stünde und Alles wär' nicht wahr."

„Weibergeschwätz, es ist Alles wahr, still!" sagte Diethelm zornig; die Kälte, die er immer innerlich spürte, fast wie einen gefrornen Punkt, so sehr er sich äußerlich erwärmte, rann ihm jetzt wieder durch Mark und Bein. Er hielt an und trank einen mächtigen Zug Heidelbeergeist. Die Musik kam immer näher. Man sah jetzt einen großen Trupp Reiter und Einer ritt im Galopp vorauf nach Diethelm zu, kehrte aber bald wieder um und ordnete die Zurückgebliebenen hüben und drüben an der Straße zu Spalier.

Was sollte das sein? Sollte Diethelm wieder gefangen ge-

nommen werden? Aber wozu war dann die Musik? Die Rappen, von den Klängen erweckt, hoben die Köpfe hoch und rannten wiehernd davon.

Fränz hatte das beste weitsichtige Auge, sie erkannte bald den Vetter Waldhornwirth, der nun ein wirklicher Trompeter war; auch andere Buchenberger erkannte sie und Diethelm übergoß es wieder abwechselnd flammend heiß und schauerlich kalt.

Dort, genau an der Stelle, wo im Sommer die Deichsel gebrochen war, dort scholl Diethelm ein Trompetentusch und hundertstimmiges Hoch entgegen. Alles was in Buchenberg beritten war und eine große Anzahl von Unterthailfingen, die sich dazu gesellt hatten, hielt Diethelm einen feierlichen sogenannten Gegenritt und holte ihn im Triumphe ein. Diethelm fand nicht Worte, seiner Empfindung Luft zu machen; es bedurfte dessen aber auch nicht, denn unter beständigem Hochrufen und Trompetenblasen und Peitschenknallen setzte sich der Zug alsbald in Bewegung. Die Mutter weinte und Fränz sah mit frohlockenden Augen drein, während Diethelm mit besonderer Sorgfalt die Rappen lenkte; es war sein einziges Denken, daß in dem Wirrwarr kein Unglück geschehe, das alle Freude in Leid verkehre.

Wie war Diethelm so plötzlich verändert; er, der noch vor wenigen Stunden bittern Groll und Haß gegen seine Mitbürger in sich erweckt hatte.

In Unterthailfingen standen alle Leute am Fenster und auf den Straßen und grüßten. An der Gemarkung von Buchenberg hielt neben einem Schlitten der Gemeinderath und Bürgerausschuß und begrüßte Diethelm.

„Wo ist der Schultheiß?" fragte Diethelm. Der Obmann des Bürgerausschusses erwiderte, daß der Schultheiß schon vor vier Wochen gestorben sei.

Der Gemeinderathsschlitten fuhr hinter dem Diethelms drein. An der Anhöhe, wo einst Diethelms Haus gestanden und jetzt nur noch verschneite Trümmer sich zeigten, bogen die Rappen plötzlich um und Diethelm wurde an den straffen Zügeln fast vom Schlitten gerissen, aber der Vetter hatte dieß wohl vorausgesehen; er war zur Seite der Rappen geritten und drängte sie auf den Dorfweg.

Nun erst im Dorfe ging das Hochrufen von Neuem an, die Kinder schrieen mit und die Weiber schlugen vor Freude weinend

die Hände zusammen. Am Hause des alten Schäferle wurde plötzlich der Schlitten Diethelms gestellt, der Paßauf war wie wüthend an die Köpfe der Pferde hinaufgesprungen und ließ sie nicht vom Platze, bis ihm ein Reiter mit der Peitsche Eines überhieb, daß er winselnd davonjagte. Drinnen in der niedern Stube, die Stirne an die Fensterscheiben gedrückt, stand der alte Schäferle und aus seinem zerfallenen Antlitze sprach Kummer und Klage, daß man einen Mann wie Diethelm wie einen Alles beglückenden Helden einholte. Diethelm sah nur einen Augenblick unwillkürlich hinüber und Martha grüßte den so schwer betroffenen Trauernden, dieser aber blieb starr und bewegungslos. Weiter ging der Zug und ordnete sich noch einmal unter Trompeten- und Jubelschall.

Als Diethelm am Waldhorn absteigen wollte, stellte sich der Wirth neben ihn und hielt ihn auf dem Schlitten. Er hatte als diensteifriger Marschall diese Huldigungen angeordnet und verlangte nun auch deren richtigen Verlauf.

„Ihr müsset ein paar Worte reden," lispelte er Diethelm zu und rief dann laut: „Ruhe! Stille! der Herr Diethelm will reden."

„Liebe Freunde und Mitbürger!" begann Diethelm und nochmals wurde Ruhe geboten, worauf er wiederholte: „Liebe Freunde und Mitbürger! Ich danke euch von ganzem Herzen für die Ehre und Liebe, die ihr mir erweist, ich werde sie euch nie vergessen, obzwar ich sie nicht verdiene. Was hab' ich denn Großes gethan? Ich bin kein Brandstifter, kein Mordbrenner, das ist Alles. Mein Ehrenname steht wieder rein da. Ich will hoffen, daß ihr mich einstmals eben so mit Ehren hinaustraget, wenn man mir ein eigen Haus anmißt. Haltet fest."

Dieser Gedanke schien Diethelm so zu übermannen, daß seine Stimme zitterte, der Vetter aber neben ihm brummte: „Wie kommen die Rüben in den Sack?" und Diethelm setzte noch hinzu:

„Ich dank' euch, ich dank' euch viel tausendmal."

Diethelm hielt inne, aber der Vetter drängte wieder:

„Noch was, so kann's nicht aus sein, saget noch was," und Diethelm fuhr fort:

„Viele von euch haben gehört, was man mich angeklagt hat, aber meine Freisprechung ist hinter verschlossenen Thüren vor sich

gegangen. Freut euch, daß das bald ein Ende hat, wir bekommen das Schwurgericht, wo wir ſelber richten und Alles öffentlich."

Diethelm hielt wieder inne und wollte abſteigen, aber der Vetter ließ ihn nicht vom Platze und drängte: „Das iſt nicht genug, ladet ſie wenigſtens zu einem Trunk ein." Diethelm fühlte, daß er jetzt keine Schmauſerei halten konnte, es war ſchon zu erdrückend viel an dem Geſchehenen, er ſchloß daher: „In vier Wochen halt' ich meiner Bruderstochter hier Hochzeit, ich lad' euch heute Alle dazu ein auf meine Koſten. Nochmals ſage ich euch meinen herzlichen Dank."

Diethelm drängte den Vetter faſt zu Boden, als er abſtieg.

Unter den Reitern zeigte ſich aber eine offenbare Mißſtimmung. Es geht im Großen wie im Kleinen ſo, ein verſprochener Zukunftstrunk macht eher verdroſſen als luſtig, wer weiß, was dann iſt wenn die verſprochene Zeit kommt; man will eben trinken, wenn Gemüth und Zunge einmal dazu vorbereitet ſind, heute, eben jetzt, und da hilft eine noch ſo ſichere Vertröſtung auf kommende Tage nichts.

Der Vetter ſah ſchon, daß er etwas auf ſeine Kappe nehmen mußte, er war der nachträglichen Beſtätigung ſicher; er ſagte daher jedem Einzelnen, daß es bei der Hochzeitseinladung verbleibe, daß aber heute Jeder ein Halbmaas Wein auf Diethelms Koſten trinken könne, er habe das nur nicht laut ſagen wollen, weil er glaube, es ſchickt ſich nicht.

Nun war doch eine mäßige Beruhigung hergeſtellt und im Waldhorn ging's hoch her in Schmauſen und Unterredungen. Die eine Halbmaas zog Kameraden nach und der Vetter hätte nichts dabei verloren, wenn er die Schenkung wirklich auf ſeine Kappe genommen hätte. Diethelm ſaß indeſſen in der obern Stube und hielt beide Hände vor's Geſicht, die Augen brannten ihm, aber weinen konnte er nicht. Mitten unter dem Ehrenjubel, der ihn neu ins Leben zurückführte, konnte er den Gedanken nicht los werden, daß das ein Leichenbegängniß wäre, ſein eigenes, er war ſcheintodt und er konnte nicht aufſchreien: ihr begrabt einen Mann der lebt, nein, ihr begrüßt unter den Lebenden einen Todten. Hirnverwirrend drang es auf ihn ein und er meinte, er ſei wahnſinnig, er hätte gerne geſprochen, um vor ſich ſelber ſicher zu werden, wie er ſei, aber der Lärm war ſo

groß und Fahren und Reiten so wild. Darum freute er sich Anfangs, als er seine eigene Rede vernahm, die so klug war, aber mitten in dieselbe sprang ihm unversehens der Todesgedanke, und wie ein fester Stern, der aus der Irre führt, erschien plötzlich die Anrufung des Schwurgerichtes. Und doch war Diethelm eigentlich froh, daß dieß noch nicht eingerichtet war.

Jetzt zum Erstenmal fühlte Diethelm ganz deutlich, wie ein Scheinleben gewiß nicht minder gräßlich ist, als ein Scheintod, aber er war entschlossen, ihm mit starkem Willensmuth zu trotzen.

Die ganze Gemeindevertretung trat bald bei ihm ein und der Obmann frug Diethelm geradezu, ob es wahr sei, daß er, wie der Waldhornwirth gesagt, vom Dorfe wegziehen wolle.

Diethelm gab ausweichenden Bescheid, denn er erkannte plötzlich, daß die Ehrenbezeigung nicht pure Huldigung war; man wollte ihn mit seinem Vermögen im Dorfe fesseln. Der Obmann erklärte, daß man mit der Schultheißenwahl auf ihn gewartet habe, er werde einstimmig gewählt, wenn er willfahre. Diethelm machte noch einige scheinbare Widersprüche, daß er jetzt zu viel mit Ordnung seiner Angelegenheiten zu thun habe u. dgl.; auf vieles Zureden gab er indeß nach, er fühlte doch erst im Dorfe und so zu sagen in den niederen Stuben recht deutlich das Maß seiner Größe, und ihn erquickte der Gedanke, nun ein festes Ehrenamt zu bekleiden, bei dessen jedesmaliger Benennung ihm stets klar vor Augen liegen mußte, in welchem Ansehen er stand und wie kein Makel an ihm hafte. Er bedurfte dessen jetzt doppelt, denn seitdem er wieder ins Dorf zurückgekehrt war, fühlte er sich so bang, als ob ein Gespenst ihm auf dem Nacken sitze und ihn bei allen Ehrenbezeigungen auslache und heimlich zwicke und quäle. Und doch wollte er erst wenn Alles vergessen war und seine Fränz sich verheirathet hatte, das Dorf verlassen; vorher erschien es ihm verdächtig.

Ein großer Haufe Geld, wie ihn bar das Dorf noch nie gesehen hatte, kam andern Tages an, es war die volle Versicherungssumme für die Fahrniß. Der überbringende Kaufmann Gäbler war voll Unterwürfigkeit gegen Diethelm und empfahl sich ihm zu jeglicher Vermittelung. Nun ging es an ein Abwickeln der Schulden und zwischen hinein an Uebernahme der Erbschaft vom Kohlenhof, und im Waldhorn war allzeit ein reges Leben. Das Haus selbst, das in der Staats-Brandkasse versichert war,

wurde erſt zur Hälfte bei Beginn und zur andern Hälfte bei Vollendung des Wiederaufbaues bezahlt. Diethelm ließ ſchon im Winter Steine brechen und fahren, und verſchaffte dem Dorf und der ganzen Umgegend geſegneten Verdienſt in einer ſonſt kahlen Zeit; aber weder er ſelbſt, noch Martha beſuchten je die Brandſtätte, nur Fränz war mehrmals dort geweſen. Es ſchien Alles wohl zu gehen, nur Martha klagte viel über das Leiden in ihrer rechten Hand; die Mittel des oft herbeigerufenen Arztes verſchlugen nicht, der Daumen, Zeige- und Mittelfinger waren wie abgeſtorben, leichenhaften Anſehens. Der Arzt behauptete, dieſe Finger ſeien durch zu eifriges Spinnen mit der Spindel abgetödtet, und Diethelm beſtätigte, daß ihm ſeine Mutter oft erzählt habe, Spindeln ſeien giftig; aber ſeine Frau habe nie nachgegeben und am Rädchen ſpinnen lernen wollen. Er klagte nun auch, nachdem er Frau und Tochter fortgeſchickt, ſein eigen Leid, wie es ihm ſtets mitten im Körper ſo kalt ſei und es ihn innerlich ſtets friere, wenn er am Ofen ſitze und faſt verbrate. Der Arzt bedeutete, daß das vielleicht ein innerlicher Rheumatismus ſei, und daß es ſich gerade ſchicke, Frau Martha müſſe im nächſten Sommer nach einem warmen Bade und der Herr Diethelm auch."

Als Diethelm dieſe Botſchaft ſeiner Frau verkündete, ſagte ſie:

„Der Doctor verſteht mein Uebel nicht, aber ich verſteh's. Sei nur nicht bös, ich muß es aber doch zu einem Menſchen ſagen; guck, mir ſind juſt die drei Finger abgeſtorben, mit denen ich einen falſchen Eid geſchworen hätt', wenn ich hätt' ſchwören müſſen."

„Du? Wo denn?"

„Ich hätt' vor Gericht geſchworen, daß nie vom Anzünden zwiſchen uns die Rede geweſen iſt, ich hab' gemeint, ich bring' dich damit in Ungelegenheiten, wenn ich's ſag."

„Dummes Zeug, das hätt'ſt du wohl auch mit einem Eid ſagen können, ich hab' noch ganz andere Sachen zu Boden geſchlagen," polterte Diethelm; als er aber das ſchmerzzuckende Antlitz ſeiner Frau ſah, ſetzte er begütigend hinzu: „Red' dir nur nichts ein von einem falſchen Eid, du haſt ja gar nicht geſchworen, und hätteſt du auch, wär's auch nicht falſch geweſen, du haſt ja blos etwas verſchwiegen, und wenn alle Menſchen, die

falſche Eide geſchworen haben, todte Finger bekämen, es gäb' wenige, die eine Priſe nehmen könnten."

Martha ſchwieg, ein ſchwerer Gedanke ſtieg in ihr auf, den ſie aber mit aller Macht bannte. Wie verwildert, wie jähzornig und bald wieder ſo viel alleinredend war ihr Mann!

Mehr als je ſtanden dieſe Menſchen in Reichthum und Ueberfluß, aber Kummer und Schmerz verließ ſie nie — Martha konnte Nichts mehr arbeiten und wurde immer trübſinniger, Tagelang ſaß ſie in ſich zuſammengekauert und betrachtete ſtieren Blickes die todten Finger an ihrer rechten Hand; nur Fränz war glücklich, zumal da ſie hörte, daß man im Sommer nach dem Bade reiste, und zwar gerade nach dem Orte, wohin der Amtsverweſer verſetzt war.

Martha hatte insgeheim und durch dritte Hand dem alten Schäferle manche Gabe zukommen laſſen, aber er wies Alles zurück; er war den ganzen Tag beim Abräumen des Schuttes und ſuchte nach den Gebeinen ſeines Sohnes, von denen er nichts fand, als den halbverbrannten Schädel und ein Stück des Oberarmes.

Martha wagte es eines Abends, den verlaſſenen Mann aufzuſuchen.

„Ich will nichts von Euch," rief der alte Schäferle der Eintretenden entgegen.

„Aber ich will was von dir," entgegnete Martha, „da ſieh, was ich für todte Finger hab'. Du mußt mir helfen."

Der alte Schäferle, deſſen geheime Kunſt aufgefordert war, die er an ſeinem Vater an Freund und Feind zu üben verſprochen hatte, näherte ſich, wenn auch langſam, betrachtete die Hand lange, hauchte dreimal darauf und murmelte dabei unverſtändliche Worte. Martha bewegte ſchon die Finger beſſer auf und zu, und der Schäferle ſagte:

„Der Hund da, der Paßauf, kann Euch helfen. Laſſet ihn nur bei Euch im Bett ſchlafen."

Martha wehrte ſich gegen dieſes Mittel, gerade der Hund des verbrannten Medard war ihr ein Schrecken, und ſie dachte nicht, daß ein anderer kurzhaariger eben ſo dienlich geweſen wäre; ſie verſtand ſich eher zu den andern Mitteln, die darin beſtanden, Turteltauben im Zimmer zu halten und im Neumond drei Blutstropfen aus den drei Fingern auf Baumwolle aufzufangen und ſolche in eine junge ab dem Wege ſtehende Weide einzuſpunden.

In der That wurde Martha von nun an viel belebter und heiterer, und ſie rieth oft ihrem Manne, wegen ſeines Fröſtelns den alten Schäferle zu befragen, ja ſie befragte dieſen von ſelbſt über den Fall; aber der alte Schäferle, der wußte, wem es galt, behauptete, nicht helfen zu können, bevor der Mann ſelber zu ihm käme. Diethelm aber wollte ſich nicht dazu verſtehen, und wenn ihn ſeine Frau über ſeine unruhigen Nächte ausfragte, redete er ihr ein, das viele Geld im Hauſe mache ihm bange; er durfte ihr ja nicht ſagen, wie nicht die Sicherung ſeines Geldes, ſondern die Wahrung ſeines Geheimniſſes ihn oft in der Nacht aufſchreckte, und wie es ihm oft war, als hörte er Peitſchenknallen, Wagenraſſeln, und als kämen plötzlich die Häſcher, um ihn auf's Neue einzufangen. Jedesmal in der Nacht, wenn der Eilwagen durch das Dorf fuhr, erwachte er; er hoffte wieder Ruhe zu finden, wenn er aus dem lärmenden Dorfe weg ſei und wieder auf ſeinem ſtillen Berge wohnte.

## Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

An der Hochzeit des jungen Kübler mit der Bruderstochter Diethelms, die dieſer reichlich ausſtattete, zeigte ſich was die berittene Mannſchaft zweier Dörfer verpraſſen kann, und noch dazu, wenn es auf fremde Koſten geht; dem Diethelm war nichts zu viel und er ermunterte noch Jeglichen zu Eſſen und Trinken. Das Faß Uhlbacher wurde richtig ausgetrunken und Diethelm, dem der Arzt ſeinen Leibwein verboten hatte, machte heute eine Ausnahme und half wacker mit, denn er verband mit dieſem Tage noch ein zweites Feſt.

Seit acht Tagen war Munde vom Militär heimgekehrt, er war frei und hatte nur noch drei Jahre die gewöhnlichen Herbſtübungen mit zu machen. Da Diethelm Schultheiß geworden war, mußte ihm Munde ſeinen Urlaubspaß übergeben; er wartete ab, bis Diethelm mit dem Gemeinderath auf dem Rathhaus war, übergab dort das Schriftliche ohne aufzuſchauen und nannte ihn ſtets „Herr Schultheiß.“ Diethelm hielt gerade ein Anſchreiben vom Amte in der Hand als Munde eintrat und ſprach. Von heftigem Schreck erfaßt, ſtarrte er ein Weile hinein in das Papier, auf dem die Buchſtaben ſeltſam in einander krochen. Der Klang

der Bruderstimme hatte Diethelm mächtig erschüttert. Die Einbildungskraft kann sich zu Leid und Freud das ganze Wesen und Gehaben eines Verstorbenen in die lebendige Erinnerung stellen, Eines aber vermag sie nicht aus sich zu erwecken: es ist der Klang der Stimme des Abgeschiedenen, nur ein Ton von außen ruft ihn wach. Und wie jetzt Diethelm die Bruderstimme hörte, drang sie ihm ins Herz, so daß plötzlich alles Verborgene und gewaltsam Zurückgedrängte vor ihm stand.

Diethelm faßte sich und sagte endlich, das Papier niederlegend und sich zurücklehnend:

„Was willst du jetzt anfangen, Munde?"

„Ich werd' schon sehen," antwortete Munde und grüßte soldatenmäßig. Diethelm aber rief ihm noch nach:

„Komm zu mir ins Waldhorn, Munde, ich hab' dir was Gutes zu sagen."

„Das Gescheiteste wär', du gäbst ihm dein' Fränz," sagte der Schmied hinter dem Weggegangenen, „sie haben sich von je gern gehabt und es schickt sich grad für dich, Einem der nichts hat deine Tochter zu geben, und einen bräveren und schöneren Tochtermann kannst du nicht kriegen."

Diethelm schwieg und nahm die Gemeindeverhandlungen wieder auf. Am Mittage erzählte er seiner Frau, daß er den Munde herbestellt habe und es sei wohl möglich, daß er seinen Vorsatz ausführe und ihm die Fränz gebe. Martha war glückselig mit diesem Vorhaben und sagte, daß dann gewiß wieder Alles gut werde und daß auch die Seele des verstorbenen Medard Ruhe haben werde, wenn sein liebster Wunsch erfüllt sei. Diethelm nickte zufrieden, aber drei Tage lang ließ sich Munde nicht sehen und Diethelm war voll Zorn gegen ihn und verbot Frau und Tochter ein Wort „mit dem Bettelbuben" zu reden. In sich aber überdachte er, daß es wohl klüger sei, dem Munde die Fränz nicht zu geben, diese Großmuth konnte leicht verdächtig erscheinen und als Gewissensangst gedeutet werden; dennoch muthete ihn der Gedanke einer Sühne in Erfüllung des Versprechens gegen den Todten tröstlich an. „Dann ist ja Nichts geschehen — sagte er sich — als ein paar Jahre verkürzt und das hätte sich der Medard gern gefallen lassen für das was seinem Bruder zukommt, er hat ihn ja immer so gern gehabt." Ueberdem war es Diethelm unerträglich, daß noch irgend ein Mensch außer dem alters-

ſchwachen Mann an ſeine Schuld glaubte. So lange noch ein ſolcher Menſch auf der Welt lebte, meinte er keine Ruhe zu finden.

Munde hatte ſeinem Vater erzählt, wie zutraulich Diethelm gegen ihn auf dem Rathhaus geweſen.

„Ich weiß was er vorhat," ſagte der alte Schäferle, er will dir ſeine Fränz geben."

„Vater, was machet Ihr?" rief Munde hochentflammt.

„Kannſt dich drauf verlaſſen," fuhr der alte Schäferle gelaſſen fort, „er will ſich loskaufen."

Munde mußte aber und abermals hören, wie unerſchüttert der Vater an die Schuld Diethelms glaubte, er wehrte ſich mit aller Macht dagegen, aber der Vater blieb ſtandhaft und ſagte:

„Ob er Blutſchuld auf ſich hat, weiß ich nicht gewiß, aber ſo gewiß als der Himmel über uns iſt und nichts auf der Welt verborgen bleibt, hat er mit angezündet. In alten Zeiten hat ein Bruder nicht geruht, bis er für das Blut ſeines Bruders Rache genommen hat. Kannſt du hingehen und die Tochter von Dem heirathen? Nein. Weißt was, komm her," ſagte der alte Schäferle aufſtehend und holte einen Rock aus dem Schranke, von jenen Kleidern, die ihm Medard zur Herbſtzeit in der erſten Furcht übergeben hatte, „da, komm her, zieh den Rock an und ſetz' den Hut auf und geh hin zum Diethelm und betracht' dir ihn genau was er macht. Du ſiehſt dem Medard gleich wie er vor Jahren ausgeſehen hat, geh, mach's."

Munde ließ ſich nicht dazu bewegen, er faßte den weißen rothausgeſchlagenen Rock des Bruders und weinte bittere Thränen darauf, indem er dem Vater erzählte, daß auch gegen ihn Medard den Verdacht ausgeſprochen und daß er mit einem Schlag ins Geſicht von ihm geſchieden ſei. Dieſes letzte beſonders that ihm ſo weh, daß er ſo grimmzornig von ſeinem Bruder auf ewig geſchieden ſei. Munde hatte ſein weiches ſanftes Gemüth bewahrt und er ſtreichelte den Rock als deckte er noch den, der ihn einſt trug. Drei Tage kämpfte Munde einen ſchweren Kampf mit ſich und mit dem Vater. Der Gedanke, Fränz zu beſitzen, entflammte ihn! und wenn er wieder dachte, daß er ewig um den Mann ſein und ihn Vater nennen ſolle, der vielleicht am Tode ſeines Bruders ſchuld war — die Aſche des Bruders lag auf all dem großen Beſitzthum. Aber was kann Fränz dafür? Es iſt nur eine alte Dorfgewohnheit, daß das Kind die Schande erdulden

muß, die auf dem Vater ruht, und iſt nicht Diethelm freigeſprochen und hochgeehrt?

Am dritten Abend als Munde das Dorf hinaufging, begegnete er Fränz, ſie reichte ihm froh und innig die Willkommshand, aber es mochte ſeine ganze Gemüthsverfaſſung zeigen, daß das Erſte was Munde ſprach, dahin lautete, er müſſe ihr das Geld wieder geben, das er ohne zu wiſſen bei ihrer Abreiſe aus der Hauptſtadt von ihr genommen habe. Er überreichte ihr das Geld, das er in einem Papiere wohl verwahrt hatte, ſie empfing es mit den Worten: „Sonſt haſt du gar nichts zu ſagen?“

Die trotz aller Tändeleien und Anknüpfungen nie völlig erſtorbene Liebe zu Munde erwachte in ihr, dabei die Erinnerung an jenen Schreckensabend und Etwas von der Milde und Demuth, die damals in ihr aufgeſproßt war. Nach einer ſtummen Pauſe ſetzte ſie daher hinzu:

„Kannſt dir denken, wie hart es uns Allen zu Herzen geht, daß dein Medard dabei verunglückt iſt. Wir ſind ja Alle zu ihm geweſen als wenn er das Kind vom Haus wär' und dein Vater hat ſchweres Herzeleid über uns gebracht.“

„Mein Medard hat ihm das Gleiche geſagt, wie mir. Weißt wohl?“

„Und du denkſt noch daran?“ ſagte Fränz ſchaudernd. In ihrem Wiſſen um das Geſchehene fühlte ſie, daß noch nicht Alles geſühnt war und auch in ihrem Herzen kämpfte nun Liebe zu Munde und Furcht vor ihm; ſie ſetzte aber ſchnell hinzu:

„Mein Vater iſt freigeſprochen und es darf Niemand mehr ſo was reden und denken. Sag das deinem Vater. Es ſteht Zuchthaus drauf.“

„Auch auf's Denken?“ fragte Munde und Fränz erwiderte unwillig:

„Ich hab' Nichts mehr mit dir zu reden, wenn du ſo biſt. Ich glaub' an keinen Menſchen mehr, weil auch du ſchlechte Gedanken haſt. O Munde, ich könnt' mir die Augen ausweinen über dich. Ich hab' dich ſo gern gehabt. Jetzt darf ich's ſagen, es iſt ja vorbei.“

„Nein, es iſt nicht vorbei,“ rief Munde aufflammend, „ja du haſt Recht, es iſt ſchlecht, ſo was zu denken. Gieb mir dein' Hand, komm, wir gehen zu deinem Vater, er hat mich kommen heißen. Fränz, haſt mich denn wirklich noch ſo gern?“

„Es kommt darauf an, wie du biſt. Allem Anſchein nach haſt du dich verändert. Du haſt doch immer ſo ein gutes Gemüth gehabt.“

„Und ich hab's noch, wenn du mich lieb haſt, komm Fränz, komm.“

Hand in Hand gingen Beide in das Waldhorn zu Diethelm. Jede andere Empfindung wurde bei Fränz von dem Triumphe überragt, daß ſie den Munde hinter ſich drein ziehen könne, wohin ſie wolle.

„Haſt dich beſonnen?“ fragte Diethelm nach den erſten Begrüßungen.

„Auf was?“ erwiderte Munde ſtotternd, indem er ſchnell umherſchaute und vor ſich niederblickte. Diethelm ertrug jetzt ſeine Stimme ſchon gleichmüthiger und ſagte daher achſelzuckend:

„Das iſt dein' Sach. Ich will dir nur ſagen, daß dein ... dein Medard noch vierzig Gulden Lohn bei mir ſtehen hat. Kannſt ſie jeden Tag holen, wenn du was damit anfangen willſt.“

„Damit kann ich nicht weit ſpringen. Der Herr Schultheiß hat mir ja aber auf dem Rathhaus geſagt, daß er mir was Gutes mitzutheilen hat.“

„Nun? Iſt denn vierzig Gulden nichts? Und zwei Jahr Zins iſt auch dabei. Ich will dir's aber nur ſagen, ich hab' was anderes mit dir vorgehabt, aber du haſt dich drei Tage beſonnen, bis du zu mir kommen biſt, und derweil ſich der Geſcheite beſinnt, beſinnt ſich der Narr auch.“

Munde ſah wohl, daß ihn Diethelm ſchrauben wollte; daran daß er ihn tief zu demüthigen ſuchte, um ihm dann vielleicht großmüthig zu ſich zu erheben, dachte er nicht, er ſagte daher:

„Ihr wiſſet, was ich denk', Ihr kennet mich ja.“

„Ich kenn' dich nimmer. Du biſt zwei Jahre Soldat geweſen, da wird der Menſch ein anderer.“

„Wen ich damals gern gehabt, hab' ich noch gern.“

„Das iſt brav. Du haſt immer ein gut Herz gehabt. Jetzt muß ich aber da Schreibereien machen. Komm morgen wieder, Munde.“

Schon beim Eintritte Munde's hatte ſich Fränz entfernt, und als dieſer jetzt auch wegging, begleitete ihn die Mutter und ſagte ihm noch auf der Treppe:

„Munde, ſei nur heiter. Ich darf nichts ſagen, aber glaub' mir, er hat's gut mit dir vor. Komm nur morgen wieder. Es fällt kein Baum auf Einen Schlag. Grüß' mir deinen Vater und ſag' ihm, es ging' mir viel beſſer, aber ſpinnen kann ich noch nicht. Und ſieh, daß du von deinem Vater ein Mittel kriegſt gegen böſe Träume und gegen das Frieren; darfſt aber nicht ſagen, für Wen es iſt."

„Für Wen iſt's denn?"

„Es iſt beſſer, wenn du's nicht weißt, dann brauchſt du es nicht zu ſagen."

Munde wußte es aber jetzt und die anfangs tröſtliche Zuſicherung der Frau Martha hatte einen bittern Nachgeſchmack. Diethelm hatte böſe Träume und fror, er war alſo doch ſchuldig; er durfte es aber jetzt nicht mehr ſein, gewiß nicht am Tode Medards. Munde hatte Luſt, jeden zu Boden zu ſchlagen, der ſo etwas dachte und protzte mit ſeinem Vater, der immer darauf zurück kam. Der alte Schäferle hatte bald heraus, wo ſein Munde trotz des Verbotes geweſen war und blieb dabei, daß Diethelm ihm die Fränz geben wolle, und ihn nur zappeln laſſe, um jeden Anſchein von ſich zu entfernen. Als Munde wie zufällig um ein Mittel gegen böſe Träume und Froſt fragte, frohlockte der alte Schäferle:

„So? Hat er auch böſe Träume? So iſt er doch nicht los, wenn er auch freigeſprochen iſt." Der Stolz auf ſeine ſympathetiſche Heilkunſt verleitete ihn aber doch zu dem Zuſatze: „Gegen böſe Träume gibt es ein altes untrügliches Mittel: man muß auf einem Schaffell ſchlafen und vor Schlafengehen Thee von Brennneſſelwurzel trinken, und gegen Froſt gibt es nichts Beſſeres als Morgens vor Tag ſich in Waſſer waſchen, das man vom Menſchenblut abgenommen hat, dann drei Stunden vor die Sonne im Mittag ſteht und drei Stunden nachher ohne Ausſchnaufen Erlenholz ſägen, das man im Vollmond geſchlagen hat."

Diethelm war andern Tages viel zuthätiger und herablaſſender gegen Munde, er ſaß in ſeine Wolfsſchur gehüllt am Ofen und fror heftiger als je. Er hatte mit Fränz geſprochen und in der Art wie ſie einwilligte, den Munde zu heirathen, und dabei das unerhörte Verlangen ſtellte, daß der Vater bei Lebzeiten ſein Beſitzthum ihr abtreten müſſe, erkannte er nicht undeutlich, daß ſie an ſeine Schuld glaubte. Er that als ob er das nicht merkte

und doch fraß es ihm das Herz ab, daß ſein einziges Kind das Schlimmſte von ihm dachte. Beim Eintritte Munde's war er raſch aufgeſtanden und ſchritt ſtolz die Stube auf und ab, dann hieß er Munde ſich neben ihn ſetzen und fragte ihn; wie er ein großes Vermögen umwenden und zuſammen halten wollte. Munde gab fröhlichen und zufriedenſtellenden Beſcheid. Als Diethelm jetzt plötzlich wieder fror, gab er ihm das Mittel an, das er vom Vater erfahren; Diethelm aber fuhr ſtolz auf:

„Ich bin der Diethelm, ich hab' mein Bauerngeſchäft nicht aufgegeben, um Holzhacker zu werden. Ich brauch' kein Mittel."

Munde beging den Unſchick, mindeſtens die Anwendung des Mittels gegen böſe Träume anzurathen, aber kaum hatte er das Wort Schaffell geſagt als Diethelm laut aufſchrie:

„Ein Hund und ein Fuchs iſt dein Vater, rathet der mir das, weil er weiß, daß mir ſo viel hundert Schafe jämmerlich verbrannt ſind. Aber wer hat dir geſagt, daß ich bös träume?"

„Niemand, ich hab' nur ſo davon geſprochen, weil das beim Frieren iſt."

„Bei mir nicht. Ich ſchlaf wie ein neugeborenes Kind. Aber Munde, ich will dir auch gut betten, ſag's frei was du willſt," wendete Diethelm, um alles Andere vergeſſen zu machen.

Munde brachte nun im glückſeligen Ueberſtrömen ſeine Bitte um Fränz vor. Diethelm ſolle freier Herr bleiben ſo lang er lebe, er wolle nur die Fränz. Diethelm nickte zufrieden, aber plötzlich ſagte er:

„Ich nehm' gar nichts an, du haſt nichts geſagt, es muß beim alten Brauch bleiben; dein Vater muß für dich freiwerben, eher geb' ich kein Jawort. Verlaß dich drauf."

Das war nun aber ein ſchwer Stück Arbeit, den alten Schäferle zu dieſem Gange zu bewegen, er ließ ſich nicht erbitten, weder durch Munde noch als Frau Martha ihn ſelber darum anging; er wiederholte ſtets: Munde könne thun was er wolle, er ſelber aber bleibe davon, er thue dem zu lieb nicht die Pfeife aus dem Maul und gehe auch nicht mit zur Hochzeit.

So kam in betrübter Unentſchiedenheit die Hochzeit des jungen Kübler heran, aber mitten im Schmauſen und Lärmen faßte Diethelm einen andern Gedanken, er überrumpelte Fränz mit ihrem unkindlichen Verlangen nach Güterabtretung und Munde war ihm nicht nur eine Sühne für das Vergangene, ſondern auch

der bequemſte willfährige Tochtermann, der ihn frei ſchalten ließ. Er verkündete daher plötzlich die Verlobung von Fränz und Munde und Alles war voll Jubel und Lobpreis über Diethelm. Darum half er heute trotz ärztlichen Verbotes den Uhlbacher ferndigen rein austrinken.

Als man davon ſprach, daß Munde noch drei Jahre Soldat ſein müſſe, beklagte Diethelm, daß er nicht Landtagsabgeordneter geworden ſei, er hätte nicht geruht, bis die verdammte allgemeine Wehrpflicht wieder aufgehoben und das Einſteherweſen hergeſtellt ſei. Wer nichts habe, ſolle Soldat ſein. Die fetten Bauern ſtimmten mit ein, ſchimpften und klagten, wie ſehr ſie ihre Söhne vermißten, und mitten unter Schmauſen und Zechen wurde eine Eingabe an die verſammelten Stände um Wiederherſtellung des Einſteherweſens aufgeſetzt und unterzeichnet.

---

## Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Diethelm hatte auf den Abend die Stadtzinkeniſten zur Tanzmuſik beſtellt. Dieſe Menſchen mit ihren Trompeten und Poſaunen hatten ihn ſo oft erſchüttert und nun ſah er, daß es keine Engel vom Himmel, ſondern nur arme Schlucker mit langgeſtrecktem und gewundenem Meſſingblech waren. Wußte er das auch ſchon vordem, ſo that es ihm doch wohl, es ſo deutlich vor ſich zu haben und die Zinkeniſten nach ſeinem Geluſt aufſpielen zu laſſen was er ihnen angab und manchmal ſogar vorpfiff. Mitten zwiſchen den Tänzen mußten ſie ihm ſogar einmal einen Choral blaſen, worüber viele Leute den Kopf ſchüttelten und ſich entſetzten; Diethelm aber ließ an den Schlußton ſchnell einen Tanz heften und tanzte mit ſeiner Martha den Siebenſprung wie ein junger Burſch. Es war ſpät in der Nacht und Diethelm ließ allen Gäſten warmen Gewürzwein auftiſchen, er ſelber aber ſtand bald auf, es fehlte ihm noch Jemand und der mußte herbei; alle Welt ſollte ſeiner Ehre voll ſein, Keiner ausgenommen.

Es war mondhell. In ſeine Wolfsſchur gehüllt ging Diethelm das Dorf hinaus nach dem Hauſe des alten Schäferle. Vom Waldhorn herab, das glänzend in die Nacht hineinſchimmerte, klangen bisweilen noch verlorene Töne; hier war Alles einſam und dunkel. Das Haus des alten Schäferle ſtand am Ende der

ſogenannten Luftgaſſe, die heute mit doppeltem Recht ſo hieß, denn der Wirbelwind tanzte gar luſtig mit dem Schnee und machte ſich ſelbſt Muſik dazu. Die Hausthür war offen, Diethelm ſchritt durch den Hausflur, der zugleich Küche war, in die Stube, auch hier öffnete ſich die Thüre, aber Niemand regte ſich, nur der Paßauf kam ſtill herangeſchlichen und Diethelm fühlte erſchreckt die kalte Schnauze an ſeiner Hand.

„Iſt Niemand daheim?“ rief Diethelm jetzt laut.

„Ja freilich,“ ertönte eine dumpfe Stimme. Der alte Schäferle auf der Bank hinter dem Tiſche rauchte einſam und die Pfeife im Mund haltend fuhr er fort:

„Ich weiß, warum der Diethelm kommt, aber er kann unverrichteter Sache wieder fortgehen.“

Diethelm ſetzte ſich auf die Bank und redete dem alten Manne zu, ſeinen einfältigen Haß fahren zu laſſen und glücklich zu ſein mit den Glücklichen.

Der alte Schäferle antwortete Nichts, legte die Pfeife auf den Tiſch, ging nach dem Schranke, brachte einen weißeingebundenen Pack und legte ihn auf den Tiſch, auf den ein ſchräger Mondſtreif fiel.

„Wenn du das nimmſt, geh' ich mit,“ ſagte er.

„Was iſt's denn?“ fragte Diethelm.

„Mach's auf.“

Diethelm öffnete und ſchrie laut auf, daß der Hund bellte. Er hatte einen Schädel mit halbverbrannten Haaren gefaßt. Der alte Schäferle packte ihn am Arme und rief:

„Da, da leg' deine Hand drauf, das iſt mein Medard, da leg' deine Hand drauf und ſchwör', daß du unſchuldig biſt an ſeinem Tode. Schwöre, ſchwöre, ſo wahr dir Gott in deiner letzten Stunde beiſtehen mag. Schwöre, und ich will dir Abbitte thun. Red'! Jede Minute, die du ſchweigſt, ſchreit, daß du doch ein Mordbrenner biſt. Medard, ſprich, ſprich du, da iſt dein Mund. Schwöre, Diethelm, ſchwöre!“

Diethelm war's, als ob alle Höllengeiſter ihn umzingelten, ſeine Hand war wie gelähmt, er konnte ſie nicht zurückziehen von dem Todtenſchädel des Ermordeten, aber plötzlich ſtieß er auf, daß der Schädel die Stube hinabkollerte.

„Du biſt ein liederlicher Lump. Mich verhexeſt du nicht,“ ſchrie er und ſeine ganze Kraft kehrte wieder.

„Woher haſt du dieſe Sachen? Die Ueberreſte Medards müſſen ehrlich begraben werden.“

„Nimm ſie mit, nimm ſie mit, wenn du kannſt,“ knirſchte der alte Schäferle. Diethelm ſtand auf und ſagte mit feſter Stimme:

„Ich hab' dir ſchon einmal geſagt, ich verzeihe dir, du haſt deinen älteſten Sohn verloren, ich mache deinen jüngſten glücklich. Ich verzeihe dir. Morgen ordne ich an, daß Alles begraben wird; gieb Acht, daß ſich Alles wiederfindet, oder du ſollſt ſpüren, wer ich bin.“

Stark auftretend ſchritt er hinaus auf die Straße, und als er ſich mit der Hand über das Geſicht fuhr, merkte er einen Modergeruch. Er wuſch ſich die Hände lange im Schnee.

Im Waldhorn wunderten ſich die Leute, wie blaß Diethelm ausſah, und wie er große Gläſer warmen Weines hinabſtürzte, als wäre es kühles Quellwaſſer.

Freude und Trauer folgten ſich auf dem Fuße. Am andern Tage ließ Diethelm die Ueberreſte des Entſeelten, die der Vater willig hergab, feierlich begraben, und die Menſchen, die Diethelm immer als harten Mann gekannt hatten, lobten ihn ſehr, weil er bei dem Begräbniſſe ſo heftig weinte.

Die volle Kraft war wieder über Diethelm gekommen, er beſuchte die Brandſtätte und ordnete den Bau und fuhr oft mit ſeinen Rappen über Land. Draußen fühlte er ſich erſt recht wohl. Zwar blieb es eine Widrigkeit, daß er von jedem neu Begegnenden eine Beileidsbezeugung anhören und darauf mit einer ſchmerzvollen Miene oder auch mit einem Ausruf der Trauer dankend erwidern mußte; war aber dieß vorüber, hatte man hin und her den Heuchlerzoll bezahlt, dann überließ man ſich ohne Scheu der Freude und dem Glückwunſche. Dieſe immer wiederkehrende Wahrnehmung, wie lügneriſch die ganze Welt ſei, da man Mitleid darlegte wo man keines hatte und im Gegentheil faſt Neid empfand, da man Klagen auspreßte wo man Freude vermuthen mußte, dieſes ganze jämmerliche Poſſenſpiel war für Diethelm faſt ein Labſal. Es war ihm recht, daß die ganze Welt ſchlecht war und es keinen ehrlichen Menſchen giebt.

Die ganze Welt verachten, das iſt im Bauernrock wie in der Galla-Uniform das beſte Mittel, um nicht zur richtigen Schätzung ſeines eigenen Werthes zu gelangen.

Diethelm gewöhnte ſich an das Bewußtſein ſeines Verbrechens, wie man ſich an ein untilgbares körperliches Leiden gewöhnt; Anfangs will ſich die geſunde Kraft nicht drein fügen, immerdar eine Behinderung zu finden, nach und nach aber ſetzt ſie ſich damit zurecht. Wir ſind allzumal gebrechlich und ſündhaft, das lernt der Stolz der übermüthigen Kraft einſehen und es fragt ſich nur noch um das Maß des nothwendigen Mangels.

Während Diethelm ſich draußen tummelte, war Munde daheim viel beſchäftigt und viel bewegt. Er war gerade in entgegengeſetzter und doch nicht unähnlicher Lage wie Diethelm. Jedermann glückwünſchte ihm zu ſeiner ſo überaus günſtigen Lebenswendung und er wollte dieſe gutherzige Freude der Menſchen nicht dadurch ſtören, daß er ihnen ſagte, wie tief er den gräßlichen Tod ſeines Bruders betraure und daß ein ſo ſchwarzer Fleck auf ſeinem Andenken ruhe; er glaubte, das nicht ausſprechen zu dürfen, daß er, wie der Vater ihm täglich vorhielt, aus der Aſche ſeines Bruders ſich ſein Glück erbaue. Munde war ein ſeltſamer Bräutigam: es freute ihn, daß Diethelm wieder von Auswanderern ein ſtattliches Bauerngut zuſammen kaufte, aber wenn er Diethelm dann ſo im Gelde wühlen ſah, war es ihm oft als müſſe er aus einer Verzauberung über alle Berge entfliehen und ihm ſchauderte vor jedem Kreuzer, den er davon in die Hand nahm, als könnte er ſich plötzlich in brennende Kohle verwandeln. Er half den Bau leiten. Im Frühlingsthauen, das jetzt begann, wurden die Grundmauern gegraben und es ſchien in der That, daß Diethelm nicht prahlte, wenn er ſagte, daß er ein kleines Schloß baue.

Wenn Diethelm über Land fuhr, ſpannte ihm Munde ein, hielt ihm oft eine Stunde lang die Pferde vor dem Hauſe und benahm ſich überhaupt wie ein Knecht, nicht aber wie der Sohn des Hauſes. Darüber hatte er viel bei Fränz auszuſtehen, die überhaupt jetzt die ganze Schärfe ihres Weſens offenbarte; ſie verlangte, daß er ſich gegen den Vater ganz anders ſtelle, der müſſe unterducken und dürfe nicht mehr den Herrn ſpielen, das Sach' gehöre jetzt den jungen Leuten und nicht mehr den alten; wenn Munde nicht den Muth und das Geſchick habe, ſolch ein großes Anweſen in die Hand zu bekommen, hätte er davon bleiben ſollen. Es gab oft die ärgerlichſten Auftritte zwiſchen Munde und Fränz, und wenn dann Munde das Waſſer in den Augen

ſtand, lachte ihn Fränz ſchelmiſch aus, faßte ihn am Kopfe, küßte ihn wacker ab und ſagte: „Munde, du hätteſt ſollen ein Kloſterfräulein werden, du biſt ſo windelweich; fluch' einmal recht wetterlich, ich glaub's gar nicht daß du's kannſt. Sei froh, daß du nicht in Krieg kommen biſt, du hätteſt Keinen erſchoſſen. Mach, fluch' einmal ſo recht mörderlich. Ich hab' dich nachher noch einmal ſo lieb." In ſolcher Weiſe zerrte Fränz ihren Munde hin und her und machte aus ihm was ſie wollte. Diethelm war oft jähzornig gegen ihn, weil er die Arbeitsleute beim Baue nicht ſcharf genug anhielt; nur die Mutter war ſtets liebreich und mild gegen ihn und erfreute ihn oft durch Vorzeigung der ſchönen Ausſteuer, die ſie für ihn und Fränz bereiten ließ.

Fränz hatte nicht nachgelaſſen, bis Munde einmal das Fuhrwerk für ſich nahm und mit ihr eine Luſtfahrt nach der Stadt machte.

Munde hatte ſich nie dazu verſtehen wollen. Jetzt aber ergab ſich eine beſondere Veranlaſſung; nicht Diethelm, ſondern das junge Brautpaar ſtand Gevatter bei dem Erſtgebornen des Zeugmachers Kübler in G.

Es war ein linder Morgen des erſten Frühlings, als Munde mit ſeiner Braut dahinfuhr, er hatte an die ſchwanke Spitze der Peitſche und die Meſſingroſen der Pferdezäume rothe Bänder geheftet als beſcheidene und doch kenntliche Fahnen ihres bräutlichen Glückes. An ſeinem väterlichen Hauſe wollte ihm der Paßauf folgen, aber der alte Schäferle pfiff ihm zornig und er kehrte zu ihm zurück. Munde wußte, daß ſein Vater Niemand mehr um ſich haben wollte als den Hund des verſtorbenen Medard, mit dem er oft ſtundenlang ſprach. Munde kümmerte ſich deß nicht mehr und fuhr wohlgemuth hinaus in den frühlingsjungen Tag. Die Sonne ſtand nicht am Himmel, nebelhaft verſchwommene Wolken umzogen ihn und ein leiſer Duft wob über den kaum ergrünenden Feldern, daraus ſich einzelne Lerchen noch zaghaft zwitſchernd emporhoben, um bald wieder nieder zu ſinken.

„Fränz, ich freu' mich doch, aber lach' mich nicht aus," ſagte Munde.

„Warum?"

„Guck, ich kann mir's gar nicht denken, daß das Fuhrwerk mein eigen ſein ſoll und daheim noch ſo viel, ich mein' immer,

es ſei nur geliehen, ich bin bei euch zu Gaſt und ihr könnet mich morgen fortſchicken."

„Du biſt ein ſchrecklich guter, aber auch zum Verzweifeln weichmüthiger Menſch. Du biſt ein gutes Schaf, aber du mußt anders werden. Wir zwei haben unſern Alten am Bändel, er merkt wohl, was wir Zwei von ihm wiſſen."

„Meinſt du, er hab's wirklich than?"

„Es iſt brav von dir, daß du mir's jetzt ausreden willſt," ſagte Fränz, „aber ich weiß es nicht von dir allein. Ich könnt' auftreten wenn ich wollt'. Das weiß er. Und ſo wirſt du doch nicht auf den Kopf gefallen ſein, daß du nicht merkſt, er hätt' uns nicht zuſammen geben, wenn ihm nicht das Gewiſſen ſchlagen thät? Wir zwei ſind unſchuldig. Uns geht's nichts an. Drum mußt du dabei bleiben, daß er vor der Hochzeit alles Vermögen an uns abtreten muß. Es ſoll ihm nichts abgehen, er iſt ja der Vater, aber wir ſind die Meiſterleut', ſo muß es ſein. Kinder haben nichts darnach zu fragen, woher die Eltern das Sach haben, in zweiter Hand iſt es redlich Gut und es muß ihm auch recht ſein, daß er nichts mehr damit zu thun hat."

Die Raben, die im erſten Frühling immer ſo laut krächzen, flogen über den Weg hin und her, und Munde wars plötzlich, als ſchrien ſie Rache und wäre die ganze Welt um ihn verkehrt. Er faßte ſich aber und ſagte endlich, nachdem er Fränz lange an ſich hatte hinreden laſſen:

„Du willſt mir nur die Zunge heben. Es kann nicht ſein, daß du das glaubſt."

„Ich erkenn' deine Gutheit wohl," erwiderte Fränz, „aber wir Zwei brauchen uns nichts vor einander verhehlen. Es hat ſchon Mancher Aergeres gethan als mein Vater, und daß dein Medard verunglückt iſt, dafür kann er nicht. Aber dabei bleiben mußt, daß wir die Meiſterleut' ſind, er iſt mit ſeinem Großthun im Stand und ladet den Wagen noch einmal zu hoch, daß er umſchmeißen muß."

Munde hieb gewaltig auf die Pferde ein, als müßten ſie ihn ſchnell an dem Abgrunde vorüber führen, in den er plötzlich hinein ſah. So hatte der alte Schäferle Recht, und war vielleicht das Gräßlichſte wahr?

Hätten ſie nicht zu Gevatter ſtehen müſſen, Munde wäre

vielleicht gleich umgekehrt. Aus allem dem nahm ſeine Gemüthsart eine unberechenbare Wendung.

Die Scheidekünſtler wiſſen zu beſtimmen, welche Wirkung ein Stoff auf den andern hervorbringt; welche Wirkung aber ein Wort in fremdem Gemüthe verurſacht, iſt nicht ſo leicht in ein Geſetz zu faſſen.

„Das freut mich, du biſt nicht ſo ſtolz wie ich glaubt hab',“ ſagte Munde endlich.

„Warum? Wie meinſt?“ fragte Fränz verwundert.

„Wenn du ſtolz wärſt, hätteſt du mir das nicht geſagt und hätteſt mich auf dem Glauben gelaſſen, daß mir eine beſondere Gnade damit geſchieht, des Diethelms Tochtermann zu werden. Aber jetzt iſt mir's faſt lieb, daß du mir's geſagt haſt. Ich ſeh', ich geh' dir über Vater und Mutter, und du haſt mich an mir ſelber gern und willſt nichts vor mir voraus.“

Fränz rieb ſich anfangs betroffen die Stirne. Sie hatte mit ihrem loſen Herausplaudern, ſtatt dem Vater einen Fallſtrick zu legen, ſich ſelber gefeſſelt. Sie hatte nicht den Muth, zu thun, als ob ſie Alles nur im Spaß geredet, und als ſie zuletzt hörte, wie gut der Munde ihre Rede auslegte, bewältigte ſie dieſe Macht der harmloſen Treuherzigkeit. Der Munde war doch ſo ohne Falſch und ſo ſeelengut, daß ſie ihn in dieſem Augenblicke mehr liebte als je, und ſie gab ihm von ſelber einen Kuß.

Munde war ein finſterer Gevatter von gar nicht bräutlicher Laune, und als ihn der Geiſtliche um den Namen des Täuflings fragte, gab er nicht, wie verabredet, den Diethelms an, ſondern rief zitternd: Medard! Er bebte in der Kirche, denn er dachte, daß einſt ſeine eigenen Kinder einen Großvater liebkoſen ſollten, der ſo Arges gethan. Beim Taufſchmauſe ſchnitt es ihm anfangs in die Seele, da man ihn als glücklichen Schwiegerſohn Diethelms laut pries und der junge Kübler ihm ein Hoch ausbrachte, daß er ebenfalls ein Familienfürſt werden möge, wie ſein Schwäher. Nach und nach — die Huldigung hat allezeit ihren verführeriſchen Reiz — beſchwichtigte Munde die Gewiſſensſchreie in ſeinem Innern, zumal er Fränz ſo überaus glücklich ſah. Fränz war es gewohnt, ſich in den Familien der von ihrem Vater Beglückten preiſen und erheben zu laſſen, und wie ſie Geſchenke ausbreitete und Alles voll Dank und Lob war, zeigte ſie wirklich eine hohe Freude und Gutherzigkeit; ſie ſuchte

an sich herum, ob sie nichts mehr zum Verschenken habe und löste ihre Korallenschnur ab. Unter all dem verworrenen Gestrüppe blühte doch in ihr die Blume wirklicher Milde und Freigebigkeit.

Im Nachhausefahren umarmte Munde seine Fränz voll Glückseligkeit, da sie sagte, wie gut sie es doch hätten, da sie so vielen Menschen Gutes thun könnten. Das war jetzt auch für Munde ein Trost, in dem er zu vergessen suchte, wie schreckenvoll Alles um ihn sei.

Es sollte ihm aber nicht ganz gelingen.

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Landstände hatten glücklich das alte Einsteherwesen wieder hergestellt. Zum großen Pferdemarkte, der alljährlich in der Hauptstadt abgehalten wurde, schnallte sich Diethelm eine vollgestopfte Geldgurte um, er wollte sich ein neues Gespann und einen modischen sogenannten Charabank kaufen und dann seinen Schwiegersohn vom Militär losmachen. Munde verließ nur ungern jetzt seinen Vater, der fast nicht mehr vom Bette herunter kam und zusehends abfiel; der alte Schäferle wollte aber nichts von ihm wissen und sagte immer: „Laß du uns Beide — er meinte sich und den Paßauf — nur allein, geh' du deiner Wege, sei glücklich so gut du's kannst. Du bist jung, bei dir verlohnt sich's noch, der Diebshehler zu sein, ich bin schon zu alt, ich wär' ein Narr, wenn ich erst so spät anfangen thät." Martha versprach des kranken Mannes zu warten, Fränz ließ sich nicht davon abbringen, mit nach der Hauptstadt zu reisen; was sie einmal wollte, das mußte auch geschehen.

Am Morgen als Munde kam, schickte sie ihn noch einmal nach Hause, er mußte die neuen Kleider anziehen, die sie nach städtischer Tracht für ihn bestellt hatte. Als er wieder kam, knüpfte sie ihm das Halstuch nochmals anders und sagte dann frohlockend, sich vor ihn hinstellend.

„So. Siehst du? so, jetzt bist ein Mann, der sich sehen lassen darf."

Schon beim Einsteigen gab es Streit. Fränz behauptete, ein Brautpaar gehöre zusammen und der Vater solle auf den

Vorderſitz und kutſchiren; aber Munde willfahrte ihr nicht und Fränz beruhigte ſich erſt, als ihr Munde ſagte, daß die Herren in der Stadt oft ſelbſt fahren. Draußen vor dem Dorfe gab es abermals Händel. Diethelm wollte, daß Munde die Geldgurte umſchnalle und ſetzte ſelbſtverrätheriſch hinzu: „In der Stadt kannſt mir ſie wieder geben.“

„Das leid' ich nicht,“ ſchrie Fränz, „entweder — oder, entweder behaltet Ihr die ganze Zeit die Geldgurte oder mein Munde behält ſie; er iſt nicht Euer Knecht, er iſt wenigſtens grad ſo viel wie Ihr. Ihr könnet ja das Geld ins Kutſchentruckle thun.“

Das wollte aber Diethelm nicht, ſei es, daß er das Kutſchentruckle noch ſcheute, oder daß er ſein Geld auch zeigen wollte.

Wo man einkehrte, hatte Fränz bei der Ankunft und bei der Abfahrt noch manchen Zank mit dem Vater und mit Munde. Sie wollte es nicht dulden, daß dieſer ſich als Knecht benahm, ja ſie weinte vor Zorn als Munde ihr nicht nachgab und ſprach oft Stunden lang kein Wort mit ihm.

Im Oberlande war es noch ziemlich rauh und kalt, je mehr man aber nach dem Unterlande kam, zeigte ſich der wonnige Frühling; man fuhr durch Buchenwälder, die in dem erſten ſo zarten knospenfeuchten Grün prangten, und bald fuhr man zwiſchen blühenden Obſtbäumen, die hüben und drüben am Wege ſtanden; aber in den Herzen der drei Menſchen, die da hinfuhren, war Widerſtreit und Trübſinn mancher Art. Dazu kam noch, daß es Diethelm nicht laſſen konnte, Munde über die Art, wie er die Pferde führte, zurecht zu weiſen, und es giebt vielleicht nichts, was leichter zu Zorn aufreizt, als ein Dreinſprechen beim Pferdelenken. Wenn es einen kleinen „Stich“ hinabging, rief Diethelm jedesmal: „Sperr die Mick [1] und fahr Trab, dreh' noch beſſer.“ Munde ließ es an heftiger Widerrede nicht fehlen, peitſchte oft gefliſſentlich die Pferde und fuhr im Zorne in der That ungeſchickt, beſonders beim Ausweichen, ſo daß es mehrmals

[1] Mick nennt man den neuen Erſatz des Radſchuhs, wo man vermittelſt einer zugedrehten Walze die Räder hemmt. Es iſt erfreulich, daß das Volk die durch das Maſchinenweſen eingeſchleppten Benennungen ſich erfinderiſch mundgerecht macht. Das Wort Mick iſt eine Zuſammenziehung von Mechanique. Wäre es aus der Analogie von Bremſe entſtanden, müßte es im Oberdeutſchen wenigſtens Muck heißen.

ein Unglück gegeben hätte, wenn ihm Diethelm nicht in die Zügel gefahren wäre. Fränz wartete immer darauf, daß Munde einmal tapfer aufbegehren und die ganze Geſchichte hinwerfen werde; als es aber immer nicht geſchah, biß ſie ſich auf die Lippen und murmelte ſtill vor ſich hin Schimpfworte auf Munde, die ſie hinter ſeinem Rücken ſprach.

Man kehrte in der Hauptſtadt im Rautenkranz ein und Fränz war wenigſtens einigermaßen zufrieden geſtellt, als Munde beim Abſteigen ſagte:

„So, jetzt beim Heimfahren könnet Ihr kutſchiren, Schwäher, nicht um ein Königreich fahr' ich noch einmal ſo. Komm Fränz, wir Zwei wollen zuſammen halten. Weißt noch, wie oft ich da bei dir geweſen bin? Ich freu' mich, grad hier zu zeigen, daß wir doch noch ein Paar geworden ſind."

„Siehſt jetzt, daß ich Recht hab'?" entgegnete Fränz, als ſie mit ihrem Bräutigam allein war, „mit meinem Vater kommt kein Tochtermann aus, der ihm nicht den Meiſter zeigt."

Sie blieb ſtets bei dieſem Gedanken.

Im Rautenkranz war ſchon heute ein buntes Gedränge von Menſchen in Trachten aus allen Landesgegenden, und dazwiſchen ſah man Soldaten von allen Waffengattungen, die ſich hier bei Angehörigen und Bekannten gütlich thaten; aber mitten im Gewoge beharrte die ſtattliche Rautenwirthin an der Anrichte, wie ein Fels im Strome, und je lärmender und unruhiger es um ſie her wurde, um ſo bedachtſamer und gemeſſener ertheilte ſie ihre Befehle und zählte Alles genau nach, was aufgetragen wurde. Dazwiſchen fand ſie immer noch Zeit, auf Nachfragen der Gäſte bündigen Beſcheid zu geben. Als ſich Fränz mit Munde zu ihr hindurchgedrängt hatte, wurde Erſtere mit beſonderer Freundlichkeit bewillkommt. Die Rautenwirthin ſagte, daß der Schaffner, mit dem ſie damals gefahren ſei, Fränz nicht genug habe rühmen können, und wie man ihr überhaupt viel Gutes nachſage, daß ſie Vater und Mutter ſo getreulich pflege. Fränz war ſtolz und hochfahrend, und doch war's ihr beim Lob der Frau Rautenwirthin, als ſetzte man ihr eine Krone auf. Dieſe Frau hatte es durch Schweigſamkeit und Zurückhaltung dahin gebracht, daß ſchon eine freie Anrede, um wie viel mehr ein Lob von ihr als Ehrenſchmuck galt, und ſammelte ſich hier gute Nachrede, ſo war man deren im ganzen Lande gewiß. Mit ſeltſamer Befangenheit ſagte nun

Fränz, daß sie mit Munde verlobt sei. Die Rautenwirthin zog nur ein wenig die Brauen ein und sagte: „Das ist schnell gangen. Ich wünsch' Glück." Dann wendete sie sich um und gab anderen Gästen Bescheid.

Munde saß verdrossen bei Fränz, die Eifersucht hat einen raschen Scharfblick, er behauptete Fränz schäme sich seiner und durch diesen offenen Ausspruch wurde die noch halb schlummernde Empfindung der Fränz plötzlich geweckt.

„Und wenn's wär'," sagte sie aufbegehrend, „wenn ich ein Mann wär', ich thät mir eher die Zung' abbeißen ehe ich einem Mädle sagen thät, es kann sich meiner schämen. Aber du, freilich, du bist dagestanden wie der Bub, der die Milch verschüttet hat. Ich sag' dir's noch einmal, du mußt ganz anders werden oder du bringst's dahin, daß ich mich deiner schäm', ja, dahin bringst's, ja, daß du's nur weißt."

Munde behielt nur die ersten Worte der Fränz und er fühlte, daß sie Recht habe. Die gereizte Seelenstimmung hat aber etwas wahrhaft Ansteckendes. Munde war von Fränz gedemüthigt worden und nun mußte er ihr Gleiches entgelten; mit fast schadenfroher Miene sagte er: „Mir hat's für dich einen Stich ins Herz geben, wie die Rautenwirthin dich gelobt hat, daß du so ein gutes Kind gegen deinen Vater bist. Wenn die Leute wüßten, wie's eigentlich ist ..."

Fränz knirschte die Zähne über einander und sah Munde mit einem zermalmenden Blicke an; hätte sie ihn damit in Stücke zerreißen können, sie hätte es gethan. Sie wollte aufstehen, aber Munde hielt sie fest und sagte begütigend: „Die Fahrt mit dem ewigen Gezerr hat uns Alle mit einander dumm gemacht. Wir wollen gar nichts mehr reden. Ich geh' jetzt noch vor dem Appell ein bisle in die Kasern' zu meinen Kameraden. Vergiß Alles und denk' gut an mich. Gieb mir ein' Hand. So, b'hüt dich Gott."

Munde ging nach der Kaserne. Er war jetzt ein ganz anderer Mensch als vor wenigen Monaten, da er diesen Weg so oft abgeschritten. Zuerst als ihm der Vater das Erbe der Rache aufdrängen wollte und dann als er von Diethelm das Erbe des Verbrechens überkam, war in sein träumerisches still umfriedetes Wesen eine gewaltige Gährung gekommen, er war zaghafter und kraftloser als je. Er war überhaupt nicht geschaffen, sich mit

feſter Hand ein Schickſal zu bereiten: von Kindheit auf war Medard ſein Führer und Rathgeber in Allem, als Hirte führte er ein faſt gedankenloſes Leben, pfeifend und rauchend, und als er Soldat wurde, brachte auch dieß keine bedeutſame Wandlung in ihm hervor; er war anſtellig und pünktlich, als ſtiller, allzeit wohlgemuther Burſch beliebt, aber ohne ſich irgend eine beſondere Geltung zu verſchaffen; nur mit ſeiner Kunſtfertigkeit im Pfeifen hatte er ſich bei der Compagnie beliebt gemacht und davon den Beinamen Pfifferling erhalten. Jetzt, ſo plötzlich in die Erfüllung ſeines einzigen und höchſten Wunſches eingeſetzt, ging er oft wie traumwandleriſch umher und nur der Gedanke an das geſchehene noch ſo dunkle Verbrechen ſchreckte ihn oft auf. Er freute ſich, daß er Fränz gewonnen und all' das große Gut dazu, er wäre aber am liebſten Hirte geweſen, träumend wie in alten Tagen bei ſeiner Heerde. Das viele Gut und die tauſend Thätigkeiten dafür, die er übernehmen ſollte, erdrückten ihn faſt. Darum konnte er dem Wunſch der Fränz nicht nachgeben, ihm war es ja lieb, wenn Diethelm ſo lang als möglich Alles unter ſeiner Obhut behielt.

Jetzt auf dem Wege nach der Kaſerne ſagte er ſich, daß Fränz doch Recht habe, er müſſe anders auftreten, kecker und umſichtiger. Nicht nur ſeine Liebe zu Fränz ſtieg aufs Neue in ihm auf, er empfand auch eine große Hochachtung vor ihrem energiſchen Weſen, das allzeit geweckt, den Dingen ſcharf ins Auge ſah und ſie frei beherrſchte. So kam er zu den Kameraden und erzählte ihnen, daß er ſich andern Tages vom Militär loskaufe, und was aus ihm geworden ſei; er wußte ſeine künftige Thätigkeit bereits ſo lebendig als wirkliche darzuſtellen, daß Alle ſtaunten, wie ſich der Pfifferling, der ſtille Munde, dem man das gar nicht zugetraut, verändert hatte. Als er zuletzt ſagte, daß er morgen auf dem Markt vier Pferde einkaufe, beſchloſſen unter Jubel der Feldwebel und einige Kameraden, auch auf den Markt zu kommen, um zu ſehen, wie der Pfifferling das mache.

Stolz aufgerichtet mit geſpanntem Selbſtgefühle kehrte Munde in den Rautenkranz zurück, er wollte ſeiner Fränz Abbitte thun, daß er ſo bös gegen ſie geweſen ſei und ihr ſagen, wie er ſich nun wacker ins Geſchirr legen wolle, daß es ihm landauf landab Keiner voraus thun könne.

Als er in den Rautenkranz trat, hörte er in der Küche die Stimme der Fränz, ſie ſagte:

„Das iſt ja prächtig, daß Sie Kellner im Wildbad geworden ſind. Ich komme dieſen Sommer mit meinen Eltern auch dahin.“

„Aber Sie ſind Braut,“ ſagte eine Männerſtimme.

„Ja, mit mir,“ ſagte Munde eintretend, er ſah einen Mann — es war der älteſte Hausſohn aus dem Rautenkranz — der die Hand der Fränz hielt.

„Ich gratulire,“ ſagte der Nebenbuhler ſchnell die Hand losloſſend, und Munde erwiderte:

„Dank' ſchön. Komm' mit Fränz in die Stube.“ Er faßte ſie nicht eben zart am Arm, und Fränz machte große Augen, als er ihr allein ſagte, daß das Scharmuziren ein Ende habe, und ob ſie mit den Eltern ins Wildbad gehe, darein habe er auch noch ein Wort zu reden. Fränz widerſprach heftig, und Munde erklärte, daß er von dieſer Stunde zu regieren anfange über Alles, was ihm gehört, und das ſei vor Allem ſeine Frau, es müſſe ja Fränz recht ſein, daß er ſich als Mann zeige.

„Zeig's zuerſt beim Vater. Bei mir brauchſt nicht anfangen,“ ſtachelte Fränz, der dieſe Wendung gar nicht lieb war. Munde ſprach wiederholt und in verſtärkter Weiſe ſeinen Herrſcherplan aus, und der Abend dieſes unruhvollen verhetzten Tages ſchien doch noch erwünſcht auszuklingen.

Schon am frühen Morgen jedoch hatte Munde einen gewaltigen Zank mit ſeinem Schwäher, er wollte ſich die Geldgurte umſchnallen, Diethelm aber lachte ihm ins Geſicht.

„Dann reiß' ich ſie Euch auf öffentlichem Markt vom Leib herunter, wenn Ihr mich ſo gehen laſſet, und ich Euch damit ſeh',“ drohte Munde und ging hinab in die Wirthsſtube.

Diethelm ſchaute hoch verwundert dem ſo plötzlich Veränderten nach und Fränz ſah mit Schrecken die böſe Saat aufgehen, die ſie geſäet; ſie wußte aber den Vater noch dahin zu beſchwichtigen, kein Geld mit auf den Markt zu nehmen, die Leute könnten es für Prahlerei anſehen und das müſſe man vermeiden nach ſo einem Unglück. In der Wirthsſtube übergab hierauf Diethelm der Rautenwirthin die Geldgurte zum Aufbewahren und Munde lächelte vergnügt zu ſeinem Siege. Diethelm traf hier viele Bekannte, unter denſelben auch den Reppenberger und den Steinbauer. Reppenberger war eben ſo zuthulich und redſelig, als der

Steinbauer unachtſam und maulfaul; er erzählte, daß er einen umfangreichen Branntweinhandel betreibe, er habe den Vertrieb übernommen, und fahre mit ſeinem Einſpänner im Lande umher, während ſein Geſchäftsgenoſſe das Brennen aus dem Grunde verſtehe.

Munde trat auf Diethelm zu und wiederholte in entſchiedener Weiſe einen früher gemachten Vorſchlag, daß man die Rappen gegen gute Ackerpferde vertauſche, ſie brauchten ja keine Kutſchenpferde mehr.

Diethelm widerſprach heftig und der Steinbauer, der ſich ſonſt nicht in fremder Leute Sachen miſchte, ließ ſich doch zu den Worten herbei:

„Dein Tochtermann hat Recht, Gäule, die gewohnt ſind, in der Kutſch' zu laufen, gehen zu Grund, wenn ſie wieder Zacker fahren müſſen."

Der Steinbauer ſagte das mit ſo ſchelmiſch zwinkernden Augen, daß eine Bezüglichkeit ſeiner Worte auf die Lebensweiſe Diethelms kaum zu verkennen war. Diethelm merkte das auch, aber er that, als ob er's nicht verſtände; ihm war das verſeſſene Weſen des Steinbauern in der Seele zuwider, aber er vermied doch jede offene Feindſchaft mit ihm. Er ſchüttelte lächelnd den Kopf und gab lang keine Antwort, bis er endlich zu Munde gewendet ſagte:

„Das iſt mein' Sach', Punktum."

Der große Umzug der Marktpferde, der eben an dem Rautenkranz vorüberkam und alles an die Fenſter und auf die Straße lockte, unterbrach den Streit, Munde folgte ſeinem Schwäher auf den Markt. Mitten im Gewühle wurde er von ſeinem Feldwebel und mehreren Kameraden angehalten, die wie verſprochen gekommen waren, und nun aufs Neue ihr Verlangen ausſprachen, den Pfifferling einkaufen zu ſehen.

„Iſt der bärenmäßige Bauer dein Schwäher?" fragte der Feldwebel.

„Ja, der iſt's." Aber Diethelm war verſchwunden. Munde ſuchte ihn mit ſeinem Geleite hin und her, ohne ihn finden zu können und mußte manchen Spott darüber hören, daß er ſich nicht getraue, einen Pferdeſchwanz allein einzukaufen.

Munde ließ ſich dieſe Neckereien gefallen und ſchwieg, er wollte nicht weiter gehen, als ihm eigentlich zuſtand; etwas von

der alten Zaghaftigkeit seines Wesens kam wieder über ihn. Er verwünschte es, daß er sich im Uebermuth Wächter seiner Ehrenstellung zugesellt hatte und hoffte sie in guter Weise wieder los zu werden. Der Feldwebel war ein Pferdeverständiger und that sich was darauf zu gute, er suchte ein Viergespann gleichgezeichneter Braunen aus, Munde ließ sie sich hin und her vorführen, holte die Rappen aus dem Rautenkranz zum Vertauschen und war eben daran unter Bedrängen des Feldwebels und der Kameraden in die dargebotene Hand einzuschlagen, als Diethelm herzutrat. Munde hielt ein und rief ihm zu:

„Schwäher, ich hab' einen Handel gemacht."

„Du? Hast ein' Geis gekauft?"

Munde schoß alles Blut zu Kopf und Diethelm fragte wieder:

„Wie kommen die Rappen daher?"

„Ich hab' unsere Rappen vertauscht," berichtete Munde.

„Unsere?" lachte Diethelm. „Vor der Hand sind sie noch mein und ist keine Red' von unseren, was hast du von unseren zu sagen?"

„Schwäher, was machet Ihr? Jeder Knecht sagt zu seines Herrn Sach unser, und ich bin kein Knecht. Sehet nur das Viergespann an. Ich bin so viel als handelseins."

„Du? Was nimmst denn du dir 'raus? Wenn man dich auf den Kopf stellt und es fällt dir ein Guldenstückle 'raus, soll man mir die Augen mit ausstechen. Und du willst vier Roß kaufen?"

„Schwäher, das geht über den Spaß, redet nicht so. Ich hol' gleich unsere Geldgurt aus dem Rautenkranz. Besehet Euch nur die vier Roß."

„Daß ich ein Narr wär'. Wenn du allein Meister bist, so bezahl's auch."

„Schwäher, ich weiß nimmer was ich thu, wenn Ihr so fort machet."

„Das glaub' ich. Du hast keinen Groschen zum Einkaufen. Ich will dir zeigen, wer die Geißel in der Hand hat."

„Schwäher," kreischte Munde heiser vor Wuth und ballte beide Fäuste, „Schwäher, redet anders oder ich . . ."

„Weg da, führ' die Rappen in den Stall und red' kein Wort mehr."

„Ich will nichts von deinem Brandgeld, nichts von deinen

Sachen, du biſt unter'm Galgen weggelaufen, aber du bleibſt doch noch einmal dran hängen. Laſſet mich los," ſchrie Munde, den ſeine Kameraden feſthielten, daß er nicht auf Diethelm eindrang.

Eine große Menge Menſchen hatte ſich um die Streitenden verſammelt, Diethelm hatte ſich raſch entfernt, Munde riß ſich von ſeinen Kameraden los und mit geballten Fäuſten und ſchäumendem Munde eilte er nach dem Rautenkranz: Fränz mußte ihm Genugthuung verſchaffen für die unerhörte Schmach, die ihm der Vater angethan, und dann mußte ſie noch zur Strafe ihren Vater verlaſſen, Nichts von ſeinem Sündengute annehmen, er wollte Tag und Nacht arbeiten, um ſein Brod in Ehren zu verdienen. — Als er in die Wirthsſtube trat, ſah er Fränz, die Hand in Hand neben dem Rautenwirthsſohne am Tiſch ſaß. Sie heftig ſchüttelnd, fuhr er auf:

„Lumpenpack! Hundebagage ſeid ihr Alle. Da ſitzſt du bei einem Andern, derweil dein Vater mich vor aller Welt beſchimpft." Der Zorn gab ihm plötzlich hölliſche Gedanken ein und er fuhr fort: „Du haſt mich aufgeſtiftet, ich ſoll deinem Brandſtifter-Vater Widerpart thun und ihn haſt du aufgeſtiftet, daß er mich beſchimpfen ſoll, damit du mich los wirſt. Du haſt ſchon einen Andern. Jetzt ſeh' ich, du biſt das ſchlechteſte — ich kann's gar nicht ſagen was. Aber warte nur, du haſt mir ſelber geſagt, was du von deinem Vater weißt. Verflucht iſt dein ganzes Haus. Ich will nur ſo lang leben, bis du mit deinen Kindern vor meiner Thür um Brod bettelſt. Ich bin froh, daß ich nimmer ſo ſchlecht bin und von eurem Sündengut was mag. Freſſet's allein und erſticket dran."

Fränz ſtieß den Munde weit von ſich und er ſtürmte fort die Stadt hinaus der Heimath zu. —

So unverhofft als die Verlobung geknüpft war, ebenſo ſollte ſie auch zerriſſen werden.

Mit dem Abſchied vom Militär hatte Munde heimkehren wollen, jetzt rannte er dahin wie aus der Welt verſtoßen, er wußte gar nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Die blüthenduftigen Bäume ſtanden ſo ſtill ſelig im Sonnenſchein und ließen die Bienen in ihren Blüthenkelchen ſich erlaben, die Vögel ſangen ſo wonnig und Alles freute ſich des Daſeins, nur ſein Herz war zum Tode betrübt. Stundenlang war er unaufhaltſam gerannt,

immer vor ſich hin fluchend und Alles verwünſchend; als er jetzt durch das Dorf Breitlingen ſchritt, ſtand er vor dem Wirthshaus ſtill, ſuchte in allen Taſchen nach Geld und fand in der That keinen Heller; mit einem ſelbſtverachtenden Lachen ſchritt er weiter und legte ſich draußen vor dem Dorf unter einen blühenden Birnbaum am Wegrain. Beim Niederlegen gedachte er der ſchönen Kleider, die er anhatte, und er ſchämte ſich derſelben, ſie waren von Diethelms Geld und Fränz hatte ſie ihm gegeben. Er wollte nur noch heim, den Brandſtiftern die Kleider mitſammt der Trau (Verlobungsgeſchenk) ſchicken und dann fort, weit fort.

Die Bienen ſummten und ſchwirrten im Baume und Munde ſpielte mit dem Brautring, den er vom Finger gezogen und ein abgeriſſener Klang aus dem alten Liede vom Teufel, der die untreue Braut holt, zog Munde durch den Sinn:

So komm nur her, du ſchöne Braut,
Du haſt deinen Himmel in die Hölle gebaut.

Er nahm ſie bei der linken Hand
Und führte ſie in den feurigen Tanz ...

Bald aber hörte Munde weder eine Stimme im Innern noch etwas um ſich her.

---

## Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Die beiden Rappen waren zu großer Verwirrung los und ledig auf dem Markt umhergelaufen, der Schmied von Buchenberg, der ein Pferd eingekauft hatte und eben davon reiten wollte, fing ſie ein und brachte ſie dem Diethelm, der darob ganz verwundert ſchien; er übergab dem Reppenberger die Pferde um ſie nachzubringen und eilte voraus durch Nebengäßchen und Durchhäuſer nach dem Rautenkranz. Als er hier von Fränz hörte, was geſchehen war, erſchrack er anfangs, ſo weit hatte er's mit Munde nicht treiben, er hatte ihm nur den Daumen aufs Auge halten wollen. Bald aber ſagte er: „Es hat ſein müſſen, drum iſt's beſſer heut als morgen.“ Fränz war nicht ſo leicht zu beruhigen, ſie nahm den Vater aus der Wirthsſtube fort nach dem ſtillen Zimmer und ſagte hier, daß man nicht wiſſen könne, was

Munde vorhabe, er wiſſe Alles, Medard habe ihm das Gleiche geſagt wie dem alten Schäferle.

„Das iſt vorbei," beruhigte Diethelm, „davon bin ich freigeſprochen; was gemäht iſt, iſt gemäht. Red' mir heut nichts mehr von der Geſchichte."

„Ja Vater, aber er wird mich deßwegen vor Gericht fordern."

„Dich? Warum? Was haſt denn du dabei?"

„Ich hab' ihm Alles geſagt," erwiderte Fränz mit niedergeſchlagenem Blicke.

„Was? Was haſt ihm geſagt? Was weißt denn du? Ich verſteh' den blauen Teufel von all deinem Geſchwätz."

„Vater, ich hab' gemeint, er ſei mein Mann und ihm darf ich Alles ſagen und da hab' ich ihm erzählt, wie Ihr damals auf der kalten Herberge die Farb' gewechſelt habt, wie der Wirth erzählt hat, und wie Ihr mir hier in dieſem Zimmer vier Wochen vor dem Brand geſagt habt, Ihr wiſſet nicht mehr wo aus noch ein. Vater, ich hab's ja nicht bös gemeint, ich hab' ja nie daran denken können, daß uns der Munde verrathen könnt'."

Diethelm ſchnaubte wild vor Zorn und Schreck, er ballte die Fauſt als wollte er Fränz zu Boden ſchlagen: ſein eigen Kind wußte um ſeine Schuld und hatte ſie preisgegeben; aber ſchnell entballte er ſeine Fauſt wieder, ſpielte in der Luft mit den Fingern wie auf Claviertaſten und ſagte bitter lächelnd:

„So? Alſo du biſt ſo geſcheit und willſt deinem Vater was zuſammen zwirnen? Aber du biſt zu dumm, daß dich die Gänſ' beißen. Ich ſollt' eigentlich kein Wort mehr mit dir reden und dir die Peitſche anmeſſen. So denkſt du von deinem Vater? Du biſt's nicht werth, daß ich dir einen Groſchen hinterlaſſe. Geh' nur vor Gericht. Kannſt Alles ſagen, Alles. Aber gedenken will ich dir's was du gethan haſt. Jetzt weiß ich, warum der Lump ſo frech gegen mich geweſen iſt. Mein eigen Kind, mein einzig Kind hat's ihm eingeben. Ich will hinaus und will die ganze Welt fragen ob das noch einmal vorkommt, ſo weit der Himmel über der Erde ſteht."

„Vater, verzeihet mir. Ich denk's ja gewiß nicht mehr," bat Fränz weinend.

„Schlecht genug," daß du's Einmal gedacht haſt. Wenn du von heut an, hör' zu was ich ſag' und guck' nicht unter ſich, ſieh mir ins Geſicht ſag' ich," knirſchte Diethelm ſeine Tochter ſchüt-

telnd, „wenn du von heut an nicht demüthig und gehorſam biſt, wie's einem Kind zukommt, nein, ich will dir nicht ſagen was ich thu', ich behalt's bei mir, aber vergeſſen werd' ich's nicht, verlaß dich drauf. Jetzt komm, hinter mir drein gehſt und machſt ein heiter Geſicht, das ſag' ich dir, und red' mir kein Wort mehr davon."

Diethelm war es gelungen, den ſchlimmen Sinn ſeiner Tochter zu bezwingen, ſie ging hinter ihm drein wie ein Lamm und erſchrack bei jedem ſeiner Blicke, wenn er ſich umwendete. Was war aber damit gewonnen? Handhaben für erneute Anklagen waren in fremde Gewalt gegeben und noch dazu in die eines aufs Aeußerſte Erbitterten. Soll denn die That nie ruhen? Brennt das Feuer immer wieder auf? Nur Eines tröſtete Diethelm, und dieß war der weichmüthige Charakter Munde's. Aber hatte er ſich nicht ſeit geſtern ſo auffallend verändert? Nein, er iſt noch derſelbe, ſonſt wäre er ja nicht davon gelaufen, ſtatt Diethelm und Fränz ſogleich den Gerichten zu überliefern. Dennoch ſchickte Diethelm ſogleich den Reppenberger nach Buchenberg, theilte ihm oberflächlich mit was geſchehen war und gab ihm den dringenden Auftrag, zu erforſchen, was Munde vorhabe und es ihm durch einen Eilboten nach der Stadt mitzutheilen. Der Reppenberger verſtand den Vorgang wenn auch nur halb und ſagte:

„Ich hab's bald gemerkt, das thut kein gut. Man kann ein Roß und ein Schaf nicht zuſammenſpannen." Diethelm lachte über dieſen Vergleich und gab dem Reppenberger ein gutes Zehrgeld mit auf den Weg. —

Beim Namen angerufen erwachte Munde unter dem Birnbaum bei Breitlingen, der Schmied von Buchenberg hielt mit ſeinem Pferd neben ihm und hieß ihn aufſitzen, wenn er müd ſei. Munde nahm das gern an. Der Schmied wußte nur von Händeln, die Munde mit ſeinem Schwäher gehabt, und Munde war nicht geneigt, viel zu ſprechen. Nur als der Schmied ſein Glück rühmte und ihm anrieth, klug zu ſein, die paar Jahre noch den Diethelm den Herrn ſpielen zu laſſen, ſagte er:

„Ich bin nicht klug und will nicht reich ſein."

Die ganze Nacht hindurch raſtete man nicht, und bald ſaß der Eine, bald der Andere zu Pferde.

Es war bald Mittag, als man ſich Buchenberg näherte. Es hatte hier im Oberlande geregnet, und Blüthen und Blätter waren

an den Bäumen hervorgebrochen, ſo plötzlich wie ein bereit gehaltenes Feuerwerk, das nur des zündenden Funkens wartet.

Munde war ganz ausgehungert, denn er hatte ſich geſchämt, dem Schmied zu bekennen, daß er keinen Heller Geld bei ſich habe.

Als er in die väterliche Stube eintrat, rief ihm der alte Schäferle, die Pfeife im Mund haltend, vom Bette herab zu:

„Grüß' Gott Munde, ich weiß wie's dir gangen iſt. Komm her, gieb mir die Hand."

So zutraulich war der Vater ſeit lange nicht geweſen und die Hand reichend ſagte Munde:

„Was wiſſet Ihr? Von wem? Sind ſchon Marktleute vor uns angekommen?"

„Kein Menſch. Ich weiß es von mir. Du haſt mit dem Mordbrenner Händel gehabt. Ich weiß das ſo gewiß, als wenn ich dabei geweſen wär'."

Munde ſtarrte drein vor dieſer prophetiſchen Sehergabe des Vaters und dieſer fuhr fort:

„Ich hab's ſchon lang kommen ſehen. Es iſt mir aber lieb, daß ich's noch erlebt hab'. Ich treib's nimmer lang. Von heut' in ſieben Tagen ſeh' ich meinen Medard, und der muß mir ſagen, wie er ſo ſchnell von der Welt kommen iſt, und wenn ich dir's berichten kann, thu ich's. Setz' dich zu mir aufs Bett. Jetzt biſt du wieder mein. Gelt, jetzt biſt wieder mein? Gehſt nicht mehr zu dem Mordbrenner? Ich kann dir auch was geben, daß du nicht mehr an die Fränz denkſt. Und ich ſag' dir all' meine Mittel. Ich hab' dem Medard ſchon viele geſagt gehabt, und ihm gehören ſie auch, aber du biſt jetzt mein Einziger."

Munde weinte laut und erzählte dann Alles, wie es ihm ergangen. Der alte Schäferle richtete ſich auf, nahm die Pfeife in die linke Hand, hob die Rechte in die Höhe und rief:

„Ich ſchwöre, ſo wahr ich bald vor Gott komm', der Diethelm iſt nicht unſchuldig an dem Tod deines Bruders, wie, das weiß ich nicht, das weiß Gott allein. Munde, leg' deine Hand auf meine Herzgrube, dir vererb' ich's, daß du nicht ruhſt, bis der Diethelm ſeine Strafe hat. Willſt du mir ſchwören nicht zu ruhen und nicht zu raſten, bis der Tod deines Bruders gerächt iſt?"

„Ich kann's nicht, Vater, ich kann's nicht, ich thät Euch ja Alles ſo gern," rief Munde, dem plötzlich davor graute, dieſe

ſchwere Laſt auf ſich zu nehmen, „aber das ſag' ich, ich will dem Diethelm ſo lang ich lebe zeigen, daß ich ihn für einen ſchlechten Menſchen halte.“

„Gut, das iſt mir genug, du haſt ein weiches Herz, du kannſt nicht mehr.“

Der alte Schäferle begann nun, Munde alle ſeine ſympathetiſchen Mittel zu ſagen, wie er ſie vom Vater ererbt; er wollte es anfangs nicht dulden, daß Munde ſie aufſchrieb, das ſei gegen das Herkommen und tödte vielleicht ihre geheime Kraft, aber Munde behauptete, nicht Alles ſo ſchnell behalten zu können. Das Zaubermittel gegen angethane Liebe ſchrieb Munde nicht auf. Er ſaß nun bei ſeinem Vater wie in einem Zauberberg, umgeben von geheimnißvollen Mächten und wußte nichts mehr von der Welt, bis Martha mit dem Reppenberger kam.

Munde that es wehe, auch gegen die Meiſterin feindſelig zu ſein, der Reppenberger ſprach von einer Abſtandsſumme, die Diethelm dem Munde bezahlen wolle, wenn er ſich zur Auswanderung entſchließe, aber Munde wies alle Anerbietungen von ſich, und der alte Schäferle war glücklich, als er hörte, daß ſein Sohn die erledigte Stelle als Gemeindeſchäfer in Unterthailfingen annehmen wolle.

Auf den Tag hin, wie er es vorausgeſagt, ſtarb der alte Schäferle. Als ihm Munde noch am Morgen die geſtopfte Pfeife übergeben wollte, ſchüttelte er den Kopf verneinend und ſagte: „Es iſt vorbei.“

Munde überließ Alles ſeiner Schweſter und nahm ſich nur die Kleider des Medard.

Er ſaß am Weg und hütete die Schafe, als Diethelm vierſpännig mit ſeiner neuen Kaleſche daherfuhr, er ſchaute auf, und blitzſchnell durchzuckte ihn der Gedanke, welch ein großes Leben er hätte führen können; aber er drückte den Hut ins Geſicht und pfiff dem Paßauf, während Diethelm und Fränz raſch vorbeirollten.

Nicht ohne Befriedigung hörte Diethelm, daß der alte Schäferle geſtorben und begraben ſei, und daß der Geiſtliche an deſſen Grabe ſagte, Gott möge ihm vergeben, wie ihm der vergeben habe, dem er ſo ſchweres Leid angethan. Den Munde fürchtete Diethelm nicht mehr, weil er nicht im erſten Zorn gehandelt hatte, in dieſem war er des Schlimmſten von ihm ge-

wärtig, jetzt in Ruhe, dachte er, wird die Schafſeele es nie dazu bringen, als Ankläger aufzutreten. So fühlte ſich Diethelm von dieſer Seite gedeckt, aber der Geiſt der Widerſpenſtigkeit und Aufſätzigkeit, den er in Fränz niedergerungen hatte, ſchien in Martha jetzt neu zu erwachen, wenn gleich gemildert von ihrem an Ergebung gewohnten Weſen. Mit Ruhe ertrug es Diethelm, daß ſie ihm heftige Vorwürfe machte, weil er mit Fränz in der Welt umherfuhr und ſeine Frau daheim vergaß, „wie ein im Stall angebundenes Stückle Vieh.“ Er verſprach, ſie nie mehr allein zu laſſen.

Eines Tages ging er mit ihr nach dem Bau, der ſtaunenswerth raſch vorrückte, die Sonne brannte ſtechend und gewitterverkündend nieder, und Diethelm ſagte:

„Ich weiß nicht wie mir's iſt, ſeitdem ich im Gefängniß geweſen, bring' ich eine Kellerkälte nicht aus mir heraus; es iſt mir, wie wenn ich einen Eisklumpen im Herzen hätt'. Ich hab' gemeint, im Sommer wird's beſſer, aber es iſt nicht. Du ſagſt jetzt, dir ſei heiß, und ich werde die Gänshaut nicht los.“

„Herr Gott! das ſind meine todten Schwurfinger,“ ſchrie Martha gellend und ſtreckte die leichenhaften Finger Diethelm ins Geſicht.

„Was haſt? Was machſt?“ fragte Diethelm erſchrocken und Martha erklärte, indem ſie ſich auf einen Steinhaufen am Wege ſetzte:

„Diethelm, was haſt du gemacht? Weißt du's denn nicht mehr? Du haſt ja geſchworen, die Sonne ſoll dich nicht mehr erwärmen, wenn du ans Brandſtiften denkſt, dort am Fenſterſims haſt's geſchworen und jetzt iſt's ja wahr geworden, die Sonne wärmt dich nicht und ich hab' einen falſchen Eid auf mich nehmen wollen und meine Finger ſterben mir ab. O gerechter Gott, was machſt du aus uns? Gerechter Gott, was ſoll aus uns werden?“

Diethelm ſuchte zu tröſten ſo viel er vermochte, er wollte jetzt läugnen, daß ihn friere und behauptete, die Wunde an ſeinem Arm ſei noch nicht völlig geheilt; da faßte ihn Martha gerade an der wunden Stelle, daß er laut aufſchrie, ſie aber ſagte:

„Geſteh' ehrlich, beichte, nur mir ſag's, nur mir, woher du das haſt. Der Doctor hat immer geſagt, das ſäh' aus wie ein Biß von einem Menſchen. Wer hat dich gebiſſen?“

Diethelm hatte Geiſtesgegenwart genug, ſeine Frau tapfer auszuzanken mit dem Zuſatz, daß wenn ſie noch ein einzigmal von todten Schwurfingern rede, er ſie auf immer verlaſſe, möge daraus werden was da wolle.

Martha ſchwieg, aber ihre ſchweigend trauervollen Mienen, ihr ſtilles ſtundenlanges Betrachten der abgeſtorbenen Finger ſagte Diethelm was ſie für ſich ſinne und was ſie von ihm denken möge.

Als das Haus gerichtet war und der bänderverzierte Maien vom Giebel prangte, machte ſich Diethelm mit den Seinen auf nach dem Wildbad, die warme Quelle ſollte Diethelm von ſeinem Froſt und der Wunde heilen und ſollte die todte Hand Martha's neu beleben. Am hoffnungsreichſten aber war Fränz, ſie bedurfte der warmen Quelle nicht: ihrer harrte dort der Rautenkranzſohn und, nicht zu vergeſſen, auch der Amtsverweſer.

---

## Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Der ſtattliche reiche Bauer von Buchenberg mit ſeiner Familie und ſeinem eigenen Gefährte war wochenlang eine der bemerkteſten Erſcheinungen im Wildbad. Schon der frappante Gegenſatz, den man ſich von ihm erzählte, daß er ſich beim Brande eine ſchwer zu heilende Erkältung zugezogen, machte ihn zum Gegenſtand des Geſpräches, dazu ſein gemeſſenes Benehmen, weder zudringlich noch ſchüchtern, machte ihn zu einem Urbild jenes ſtolzen ſelbſtbewußten Bauernthums, das man ſogar in der ſogenannten guten Geſellſchaft anziehend findet, ſo lange es in äſthetiſcher Buchferne verharrt und der eigenen Ueberhebung nicht zu nahe tritt. Martha und Fränz waren weniger bemerkt. Martha hielt ſich vorzugsweiſe zu einigen alten Frauen, die im Armenbad eine Freiſtelle genoſſen und ließ ſich von ihnen ihre Leiden und ihre Schickſale erzählen, Fränz aber war ſeltſam verſcheucht und zurückgezogen. Wir werden bald erfahren warum. Wir müſſen nur noch erzählen, daß Diethelm die Spitze ſeines Ruhms erreichte, als eine regierende Fürſtin in der Allee durch den erſten Kammerherrn ihn ſich vorſtellen ließ. Diethelm war beſeligt durch dieſe Auszeichnung, er gab auf alle Fragen beſcheidene und wie es ſchien genehme Antworten; er widerſprach nicht als man ihn für einen großen Hofbeſitzer hielt und nahm ſich nur vor, dieſe

Vorausſetzung zu einer Wahrheit zu machen; dabei ſchaute er oft wie verlegen um, er wollte ſehen, ob Niemand bemerke, welche Ehre ihm zu Theil wurde. Es gingen aber Menſchen vorüber, die ihn nicht kannten. Dennoch ſah er wohl, daß ſie in der Ferne ſtehen blieben. Als er entlaſſen wurde, ging er aufgerichtet durch die Alleen heimwärts, die Bäume waren noch einmal ſo grün, der Himmel noch einmal ſo blau und die Vögel ſangen ſo luſtig wie noch nie. Zum Erſtenmal ſpürte er die Wirkung des Bades, eine wohlthätige Wärme überſtrömte ſein ganzes Weſen und als er zu Frau und Tochter kam, war er glückſelig und wiederholte immer und immer, daß dieſer Tag ſein höchſtes Glück ſei. Er mußte ſich niederſetzen, ſo hatte ihm die Freude faſt wie ein Schreck die Kniee angegriffen, dieſe Ehre ſchien zu ſchwer für ihn und als jetzt ein erwünſchter Beſuch, der Vetter Waldhornwirth eintrat, blieb Diethelm auf ſeinem Stuhle ſitzen und ſagte mit verklärtem Lächeln:

„Wärſt du nur um eine Stunde früher gekommen, da hätteſt du ſehen können, wie die Fürſtin von ** mit mir geſprochen hat, grad ſo wie ich jetzt mit dir, ſo freundſchaftlich, ſo herztreu. Ich hätt' einen Finger von der Hand drum geben, wenn ich ganz Buchenberg hätt' daneben ſtellen können. Aber erzählen mußt's. Sie müſſen's Alle wiſſen."

Der Vetter verſprach zu erzählen, andern Tages aber wurde er auch von der Wahrheit überführt, denn vor dem Kurhauſe, vor allen Leuten winkte die Fürſtin den Diethelm zu ſich und unterhielt ſich lange mit ihm. Sie fragte nach ſeiner Unterſuchungshaft und Diethelm, der Anfangs erſchrack, richtete ſich an einer alten Erinnerung auf und betheuerte, wie er ein treuer Unterthan ſei und nichts von den Grundrechten wolle, aber das Schwurgericht, das ſei doch gut, da werde man auch öffentlich freigeſprochen. Mit einem freundlichen Lächeln entließ ihn die Fürſtin und der Vetter Trompeter, der von ferne zugeſehen, faßte ſeine Hand als er zu ihm trat und rief:

„Was meinet Ihr, Vetter, wenn das Euer Vater geſehen hätt', der Krattenmacher von Letzweiler?" Diethelm ſchien dieſe Erinnerung nicht genehm, denn er erwiderte:

„Was redeſt du wie ein Mann ohne Kopf?" Der Vetter verſtand und fuhr fort:

„Ich hab's nicht allein geſehen, dort ſteht der Kaſtenver-

walter von G. Gucket, er kommt ſchon her und will Euch Glück wünſchen.“

In der That geſchah dieß auch, und nicht nur der abgeſtellte Kaſtenverwalter, viele andere hohe und niedere Beamte, ja ſogar Adelige behandelten Diethelm mit Auszeichnung und zum darauffolgenden Ball im Kurhauſe erhielt Diethelm mit ſeiner Familie eine Einladung. Martha ſagte ſogleich, daß ſie daheim bleibe, ſie ſei krank und nicht zum Tanzen da, Fränz aber hüpfte vor Freude als hörte ſie ſchon die luſtigen Tanzweiſen.

Fränz war, wie geſagt, während des Badeaufenthaltes noch nie zu rechter Freude gekommen, ſie fühlte ſich nicht recht heimiſch in dieſen Umgebungen, ſie hatte zwar die Bauernhaube abgelegt, die kaum zu bewältigenden Haarflechten aufgeneſtelt und ſich einen farbenſchillernden Sonnenſchirm angeſchafft, aber erſt durch einen Geiſtlichen erhielt ſie eine geſellſchaftliche Firmelung. Ein junger Miſſionär aus der Schweiz, der in einem zierlichen Rollwagen umhergeführt wurde, war bald der Schützling aller Frauen und Mädchen, auch Fränz wurde durch eine prieſterlich zuvorkommende Anſprache in ſeinen Kreis gezogen und verlor bald jede äußere Schüchternheit, indem ſie gleich den Uebrigen dem Kranken, der noch dazu ein geweihter Prieſter war, ſich dienſtgefällig erwies. Die Hülfloſigkeit des Kranken ließ jede Scheu verſchwinden, man durfte ihm die Hand reichen und gefällig ſein wie einem Kinde. Der junge Mann, ein wirklich eifervoller Prieſter mit ſeinem blaſſen Antlitze, das durch die beſtändige weiße Halsbinde noch gehoben wurde, war eine anziehende Erſcheinung und ſein brennendes Auge, das er wunderſam zu heben und zu ſenken verſtand, zeugte von innerem Feuer, das auch hervorbrach, wenn er an ſtillen ſchattigen Plätzen dem Frauenkreiſe vorlas. Er hatte eine wohltönende ins Herz dringende Stimme. Fränz hatte in der Stadt die Kunſt gelernt, Pantöffelein zu brodiren und ſie ſaß nun mit den anderen Frauen mit ihrer Arbeit um den heiligen Mann und hörte die ergreifenden Vorleſungen und eifervollen Vorträge; ſie verſtand es wie die Anderen mitunter aufzuſchauen, einen verſtändnißreichen Blick zu thun, bedeutſam mit dem Kopf zu nicken oder gar die Hände in einander zu legen und unverwandt auf den Redner zu ſchauen. Mitunter war ſie auch wirklich ergriffen und der Spruch: Rette

deine Seele! ſchauerte ihr durch Mark und Bein. Sie erkannte mit Schrecken, wie ſie ihr Seelenheil bisher verwahrlost und war geneigt, dem Jungfrauenbunde, für den ſchließlich geworben wurde, beizutreten, aber ein äußerlicher Grund half ihr, ſich von den ſchweren Opfern zu befreien. Sie glaubte zu bemerken, daß einige, und zwar die Vornehmſten und Manierlichſten, von dem weihevollen Manne vorgezogen wurden, die Eitelkeit regte ſich, und gewohnt, daß Alles in der Welt nur zum Schein geſchehe, forſchte ſie auch hier den Täuſchungen nach und glaubte ſolche immer mehr zu finden. Dennoch war ſie bereits ſo ſehr im Bannkreiſe des jungen Prieſters, daß ſie ihm reuig und zerknirſcht dieſe ihre Sünde offen beichtete, aber die Mahnung ihre Eitelkeit zu beſiegen machte ſie ſtumm und im Innerſten widerſpenſtig, zumal dieſe Aufforderung gerade mit der Ehre zuſammen traf, die ihrem Vater durch die Fürſtin von ** geworden war.

Die Leichtigkeit, mit der ſich ein Verhältniß im Badeleben knüpft, zeigt ſich auch im Löſen desſelben. Fränz hatte immer mehr Abhaltungen, im Schatten der wilden Kaſtanien unter dem andächtigen Zuhörerkreiſe des Miſſionärs zu erſcheinen. Wenn ſie dorthin ging, hatte ſie den ſtillen beſcheidenen Gang und den niedergeſchlagenen Blick, wenn ſie aber bei den Muſiken im Freien erſchien, hatte ſie, man kann faſt ſagen etwas ſchäckernd Hüpfendes, wobei ſie den Kopf in den Nacken warf.

Und dieſe letzte Haltung gewann die Oberhand als der Prieſter bald geheilt im blumenbekränzten Wagen abreiste.

Fränz wollte, rund heraus geſagt, ſich hier einen Mann erobern.

Den Munde bei ſeinen Schafen hatte ſie längſt vergeſſen, ja ſie ſah jetzt, daß er nie zu ihr gepaßt habe; aber hier that ihr die Wahl weh zwiſchen dem Rautenkranzſohn, der hier Kellner war, und dem Amtsverweſer. Der Kellner war eine gutartige und heitere Erſcheinung, aber es hatte doch etwas Abſtoßendes, daß er hier Jedermann bediente und gegen alle Welt freundlich und unterwürfig ſein mußte. Das behagte dem hoffährtigen Weſen der Fränz durchaus nicht. Wenn er ihr bei Tafel eine Schüſſel reichte und dabei einige freundliche Worte ſprach, ſchämte ſie ſich faſt ihm zu antworten; zwar erinnerte ſie ſich wieder, was er daheim zu bedeuten habe, und wie er mehr ſei, als Viele, die er hier bediente; aber eben dieſes Bedienen gefiel ihr nicht,

und dann konnte der Kellner nie einen Spazirgang, viel weniger eine Ausfahrt mitmachen, er mußte froh sein, wenn er eine Stunde von fünf bis sechs Uhr Nachmittags erübrigte, um an den Hauspfosten gelehnt eine Zigarre zu rauchen, die er schnell verbarg, wenn ein Gast kam. Dennoch hatte Fränz nicht recht den Muth, sich von ihm abzuwenden, ja sie dachte sich aus, wie Alles schon anders würde, wenn sie einmal ein eigenes Wirthshaus hätten. Der Amtsverweser war äußerst zurückhaltend, obgleich er mit an derselben Tafel speiste; er schien mehreren Damen den Hof zu machen, die er oft auf Spazirgängen begleitete. Glücklicherweise aber — man konnte nun nicht sagen, daß die Ansprache der Fürstin von * * daran schuld sei — hatte der Amtsverweser sie und den Vater just den Tag vorher begleitet und viel mit Fränz gelacht; er setzte nun diese Annäherung mit großer Beständigkeit fort, überbrachte selbst die Einladung zum Kurhausball und schickte am Abend desselben den erlesensten Blumenstrauß, eine Aufmerksamkeit mit der ihm jedoch der Rautenkranzsohn zuvorgekommen war. Es waren Beide wohl zu beachtende Bewerber. Der Rautenkranzsohn war jünger und farbiger, in seinem vollen wohlgekämmten braunen Haar sah man stets die frischen Furchen der Bürste und den weißen Scheitel, der Amtsverweser war blasser und mit einer avancirenden Glatze versehen. Fränz hielt die beiden Sträuße der Bewerber in der Hand und betrachtete sie lang, sie überlegte, welchem Strauß und welchem Geber sie den Vorzug gönnen solle, ihre Wangen glühten, sie war nicht dem Zufall ergeben genug, um eine Blume mit „Liebt mich“ und „Liebt mich nicht“ zu zerzupfen, sie bedachte, daß der Rautenkranzsohn allerdings seine Vorzüge hatte, er stand ihr näher, sie kannte seinen Lebenskreis genau und konnte sich frei darin bewegen, auch war er gut geartet und leicht zu beherrschen, nicht so sehr wie Munde, aber doch lenksam genug, und sie hatte sich's ja einst als schönstes Ziel gedacht, Frau Rautenwirthin zu werden; aber Frau Amtmännin und in Zukunft Frau Regierungsräthin — das ist doch schöner und ein Narr ist, wer das Höhere erreichen kann und sich mit Geringerem begnügt. Fränz war entschlossen, den Blumenstrauß des Amtsverwesers zu nehmen; aber während des langen Besinnens hatte sie vergessen, ob der in der Rechten oder in der Linken von ihm kam, sie waren so ähnlich. Jetzt erinnerte sie sich, daß der in der Rechten der gültige

war, aber in der Verwirrung hatte ſie die Sträuße niedergelegt und dieſes Merkmal zerſtört. Wenn aber kein rechtes Kennzeichen war, ſo konnte ja der Amtsverweſer nichts merken? Wer weiß indeß, ob er nicht doch ein geheimes Kennzeichen hat. Fränz war ganz berauſcht von der blumenduftigen Werbung, ſie eilte die Treppe hinab und wollte den Kellner fragen, welcher Strauß von ihm ſei, aber nicht der Gedanke, welch eine tückiſche Härte hierin lag, hielt ſie plötzlich feſt, ſondern die Erinnerung, daß ſie ja dann eine offenbare Entſcheidung machen müſſe und einen Freier aus der Hand gebe, bevor ſie des andern gewiß ſei und jetzt that ſich ein neuer und glücklicher Ausweg auf, ſie wollte gar keine Blumen mitnehmen und dem Amtsverweſer ſagen, ſie habe deren ſo viele von unbekannten Verehrern bekommen, daß ſie Alle daheim gelaſſen. Das wird ihn kirren und raſch zugreifen machen, und dann iſt die Entſcheidung da.

Und ſo geſchah es auch.

Wieder unter rauſchender Muſik wurde Fränz zum Zweitenmal verlobt. Der Amtsverweſer hatte in unerklärlicher Zaghaftigkeit gewünſcht, daß die Verlobung noch einige Zeit geheim gehalten werde, mindeſtens bis er ſeine täglich erwartete Beſtallung als ſtellvertretender Staatsanwalt erhalten habe, aber Diethelm war nicht gewillt, nur einen Tag der Ehre verluſtig zu gehen, die ihm aus dieſer Verlobung ſeiner Tochter entſprang; er faßte den Einwand ſeines Schwiegerſohnes, daß er wegen des neu zu übernehmenden Amtes vor kommenden Frühling nicht heirathen könne, dahin feſt, daß Fränz während dieſer Zeit noch in ein Erziehungs-Inſtitut, eine „Schnellbleiche," wie er es ſpöttiſch bezeichnete, gethan werde, um ihrer neuen Stellung gerecht zu werden. Bis dahin wollte er auch ſein neues Anweſen in Buchenberg verkaufen, und wie er doch ſchon lange vorhatte, nach der Kreisſtadt ziehen.

Die warme Quelle hatte weder Diethelm von ſeinem Froſte, noch ſeine Frau von der Abgeſtorbenheit ihrer Finger befreit, man getröſtete ſich der Nachwirkung.

Nur Fränz hatte erreicht, was ſie wollte, und die Eltern erfreuten ſich bei der Heimfahrt im Sprechen über das Glück ihres Kindes und vergaßen darüber alle Körperleiden und alles Leid in der Seele.

---

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Mensch aus höheren Regionen, der sich bescheidentlich herabläßt, mit niederen Erdgeborenen zu verkehren, so ging Diethelm durch Buchenberg; er hatte mit fürstlichen Personen, mit hohen Staatsmännern verkehrt und ein Staatsanwalt — denn das war er geworden — war sein Schwiegersohn! Es dünkte ihn wie ein Traum, daß er sein einziges Kind einst einem armen Schäfer hatte geben wollen. Wenn er seiner That gedachte, war sie ihm wie längst abgethan und die Gunst der Großen, denen er so nahe gestanden, erschien ihm als Schild und Schirm, daß nie mehr auch der leiseste Verdacht sich gegen ihn erheben dürfte. Wenn der Eilwagen durch das Dorf fuhr und bald darauf Briefe kamen, sah Diethelm immer, ob keiner mit einem großen Siegel darunter sei, der ihm einen Orden zubrächte oder irgend eine andere unverhoffte Auszeichnung. Es kamen aber meist Bettelbriefe von allen Orten, von den entferntesten Verwandten, von Schulmeistern geschrieben, die in hochtrabendem Tone den hochverehrten Herrn Vetter um Gaben und Darleihen baten. Diethelm glaubte genug gethan zu haben und ließ sie unbeantwortet. Am erfreulichsten waren noch die Briefe von Fränz; zwar waren sie in steifer ungelenker Redeweise, aber diese erschien Diethelm gerade recht schön und erbaulich, und von Brief zu Brief ward die Schrift zierlicher und geläufiger. Diethelm konnte nicht umhin, manche davon, besonders aber auch die Briefe des Staatsanwalts, durch den Vetter im Waldhorn vorlesen zu lassen.

Die Verehrung im Dorfe schien ihm indeß doch minder bedeutend, als die in der Stadt sich darthat. Mit Martha, die er nun nicht mehr allein ließ, fuhr er oft dahin, um allerlei Hausrath zu kaufen. Er richtete sich nur nothdürftig ein, da er ja bald wieder verkaufen wollte.

Alles ließ sich zu größter Beruhigung an, nur Martha war nicht aus ihrer beständigen Trauer und Kümmerniß zu reißen, und wenn Diethelm sie damit abwies, sagte sie klagend:

„Ich hab' ja sonst Niemand, dem ich mein Herz ausschütten kann, und mir bangt vor dem neuen Haus, wo der Medard verbrannt ist."

Diethelm hörte sie geduldig an, aber dieses ewige Klagen

machte ihn stumpf gegen die Vorhersagung der Frau, daß sie den Einzug ins Haus nicht erleben werde.

„Nur nicht prophezeien," war seine beständige Rede, „das ist das Schlechteste was man thun kann. Ich hab' dir versprochen, daß ich dich nie mehr allein lasse, aber du treibst mich aus dem Haus, wenn du so fort machst."

Martha hatte in der That falsch prophezeit: der Sommer ging zur Rüste und im Herbste zog sie, abgesehen von ihrem beständigen Leid, wohlbehalten in das wochenlang durchheizte neue Haus ein und nachdem das erste Mißbehagen überwunden, schien sie sich dessen zu freuen; zumal da Diethelm die junge Frau Kübler mit ihrem Kinde während der Abwesenheit der Fränz zu sich ins Haus genommen hatte.

Nun erlaubte er sich auch allmälig seinem Versprechen untreu zu werden und buchstäblich hielt er es doch, wenn er wieder Tage und Nächte über Land blieb: Martha war ja nicht allein, die junge Frau mit dem Kinde war bei ihr. Wenn Martha ihn dennoch an sein Versprechen gemahnte, war er ungehalten und voll Jähzorn über diese unerträgliche Sklaverei und über dieses ewige Erinnern an ein Versprechen, das er schon von selbst halte und viel lieber, wenn er nicht daran gemahnt werde. Er blieb nun mehr als gewöhnlich zu Hause und jetzt erkannte er deutlich was er schon oft flüchtig wahrgenommen: wenn er im lebhaften Verkehr mit Menschen, und zwar mit recht vielen war, wich das Fröfteln von ihm, in der Einsamkeit aber war es immer wieder da, unabwendbar. Diethelm knirschte über die neue Gefangenschaft, in der er sich befand, und jetzt fiel ihm das Mittel des alten Schäferle ein. Er kaufte Erlenholz und sägte Tage lang, als müßte er sein Brod damit verdienen. Der stolze, in grünen Saffianpantoffeln stolzirende und alle schwere Arbeit verhöhnende Diethelm war in das Loos eines armen Taglöhners verfallen, aber er war dabei doch froh, denn er fühlte in der That eine lange nicht empfundene Wärme; das Holz, das haufenweise in den Ofen gesteckt, ihn nicht von seinem Fröfteln befreit hätte, erwärmte ihn jetzt bei dessen Verarbeitung. Vom Morgen bis zum Abend arbeitete er im Schuppen und lauschte dann oft selbstvergessen den wunderlichen Tönen der Säge; wie das klingt und schrillt beim ersten Einschnitt und dann zum Kern des Scheites gelangend so dumpf tönt und wieder ins Schrille, Kurzathmige

übergeht beim Ende des Durchschnittes. Mochte es aber klingen wie es wollte, wohlige Wärme durchströmte den Körper. Die Leute sagten, der Diethelm sei geizig geworden, seitdem sein Reichthum gestiegen sei; er ließ sich diese Nachrede, die ihm wieder zukam, gern gefallen, denn auch im Geiz liegt ein gewisser Ruhm, da seine unbezweifelte Voraussetzung der Reichthum ist.

Wenn er manchmal einen Tag in seiner mühseligen Arbeit aussetzen wollte, kam wiederum das Frösteln über ihn, als wollte sich alles Zurückgedrängte auf Einmal geltend machen; er mußte auf's Neue wider Willen an die unscheinbare und doch so mühselige Arbeit, als hätte ein Zauber ihn darin festgebannt. Es half nichts anderes.

Da kam ein neues Ereigniß, das ihn von dieser Arbeit und seiner häuslichen Gefangenschaft befreite, ohne daß Martha zu einer Einsprache berechtigt war.

Das Schwurgericht, das man in stürmischen Zeiten verheißen hatte, wurde jetzt nach Herstellung der nöthigen Bauten in der That eingesetzt. Der veränderten Zeitrechnung zufolge wurden aber die Geschworenen nicht nach allgemeinem Wahlrechte frei gewählt, sondern die Amtsversammlung, bestehend aus den meist gefügigen Schultheißen und einem Theil der Obmänner des Gemeindeausschusses wählte einen sogenannten Siebenerausschuß und dieser ernannte die Geschwornen aus der Zahl der Höchstbesteuerten und Nichtdemokraten. Eines Tages kam der Vetter Waldhornwirth hastig mit der Landeszeitung in der Hand und sagte zu Diethelm:

„Da kommet Ihr in der Zeitung, Vetter."

„Ich? Wie?" erwiderte Diethelm sich verfärbend, und nahm mit Zittern das Blatt in die Hand. Er las die Liste der Geschworenen und als Dritter stand sein Name. Lange starrte er darauf hin und rieb sich mehrmals die Stirn, er wollte den Schreck vergessen, den er gehabt hatte, und jetzt war es ihm doch eine Freude, sich gedruckt zu lesen; er äußerte dieß aber nicht, sondern sagte nur, daß er um Dispensation bitten werde, da er in seinem Anwesen noch viel zu thun habe, und daß er auch seine Frau nicht verlassen dürfe. Martha entgegnete rasch:

„Meinetwegen kannst du's schon annehmen, im Gegentheil, mir ist's lieb, wenn du ein paar Wochen fortgehst, lieber als wenn du so all Ritt verschwindest, wie in den Boden gesunken."

Der Vetter sagte, daß Diethelm gar nicht ablehnen dürfe; man wisse nicht, was die Menschen denken könnten, wenn er sich davon losangle; das ginge ihn zwar nichts an, aber er dürfe es auch ohnedieß nicht, er habe das Schwurgericht zu allen Zeiten gepriesen, und jetzt müsse er auch dabei sein.

Diethelm schäumte innerlich vor Wuth. So hatte seine Freisprechung, hatten alle die hohen Ehren, die er genossen, nichts genützt; die Menschen, die so unterwürfig waren, hegten noch immer Verdacht gegen ihn, der allzeit bereit war loszubrechen. Der erstickte Argwohn in den Gemüthern glich der Flamme in einem niedergebrannten Hause, die immer wieder aufschlägt, sobald man einen Balken weghebt. Diethelm verfluchte die ganze Welt und zankte mit dem Vetter, als dieser entschuldigend sagte: er habe noch nichts gehört, von Niemand, er habe nur so gemeint.

„Was hast du vorzudenken, was andere Leute denken können? oder bist du schlecht genug und blasest den Leuten selber ein, daß sie mich verunehren?"

„Ihr wisset ja, wie ich zu Euch bin," sagte der Vetter mit schelmisch bedeutungsvollem Blick. Diethelm sah das und wieder kam ihm die Vermuthung, daß der, den er sich am Nächsten glaubte, schlimmen Verdacht gegen ihn hegte; aber das Klügste war doch, immer zu thun, als ob er das nicht glaube; er sagte daher:

„Wenn's nicht anders ist, nehm' ich's an. Hast Recht Vetter, es kann mir Eins sein, was die Leut' denken, und ich freu' mich auch bei meinem Schwiegersohn zu sein. Weißt was, Frau? Geh mit."

Martha verneinte und Diethelm wiederholte seinen Vorschlag nicht. Denn wie Alles in der Welt seine vielfachen Gründe hat, so ging es auch hier. Diethelm wollte nicht nur zeigen, daß er keinen Gerichtshof scheue, er wurde auch von der Oede im Hause und den ewigen Klagen seiner Frau erlöst, wenn er sich davon machte.

Diethelm hatte bei der bald darauf folgenden Amtsversammlung die Genugthuung, vom Amtmann Niagara — der so genannt wurde, weil er im Gespräche immer ein mächtig schätterndes Gelächter erhob — mit besonderem Ruhme erwähnt zu werden, während den Anderen mit Recht vorgehalten wurde, daß sie gern freie Staatseinrichtungen hätten, aber dafür keinen Tag aufwenden wollten, so daß ihnen schon jedes Wählen zu viel Mühe sei.

Diethelm sah stolz und selbstbewußt drein und bei dem gemeinsamen Mahle, das nach der Amtsversammlung gehalten wurde, erhielt Diethelm den Ehrenplatz neben dem Amtmann Niagara und half ihm tapfer lachen. Es gab besonders viel Witzreden über Diejenigen, die da gehofft hatten, daß den Geschworenen reiche Taggelder aus der Staatskasse ausgesetzt würden; der Steinbauer vor Allem mußte sich viele Neckereien gefallen lassen, weil er auf sein Dispensationsgesuch einen abschlägigen Bescheid erhalten hatte. Der Angegriffene wagte es nicht, den Späßen des freundlichen Amtmanns entsprechenden Widerstand zu leisten und ohne sich auf eine nähere Erklärung einzulassen, behauptete er, daß er doch noch frei werde.

Noch nie kam Diethelm frohgemuther nach Hause, als von der heutigen Amtsversammlung und er wünschte sich, daß die Gerichtssitzungen nur bald beginnen möchten. Die Ehrenbezeigungen von den Beamten thaten ihm gar wohl.

Als der Tag der Abreise kam, wollte es Diethelm wiederum bange werden, es erschien ihm als ein gefährliches Spiel, das er mit sich treibe. Er nahm sein Gefährte nur bis G. mit, dort gesellten sich im Eilwagen die anderen Geschworenen zu ihm, der Sternwirth und der Steinbauer waren auch dabei.

Es war das erste Schwurgerichtstagen seit undenklichen Zeiten und alle Mitwirkenden waren in feierlich gehobener Stimmung, der der Vorsitzende des Gerichtshofes und der Staatsanwalt wie der Altmeister der Rechtsanwälte beredte Worte gaben. Besonders ein Wort des Vorsitzenden drang Diethelm ins Herz, denn er hatte gesagt: Ein Verbrechen, das ungesühnt in der Seele ruht, gleicht dem Brand in einem Kohlenbergwerke; man stopft es zu und will das Feuer ersticken, aber es brennt weiter, unterirdisch, ungesehen, und eine Oeffnung, die sich aufthut, läßt die Flamme emporschlagen.

Diethelm fühlte bei diesen Worten, wie es wirklich in seinen Eingeweiden brannte, er hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz, aber er bezwang sich. Als jetzt die Rechtsgelehrten der verschiedenen Stellungen gesprochen hatten, trat eine Pause ein. Man erwartete eine Ansprache aus der Mitte der Geschworenen. Einer stieß den Andern an, er möge reden, und doch hätte Jeder gern selbst gesprochen, die Pause dauerte peinlich lange, da erhob sich Diethelm. Er glaubte gerade besonders zeigen zu müssen, wie

ſehr er die Bedeutſamkeit der neuen Einrichtung erkenne, die Worte des Amtmanns bei der Wahlverſammlung kamen ihm wohl zu ſtatten, und hatte er ſich vordem nicht geſcheut, mit fremdem Geld und Gut groß zu thun, ſo hatte es mit einem fremden Gedanken gewiß viel weniger auf ſich. Anfangs bebend, dann aber mit feſter Stimme wiederholte er, in ſeine Weiſe übertragen, jene Worte; und Alle ſtanden auf, als er plötzlich ſtotternd abbrach und die Hände faltend mit gehaltenem Tone das Vaterunſer ſprach.

Bevor die Namen der Geſchworenen verleſen wurden, ließ der Vorſitzende durch den Gerichtsſchreiber ein ärztliches Zeugniß vortragen, das der Steinbauer beigebracht hatte und das ihn befreien ſollte. Nach kurzer leiſer Berathung erklärte der Schwurgerichtshof, daß die Befreiungsgründe nicht zureichend ſeien. Diethelm ſchaute mit triumphirendem Lächeln auf den Steinbauer, der aber keine Miene zuckte.

Nun ging es an das Verleſen der Namen. Der Vorſitzende nahm bald rechts bald links die Zettel auf, die ihm die beiden Schwurrichter reichten und warf ſie in die Urne. Dieſes Aufraffen, Ausrufen und Verſenken der Namen hatte für Diethelm etwas Eigenthümliches, bang Räthſelvolles, es war ihm, als wäre er wie ſein Name in fremde Gewalt gegeben.

Als jetzt die Namen aus der Urne gezogen wurden, ballte Diethelm bei Jedem, der ausgerufen wurde, die Fäuſte, um keinen Schreck zu zeigen, wenn er den Seinigen hörte, aber er kam nicht. Beim Namen des Steinbauern ſprachen Staatsanwalt und Vertheidiger zugleich: Abgelehnt! worüber ein Lächeln in der Verſammlung entſtand, und der Vertheidiger mit höflicher Handbewegung die Ablehnung dem Staatsanwalt überließ. Der Steinbauer ſchaute herausfordernd auf Diethelm, ſeine Mienen ſagten: ich hab's gewußt, daß ich frei werde.

Die zwölf Männer waren ernannt, Diethelm war nicht unter ihnen; er athmete frei auf. Nun aber erklärte der Vorſitzende, daß er noch zwei Erſatzgeſchworene ausloose, und der erſte Name, der jetzt erſchien, war der Diethelms. Als er mit ſchweren Schritten nach der Geſchworenenbank an dem dichtgefüllten Zuhörerraume vorüberging, hörte er dort ſagen: ſchade, daß der nur Erſatzgeſchworener iſt, das wäre ein tüchtiger Obmann geworden. Diethelm ſchloß die Augen, als er in ſeinem Armſtuhl ſaß: der Ehrenzuruf aus den Zuhörern hatte ihm ſein faſt ſtillſtehendes Herz

freudig bewegt. Durch ein Geräuſch wurde Diethelm aus ſeiner inneren Verſunkenheit erweckt, die Stühle rutſchten und brummten, die ganze ruhige Verſammlung kam plötzlich in Bewegung, dort auf der Erhöhung, wo das Gericht ſaß, war es dunkel geworden, denn die Mitglieder des Gerichtshofes, hinter deren Rücken die Fenſter waren, hatten ſich erhoben, und nun ſprach der Vorſitzende den Geſchworenen mit feierlicher Stimme ihren Eid vor, und Einer nach dem Andern erhob die Hand und ſprach: „Ich ſchwör' es, ſo wahr mir Gott helfe." Es waren ruhige überzeugungsfeſte Stimmen und Jeder, der es hörte, wie hier die innere Wahrhaftigkeit ſich laut betheuerte, mußte ergriffen und erſchüttert werden; es war eine rechtſprechende Gemeinde, darin ein Jeder aus Herzensgrund ſein Bekenntniß ausſprach, und über der ganzen Verſammlung ruhte eine ernſte Gehobenheit, denn die Heiligkeit des Beginnens, der Geiſt der Wahrhaftigkeit ſchwebte darüber.

Diethelm ſprach den Eid, und wie er die Hand emporhob, fühlte er's, wie wenn eine unſichtbare Macht ſeine Hand faßte, er ſenkte ſie nicht, bis er ſich niederſetzte und jetzt erſt eine Müdigkeit fühlte, als wären ihm die Kniee zerbrochen.

Auf der Anklagebank ſaßen zwei junge Männer, des Complott-Diebſtahls beſchuldigt. Der verleſenen Anklage gemäß erſchien dennoch der Eine mehr als Verführter. Der Staatsanwalt begründete in ſcharfſinniger Weiſe die Anklage, ſeine Stimme hatte etwas zitternd Melancholiſches und dieſes ſowohl wie ſeine Beweisführungen hatten ſo viel Beſtimmendes, daß der Nachbar Diethelms, der Schultheiß von Rettinghauſen, ihm zuraunte: Die ſind ſchuldig. Diethelm antwortete nicht. Mit eingekniffenen Lippen und weit aufgeſperrten Augen betrachtete er die Angeklagten: dieſe finſter blickenden Augen, die nur bisweilen zuckten, dieſe ſtarren Züge, dieſe in einander gelegten Hände, dieſe Geſtalten mit ihrem ganzen Leben ſind in fremde Gewalt gegeben. Dort hinter den Angeklagten ſitzt der Landjäger, das gezückte Schwert in Händen. Wie es ſo gierig blinkt! Das iſt das Schwert der Gerechtigkeit über den Angeklagten ſchwebend. Immer und immer mußte Diethelm denken, wie es dieſen Menſchen zu Muthe ſei, wie die Blicke der Anweſenden ſie treffen müſſen wie ſcharfe Schwerter; er konnte dieſe Gedanken nicht los werden, bis er endlich die Hände zuſammen preßte, ein Schauer durchrieſelte ihn und zum Erſtenmal betete er in innerſter Seele voll Reue über

das Geschehene. Vor seinen dreinstarrenden Augen verschwammen die Menschengestalten, nur das blanke Schwert dort an der Wand blinkte und die Stimme des Staatsanwalts tönte. Da erklärte der Vorsitzende die Verhandlung für diesen Morgen als geschlossen und beraumte eine zweite Sitzung auf Nachmittag.

Als jetzt Alles sich erhob, rieb Diethelm sich lange die Stirn und wie taumelnd verließ er den Saal und drängte sich dann hinaus, als würde er festgehalten. Erst in freier Luft fand er sich selber wieder, er trat fest auf und schaute zurück nach dem Gerichtssaal, wie ein Angelandeter dem schwankenden Schiffe nachschaut, das er eben verlassen.

Die Mehrzahl der Geschworenen hatten sich einen gemeinsamen Mittagstisch in einem ihnen genehmen Wirthshause angeordnet und wie von selbst war Diethelm hier der Vorsitzende, zumal da die wenigen „Herren" unter den Geschworenen sich in einen vornehmeren Gasthof begeben hatten. Diethelm fühlte sich ganz wohlgemuth: er war fest überzeugt, daß er heute alles Peinliche seiner Lage überwunden habe und daß nichts mehr über ihn kommen könne.

Es waren hier die gewichtigsten Bauern eines ganzen Kreises versammelt, die sich zum Theil noch nicht persönlich kannten, sie fanden aber schnell eine Einigung und sogar ein allgemeines Gespräch; denn nichts vereinigt die Menschen so leicht als eine Anhänglichkeit oder ein Widerspruch gegen eine Persönlichkeit. Gegen den Steinbauern, der sich bald nach seiner Erledigung heim gemacht hatte, brannte wie beim Scheibenschießen ein Jeder seine Kugel los. Man erzählte sich, daß der Steinbauer das Gerücht verbreitet habe, er werde Jeden unbedingt für schuldig erklären und darum werde er stets abgelehnt werden und könne daheim ausdreschen. Diethelm fand in dem Schultheiß von Nettinghausen und in einem jungen Manne zierlichen Angesichtes, es war der Gemeindeschreiber von Reindorf, fertige Beihülfe, die mit ihm die Gewissenlosigkeit und Niedrigkeit eines solchen Gebarens brandmarkten und schon jetzt zeigte sich die unverwüstliche Ehrenhaftigkeit des Volkscharakters, die nur der rechten Erweckung bedarf: ein Jeder betheuerte mit aufrichtigen Worten, daß er sich nicht um Vieles von einer so schönen Ehrensache losmachen möchte und wenn nur die Schwurgerichte besonders zur Winterszeit wären, möchten sie immer dabei sein.

Das Gespräch verlief sich nach allen Seiten, und Diethelm ärgerte sich, daß seiner Rede bei Eröffnung des Schwurgerichtes gar keine Erwähnung geschah; er war nicht der Mann, der eine glorreich vollbrachte That gern unbeachtet sah. Nach Tische hatte er indeß die Genugthuung, daß sein Schwiegersohn, der als Assessor bei dem Gerichtshof war, zu ihm kam, und sich zu ihm setzte; bald drängte sich eine große Menschenmenge aus allen Gegenden zu ihm, theils alte Bekannte, theils neue, die ihn wegen seiner ergreifenden Rede kennen lernen wollten. Diethelm klagte indeß seinem Schwiegersohn, daß ihn die Sache doch mehr angreife als er erwartet habe, besonders das lange ruhige Sitzen werde ihm peinlich; der Assessor getröstete ihn aus eigener Erfahrung, daß er sich schon daran gewöhnen werde, und Diethelm lächelte, als er hörte, daß er als Ersatzgeschworener nicht mit zu urtheilen habe.

„So bin ich nur Vorspann für die Gefahr," sagte Diethelm und dieses Wort setzte sich fest und seit jener Zeit nennen die Geschworenen die Ersatzgeschworenen „den Vorspann."

Als man am Nachmittag wieder in den Gerichtssaal kam, war die Weihe des ersten Eindruckes zwar verschwunden, aber der Ernst des Unternehmens blieb. Diethelm fühlte sich noch besonders beruhigt, da er nicht zu urtheilen hatte; er lehnte sich bequem in seinem Stuhle zurück, er betrachtete sich den Saal, der sich in einem alten Deutschmeisterhause befand, aber aus den übereinanderpurzelnden Genien und halbnackten Kriegern an dem Deckengemälde, sowie aus den Stuckarbeiten an den Wänden konnte man nicht klug werden. So oft ein neuer Zeuge beeidigt wurde, schreckte Diethelm zusammen, dieses plötzliche geräuschvolle Sicherheben der ganzen Versammlung machte immer von Neuem einen gewaltigen Eindruck. Ueber die Zeugen aber war Diethelm meist sehr ungehalten; das war ein unbehülfliches Hinstellen und ein Stottern, als ob sie nicht drei Worte zusammenhängend sprechen könnten. Diethelm fühlte, daß er mit Recht eine bevorzugte Stellung in Anspruch nahm. Hätte der Vorsitzende nicht mit Milde und Klugheit und unverwüstlicher Geduld, sowie besonders durch Erfragen unverfänglicher Gegenstände, die Zeugen zum Sprechen und zur Sicherheit des Sprechens gebracht, man hätte kaum etwas erfahren.

Dem Benehmen der Angeklagten widmete Diethelm dabei eine besondere Aufmerksamkeit; bald der Eine, bald der Andere

vergaß ſich und ſchaute ſorglos und keck darein, bis er ſich oft plötzlich beſann und ſich faßte, und während des Zeugenverhörs ſchärfte ſich oft der Hauptangeklagte die Lippen, indem er mit der Zunge dazwiſchen hin und her fuhr; dann ſtemmte er die Hand in die Seite, raffte ſich zuſammen und richtete ſich auf.

Was geht in dieſen Menſchen vor?

Mitten durch's Herz fühlte Diethelm einen Stich, als er hörte wie die beiden Angeklagten, die doch Genoſſen bei der That geweſen, jetzt vor Gericht als die bitterſten Feinde einander gegenüber ſtanden und ſich wechſelſeitig anklagten.

So wären Diethelm und Medard einander gegenüber geſtanden. Diethelm zuckte zuſammen und fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht. Er ſchaute frei umher und auf ſeine Mitgeſchworenen; er erinnerte ſich, wo er ſaß.

Drei volle Tage mit doppelten Sitzungen dauerte die erſte Verhandlung und bei aller ehrenhaften Anhänglichkeit an das Gerichtsverfahren klagten die Mitgeſchworenen doch auch manchmal über das fremde Leben in fremder Stadt. Sie fühlten ſich unbehaglich, beſtändig in Sonntagskleidern und der Handarbeit ledig umher zu gehen; dennoch betheuerte Jeder, daß er nicht davon ſein möchte und Diethelm hatte nur gegen die Behauptung Einſprache zu erheben, daß man die Sache zu weitläufig behandle. Der Schultheiß von Nettinghauſen, der gleich Anfangs ſich für ein Schuldig entſchieden hatte, erklärte jetzt, daß dieſes genaue Erörtern doch Einem erſt die Augen öffne, und jene ſeltſame Seelenſtimmung trat in Vielen zu Tage, wo man bald mit Beſtimmtheit ein Schuldig ausſprechen möchte, bald zweifelvoll iſt und wiederum ein Nichtſchuldig ſich herausſtellen will.

Der Schultheiß erwarb ſich das Lob eines gutherzigen Menſchen, da er darlegte, daß man ſich nicht, um zeitig zu ſeinem Mittageſſen oder zu ſeinem Schoppen zu kommen, verleiten laſſen dürfe, über das ganze Lebensſchickſal eines Menſchen raſch den Stab zu brechen.

Diethelm wurde ſtaunend angeſehen, als er ſagte, ihm gehe es jetzt, wie ihm der Doctor von G. einmal erzählt habe. Als dieſer zum Erſtenmal von der Anatomie kam, ſah er immer nichts als aufgeſchnittene Menſchen vor ſich, und ſo gehe es ihm jetzt auch.

Als endlich am dritten Abend die Verhandlung geſchloſſen

wurde und die Geſchworenen ſich mit den Fragen zurückzogen, war Diethelm froh, daß er nur Vorſpann geweſen war und zurückbleiben durfte. Die Geſchworenen kamen bald zurück. Der Schultheiß von Rettinghauſen war Obmann, er erklärte die beiden Angeklagten für ſchuldig.

Als die Verbrecher abgeführt wurden, machte ſich Diethelm raſch davon; aber unverſehens war er an den unrechten Ausgang gekommen, und ſah plötzlich den Landjäger mit bloßem Schwerte hinter ſich. Glücklicherweiſe klopfte ihm ſein Schwiegerſohn auf die Schulter und nahm ihn mit durch die Gerichtsſtube.

Am andern Tage bei einer neuen Verhandlung blieb der Name Diethelm in der Urne und der Steinbauer wurde richtig wiederum abgelehnt.

Diethelm wußte zwar nicht, was er zu Hauſe beginnen ſollte, aber weil er auf mehrere Tage frei war, kehrte er doch heim. Verwundert ſah er auf dem Wege, wie das Leben der Menſchen draußen, die das nicht miterlebt haben, ſeinen geregelten Gang fortgeht; ſie Alle dachten nicht an die drohenden Gerichtsverhandlungen und wie jetzt zwei Männer auf Jahrzehnte aus der Mitte der Menſchen geriſſen waren.

Still und in ſich gekehrt weilte Diethelm daheim und nur Abends beim Spiel war er lebendig. Die Leute wunderten ſich, warum er ſo wenig vom Schwurgericht erzählte, er aber wollte es ſich aus dem Sinne ſchlagen, und kehrte mißmuthig wiederum am zweiten Dienſtag nach der Kreisſtadt zurück.

---

## Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Der erſte Mann, der Diethelm begegnete, war der Steinbauer, er ſchien ihn nicht mehr zu kennen, und in der That hatte ſich die Erſcheinung Diethelms auffallend verändert. Er trug jetzt einen dunkelblauen Rock mit Kummetkragen, Batten und dunkeln ſeidenbeſponnenen Knöpfen, dazu eine ſchwarze, bis an den Hals geſchloſſene Atlasweſte und lange dunkelblaue Hoſen, nur der Hut war der Alte geblieben. Theils um ſelber die kennzeichnende Bauerntracht los zu ſein, theils auch um, wie er hoffte, ſich ſeinem Schwiegerſohne genehmer darzuſtellen, hatte Diethelm ſeine Erſcheinung verändert; überhaupt aber wollte er in jeder Weiſe

ein anderer Mensch sein, er hatte sich genugsam über die Weichmüthigkeit geärgert, die ihn an dem Schicksal der abgeurtheilten Diebe so besondern Antheil nehmen ließ, daß er noch tagelang dachte, wie sie auf den Schub gebracht, im Zuchthaus eingekleidet und in ein fremdes Dasein gebracht werden. Er suchte gewaltsam seinen alten Stolz wieder hervor und stellte sich hoch über „das Lumpenpack, das nichts hat und nichts vermag."

Als er zu seinem Schwiegersohn kam, bedauerte dieser, daß Diethelm seine ihm wohl anstehende Tracht abgelegt habe. Er ging aber bald davon ab und berichtete mit dem freudigen Bangen, das ein Offizier vor der ersten Schlacht empfinden mag, daß er andern Tags stellvertretender Staatsanwalt sein werde, und zwar in der Angelegenheit Reppenbergers, der erst vor Kurzem eingebracht, aber noch in dieser Gerichtsperiode abgeurtheilt werde, sowohl um ihn nicht noch auf ein Vierteljahr im Salz liegen zu lassen, als auch um rasch ein abschreckendes Beispiel gegen das überhand nehmende Verbrechen zu geben.

„Ich kenn' den Reppenberger, was hat er denn? Ich hab' noch gar nichts davon gehört;" sagte Diethelm.

„Die Sache war schlau angelegt," erwiederte der stellvertretende Staatsanwalt, „er hat eine Branntweinbrennerei, hat sie hoch versichert, angezündet und sich davon gemacht; er hat aber nicht an den Zugwind gedacht und das Feuer ist zu früh ausgebrochen, am hellen Tag, man hat gelöscht und gefunden, daß die Fässer, in denen Branntwein sein sollte, nichts als Wasser enthielten. Zwölf Jahre Zuchthaus sind ihm gewiß. Es ist Brandstiftung und Betrug."

„Das ist ein schöner Spaß."

„Wie so Spaß?"

„Ich hätt' nicht glaubt, daß Sie mit mir so einen Spaß machen. Das lassen Sie sich gesagt sein, das ist ein Punkt wo man mich nicht anfassen darf, da bin ich kitzlich und hau' um mich, sei es wer es wolle, da versteh' ich keinen Spaß."

Der Schwiegersohn betheuerte, daß er nur ernste wirkliche Thatsachen berichtet habe und sah Diethelm verwundert an; dieser erkannte schnell, daß er sich anders gebaren müsse und seine geübte Verstellungskunst kam ihm zu statten, er that als ob er den Vorgang mit Reppenberger schon längst kenne und nur darüber gescherzt habe, da der Schwiegersohn voraussetzen könne,

daß er sich von dieser Sache dispensiren lasse; denn diese Verhandlungen griffen ihn überhaupt zu sehr an und zumal die bevorstehende gegen den Reppenberger, der ein alter Bekannter von ihm sei. Der Schwiegersohn bemerkte, daß es Aufsehen machen werde, wenn sich Diethelm gerade hievon dispensiren lasse, er solle vielmehr ihm zu lieb dabei sein.

„Warum Euch zu lieb? Habt Ihr auch noch was im Hinterling gegen mich?" fragte Diethelm und seine Augen rollten.

„Ich meine mir zu lieb, weil ich gern möcht', daß mein Schwiegervater dabei wär', wenn ich zum Erstenmal im Feuer stehe."

„Ich kann ja auch als Zuhörer dabei sein," schloß Diethelm, brach ab und plauderte mit seinem Schwiegersohn über Allerlei voll heiterer Laune.

Am Abend machte sich Diethelm auf zu dem Rechtsanwalt Rothmann, der der bestellte Vertheidiger Reppenbergers war; dieser mußte ihm den Gefallen thun und von seinem Rechte Gebrauch machen, die ihm nicht genehmen Geschwornen abzulehnen und dafür aus der Ueberzahl einen andern zu nehmen. Erst im Zimmer Rothmanns fiel ihm ein: daß solch eine Bitte gefährlich und nutzlos sei. Gerade weil er ein alter Freund Reppenbergers war, mußte dessen Vertheidiger ihn festhalten. Er sprach daher auch mit Rothmann Allerlei, aber nichts eigentlich über die Angelegenheit Reppenbergers. Nur beiläufig bemerkte er, daß die Geschwornen bös gestimmt werden, wenn man Sachen, die nicht daher gehören, anbringe. Er hoffte, daß ihn Rothmann verstanden habe und von dem ihn betroffenen Fall nichts erwähnen werde. Rothmann nickte still. Es kam Diethelm der Gedanke, zu dem Vorsitzenden zu gehen und ihm zu sagen, daß er heim müsse, seine Frau sei todtkrank, aber er wagte es doch nicht, dies auszuführen. Er ging noch in das Wirthshaus, wo sich in der Regel die Geschwornen versammelten, und hier kam es endlich zu heftigem Streit zwischen ihm und dem Steinbauer, dessen sicherer aber auch boshafter und verurtheilungssüchtiger Charakter ihm stets zuwider gewesen war.

Mit besonderm Behagen und listigem Augenzwinkern spielte der Steinbauer wiederholt darauf an, daß sie morgen einen Schwarzkünstler (so nannte er stets spöttisch die Brandstifter) einthun wollten, damit die Brandsteuer nicht immer wachse.

Anfangs hörte Diethelm ruhig zu, bis er glaubte, daß Stillschweigen ihm mißdeutet würde, und bald war er mit dem Stein-

bauer im heftigſten Streit. Der Steinbauer, der ſtets ſo kaltblütig und wortkarg war, zeigte ſich unbändig wild, wenn er in Zorn gebracht wurde. Er ließ es an gedeckten und doch bitter häſſigen Reden gegen Diethelm nicht fehlen, und nur dem Schultheiß von Rettinghauſen gelang es, Thätlichkeiten zu vermeiden.

Als trüge er noch all' das Lärmen und Schreien im Kopf, ſo wirr kam Diethelm endlich in ſeinem Quartier an und faßte den feſten Vorſatz, noch das Letzte zu thun und ohne ein Zeichen der Betroffenheit den morgigen Verhandlungen beizuwohnen.

Mitten in der Nacht erwachte er, er war an einem Schrei aufgeſchreckt, den er noch wachend zu vernehmen glaubte. Er hatte im Traume ſeine Frau krank geſehen, und ſie rief ihm mit ſo jammervoller Stimme, daß ſein Herz noch laut pochte. Er machte ſich raſch auf, verließ das Haus und die Stadt und eilte heimwärts. Immer feſter glaubte er daran, daß ſeine Frau mit dem Tode ringe und nicht ſterben könne, bis er bei ihr ſei, und daß ſie noch im Tode ihn ſo ſehr liebe, daß ſie ihn wegrief von all' den Schrecken, die ſeiner harrten, und denen er vielleicht doch nicht Trotz bieten könne. Die nie ganz erloſchene Zuneigung zu ſeiner Frau flammte in ihm auf, und weinend wie ein Kind rannte er dahin. Am Herbſthimmel ſchoſſen Sternſchnuppen in weiten Bogen hin und her, mit vertrauender Innigkeit ſprach Diethelm beim Aufblicke den Wunſch aus, daß ſeine Frau leben bleiben und Alles mit ihnen gut ſein möge.

Kaum eine Stunde war Diethelm gegangen, als er vor einem Berge wie feſtgewurzelt ſtand. Wehe! Von der Bergesſpitze herunter kam wie aus dem Himmel heraus eine Heerde Schafe, die blöckten ſo jämmerlich, wie damals in den Flammen. Diethelm ſetzte ſich nieder und wuſch ſich die Augen mit dem Thau, der auf dem Graſe lag, er wollte gewiß ſein, daß er nicht träume. Er ſchlug die Augen auf, aber immer näher, immer näher kam es wie ein Hirt und eine Heerde und aus der Bruſt Diethelms rang ſich der Schrei los:

„Was willſt du?"

Keine Antwort. Im Laub auf dem Wege raſchelten Schritte. Iſt das der Gang des Geiſtes? Es nahte ſich und jetzt ſtand es vor ihm.

„Seid Ihr's, Diethelm?" ſprach eine Stimme.

„Biſt du's Munde?" rang Diethelm heraus.

„Ja. Wie kommt Ihr daher? Was habt Ihr? Aber das geht mich nichts an. Eure Frau ſchickt mich zu Euch, Ihr ſollet gleich heimkommen, ſie liegt ſchwer krank. Jetzt hab' ich's ausgerichtet, und nun red' ich kein Wort mehr mit dem Diethelm, ſo lang er lebt."

„O Himmel! O Himmel! Ich hab's geahnt, daß meine Frau todtkrank iſt," ſchrie Diethelm. „Hilf mir auf, Munde, ich kann ja nicht aufſtehen."

„Meinetwegen. So," ſagte Munde, ihn aufrichtend, „Ihr ſeid mein Feind, aber ich will's doch thun."

„Ich bin nicht dein Feind, gewiß nicht, gewiß nicht, Munde, glaub' mir. Meine Frau weiß das auch. Warum hat ſie juſt dich geſchickt?"

„Sie hat mich grad in der Stunde, wo ich zum Manöver fortgewollt hab', rufen laſſen und hat mich noch gebeten, Euch gut Freund zu ſein. Ich hab's ihr aber nicht verſprechen können. Nie, nie werde ich Euch gut Freund, ſo gern ich auch Eurer Frau noch was Gutes gethan hätt'. Ich muß meinem Vater vor Allem Wort halten und lügen kann ich nicht, auch nicht zu Einem, das ſtirbt. Ich hab' Eurer Frau verſprochen, Euch gleich zu melden, daß Ihr heimkommen ſollet. Ich hab' mein Verſprechen gehalten und will nicht darnach forſchen, warum Ihr in einſamer Nacht da umherlauft. Daneben leg' ich Euch nichts in den Weg, vor mir kann der Diethelm ruhig ſein, wenn er's vor ſich auch kann."

Schnell eilte Munde davon und hörte nicht darauf, daß ihm Diethelm noch nachrief, er möge ihn begleiten.

Wie traumwandelnd ging Diethelm in die Stadt zurück. Im Umſchauen gewahrte er wieder die zerſtreuten weißen Punkte auf dem Berge und jetzt erinnerte er ſich, daß das ja nur Kreidefelſen waren, die hier zu Lande auf den Bergen liegen gelaſſen werden, um die Dammerde vor Abſchwemmungen zu wahren. Im Wirthshaus ſchrieb er einen Brief an den Vorſitzenden und ſchickte ihn doch nicht ab; er wartete mit Ungeduld auf den Morgen und eilte in aller Frühe zu dem Vorſitzenden, ihm ankündigend, welche Botſchaft ihm ein Soldat gebracht, den er genau bezeichnete. Der Vorſitzende entließ ihn und Diethelm hörte kaum, daß heute ohnedies keine Sitzung ſei. Noch einen Augenblick ſah er ſeinen Schwiegerſohn und bat ihn, Fränz von dem Geſchehenen zu benachrichtigen, dann fuhr er mit Extrapoſt heimwärts, er fand aber ſeine Frau

nicht mehr am Leben und hörte nur von der Frau Kübler wie innig ſie ſeiner gedacht und immer gerufen habe: „Du biſt unſchuldig. Du biſt mein braver Diethelm.“

In ſeinem aufrichtigen Schmerze tröſtete ihn der Gedanke, daß ſie in dieſem Glauben geſtorben war. Er machte eine namhafte Stiftung zu ihrem Andenken und war überaus mild und freigebig.

---

## Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Von Fränz war ein Brief aus der Kreisſtadt gekommen; ſie hielt ſich dort bei den Eltern ihres Bräutigams auf, hatte die Todesnachricht erfahren und fragte, ob ſie nun dennoch heimkommen ſolle und wenn dieß der Vater wünſche, möge er ihr Jemand zum Geleite ſchicken, da es nicht mehr für ſie paſſe allein zu reiſen. Dieſer Brief war für Diethelm voll Betrübniß, er ſah darin aufs Neue die Herzloſigkeit ſeines Kindes, das nicht über Alles hinweg zu ihm eilte, um ihn nicht allein ſeinem Schmerze zu überlaſſen und am Grabe der Mutter mit zu weinen. Ja, Diethelm fühlte, daß er in ſeiner Frau nicht nur eine treue Ehegenoſſin, ſondern auch eine mütterliche Sorgfalt verloren, die allezeit feſt und unbeirrt ihm ſich zuwendete. Er ging im Dorfe mitten unter den Menſchen umher wie ein in Waldesdunkel verirrtes Kind, ſo verlaſſen, ſo hülflos erſchien er ſich. Was nützte ihm all die Ehrerbietung und zuthuliche Theilnahme der Menſchen? Das waren doch nur Bettelpfennige, die man dem Hülfloſen am Wege zuwirft und ein Jedes ging ſchließlich doch ſeinem eigenen Lebenskreiſe und ſeiner Luſtbarkeit nach und ließ ihn mit ſich allein. Mit der jungen Frau Kübler zankte Diethelm ſtets, ſie machte ihm nichts recht, das war Alles anders geweſen zu Lebzeiten der Meiſterin.

Der Vetter Waldhornwirth hatte ihn gar noch gekränkt, denn als ihm Diethelm über das herzloſe Weſen der Fränz Klage führte, hatte er geſagt:

„Ich wüßt' was ich thät', das hoffärtige Mädchen bekäme mir eine junge Mutter. Ihr ſeid ein Mann in den beſten Jahren und ich will für Euch freiwerben, ich weiß, wo ich anklopfe wird mir aufgemacht, ein neues Haus und eine neue Frau.“

Diethelm schrieb der Fränz, sie solle an einem bestimmten Tag in der Kreisstadt seiner warten und er bereitete nun Alles vor, um Buchenberg auf ewig zu verlassen; einstweilen, bis er einen schicklichen Käufer gefunden, übergab er dem Vetter Waldhornwirth Alles zur Ueberwachung. Es gingen aber doch noch Tage darauf bevor er fort kam, da waren noch hunderterlei Sachen abzuwickeln und diese Tage wurden ihm zur höchsten Pein; der Geist, der aller gewohnten Umgebung bereits Ade gesagt und doch noch mitten in ihr steht, erschien wie ein ruheloses Gespenst, das noch umwandeln muß. Endlich am zehnten Tage nach seiner Rückkehr fuhr Diethelm allein mit seinen Rappen davon. Er drückte den Hut tief in die Stirn und schaute nicht rechts und nicht links und erst als er die kalte Herberge hinter sich hatte, athmete er frei auf.

Das Reisen im frischen Herbsttage, das Fahren im eigenen Gefährte belebte ihn wieder neu und am zweiten Mittage kam er wohl gekräftigt in der Kreisstadt an. Fränz, die er bei den Schwiegereltern traf, klagte und weinte viel und doch schien es Diethelm, als ob sie Manches nur erkünstle, um vor den Schwiegereltern als gute Tochter zu erscheinen; sie ging so straff und aufrecht umher, ihre Trauerkleidung war so wohlgeordnet, sie erschien darin schöner als je und trug gekräuselte Scheitelhaare. Diethelm betrachtete sie oft still forschend als wäre sie gar nicht seine Tochter und in der That war Fränz eine zierlich schlanke Dame geworden; nur die breiten Hände, die sich noch durch Flormanschetten besonders hervorhoben, zeigten die ehemalige Bäuerin. Als sie einen Augenblick mit dem Vater allein war, sagte sie schnell:

„Der Munde ist auch in der Stadt, er ist beim Manöver, ich hab' ihn gesehen."

„Was geht dich der Munde an?" entgegnete Diethelm zornig und noch ehe etwas erwidert werden konnte, trat der Schwiegersohn ein; er trug einen Flor um den Hut und sprach aufrichtige Worte des Mitgefühls um den Tod der Schwiegermutter.

Diethelm schwieg und lange redete Keines der Anwesenden ein Wort. Der Staatsanwalt hielt still die Hand der Fränz, die auf dem Tritt am Fenster saß. Diethelm fragte endlich nach den Gerichtsverhandlungen, von denen er gar nichts mehr gehört und wie die Sache Reppenbergers ausgegangen sei.

„Die ist noch nicht aus," erhielt er zur Antwort, „sie ist

die letzte Tagesordnung für morgen. Der Schelm hat ſich krank gemacht, er hat den Kalk von ſeinen Gefängnißwänden abgefreſſen, ſo daß er ganz ſchwarz wurde; es iſt möglich, daß er ſich tödten wollte, es kann aber auch ſein, daß er nur ſeine Unterſuchungshaft noch um ein Vierteljahr hinauszuziehen hoffte; aber wir haben ihn ſo hergeſtellt, daß er morgen vor die Bank der Zwölf Männer kommt, und Sie müſſen dabei ſein, Schwäher, Sie müſſen."

Diethelm preßte die Lippen feſt zuſammen und träppelte mit den Füßen raſch auf den Boden. Hatte denn der Teufel ſein Spiel mit ihm, daß er ihm dieſe Geſchichte aufbewahrte und ſie ihm wie einen Fallſtrick abermals vor die Füße warf?

„Ich muß? Warum muß ich? Wer kann mich zwingen? Ich bin dispenſirt. Wer will mich zwingen?" ſagte er endlich und bebte in allen Gliedern.

Der Staatsanwalt erwiderte, es ſei gut, daß das niemand Anders gehört als er; er ließ die Hand der Fränz los und fuhr fort zu berichten, daß der Advokat Rothmann, der Vertheidiger Reppenbergers darauf beſtehen werde, Diethelm auf der Schwurbank zu ſehen; laſſe er es darauf ankommen, daß der Gerichtshof darüber entſcheide, ſo mache das großes Aufſehen und rühre Altes, Eingeſchlummertes wieder auf, das ohnehin ſich ſchon wieder geregt habe, drum ſei es am Beſten: Diethelm melde ſich freiwillig.

„Das thu' ich aber nicht," ſagte Diethelm aufſtehend, „ich nehm' meine Fränz mit und reiſe noch in dieſer Stunde nach Buchenberg. Was redet man von mir? Sagt's frei heraus."

Mit der größten Behutſamkeit erzählte der Staatsanwalt, daß ſchon als Diethelm ſo raſch abgereist war, ſich von Böswilligen ein verdächtiges Gerede über ihn kundgegeben habe, für deſſen erſten Urheber er den Steinbauer halte. Als ſich nun herausgeſtellt, daß die Schwiegermutter wirklich geſtorben ſei, habe Alles geſchwiegen. Wenn er aber jetzt abreiſe, gerade bevor man die Thüre zu dieſer Verhandlung öffne, werde ſich der Verdacht wieder regen und er ſei es ſich und ſeinen Kindern ſchuldig, gerade zu zeigen, daß er jeder Oeffentlichkeit ſich mit freier Stirn bloßſtellen könne. Diethelm weigerte ſich noch immer, und Fränz ſtellte ſich auf ſeine Seite, indem ſie zu ihrem Bräutigam ſagte:

„Guſtav, du biſt ſonſt ſo lieb und gut und biſt ein Herzen-

kenner, aber du kannst nicht ermessen, wie schwer das Gerichthalten dem Vater ankommt. Du bist es das ganze Jahr gewöhnt"

„Ja, Ihr seid Menschenmetzger und habt kein Mitleid mehr," fuhr Diethelm auf.

Der Staatsanwalt schluckte den Aerger über diesen Vorwurf hinab, und sagte, die Hand Diethelms fassend:

„Jetzt sag' ich wirklich, thun Sie es mir zulieb, ich kann es um Ihrer und meiner Ehre willen nicht dulden, daß nur ein Augenblinzeln meiner Collegen Den beleidige, den ich Vater nenne. Thun Sie es, so hart es Sie auch ankommt, um unserer Ehre willen. Ich bitte dringend."

„Brauchet nicht so bitten," sagte Diethelm mit gepreßter Stimme, denn es wollte ihn bedünken, daß sein Schwiegersohn auch nicht frei von Verdacht war, „brauchet nicht so bitten. Ich thu's, ich thu's."

Der Staatsanwalt wollte ihn umarmen, aber Diethelm wehrte ab.

Alles war nun so heiter, als es die Trauerpflicht zuließ und ohne noch irgend ein Bedenken in sich aufkommen zu lassen, ging Diethelm zu dem Vorsitzenden und meldete sich freiwillig. Es wird ja noch immer geloost und er kann frei werden, und ist es nicht, so wollte er sich als Mann zeigen, beschwichtigte er sich. Seine ganze trotzige Kraft war wieder in ihn zurückgekehrt.

Am Morgen, als die Gerichtsverhandlungen begannen, wurde Diethelm von seinen Schwurgenossen herzlich bewillkommt; nur der Steinbauer blickte vor sich nieder und Diethelm heftete seinen Blick so lang auf ihn, bis er aufschaute und dann wie getroffen das Haupt wieder senkte. Das war ein Triumph, der schon viele Beschwerden aufwog. Auch der Rechtsanwalt Rothmann bewillkommte Diethelm herzlich und lobte ihn wegen seines Wiederkommens. Bei jedem Namen, der aus der Urne gezogen wurde, war Diethelm voll Spannung und er hatte wirklich die Freude, daß schon die Zahl elf voll und er noch nicht unter den Gezogenen war; aber nun machte Rothmann von seinem Ablehnungsrecht Gebrauch und verwarf sechs der Ausgeloosten, bis Diethelm endlich als Letzter doch noch unter die Zahl der Geschwornen kam. Er nickte ruhig und setzte sich auf seinen Platz.

Im Gerichtssaal war der Zuhörerraum, der nur durch ein Gitter abgeschieden war, gedrängt voll und in der Loge der

Schwurbank gegenüber saß ein Mädchen in Trauerkleidern: es war Fränz, die mit doppelt bangen Gefühlen Vater und Bräutigam in öffentlicher Wirksamkeit sah.

Sie hatte sich kindisch gefreut, als dieser am Morgen bei ihr eingetreten war in der schönen Uniform, sie hatte den blauen Militärfrack mit amaranthrothem Kragen, das Bandelier mit dem goldgefäßigen Degen und den Treffenhut mit wahrem Jubel bewundert.

Die Anklageschrift wurde verlesen und der Staatsanwalt schilderte mit hinreißender Beredtsamkeit die Verruchtheit eines Verbrechens, das immer mehr überhand zu nehmen drohe, Eigenthum, öffentliches Vertrauen und öffentliche Moral zerstöre: und beschwor die zwölf Männer aus dem Volke durch ihr Schuldig dieser Alles verheerenden Ruchlosigkeit einen Damm zu setzen. Fränz beugte sich weit heraus, die glänzende Rede ihres Bräutigams, sowie seine Erscheinung mußten ihr sehr gefallen. Reppenberger benahm sich klug und gewandt mitten in allem Kreuzverhör und wußte Alles auf die unschuldigste Weise zu erklären, ja er verstand es sogar mehrere Zeugen durch Fragen, die er an sie stellte, zu verblüffen. Den Betrug schob er auf seinen Geschäftsgenossen, der, vor Kurzem entflohen, ihn betrogen habe, und nun hätten schlechte Menschen ihm Feuer angelegt. Gegen Diethelm und die Geschwornen überhaupt schaute der Reppenberger kaum auf, er hielt den Blick fast ausschließlich auf die Richter gewendet, und nur manchmal beugte er sich hinter die Brüstung nieder und nahm eine Prise aus seiner bekannten birkenrindenen Dose. Eine große Zahl von Belastungs- und Entlastungszeugen wurde verhört und Diethelm stellte an diese sogar selbst einige sachgemäße und entscheidende Fragen.

Mittag war längst vorüber, als das sogenannte Plädoyer begann. Rothmann schilderte in ergreifender Rede das Loos des Angeklagten, der sich redlich wieder emporgearbeitet habe, und nun, weil er einmal in Elend versunken gewesen war, dem lauernden Verdacht und der boshaften Schadenfreude nicht entgehe. So eifrig auch Rothmann seinen Schützling vertheidigte, er ließ sich doch nie zu jener heillosen, alle Sittlichkeit verkehrenden Weise verleiten, wo es immer heißt: „Es ist meine heiligste innigste Ueberzeugung," während dieß keineswegs immer der Fall ist. Er verhielt sich ganz gegenständlich und suchte nur die Möglichkeit eines

andern als verbrecheriſchen Vorganges ins Licht zu ſetzen. Es war nicht minder klug als ehrenhaft, daß er die überhand nehmende allgemeine Entſittlichung durch die muthwilligen Brandlegungen ſchilderte: wie der erſte Gedanke beim Vernehmen der Sturmglocke nicht mehr Mitleid, ſondern im beſten Falle Zorn ſei, in der Regel aber ein teufliſches Frohlocken, daß es gelinge, den Staat zu Gunſten eines Schurken zu betrügen, wie da Alles müßig umherſtehe und oft die Zimmerleute noch in Hoffnung auf Verdienſt durch den Neubau und den Dank des Abgebrannten dem Feuer Luft machen.

Vom aufrichtigen Beklagen dieſer Entſittlichung ging er auf die Unſchuld ſeines Schützlings über, und jetzt wendete er ſich an die Schwurbank und rief: „den Ehrenmann dort, der ſelbſt einmal unter ſo nichtiger Anklage geſtanden, auf, bei ſeinen Mitgeſchwornen auf eine leidenſchaftsloſe Prüfung der vorliegenden Umſtände hinzuwirken.

Der Staatsanwalt unterbrach den Vertheidiger und verlangte von dem Gerichtshof, ſolche unangemeſſene Anrufung als unerlaubt zurückzuweiſen und dem Vertheidiger eine Rüge zu ertheilen. Rothmann widerſprach, und der Gerichtshof zog ſich zurück; es entſtand eine Pauſe, in der Diethelm ſtarr dreinſchaute, keine Miene zuckte. Der Gerichtshof trat bald wieder ein und erklärte, daß dem Vertheidiger für das Geſagte keine Rüge zukäme, daß er aber ſolche perſönliche Anrufung fortan unterlaſſen müſſe. Rothmann fuhr nun fort, mit großem Geſchick die Schuld von dem Angeklagten zurückzuweiſen. Der Staatsanwalt entgegnete mit geſteigertem Eifer, und beſonders eine Hinweiſung machte Diethelm den Kopf ſchütteln, da der Staatsanwalt ſagte: der Angeklagte hat gleichſam als Sühne für ſein Verbrechen an einer Menſchenwohnung ſich aus den Kerkerwänden den Tod geben wollen.

Der Vorſitzende faßte endlich Alles klar und überſichtlich zuſammen, worauf er die Fragen ſtellte. Rothmann griff die Faſſung derſelben an, und es begann bereits zu dämmern, als die zwölf Männer ſich in ihr Berathungszimmer zurückzogen. Einſtimmig und vom Steinbauer zuerſt vorgeſchlagen, wurde Diethelm zum Obmann gewählt. Er widerſprach und verlangte, daß ein Anderer für ihn einſtehe, da er ſelbſt in die Verhandlung gezogen ſei; aber der Steinbauer widerſprach mit lauernd frohlockendem Blick. Diethelm wollte den Gerichtshof entſcheiden

laſſen, er wollte hinaus, er hatte vergeſſen, daß die Thüre hinter ihnen geſchloſſen blieb, bis ſie den Wahrſpruch gefällt hatten, wenn ſie nicht über die Frageſtellung ſich eine Erklärung holen wollten. Plötzlich war es ihm, als wäre er mit wilden Thieren eingeſperrt, die ihn zerfleiſchen wollten. Er verlangte nach einem Schluck Wein, nach einem Biſſen Brod, aber dieß war den Schwurrichtern verſagt, bevor ſie ihr Amt vollendet. Diethelm fühlte ſeine Wangen brennen, ein Hungerfieber machte ihn zittern. Sich aufrichtend und mit gewaltiger Stimme las er die aufliegenden Anweiſungen für die Geſchwornen vor und leitete die Verhandlung. Auf dem Tiſche lagen die Akten des Verweiſungserkenntniſſes. Der Steinbauer ſagte, man möge doch wenigſtens die Aktenſchnur aufmachen, damit es nicht den Anſchein habe, als ob man ſich gar nichts um die Akten gekümmert habe. Es war Diethelm gelegen, dieſe kindiſch heuchleriſche Anforderung zu züchtigen, er erklärte, daß man nur nach dem zu urtheilen habe, was man ſelbſt gehört. Die Verhandlung war bald geendet, und Diethelm ſammelte die Stimmen; er ſelber ſprach: Schuldig.

Nach einer gräßlichen halben Stunde trat er an der Spitze der Geſchwornen in den Gerichtsſaal. Er war erleuchtet und Alles ſah doppelt feierlich aus; ein Ziſcheln ging durch die Zuhörer, der Gerichtshof trat von der andern Seite ein und der Angeklagte wurde wieder vorgeführt; hinter ihm blitzte das blanke Schwert. Todtenſtille herrſchte, Diethelm ſtand, die rechte Hand auf das Herz gelegt und wollte eben den Wahrſpruch verleſen. Da drängte ſich ein Schäfer im weißen roth ausgeſchlagenen Zwillichrock an das Gitter der Zuhörer; er erhob den Arm weit hinüber über das Gitter und auf Diethelm deutend hörte man ihn laut ſagen:

„Ich will ſehen, wie der Diethelm einen Brandſtifter verurtheilt.“

Mit einem Schrei des Entſetzens rief Diethelm: Du da? Du da? Medard? Ja, ja, ich;“ er ſchlug ſich auf die Bruſt, daß es dröhnte. „Ich, ich, ich bin ſchuldig, hab' dich verbrannt, Alles verbrannt. Ich, ich, ich bin ſchuldig.“

Er brach in die Kniee, die Schwurgenoſſen wichen von ihm zurück; von oben hörte man einen Hülfeſchrei, eine Frauengeſtalt in Trauerkleidern wurde ohnmächtig weggetragen.

Die Schwurbank wurde zur Bank der Angeklagten.

Der Vorsitzende erklärte die Verhandlung aufgelöst, zwei Angeklagte wurden abgeführt, es waren der Reppenberger und Diethelm.

---

## Dreißigstes Kapitel.

Das Herbstmanöver war zu Ende und Munde hatte seinen Schäferrock angezogen, ohne daran zu denken, daß ihm sein Vater einst befohlen in diesen Kleidern des ermordeten Bruders vor Diethelm hinzutreten und ihm das Geständniß abzupressen. Er hatte gehört, daß eben die letzte Gerichtsverhandlung stattfinde und sich zu derselben gedrängt. Fast unwillkürlich hatte sich sein lang verhaltenes feindliches Grollen in jenen Worten Luft gemacht, die Diethelm so plötzlich zum Geständniß seiner Schuld brachten. Er mußte nur in der Stadt bleiben, um bei der wieder aufgenommenen Untersuchung gegen Diethelm als Zeuge zu dienen. Er machte nun die Angabe von dem, was ihm sein verstorbener Bruder gesagt, von den Mittheilungen der Fränz schwieg er; denn er hatte trotz des sympathetischen Gegenmittels noch Liebe genug zu ihr, um nicht auch sie ins Elend zu stürzen und sie zu zwingen, gegen den Vater Zeugniß abzulegen.

Fränz erhielt noch am Abend einen Besuch von ihrer Schwiegermutter, ihr Bräutigam ließ ihr auf die schonendste Weise, die aber doch nicht minder schmerzte, Lebewohl sagen. Der in Diethelm ertödtete Haß gegen die Welt setzte sich nun in Fränz fest.

Diethelm gestand im ersten Verhör seine ganze That mit allen ihren wechselnden Stimmungen bis in die Einzelumstände hinein, aber manchmal sprach er doch verworrene Worte, über die er jedoch bald wieder hinweg kam. Er klagte jämmerlich über die unvertilgbare Kellerkälte, die ihn so sehr plage, und verlangte den rothausgeschlagenen Rock Medards, der ihm allein warm machen könne und in dem er zum Richtplatze gehen wolle.

Die scheinbare Geistesverwirrung Diethelms löste sich wieder. Er verzichtete ausdrücklich auf die Verhandlung vor dem Schwurgericht, wurde aber, da diese Bestimmung der Grundrechte noch galt,

nicht zum Tode, ſondern zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt.

Im Zuchthauſe zu M. ſaß drei Jahre lang ein zuſammen geſchnurrtes Männchen, dürr und gebeugt, das immer fror und ſich die Hände rieb und mit den Zähnen klapperte; es war ſchwer in dieſem Männchen den einſt ſo ſtattlichen Diethelm wieder zu erkennen. Dumpf und lautlos verhielt ſich der Sträfling und nur manchmal bat er mit aufgehobenen Händen um die Gnade, Holz hacken zu dürfen, da dieſe Arbeit allein ihn vom Froſte erlöſe. Erſt nach drei Jahren des Wohlverhaltens wurde ihm dieſe Gnade gewährt und nachdem er die erſten Splitter von den zähen Baumſtümpfen gelöst und die Keile eingetrieben hatte, fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn und betrachtete frohlockend die Schweißtropfen, die er abgewiſcht hatte. Aufs Neue erhob er mit Macht die Axt und die zuſammengeſchrumpfte Geſtalt wurde bei jedem Schlage größer und gewaltiger. Das war wieder der Diethelm von Buchenberg. Plötzlich ſchrie er laut auf: „Heraus, heraus will ich!“ und zerſchmetterte ſich mit dem Beile das Hirn.

Eine Leiche ſank unter die Splitter der Baumſtümpfe.

Der anfängliche Wahnſinn Diethelms gab dem Advokaten der Fränz Gelegenheit, die Anſprüche der Feuerverſicherungsgeſellſchaft in Frage zu ſtellen und ein langwieriger Rechtshandel ſchien ſich daran zu knüpfen, den Fränz mit eiſerner Unbeugſamkeit und mit Dranſetzen eines großen Theils ihres Muttergutes fortführte.

Sie wohnte allein mit einer Magd in dem großen neuen Hauſe in Buchenberg, kleidete ſich wieder in Landestracht und that luſtig; ſie behielt die Rappen ihres Vaters und fuhr oft damit nach der Stadt zur Betreibung ihres Rechtshandels.

Rothmann brachte noch vor der Wiederherſtellung Diethelms einen Vergleich zu Stande, der Fränz noch immer zu einer der reichſten Erbinnen im Oberlande machte. Man ſagte, daß ſie doch noch den Munde heirathe. Dieß trat aber nicht ein.

Die Miſſionen kamen in das Oberland und wühlten alle Herzen auf. Ergreifend vor Allen wirkte jener Miſſionär, den Fränz im Wildbade kennen gelernt hatte. Fränz war die Stifterin eines Jungfrauenbundes in Buchenberg und die erſte Schweſter deſſelben.

Auf den Bahnhof in Friedrichshafen am Bodenſee kam eines Tages ein großer Zug von jungen Burſchen und Mädchen, ſie weinten Alle beim Abſchiede von einer abgehärmten Mädchengeſtalt, die eine Nonne geleitete und ſchauten ihr noch lange traurig nach als ſie mit dem Dampfſchiff nach der Schweiz fuhr.

Das ſchöne Haus in Buchenberg gehört jetzt dem Kloſter Einſiedel in der Schweiz. Wer weiß, welche Beſtimmung es haben ſoll.

# Hopfen und Gerſte.

# 1. Der Faullenzer.

Auf der Schnitzelbank vor seinem Hause saß rittlings ein junger Bursch und hob von Zeit zu Zeit aus einer großen Schichte zu seiner Rechten einen langen Tannenzweig auf, preßte ihn zwischen den Kloben und drehte ihn zu leichter Biegsamkeit, schnitzelte das dicke Ende und flocht einen Strohzopf daran; was zubereitet war, legte er sorgfältig zu seiner Linken nieder, wo bereits mehrere solcher Garbenbänder, sogenannter Wieden, wohlgeordnet lagen. Trotz des lustigen Parademarsches, den der Bursche pfiff, hatten seine Mienen doch etwas Verdrossenes und er warf oft wie unwillig das Haupt zurück, auf dem eine Soldatenmütze mit rothem Vorstoß prangte.

Der Dorfschütz, ein alter Soldat, der ein kupfernes Ehrenzeichen auf seinem blauen Rock trug, kam vom Rathhaus herunter; er hielt bei dem Arbeitenden still und sagte:

„Buschur, Kamerad." Der Angeredete dankte stumm und der Schütz fuhr fort: „Warum bist nicht bei der Zehentversteigerung gewesen?"

„Ich bin noch nicht Bürger," erwiderte der junge Soldat, „das Sach gehört noch meiner Mutter und meinen Geschwistern."

Der Schütz setzte sich auf die fertigen Wieden und berichtete: „Es ist ein Generalspaß gewesen. Seit Jahren haben die drei fetten Schwäger den Zehnt gepachtet, sie mögen's nicht leiden, daß der Zehntknecht auf ihre Aecker kommt und wollen da freie Herren sein. Aber diesmal hat der Wasserstiefel immer höher geboten und zuletzt ist ihm der Zehntbestand zugeschlagen worden. Dein Schwäher, der Schlägelbauer, der hat seinen Koller kriegt vor Zorn und Gift, daß man gemeint hat, er erstickt, und mit Fluchen und Schelten sind sie Alle davon. Das führt noch einmal zu bösen Häusern, du wirst sehen Franzseph."

Franz Joſeph, oder wie er in der Abkürzung hieß Franzſeph, nahm eine neue Wiede auf und entgegnete:

„Es iſt und bleibt nicht recht, daß das ganze Dorf und vorab der Schlegelbauer ſo einen hirnwüthigen Haß auf den Faber geworfen hat und weiß kein Menſch recht warum. Der Faber iſt hier fremd, er hat des Lucians Gut um ſein ehrlich Geld gekauft und thut Niemand was zu leid; daß er ſich herriſch kleidet, geht ja Niemand was an und er kann darüber lachen, daß ſie ihn den Waſſerſtiefel heißen. Der Schlägelbauer iſt auch ſchon an mir geweſen, ich ſoll' nichts mit dem Faber reden: aber ich weiß ſelber was ich zu thun hab' und ließ' mir von meinem eigenen Vater, wenn er noch leben thät', nichts drein reden, mit wem ich Freundſchaft haben darf oder nicht. Und gerade weil ſie ihn Alle den Waſſerſtiefel heißen und Niemand gut gegen ihn iſt —"

„Du biſt halt ein guter, guter Kerle, das ſagen alle Leut'!" unterbrach der Schütz.

Dem jungen Mann ſchoß bei dieſer Anrede alles Blut zu Kopfe, er würgte eine Wiede ganz ab, warf die Stücke weit weg und rief voll verbiſſenen Ingrimms: „Sag' das nicht. Ich bin ein guter Kerl, ich will nicht. Fahnenmaleſizdonner! Ich möcht' euch zeigen; daß ich kein guter Tralle bin. Sag' das nicht noch einmal oder ich vergreif' mich an dir zuerſt."

„Das wär' am unrechteſten Orte angefaßt. Du biſt ja wie ausgewechſelt. Was haſt denn? Giebt des Schlägelbauern Madlene nach und heirathet das bildſaubre Mädle des Schultheißen Claus?"

„Wenn die Kuh einen Batzen gilt," entgegnete Franzſeph plötzlich lachend und über ſein Antlitz zog eine Beſänftigung des Friedens, daß es zu leuchten ſchien.

„Du biſt aber doch ſeit Oſtern," fuhr der Schütz fort, „ſeit du mit dem Abſchied vom Regiment heimkommen biſt, wie verhext. Was haſt denn? Freilich, kann mir's denken, du kannſt dich nicht wieder ins Bauernleben gewöhnen; mußt den Paradeſchritt verlernen und den Ochſenſchritt einexerciren. Hab' ich Recht? Iſt's das, warum du immer ſo maßleidig ausſiehſt?"

„Kann ſein," erwiderte Franzſeph nach langer Pauſe und fuhr dann ſich aufrichtend fort: „Ja, du haſt mit meinem Vater in Einer Compagnie geſtanden und biſt ſein beſter Kamerad ge-

weſen; ich will mich dünken laſſen, ich red' zu meinem Vater. Guck, wie ich mit dem Abſchied heim bin, da hab' ich gemeint, ich könnt' es gar nicht erwarten und das ganze Dorf muß grad ſo ſein wie ich und jedes muß weiter nichts denken und ſagen als wie: der Franzſeph iſt da. Ich hab' mir oft denkt, daheim da iſt das helle Paradies und ich hab' mir mit Gewalt wieder vorrechnen müſſen, wie viel Feindſchaft und Haſſard auch da iſt und wie Eines ein Auge drum gäb' wenn's Andere keins hätt'. Ich bin freilich nie gern Soldat geweſen, aber es iſt doch eigentlich das ſchönſte Leben und jetzt wünſch' ich mir des Tags tauſendmal, daß ich's noch wär'."

„Ja, es iſt jetzt ſchlimmer hier als je. Denk daran was ich ſag': es thut kein gut, bis die Hopfenſtangen draußen an der Geißhalde noch zu einer Generalsprügelei verwendet ſind."

„Wegen dem Hopfengarten," nahm Franzſeph wieder auf, „haben meine erſten Händel mit dem Schlägelbauer angefangen. Ich hab' mich gefreut, daß der Faber den verrutſchten Berg ſo gut ausnutzt und der Schlägelbauer hat grad darüber losgezogen; er verſteckt ſeinen einfältigen Haß hinter der Gemeindeehre. Früher, ſagt er, ſei unſer Dorf berühmt geweſen, daß wir den beſten Spelz bauen, jetzt werde ſich's umkehren und man wird ſagen: die Weißenbacher bauen den ſchlechteſten fuchſigen Hopfen. Und wenn ich meine Aecker krieg, bau ich ſelber auf dem Buckel im Speckfeld auch Hopfen; es iſt dort gerade der rechte warme Lehmboden und liegt prächtig gegen Mittag. Die alten Bauern, die nie über ihres Vaters Miſte 'nauskommen ſind, die meinen: ſchaffen wie ein Vieh, damit ſei Alles gethan; man muß ſchaffen wie ein Menſch, mit Verſtand und Bedacht. Ich bin nicht umſonſt beim Regiment geweſen und weiß von der Welt. Der Schlägelbauer giftet auch darüber, weil ich den Knecht nicht aus dem Haus thue, den meine Mutter für meine Soldatenzeit genommen hat; ich kann ihn nicht ſo von heut auf morgen fortſchicken und ich muß mich auch erſt wieder ins Feldgeſchäft gewöhnen, und ich bin ein Kerl der Ehre im Leibe hat und wenn mich einer zum Schaffen ermahnt, da thu ich grad Nichts; ich weiß ſelber, was ich zu thun hab' und es ſoll Keiner meinen, ich hätt' darauf gewartet, bis er mich richtig anſtellt und das Lob gehört ihm."

Unter dieſem Geſpräch war die Herrichtung der Wieden voll-

endet. Franzseph rief seinem Knecht, der auf der Hausschwelle die Sense dengelte, und befahl ihm, die Wieden nach dem Bach zu tragen; er selber folgte mit der Hakengabel und die Art wie er diese nicht auf die Schulter nahm, sondern als Spazirstock gebrauchte, zeigte die seltsame Stimmung des sich stolz tragenden stattlichen jungen Mannes.

Viele Menschen, wenn sie zu einem Rechtsanwalt kommen und ihren Streit vortragen, wollen von den Gegengründen ihrer Widersacher fast gar keine Kunde oder doch nur augenscheinlich unhaltbare mittheilen; sie meinen dadurch ihren Streit bereits gewonnen zu haben. Aehnlich erging es dem Franzseph bei seinen Mittheilungen an den Dorfschützen.

Aus dem Soldatenleben zurückgekehrt und nicht unter der Botmäßigkeit eines Vaters stehend, fand der junge Mann sich nur schwer in die Obliegenheiten der mühseligen Arbeit. Er schloß sich um so lieber an Faber, den sogenannten Wasserstiefel an. Faber war weder ein bloser Gutsbesitzer noch ein Bauer und schon seine Kleidung zeigte seine Stellung zwischen beiden. In der Ackerbauschule gebildet, mit mäßigem Vermögen ausgerüstet, das sich durch die Heirath einer Wirthstochter aus der Hauptstadt noch beträchtlich vermehrte, gehörte Faber zu jenen Männern, denen keine sogenannte niedere Arbeit zu gering ist, die aber auch mit überschauendem offenem Geist ihre Thätigkeit erweitern und wohl mit der Zeit die Erneuerung des starken in sich gefesteten Bauernthums darstellen. Faber sah es gern, daß Franzseph an seinen Versuchen und Studien zur bessern Ausnutzung der vorhandenen Bodenkräfte Theil nahm und Franzseph war gern mit ihm, theils um der besondern Ehre willen, theils auch weil Faber mit einer noch immer fremd bleibenden Zurückhaltung nie ermahnend in seine Angelegenheiten eingriff, während er sonst überall mehr oder minder grobe Stichelreden über seinen halben Müßiggang hören mußte.

Lässige Menschen — und ein solcher war Franzseph — suchen vornehmlich Umgang mit Halbfremden oder unterthänig Schmeichlerischen; für Franzseph gehörte Faber zu den ersteren und der Dorfschütz zu den letzteren. Darum schloß er sich fast nur diesem an und schien heiter und wohlgemuth. Dennoch fehlte ihm die rechte Herzensfreudigkeit, Alles war ihm wie mit einem trägen Nebel verdeckt, durch den nur die Liebe zu des Schlägelbauers

Madlene zuweilen wie ein heller Stern hindurch ſchimmerte; manchmal fürchtete er aber faſt die Vereinigung mit Madlene und ſah ſich einer Sklaverei entgegen gehen, in der er über jede Stunde und ihre Arbeitspflicht Rechenſchaft geben müſſe, manchmal hoffte er auch wieder, wenn er erſt Madlene ganz ſein nennen werde, müſſe wieder friſche Regſamkeit in ihn kommen und die oft unerklärliche Trübſinnigkeit ſchwinden. Dieſe Hoffnung ſtand nun aufs Neue im weiten Feld, denn der Schlägelbauer wurde von Tag zu Tag unwirſcher, wollte von Verſpruch nichts wiſſen und verlangte vor Allem ein Aufgeben der Kameradſchaft mit Faber. Franzſeph ſah darin nur eine Beſchönigung der Feindſeligkeit, da der Schlägelbauer behauptete, ein Bauersmann, der keine Kapitalien habe und von der Ernte leben müſſe, könne ſich nicht in ſolche Sachen einlaſſen wie der Waſſerſtiefel. Franzſeph antwortete hierauf kaum, er wußte es ja beſſer, daß er mit ſeinem jetzigen ſcheinbaren Nichtsthun mehr gewinne, als wenn er ſich Schwielen an die Hände und Schweiß auf die Stirn arbeite. In läſſigem Trotz ritt und fuhr er um jede Kleinigkeit in die Stadt und machte daheim immer ein ſaures Geſicht als ſuche er etwas oder als plage ihn ein geheimes Leiden. In der That hatte er immer einen ſo rothen Kopf, daß man meinte, das Blut würde ihm zu den Adern herausſpritzen. Die Mutter wollte den Arzt darüber befragen, und als ſie dies einſt ihrem Vetter Schlägelbauer klagte, hörte Franzſeph, der in der Kammer ſeine Zigarre rauchte, dieſen ſagen:

„Schneid' ihm die Blutadern aus ſeiner Soldatenmütze heraus, dann iſt dein Franzſeph geſund. Leid's nicht, daß er Zigarren raucht; dazu braucht man eine dritte Hand und kann nichts dabei ſchaffen. Aber da iſt Alles kurz beieinander, dein Franzſeph iſt halt ein Faullenzer, der kehrt ſich Morgens ſiebenmal im Bett und wendet dem Teufel den Braten."

Schnell riß Franzſeph die Kammerthür auf und rief:

„Saget mir das noch einmal ins Geſicht hinein, frei heraus."

„Kannſt's haben; ja, du biſt ein Faullenzer."

„Wenn ihr nicht der Vater von der Madlene wäret, läget Ihr jetzt am Boden."

„Da müßt' ich auch dabei ſein. Freilich, du haſt deine Kräfte geſpart, du biſt ausgeruht; aber wegen meiner Madlene, da thu dir keinen Zwang an, auf die Art iſt's mit euch aus, daß du's nur weißt."

Der Schlägelbauer bekam wieder seinen schweren Husten und die Mutter beschwichtigte den Streit und hieß Franzseph wieder in die Kammer gehen; sie geleitete dann den Vetter bis vor das Haus und Franzseph hörte noch wie sie sagte:

„Mein Franzseph ist ja der beste Mensch von der Welt."

„Das ist wahr," erwiderte der Schlägelbauer, „er wär' mir lieber ein bisle schlimm. Ich brauch' keinen so Gutedel."

„Ich bin ein Faullenzer!" rief noch Franzseph zum Fenster hinaus und hoffte mit diesem Selbstbekenntniß einen großen Sieg gewonnen zu haben, die ganze Welt sollte es hören, welch' ein himmelschreiend Unrecht ihm geschah und Alles, vorab der Schlägelbauer sollte ihm Abbitte thun.

Aber der Schlägelbauer schaute sich nicht um und Franzseph betrat die Schwelle seines Vetters nicht mehr; er sah nur noch verstohlen seine Madlene, die aber meist schweigsam und betrübt war. Was sollte aus der Feindseligkeit Franzsephs mit dem Vater werden? und wenn ihr jener klagte, daß ihm Alles so schwarz vorkäme und er keine rechte Lustbarkeit in sich spüre, mußte sie die wahre Tröstung verschweigen, denn sie hatte einst gesagt:

„Ich mein' auch, du schaffst nicht genug."

„Ich bin halt ein Faullenzer," knirschte Franzseph.

„Das sag' ich nicht," entgegnete Madlene, „aber" —

„Genug," unterbrach Franzseph, „da drüben wohnt die Broni, frag deinen Vater, woher sie Wittwe ist. Ihr Mann liegt in der Ernte krank im Bett, da geht sie zu ihrem Vater und sagt: in der harten Arbeitszeit will er jetzt ins Bett liegen. Da will ich schon helfen, sagte der Alte, nimmt seine Peitsche und haut auf den kranken Mann los bis er zum Bett herausspringt — und zwei Tage darauf hat man ihn begraben. Wie meinst, Madlene, sollt' ich mir's auch so machen lassen?"

„Du bist ja aber nicht krank," entgegnete Madlene.

„Das ist All eins, es darf mir Niemand sagen, ob ich schaffen soll."

Von jener Zeit an hatte Madlene hierüber kein Wort mehr gesprochen und Franzseph fühlte wohl selber, wie er sich anders rühren müsse, aber er konnte sich nicht dazu bringen, daß er den Schein auf sich lade, auf fremde Ermahnung arbeitsam zu sein; fast nie ging er mit dem Geschirr ins Feld, trug nie etwas über die Straße, ging immer los und ledig einher und gebarte

sich überhaupt, als wäre er nur auf Urlaub daheim und als sei jede Arbeit, die er verrichte, besondern Dankes werth.

„Ein geheimer Segen der Arbeit ist allerdings zerstört, wenn sie nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf fremde Ermahnung erfolgt; aber Franzseph konnte nicht über den kindischen Stolz hinauskommen, der ihn eben darum auch gegen seine Pflicht widerspenstig machte. — Wie er eben jetzt wieder nicht selber die Wieden nach dem Bach trug, sondern mit der Hakengabel spazirend daherschritt, kam ihm der oft unterdrückte Gedanke, geradeswegs zu dem Schlägelbauer zu gehen und ihm zu sagen: Vetter, Ihr habt Recht und Ihr werdet sehen, ich bin fleißig ... Aber sein Athmen ging schneller schon vor Zorn über diesen Gedanken, den er doch nicht bannen konnte und heftig schlug er mit der Hakengabel auf, denn es wurde ihm klar, daß seine bisherige Lässigkeit ihn in eine verkehrte Lage gebracht: wie tapfer er auch künftig sich rühren möge, der Schlägelbauer wird ihm immer mißtrauisch auspassen und er geräth dadurch in eine unerträgliche Botmäßigkeit, über die alle Menschen spotten müssen; hätte er nie den Namen eines Müßiggängers auf sich geladen, da stünde er ganz anders da. Der Schlußpunkt dieser Wahrnehmung waren folgerecht immer Zorn und Reue über die vergangenen und schlaffer Mißmuth, ja Verwünschungen über die kommenden Tage, wobei er sich jedesmal wünschte, wieder unter den Soldaten zu seyn; da steht man doch unter einem festen Commando, dem folgt man und hat sich nicht von dem Blick eines Jeden befehlen zu lassen. Diesmal aber konnte er nicht hierbei beharren: am Montag begann die Ernte und die verschlossene Trutzigkeit, der Hader mit sich und der Welt mußte auf eine oder andere Weise geändert werden.

Franzseph schickte den Knecht nach Haus und weichte mit der Hakengabel die Wieden im Bach ein. Er hatte sich hierzu eine recht bequeme Stelle ausgesucht, da wo auf eingerammtem Balken ein Brett befestigt war und eine Art Landungsbrücke bildete. Von hier aus konnte man auch ungesehen beobachten, wer beim Schlägelbauer aus- und einging. Jetzt sah Franzseph Madlene mit dem Vater daher kommen, sie konnten ihn nicht bemerkt haben, er hatte sich schnell hinter den Weiden versteckt; dennoch hörte er wie der Schlägelbauer über den Bachsteg gehend und oft vom Husten unterbrochen sagte:

„Ein geſunder Menſch, der faul ſein kann, iſt der lüderlichſte. So ein lottriger Tagdieb meint wunder wie gut er ſei, weil er Niemand was ſtiehlt, er legt ſich auf die faule Haut und ſchreit immer: ich bin ja ſo gutmüthig, ich bin ja ſo brav.“

Franzſeph ballte beide Fäuſte und wollte ſchreien und fluchen, aber der Laut erſtickte ihm in der Kehle und drohte ihn faſt zu erwürgen. Er ſtarrte in den Bach hinein und wußte nicht wie ihm geſchehen, ihm war ſo dumpf, als hätte plötzlich ein ſchwerer Hammerſchlag ihn auf den Kopf getroffen. Endlich raffte er ſich auf und nur der eine Gedanke lebte in ihm, wie er Rache nehmen könne für die erlittene Unbill; er konnte nichts finden, und doch wollte er durch eine gewaltige That zeigen, wie himmelſchreiend Unrecht ihm geſchehen ſei. Noch einmal durchblitzte ihn der Gedanke, durch raſtloſe Emſigkeit darzuthun, wie ſehr man ihn verkannt habe; aber ſchnell verwarf er dieſe Demuth wieder. Sollte er Jeden zum Zeugen ſeiner Rührigkeit aufrufen und ſich von ihm den Stempel ſeiner Geltung aufprägen laſſen? — Franzſeph war ein Soldat, dürfen dieſe verſeſſenen Bauertölpel über ſeine Ehre richten? Freilich mußte er unter dieſen Menſchen leben, aber ſie mußten einſehen lernen, daß er etwas Beſſeres ſei als ſie. Darum erſchien es ihm zuletzt am genehmſten, in trotziger Verachtung den Unverſtand herauszufordern. Mitten in der Ernte, die übermorgen beginnen ſollte, wollte er ſonntäglich geſchmückt müßig und Zigarren rauchend auf den Feldern und im Dorf umherſchlendern, bis Alle ihm Abbitte thun, daß ſie das ihm inwohnende Streben nach Arbeitſamkeit ſo grauſam verkannt hatten. Aber woher ſollten die Menſchen an eine Tugend glauben, von der ſich ihnen gerade das Gegentheil unter die Augen ſtellte? Sie müſſen es dennoch, denn was iſt das für eine Achtung und Liebe, die erſt Beweiſe verlangt, daß man ſie verdiene?

In der Seele dieſes jungen Mannes erhob ſich ein Widerſtreit, den er in Worten nicht hätte darlegen können und doch bewegte ſich's in ihm und die Leidenſchaft erſchloß ungeahnte Quellen.

Weit hinein ſtieß Franzſeph die Wieden, daß ſie den Bach hinabſchwammen, als ſtieße er damit jeden Gedanken an Arbeit von ſich und er freute ſich ſeines Nichtsthuns auch für die kommenden Tage wie einer Luſtbarkeit.

Es liegt in der Trägheit eine eigne Wolluſt, ja man möchte ſagen

eine Art Leidenschaft voll unergründlicher Macht; wie im halbwachen Schlummer überstürzen sich in ihr Gestalten und Empfindungen und begraben in ihren Wellen das selbstmörderisch hingegebene Leben. Auch von Madlene wollte Franzseph nichts mehr wissen, wie von sich selbst nichts mehr. Eben wollte er auch die Gabel den davonschwimmenden Wieden nachwerfen, da rief eine Stimme:

„Franzseph was machst?“ und Madlene stand vor ihm.

„Ich faullenze,“ entgegnete der Angeredete trotzig; das Mädchen aber faßte seine Hand und wehrte ab:

„Sag' das nicht, du thust dir Unrecht.“

„Ich? wer thut mir Unrecht? Ich heiß' das Lüderlichste auf Gottes Erdboden und will's auch sein. Glaubst du nicht auch, daß ich faul bin?“

„Nein, Gott ist mein Zeuge, daß ich das nicht glaube. Laß du die Leut' sagen, was sie wollen, ein Wort beißt nicht. Ich weiß besser wie du bist. Du kannst dich nur vom Soldatenleben her noch nicht wieder ins Bauerngeschäft finden. Ich seh dir's schon seit ein paar Tagen an, du willst jetzt in der Ernt' zeigen, was du vermagst; aber ich bitt' dich, überschaff dich nicht, du bist's ungewohnt und man hat eine Krankheit weg man weiß nicht wie, thu's mir zulieb und schon' dich.“

Im Innersten betroffen und erschreckt schaute Franzseph auf. Noch vor wenigen Augenblicken hatte er in selbstzerstörendem Unmuth diese Liebe verleugnet und ihre Zuversicht richtete ihn jetzt straff auf; er blinzelte mehrmals rasch mit den Augen und wie angerufen sprang er dann plötzlich den davon geschwommenen Wieden nach, watete in den Bach und holte sie auch richtig ein. Jetzt konnte er sich das Angesicht von den aufgespritzten Tropfen abwischen und alle Düsterheit war plötzlich davon weggenommen. Madlene hatte diesem verwunderlichen Thun betroffen zugesehen; sie litt unsäglich unter der Feindseligkeit zwischen Franzseph und ihrem Vater. Sie verkannte das herrschsüchtige und geizige Wesen ihres Vaters nicht, aber auch das müßige Gehenlassen Franzsephs war ihr klar, und so sehr auch Feindschaft zwischen den Beiden waltete, sie wußte doch, daß sie in Gedanken nicht von einander lassen, denn Beide waren stolz und das verband sie doch. Der Vater verbot ihr nie ausdrücklich den Umgang mit Franzseph und that, als ob er von den heimlichen Zusammenkünften nichts wüßte,

und Franzseph suchte trotz alles Tobens doch bloß nach einer Gelegenheit um in Lob und Ehre vor dem Vater dazustehen. Lachend stand Franzseph bald wieder bei seiner Madlene, und sie sprachen traulich wie in vergangenen Tagen mit einander. Sie mußte ihm, obschon widerstrebend, jedes harte Wort berichten, das der Vater über ihn gesagt, und diese Vorwürfe, die ihn sonst zum Toben und Rasen gebracht hätten, hörte er jetzt so heiter lächelnd an, als wären es lauter Lobeserhebungen. Nur als das Mädchen berichtete, daß ihr Vater nichts von ihm wissen wolle, so lange er die Soldatenmütze auf dem Kopf habe, da preßte er die Lippen zusammen, nahm die Mütze ab, betrachtete sie eine Weile und setzte sie wieder keck auf. Madlene erzählte hierauf, daß des Schultheißen Claus, der sie immer von ihm abspenstig machen wollte, sich bei ihrem Vater gut Kind mache, besonders dadurch, daß er dem Wasserstiefel, wo er nur könne, eine Tücke anthue und daß der Vater sie immer bereden wolle, der Werbung des Claus nachzugeben. Selbst das hörte Franzseph mit unveränderter Miene an und sagte endlich, er wolle den Schlägelbauer auf Einmal zu ganz anderer Meinung über ihn bringen. Er ließ sich aber nicht bewegen, zu erklären, wodurch er dies bewirken wolle.

„Wohin ist dein Vater gegangen?“ fragte Franzseph zuletzt.

„Auf das Speckfeld, dort wollen wir am Montag — will's Gott — anfangen Wintergerste schneiden.“

Die Sonne stand eben im Scheiden und ihr rother Widerschein glänzte im Bach und im Antlitz der Liebenden, die Hand in Hand dastanden. Die Lippen Franzsephs zitterten, es lagen Worte darauf, die er nicht aussprechen durfte, und ehe er's gekonnt hätte, schied er schnell von Madlene, denn sie sahen den Schlägelbauer von der Höhe jenseits herabkommen. Franzseph nahm die Wieden auf und trug sie nun selbst nach Haus; dennoch machte er einen Umweg, um dem Schlägelbauer nicht zu begegnen.

## 2. Ein Sommernachtswerk.

Zu Hause war Franzseph voll Unruhe, die Mutter überraschte ihn, als er sich eben ein großes Stück Brod abschnitt und in die Tasche steckte; er erwiderte auf ihre Frage, was er damit wolle, daß ihn oft in der Nacht ein Jähhunger plage, dem er vorsorgen müsse. Die Mutter schüttelte den Kopf über das so

auffällig veränderte Weſen ihres Sohnes und ſprach wieder vom Arzt, aber Franzſeph hörte nicht darauf und hatte noch allerlei in der Scheune herzurichten, als ob es früher Morgen wäre und nicht einbrechende Nacht. Er wich den Fragen hierüber aus und bat um die Kappe des verſtorbenen Vaters, die er zum Andenken in ſeiner Kammer haben wolle; die Mutter brachte ſie ſchnell, ſetzte ſie ihrem Sohn aufs Haupt und betheuerte, daß ſie ihm viel beſſer ſtehe, als die ſteife Soldatenmütze, der ſie höchſt unehrerbietige Namen gab. Franzſeph riß hierauf raſch die Kappe ab und ſetzte ſeine gewohnte auf, aber er gab die alte doch nicht wieder zurück. Er ging mehrmals durch das ganze Dorf und es kam ihm wunderlich vor, daß die Leute noch immer zögerten zur Ruhe zu gehen. Wie gern hätte er den Zapfenſtreich ſchlagen laſſen und den Leuten commandirt: Licht aus! ins Bett! Aber hier führte Jeder ſein eigen Regiment und kannte kein allgemeines Gebot. Jedem, der noch eine Weile vor dem Hauſe geſeſſen und ſich dann hinein unter Dach begab, wünſchte Franzſeph in beſonders nachdrücklicher Weiſe eine gute Nacht. Es war, als ob er Jedem beſonders dankte, der nur die Augen ſchloß, um ſein Vorhaben nicht zu ſehen.

Endlich war Stille im Dorf, über dem eine ſternglitzernde Nacht ſtand, der Mond kam heute erſt um Mitternacht herauf. Die Thüre an Franzſephs Hauſe, die nach dem Garten ging, öffnete ſich unhörbar, aber es trat Niemand heraus, nur eine tuchumwickelte Senſe wurde behutſam und geräuſchlos auf den Boden gelegt; erſt nach geraumer Weile kam ein Mann zum Vorſchein, ſchloß die Thüre, ſtand eine Weile ſtill horchend, nahm die Senſe auf und ſchlich durch den Garten hinaus ins freie Feld. Es war Franzſeph; er hatte aber, wohl um ſich nicht ſo raſch kenntlich zu machen, eine andere Kopfbedeckung als gewöhnlich, und zwar die pelzverbrämte Pudelkappe ſeines Vaters. Er athmete laut und hielt auf ſeinem raſchen Gang oft an, hinaus lauſchend, ob er nicht fremde Schritte höre; aber es ließ ſich nichts erkunden, nur Heimchen und Heuſchrecken in Buſch und Gras hörten in der milden Nacht nicht auf zu zirpen. Gegen Norden ſtand die Nachtdämmerung, deren lichter Schein von der Mitte Mai bis Mitte Auguſt am Himmel nicht verſchwindet. Franzſeph ging nach dieſer Seite hin und es war ihm, als ſchritte er hinein in den Tag, und nur wenn er ſich umkehrte, ſah er die volle Nacht. Franz-

ſeph nahm die Senſe, die er bisher in der Hand tief am Boden gehalten hatte, frei auf die Schulter und ſchritt muthig vorwärts. Wie leiſe flüſternd wiegte ſich das Korn am Weg und ſog den Nachtthau ein, der ihm nur auf kurze Zeit noch beſchieden war; das wächst und gedeiht ſtill während die Menſchenhände ruhen, die es geſäet und bald wieder einſammeln. Was raſchelt dort in den Halmen und kollert jetzt den Wegrain hinab? Es iſt wohl ein Igel, der nächtig auf ſeine Nahrung ausgeht. Dort im Gebüſch winſelt und klagt es, das ſind Stimmen verſcheuchter Vögel, denen ein Marder, ein Wieſel Eier oder Junge geraubt. Das ganze Leben der Thiere iſt Suchen nach Nahrung, der Menſch aber bereitet ſich dieſe durch Arbeit. Franzſeph faßte ſeine Senſe feſter. Jetzt ging der Weg eine Strecke über die Landſtraße, wo hüben und drüben reichgeſtützte Obſtbäume ſtanden, und wie von unſichtbarer Hand gepflückt fiel bald da bald dort ein frühreifer oder wurmſtichiger Apfel nieder, kollerte auf der harten Straße oder fiel dumpf in das weiche Gras. Die Obſtbäume, deren feſter Stamm das Menſchenleben überdauert, bedürfen nur Schutz und Stütze von Menſchenhand und erzeugen von ſelbſt die Frucht; das Brod aber, des Menſchen vielbereitete Speiſe, reift nur auf mühſam bearbeitetem Boden am alljährlich ſich erneuenden Stengel.

Wie war's jetzt in einſam ſtiller Nacht, als ob alles Gewohnte rings umher ſeltſame Worte ſpreche und eine Offenbarung ging aus von Halm und Zweig, die das Herz erbeben machte. Denn des Menſchen Sinn fühlt ein Beben beim Nahen des Allgeiſtes. Worte und Gedanken, die Franzſeph ehedem wie halb träumend von Faber vernommen hatte, erwachten jetzt wie mit heller Stimme und klaren Augen. Franzſeph pfiff nur ſich ſelber hörbar vor ſich hin. Endlich führte der ſchmale Fußweg mitten durch die Kornfelder. Franzſeph kühlte bald die eine bald die andere Hand im Thau, der auf den Halmen lag; er ſah hinüber nach dem Hopfenacker, deſſen lange Stangen wie ein getödteter Wald mitten im Felde ſtanden. Er mußte lächeln bei der Erinnerung an die Prophezeiung des Dorfſchützen, daß dieſe Stangen noch zu einer Generalprügelei verwendet würden — aber plötzlich hielt er an, er hörte in der That Schritte, die hinter ihm drein kamen; ſchnell ſprang er in das Kornfeld, kauerte in den hohen Halmen nieder und hielt den Athem an. Die Schritte kamen immer näher und jetzt hielt der unſichtbare Wanderer an der

Stelle, wo Franzſeph verſchwunden war und dieſer überlegte raſch, wie er ſich verhalten müſſe, wenn er entdeckt würde; aber der Suchende ging vorüber und der Verſteckte athmete frei. Der Flurſchütz hatte wohl noch ſeinen nächtlichen Rundgang gehalten; es war nun ſicher, daß er in der heutigen Nacht nicht mehr in dieſe Gemarkung käme. Noch eine Weile verharrte Franzſeph in ſeinem Verſteck, dann wendete er ſich ſorglos rechts nach dem Speckfeld. Im Umſchauen däuchte es ihn einmal, als ob die Stangen im Hopfengarten ſich bewegten und ein Kniſtern und Knarren von dorther dringe; aber das war gewiß nur Täuſchung, wie ſollten die feſten Pfähle ſich jetzt beugen, da ein leiſer Windhauch kaum die Spitzen der Halme bewegte. Franzſeph ſchritt fürbaß und gelangte endlich zu ſeinem Ziel, er nickte mehrmals, denn er fand die Merkzeichen, daß er am Gerſtenacker des Schlägelbauern war. Er nahm die Einhüllung von der Senſe und ſtrich mit dem Wetzſtein ſo leiſe als möglich über die Schneide. Als aber jetzt die Thurmuhr im Dorf zehn zu ſchlagen begann, wagte er es, gedeckt von dieſem Klange, kecker die Senſe zu wetzen und nun ging's friſcher ans Mähen, daß die Halme rauſchend zu Boden fielen; dabei war er aber noch ſo haſtig, daß er mehrmals die Senſenſpitze in den Boden bohrte, er zwang ſich nun zu gemäßigter Thätigkeit und ruhig vorwärts ſchreitend legte er die Halme nieder. Die Schwingung hin und her ging ſo geruhig und faſt mühelos, es war als ob in die Senſe ein eigen Leben gefahren wäre, ſie bewegte ſich wie von ſelbſt in ſeiner Hand, mähte die Halme und zog ihn allmälig nach. Vom Wald herüber hörte man das Krächzen und Winſeln junger Eulen, die ſich wohl um eine Beute balgten. Was kümmert den Thätigen all das Geſchrei um ihn her? Nur der Arbeitsledige horcht überall hin und findet darin willkommene Zerſtreuung. Erſt als Franzſeph die volle Ackerlänge durchgemäht hatte, gönnte er ſich ein Aufathmen und die Art, wie er ſich reckte, zeigte jetzt, daß nicht Müdigkeit ihn lähmte, ſondern neue Lebenskraft ſeine Glieder durchſtrömte. Es duldete kein langes Ausruhen und rückwärts ging's in gleicher Thätigkeit, die ſo gleichmäßig im Takt fortſchritt, daß ſich Franzſeph eine Art Melodie dazu dachte. All das Denken, das am Tage und jetzt in der Nacht durch ſeinen Sinn gezogen, ruhte nun im tiefſten Grunde ſeiner Seele wie ein verborgenes Labſal.

Wie bald aber ändert sich Denken und Thun. Wieder auf dem ersten Ausgangspunkt angekommen, fühlte Franzseph einen Hunger, wie er ihn seit lange nicht gekannt hatte, aber er blieb bei seinem Vorsatz, erst nach drei vollen Mahden sich eine Erholung zu gönnen, und nun dünkte ihn nicht mehr, daß die Sense sich von selbst bewege und pfiff er auch keine Melodie mehr zur Arbeit; als gälte es einen Widersacher zu legen, so ernst und mit angespannter Kraft schritt er mähend vorwärts. Die Aehren rauschten nieder und es sumste und schwirrte gar seltsam am Boden. Franzseph hatte gegen seine Mutter mit dem Jähhunger gespaßt, jetzt schien er ihn wirklich zu überkommen, jedes Ausholen mit der Sense ward zur Beschwerde, aber er ließ nicht ab und langte endlich von Schweiß triefend zum Drittenmal an seinem Ziel an. Er setzte sich auf den Markstein nieder und wischte den Schweiß von der Stirn. Das ist ein Thau, der die Menschenkraft gedeihen macht, und das Brod, das der Einsame jetzt zum Munde führte, war nährenden Segens voll. So hatte noch nie ein Bissen geschmeckt.

„Fleiß ist Tugend," hat Faber einmal gesagt, und jetzt tönte das Wort wie ein Segensspruch von unsichtbaren Lippen um den jungen Mann, der allein in stiller Nacht sein Brod verzehrte. Wohl giebt es einen Fleiß, der der Habgier und allen schlechten Trieben dienen muß, und doch ist Fleiß, die lebendige Bethätigung der Kraft, Grundlage alles echten Thuenden, aller Tugend.

Vom Dorf herüber schlug es zwölf Uhr und der Nachtwächter rief die Stunde. Franzseph konnte es kaum glauben, daß er schon so lange gearbeitet habe, er hatte ja keinen Glockenschlag gehört; aber hört denn der Emsige die Stunde schlagen und rinnt ihm die Zeit nicht ungezählt dahin?

Franzseph kam sich wie verzaubert vor. Das war ein Klingen und Singen und Summen in der Luft und auf den Feldern, wie von zahllosen unsichtbaren Wesen. Franzseph fühlte eine unwiderstehliche Schlafsucht, aber er bewältigte sie doch; umherschauend zwang er sich, die ganze Umgebung im lichten Sonnenschein zu denken und jetzt kam der Mond rund und groß hinter dem Wald herauf und übergoß Alles mit mildem Schein. Feld und Wald und Dorf lag im weichen Dämmerlicht ausgebreitet und aus dem Bach blinkte es da und dort hell herauf. Franzseph richtete sich rasch auf und die Sense glitzerte im Mondschein wie er sie auf-

hob und unterſuchte, er verbarg das verrätheriſche Blinken ſchnell unter den Halmen und mit neuem Muth ging's an die Vollführung des Werkes. Er gedachte wie der Schlägelbauer und mit ihm das ganze Dorf ſtaunen werde, wenn es ſich zeigt, daß der Faullenzer, während Alles ruhte, einen Morgen Gerſte niedergemäht, und wie freudig Madlene jauchzen müſſe, daß ihre Zuverſicht ſich ſo beſtätigte. Er bedurfte dieſer Aufmunterung ſehr, denn immer mühſamer wurde ihm dieſe Arbeit und ſolch einſame Verkehrung der Nacht in Tag. Er wetzte die Senſe öfter als ſonſt und nicht mehr ſo behutſam. Der Nachtwächter, dachte er, glaubt freilich nicht mehr an den Dengligeiſt, aber er wird doch morgen Allen berichten, daß er ganz gewiß in vergangener Nacht den verſchollenen Erntegeiſt im Felde habe die Senſe wetzen hören. Er wird dann dem Orte nachforſchen, von wo er den Klang vernommen und dadurch wird die Sache am ſchnellſten offenbar, denn ſelbſt kann ich ſie doch nicht verrathen und bis zum Montag warten könnte ich auch nicht.

Wieder wetzte Franzſeph die Senſe anhaltender als je und ließ ſie dann noch faſt gefliſſentlich im Mondſchein blinken, er fürchtete nicht mehr, vom Flurſchützen überraſcht und geſtört zu werden, dies wäre ihm wohl eher erwünſcht geweſen. Er hatte ein gut Theil des Ackers gemäht und war ſo überaus müde, aufhören konnte er aber nicht, denn was ſollte die halbe Arbeit? Wurde er aber verſcheucht, ſo war es ja nicht ſeine Schuld, daß noch Etwas rückſtändig blieb, auch dieſes mußte ihm als vollbracht angerechnet werden, er hätte es ja ohne die Störung gewiß vollendet. So ſehr auch Franzſeph wetzte und endlich ſogar zu dengeln anfing, es ließ ſich Niemand ſehen noch hören, der ihn ſtören wollte und eine Zeit lang mähte er im Zorne fort und horchte auf jede Viertelſtunde, die es im Dorfe ſchlug. Endlich aber wurde er auch dieſer Mißſtimmung Meiſter, und je mehr es gegen Morgen ging, deſto mehr erfreute er ſich ſeines Thuns. Mit dem erſten lichten Grau, das im Oſten aufdämmerte, belebte ihn ein neuer Gedanke, der ſich immer mehr geltend machte: nicht das Staunen und die Bewunderung des ganzen Dorfes erquickte ihn, er freute ſich über ſich ſelber, er hatte vor ſich bewieſen, daß er einen ſchweren Vorſatz vollführen könne. Jetzt war er auch des Zweifels ledig, ob er in den Tag hinein arbeiten wolle, bis man ihn bemerke, er war entſchloſſen, ſich davon

zu machen, ehe man ihn ſah. Die Morgenwolken, die ſich immer mehr lichteten, warfen ihre Strahlen hinein in den Mond und es war als ob zu dieſem Sonntag eine doppelte Sonne über der Welt aufgehe. Hier und da zwitſcherte eine Lerche am Boden und ein Rabe flog krächzend waldaus, als wäre er der Bote der Nacht, der ihren Rückzug verkünde. Jetzt ſchwang ſich dort aus der Ferne eine Lerche keck empor und aus den thaufeuchten Halmen ſchwirrten ihr andere nach, vom Walde her und in den Hecken begann es zu zwitſchern und zu ſingen, die Sonne ſtieg in voller Pracht empor und mit freudigem Siegesgefühle ſchaute Franzſeph zu ihr auf. Er hatte in ſtiller Nacht ein friſches Herz gewonnen. Er mähte noch den Acker bis zu Ende. Nur noch eine Spreite ſtand. Sollte er ſein Werk im Tageslicht vollenden? Er hob die Senſe hoch hinauf ins Sonnenlicht und in ihm ſprach der Vorſatz, daß die Sonne immerdar ſeine emſige Arbeit erſchauen und ſie ſegnen möge; dann verbarg er die Senſe in einem noch hell grünenden Haberfelde und eilte davon; aber er kehrte nicht ins Dorf zurück, er ſchritt nach dem Walde, er ſuchte nicht lange und hatte den Schlaf nicht anzurufen, bald war er auf dem Mooſe unter einer mächtigen Tanne eingeſchlummert.

## 3. Ein Feldfrevel.

Im Hauſe des Landwirths Emil Faber, genannt der Waſſerſtiefel, war noch Alles in lautloſer Ruhe, nur die Tauben in ihrem Schlage gurrten nach Freiheit und der Hahn krähte aus ſeiner Verborgenheit immer anhaltender. Mit Ausnahme des offenen Schuppens war das Haus noch ganz daſſelbe, wie es Luzian verlaſſen; nur hatte Alles eine friſchere Farbe und hieländiſch fremde Pflüge und eine große Häckſelmaſchine zeigten, daß eine junge Kraft hier walte. Das Schlafzimmer der jungen Eheleute war nach dem ruhigen Grasgarten gelegen, wo ein Apfelbaum mit ſeinen rothbackigen Früchten faſt in die Fenſter hineinragte. Der luſtige Pfiff einer Grasmücke hatte von dort aus den jungen Mann geweckt, der eben im Ankleiden begriffen war, als er das Erwachen ſeiner Frau wahrnahm.

„Guten Morgen, Pauline," rief der junge Mann, „es iſt noch früh, ſchlaf noch einmal und freue dich mit mir, heut iſt Sonntag."

„Ja, guter Emil, und heut gehst du mit mir in die Kirche?"

„Auch, aber ich freue mich auch mit dem Sonntag, weil es an diesem schönen Tag neubackene Bretzeln giebt," erwiderte der Mann mit kindischem Humor.

Die Frau erzählte, daß sie einen ängstlichen Traum gehabt: die wegen des Zehntpachtes aufrührischen Bauern hätten das Haus angezündet und Niemand hätte retten und löschen wollen als der Franzseph, der endlich in den Flammen verschwunden sei.

„Ach," schloß sie klagend, „ich habe mir das Landleben doch anders gedacht und du bist auch so unnachgiebig und forderst durch den Zehntpacht noch die Tücke dieser rohen Menschen heraus. Du wirst sehen, sie bereiten uns irgendwo ein Verderben."

„Das ist auch meine Ansicht und eben darum hab' ich den Zehnt gepachtet. Man muß den Menschen einmal Gelegenheit geben, allen versteckten Groll, den sie in der Seele hegen, loszulassen. Ich bin der kleinen Plänkeleien, Tücken und Beinstellereien müde, sie müssen mir eine offene Schlacht liefern, ich bin darauf gefaßt. Wegen Brandstifterei sei ruhig, sie wagen nichts so Keckes und wissen auch, daß ich gut versichert habe und gern neu bauen möchte. Mit dem Franzseph werde ich aber in diesen Tagen ein ernstes Wort reden; er muß seinen dummen Soldatenstolz abthun."

Der junge Mann, eine ungewöhnlich große Gestalt mit flachsblondem Haar, trat an das Bett seiner Frau, strich ihr mit der Hand über die Stirn und beruhigte sie durch trauliches Zureden, dann verließ er das Zimmer, ging hinab nach dem Hof, wo ihn der große Kettenhund mit Winseln und Sprüngen begrüßte, er band ihn los und sah nach dem Treiben der Knechte und Mägde, die sich mittlerweile auch aufgemacht hatten und sich zwischen den Tauben hin und her bewegten, die gurrend auf und nieder flatterten. Eben stand Faber bei einem neu eingetretenen Knechte und lehrte ihn die Häckselmaschine besser handhaben, als der Dorfschütz militärisch grüßend in den Hof trat.

„Was giebt's schon so früh?" fragte Faber.

„Euer Hopfenacker ist verruinirt. So eben berichtet's der Flurwächter. Es steht kein' Stang mehr und alle Ranken sind zerschnitten."

Obschon der junge Landwirth so eben noch sich auf Tückisches gefaßt erklärt hatte, so verfinsterten sich dennoch plötzlich seine

Mienen; er hätte vielleicht einen persönlichen Angriff leichter ertragen, als diese ruchlose Zerstörung einer mit besonderer Liebe gehegten Pflanzung. Der Hund schaute bald in das Antlitz seines Herrn, bald in das des Botschafters, gewärtig den Befehl zum Angriff zu vollziehen; brummend und mit aufgesträubten Rückenhaaren umkreiste er den Dorfschütz, bis ihn sein Herr zur Ruhe verwies. Nachdem Faber auf die Frage, ob die Sache bereits amtlich angezeigt sei, bejahende Antwort erhalten, kehrte er zu seiner Frau ins Haus zurück und bald sah man ihn, mit den hohen Wasserstiefeln angethan, der Hund vorauf, hinaus auf das Feld wandern. Die Kunde von dem Geschehenen hatte sich rasch verbreitet und das Dorf frühzeitig geweckt, denn überall an den Fenstern und vor den Häusern machten Männer und Frauen Zeichen des Mitleides und bezeigten bedauernd ihre Schuldlosigkeit gegen Faber, der ohne Anhalt mit großen Schritten fürbaß ging.

Bald sammelten sich Gruppen Lautredender auf den Straßen und Alle schimpften auf den Feldfrevler, den man entdecken müsse, damit er für den Schaden einstehe und nicht die Gemeinde dafür büßen müsse. Eine lärmende Gruppe hatte sich nicht weit von des Franzsephens Haus bei dem Brunnen gebildet und hier hörte man vor Allem die Stimme des Schultheißen, der unnachsichtliche Strenge verkündete und Alles aufbieten wollte, um den Missethäter zu entdecken. Der Schlägelbauer, der daneben stand, suchte ihn zu beruhigen und die Sache ins Spaßhafte zu ziehen, indem er schadenfroh lächelte; der Schultheiß aber rief:

„Und wenn du's selber than hast, laß ich dich gleich einsperren."

Die Mutter Franzsephs, von dem frühen Lärm erschreckt, kam herbei, ging auf die heftig Redenden zu und fragte was geschehen sei, ob man von ihrem Franzseph etwas wisse, der heute die ganze Nacht nicht heimgekommen sei. Der Schlägelbauer winkte, aber die Mutter verstand ihn nicht und jetzt schrie Alles über den versteckten Faullenzer, an dem nun das Unglück hinausgehen werde, das er über das ganze Dorf bringen wollte. Während noch so Alles unter einander tobte, sah man den Franzseph, mit der ungewohnten Pudelkappe auf dem Haupt, vom Berge herabkommen. Der Schultheiß befahl schnell dem Dorfschützen ihm entgegen zu gehen und ihn gefangen zu nehmen, aber ein Kamerad Franzsephs war rascher als der nur langsam

schlendernde alte Soldat, er sprang vorauf und rief Franzseph zu: „Lauf davon, du wirst eingesperrt.“

Franzseph aber schien diesen Zuruf nicht als ihm geltend zu betrachten, er schritt ruhig weiter und als ihm der Dorfschütz, der jetzt bei ihm angelangt war, seine Verhaftung verkündete, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und lächelte ungläubig.

Der Schlägelbauer hatte die Mutter überreden wollen, nach Hause zu gehen und sich auf ihn zu verlassen, aber die Mutter ließ nicht von der Rotte, die sich auf jedem Schritt vergrößerte, den sie dem Franzseph entgegen ging. Als sie ihn endlich vor sich hatten, wollte der Schultheiß in laute Schmähungen ausbrechen, aber der Schlägelbauer unterbrach ihn, bat ums Wort, ging auf Franzseph zu, faßte seine Hand, daß er in sich erbebte und sagte fast ganz ohne Husten:

„Franzseph, ich hab' dir Unrecht than, ich schäm' mich nichts und sag's frei vor allen Leuten. Ich hab' gemeint, du seist blos ein so guter Tralle, der kein' Schneid' hat; jetzt hast du zeigt, daß du die rechte Schneid' hast. Dein Sach' mag jetzt ausgehen wie sie will, wenn du wiederkommst, weißt du wo ich wohn'! Verstanden? Jetzt fürcht' dich nichts und sei standhaft.“

Die Mutter stand weinend neben ihrem Sohn und hielt ihre Hand auf seine Schulter gelegt. Franzseph wußte nicht wie ihm geschah, ein Frösteln überkam ihn, daß er am ganzen Leib zitterte.

„Gestehst du was du gethan hast?“ fragte der Schultheiß.

„Ich weiß nicht was es Euch angeht,“ entgegnete Franzseph, und der Schlägelbauer trat wieder vor und sagte:

„Mein Franzseph leugnet nichts. Er ist ein Mann, der Kurasche hat und versteckt sich nicht hinter der Heck. Gesteh' du's nur. Ja, ich sag's für ihn, ja, mein Franzseph hat heut Nacht des Wasserstiefels Hopfenacker abgeschnitten und umgestürzt und hat rechtschaffen Recht daran gethan. Wir sind Mann's genug für den Schaden aufzukommen, wir brauchen den Gemeindebettel nicht, und die paar Wochen Straf' bringen ihn auch nicht um. Mein Franzseph hat Schneid' und ist kein guter Tralle. Jetzt laß ihn frei, Schultheiß, er entlauft dir nicht.“

Die Brust Franzsephs hob und senkte sich mit schwerem Athem, er drückte sich mit der Hand die Augen zu, als müsse er sich besinnen, ob er nicht träume.

„Du kannst nicht für ihn reden,“ entgegnete der Schultheiß,

„er wird selber das Maul bei sich haben; red' du selber, Franzseph, du bist immer ein guter Kerle gewesen, ich kann's noch nicht recht glauben."

„Er ist kein guter Kerle," unterbrach der Schlägelbauer.

„Ins Teufels Namen, laß ihn selber reden," kreischte der Schultheiß, „ich will kein Wort mehr von dir."

Franzseph schaute jetzt mit zusammengepreßten Lippen starren Blickes auf den Schlägelbauer; offenbar hat dieser in seinem Haß den Feldfrevel begangen und verlangt nun, daß sein Schwiegersohn für ihn einstehe. Franzseph war bereit dazu, obgleich er nicht recht wußte, was daraus werden solle und es ihm tief wehe that, daß er, der allein Fabers Freund war, in dessen Augen als hinterlistiger Heuchler erscheinen müsse. Als aber jetzt auch der Schultheiß auf die Gutmüthigkeit anspielte, regte sich ein seltsamer Stolz in Franzseph und er rief laut: „Ich bin kein guter Kerle, ja, ja, ich hab' Alles than, was der Vetter Schlägelbauer sagt." Alles war stumm vor Entsetzen, nur des Schultheißen Claus, der eben mit einem Landjäger herzugetreten war, lachte laut auf.

Franzseph wurde dem Landjäger übergeben und nach der Amtsstadt abgeführt, der Schlägelbauer geleitete die weinende Mutte tröstend nach Hause.

## Fremde That.

Als der Landwirth Faber nach Hause kam, hörte er zu seinem Entsetzen, wer die ruchlose That vollbracht habe, und die neubacknen Bretzeln, auf die er sich so kindisch gefreut hatte, wollten ihm gar nicht munden. Die Frau, die sich dem heißblütigen Manne gegenüber auf ihre ruhige Menschenkenntniß viel zugute that, behauptete, daß sie schon lang etwas Heimtückisches und Hinterlistiges an Franzseph bemerkt habe, daß sie aber geschwiegen hätte, um nicht wieder für mißtrauisch zu gelten. Faber bestritt das Vorhandensein dieser Welttlugheit, und wie das so leicht geschiebt, eine Unbill von außen erzeugt leicht Mißstimmung und Streit zwischen den Betroffenen; das gekränkte Herz heischt oft, ohne es gestehen zu wollen, eine Tröstung und jede ungeschickte oder unerwartete Berührung wird zu einer Mißstimmung. Faber behauptete streng verweisend, daß Niemand dies habe von Franz-

seph voraussetzen können und die Frau suchte versöhnend abzuschließen, indem sie die Furcht vor neuer nicht so leicht zu verschmerzender Unbill darlegte und ihren Mann bat, die Beschädigung ungesühnt zu erleiden, den Franzseph frei zu machen und durch diese Hochherzigkeit das ganze Dorf zu beschämen und zur Freundschaft zu zwingen. Das war aber gerade ein neu aufreizender Vorschlag und Faber schwur und betheuerte, daß er unnachgiebig den strengen Rechtsweg in dieser Sache verfolge, von dem ihn nichts abbringe. Er setzte eilig eine Klagschrift an das Amt auf, in der er genauen Augenschein forderte. Er schrieb noch mit fliegender Feder, als Madlene mit verweinten Augen eintrat. Faber kannte das Mädchen wohl, dennoch fragte er nach Namen und Begehr, und ohne ein Wort zu erwidern, schüttelte er auf die Bitte, „Gnade für Recht ergehen zu lassen," verneinend den Kopf, siegelte die Schrift, verließ die Frau, die Madlene zu trösten suchte, ging nach dem Hof und schickte sogleich einen reitenden Boten mit der Schrift nach der Stadt. Bald kehrte er wieder in die Stube zurück und fragte Madlene, seit wann der Franzseph Nägelschuhe trage. Das Mädchen behauptete, daß er nur Stiefel mit eisenbeschlagenen Absätzen habe und sprach, ermuthigt durch die Mittheilung, daß man die Spuren von Nägelschuhen im Hopfenacker gefunden habe, die Ueberzeugung aus, daß Franzseph unschuldig sei; zwar habe er selbst gestanden, aber wer wisse, was ihn dazu veranlaßt habe.

„Dann hat er fremde Schuhe geborgt oder Helfer gehabt, es muß sich Alles erweisen," entgegnete Faber, verließ abermals in Unruhe das Zimmer und schickte einen zweiten Knecht als Wache nach dem verwüsteten Hopfengarten, damit Niemand hineintrete und die ganz deutlichen Fußtapfen verwische. Während er dem Knecht noch sein Verhalten genau vorschrieb, sah er Madlene das Haus verlassen; sie ging zu der Mutter Franzsephs, die wegen des Geschehenen ganz untröstlich war und immer behauptete, ihr guter Franzseph müsse zu dem Schelmenstreiche verführt worden sein, denn so etwas käme nicht aus seinem braven Herzen und zu einem solchen Streiche könne er nicht des Vaters Pudelkappe aufgesetzt haben. Sie hatte die Soldatenmütze ihres Sohnes auf den Tisch gestellt und sah immer weinend und händeringend darauf, als würde sie nie mehr das Haupt sehen, das damit bedeckt war...

Unterdeß schritt Franzseph, von dem Landjäger gefolgt, laut-

los die Straße dahin. Als ſie an der Anhöhe vorüber kamen, wo das abgemähte Gerſtenfeld war, däuchte ihn, es müſſe ſich von dort irgend ein Zeichen für ihn erheben; aber wer konnte ſprechen, wer Zeugniß ablegen für ihn? Ueber den Spitzen der Kornfelder wob ſich ſchwebend ein funkelnder Duft und aus dem Thal und von der Höhe klangen die Morgenglocken. Franzſeph ſchritt ruhig weiter und gedachte der hellen Stunde, da er froh begrüßt und geehrt dieſen Weg heimwärts ziehen werde. Mit wachen Augen ging er halb träumend hin und konnte ſich nicht klar machen, was geſchehen war und noch geſchehen ſollte. Als man endlich in der Amtsſtadt angekommen war und alle Leute nach dem jungen Verbrecher ausſchauten, und der Hausknecht des Greifenwirths, ein ehemaliger Kamerad, ihn mit ſeltſamem Lächeln bei Namen rief und grüßte, da fing es ihm an doch bange zu werden; aber immer noch däuchte ihn Alles nicht wahr, und erſt als er allein im Gefängniß ſtand, erwachte er plötzlich und ballte beide Fäuſte und ſchlug gegen die ungerechten Mauern und ſchrie laut auf. Die Mauern wichen nicht und der Schrei verhallte von Niemand gehört. — Was nützte jetzt alles Beſinnen und Ueberdenken? Es ließ ſich nichts herauspreſſen. Endlich legte ſich Franzſeph beruhigt nieder, mit der feſten Zuverſicht, daß der Schlägelbauer der Sache bald ein Ende machen werde. Man brachte ihm Eſſen, er ließ es unberührt ſtehen. Die gebrochene Nachtruhe, die ungewohnte Arbeit, die Gemüthsbewegungen und der Weg, Alles machte ſich geltend, um Franzſeph in einen bleiernen Schlaf zu verſenken. Als er erwachte, mußte er ſich beſinnen wo er war; dunkle Nacht und Einſamkeit umher. Das ganze Leben war verändert, die Nacht war zum Tage, der Tag zur Nacht geworden. Ein zerſchnittener Lichtſtreif des Mondes fiel in ſeinen Kerker und leuchtete Franzſeph beim Verzehren des kalt gewordenen Mahles, über das er ſich raſch hermachte. Er fühlte ſich neugeſtärkt und meinte, er müſſe jetzt gleich erlöst werden; es war genug des ſchlimmen Scherzes. An dem hohen Fenſtergitter ſich mit beiden Händen anhaltend, ſchaute Franzſeph hinein in die Mondnacht. Plötzlich war's ihm, als ob er einen Schlag an den Kopf bekäme, ſo nahe dröhnte die Thurmuhr der Stadt, die in gleicher Höhe mit der Gefängnißzelle war. Es ſchlug Eins. Das war ein anderes Warten auf den Tag als in vergangener Nacht im freien Feld. Jede Viertelſtunde, die es ſchlug, klopfte mit leibhaftigem

Pochen an das Haupt Franzsephs und durchdröhnte seinen ganzen Körper, und selbst als er sich wieder auf die Pritsche legte, hörte das nicht auf, und durchbebt von diesen Klängen mußte er der vielen Stunden gedenken, die er in halb stolzer, halb feiger Lässigkeit verträumt und vertrödelt hatte; er sprang oft auf und streckte die Hände empor voll heißen Verlangens nach Arbeit. Heute wollte er ja rüstig ans Werk und nimmer lässig werden, warum war er gefangen?

Ein bläulicher Schimmer zeigte sich am Himmel, kein Lerchenton war vernehmbar, nur der ächzende Pendelschlag der Thurmuhr hin und her. Ein heller Tag brach an, ein ächter gesegneter Erntetag. Je weiter die Stunden vorrückten, um so lebhafter dachte sich Franzseph, wie jetzt Alles daheim sich zur Arbeit rüstet; nur er allein mußte träge ruhen, und als eine Seligkeit erschien es ihm jetzt die Sense zu handhaben, er sehnte sich nach dem Griff der Sense wie nach der Hand eines Freundes; weinend vor Zorn und Wehmuth wälzte er sich auf seinem Lager, da öffnete sich endlich die Thüre und der Gefangenwärter trat mit dem Landwirth Faber ein.

Der erste Anblick erschreckte Franzseph so, daß er starr da stand, aber rasch streckte er dem Faber die Hand entgegen, die dieser indeß abwies, indem er mit ruhigem Ton erklärte: er habe sich von dem Untersuchungsrichter eine Unterredung erbeten, bevor das Verhör beginne, es sei ihm noch unfaßlich, daß gerade der Einzige, der sich ihm vertraulich angeschlossen, den Frevel ausgeführt habe, Franzseph sollte daher bekennen, wer ihn dazu verleitet und wer ihm dabei geholfen habe. Franzseph starrte lautlos drein und ließ sich trotz allen Drängens zu keiner Antwort herbei. Als indeß Faber auf die Stiefel deutend sagte:

Solch' eine Fußspur findet sich gar nicht in meinem Hopfenacker, Ihr müßt also blos Wache gestanden und Andere müssen Euch geholfen haben," da zuckte Franzseph zusammen und sagte endlich:

„Lieber Herr Faber, wenn ich sagen könnte, wem die anderen Fußspuren gehören, versprecht Ihr mir die Sache aus und vorbei sein zu lassen um eine billige Entschädigung?"

„Nein, und wenn ich den Menschen an den Galgen brächte, ich könnte ihn mit Lust baumeln sehen."

„Dann hab' ich's gethan und sonst Niemand," fiel Franzseph ein.

„Das geht nicht mehr, wir haben das Bekenntniß, das Ihr anders aussagen könnt, wenn Ihr wollt."

„Ja, wenn ich will," entgegnete Franzseph halb trotzig halb wehmüthig. Faber suchte ihn nun mit aller Güte zu bereden, den wahren Sachverhalt zu bekennen, er werde als Verführter nur eine geringe Strafe bekommen, und beschwor ihn zuletzt aus Achtung vor ihrer ehemaligen Freundschaft, ihm nicht das Leid anzuthun, daß er nun an keinen guten Menschen mehr glauben dürfe.

Dieses Wort „gut" machte aber wieder die verkehrte Wirkung auf Franzseph und er verfiel in erzwungenen Trotz und Starrsinn, der sich nur zu den Worten verstand, daß er dem Untersuchungsrichter allein Antwort schuldig sei. Faber mußte sich zwingen noch weiter zu sprechen, und in den Mienen Franzsephs zuckte es als er hörte, daß im Dorfe gestern Jeder dem Andern auf die Schuhe gesehen habe, daß man am Abend an des Schultheißen Haus einen brenzlichen Geruch wahrgenommen habe, der vielleicht davon herkäme, daß des Schultheißen Claus seine Schuhe verbrannt habe. Auch hierauf schwieg Franzseph, lachte aber in sich hinein.

Eben wollte Faber weggehen, als Madlene eintrat, sie konnte vor Weinen erst gar nicht reden, dann klagte sie durcheinander über das Zuchthaus, dem Franzseph entgegen gehe, und dann wieder über ihren Vater, der sie nun doch zwingen wolle des Schultheißen Claus zu heirathen, der ihn ganz umgarnt habe und durch einen Streich, den man nie von ihm geglaubt hätte, den Vater ganz gewonnen habe.

„Was sagt denn dein Vater über mich?" fragte Franzseph.

„Ja, ich sag' dir's frei," erwiderte Madlene, „er schimpft auf dich und sagt, du habest den Hopfenacker nur verwüstet, damit man dich einsperrt und du in der Ernte faullenzen kannst."

„Da thut er nur so, er weiß besser wie's steht," entgegnete Franzseph lächelnd, aber diese versteckte Bosheit that ihm doch wehe und war unbegreiflich. „Warum ist denn der Claus so wohl dran? Was hat er denn gethan?" fragte er dann wieder.

„Denk' nur, der hat, um zu zeigen was er vermag, Samstag Nacht einen ganzen Morgen Gerste im Speckfeld abgemäht."

„Das hat der Claus gethan?"

„Ja, er hat meinem Vater bewiesen, daß er die ganze Nacht nicht daheim gewesen ist, und jetzt möcht' der ihn auf Händen tragen."

Franzseph jauchzte laut auf, die Umstehenden sahen ihn betroffen an, als wäre er plötzlich wahnsinnig geworden, denn Franzseph schnalzte mit beiden Händen und tanzte im Gefängniß umher. Auf die ängstlichen Bitten Madlene's beruhigte er sich wieder und fragte:

„Paß auf, was ich sag': war dein Vater Samstag Nacht daheim?"

„Ja, er hat seinen bösen Husten gehabt und hat fast kein Aug' zuthan."

Wieder jauchzte Franzseph hell auf und umarmte seine Madlene und den widerwilligen Faber, und erzählte endlich den ganzen Hergang: wie seine Sense noch im Haberfeld liegen müsse und wie er die That nur für den Schlägelbauer übernommen habe. Er bat dann vor Allem den Faber, ihm wieder gut Freund zu sein, was dieser auch gewährte. — Vor dem Richter wurde nun nochmals Alles klar dargelegt, und Franzseph auf die Bitten Fabers entlassen.

Franzseph und Madlene fuhren mit Faber in dessen Kütschle nach dem Dorf zurück, aber ohnweit des Dorfes beim Speckfeld stieg Franzseph ab und Madlene folgte ihm. Sie fanden bald die Sense im Haberfelde und Franzseph mähte jetzt noch schnell unter dem Blicke der Geliebten die noch stehende Spreite des Gerstenfeldes nieder. Mit der Sense auf der linken Schulter und seine Madlene an der rechten Hand führend, kehrte Franzseph wieder in das Dorf zurück ....

Es ist nicht mehr viel zu erzählen. Die Nägel von den verbrannten Schuhen des Claus fanden sich richtig in der Asche; im Zuchthaus trägt der Claus jetzt Holzschuhe.

Wer weiß, ob der tückische Schlägelbauer den Franzseph nicht lieber ins Unglück getrieben hätte, als daß er ihm, wie jetzt geschah, seine Tochter geben mußte. Freilich ein volles Glück war das, trotz der Liebe Madlene's, doch nicht. Schwäher und Tochtermann lebten nicht gütlich mit einander. Franzseph arbeitete für Zwei, und doch mußte er fast täglich von seinem Schwäher hören, daß er ein Faullenzer sei; jetzt aber lächelte er darüber, es machte ihn nur zornig, so lange es eine Wahrheit gewesen, den ungerechten Schimpf hörte er ruhig an und das verdroß den Schlägelbauer so sehr, daß er sich ein Leibgedinghaus baute. Aber er bezog es nicht mehr und Franzseph ist Schlägelbauer. Die Soldaten-

mütze hängt über dem eingerahmten Abschied als Andenken, Franzseph und seine Buben tragen Pudelkappen.

Fabers Hopfenacker ist wieder im besten Gedeihen und Franzseph hat richtig einen eigenen ergiebigen im Speckfeld angelegt.

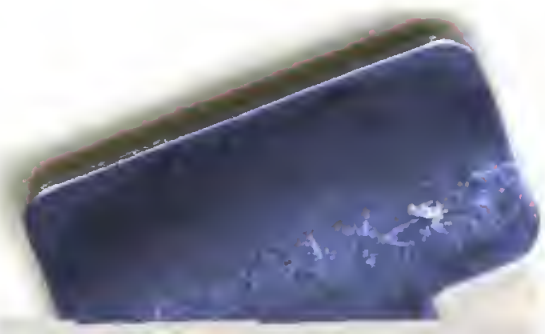
Kein Weg ist betretener als der Gartenweg von des Schlägelbauern Haus zu dem Fabers, und wenn Pauline Faber von ihrer raschen Menschenkenntniß spricht, sagt ihr Mann neckend: denk' an Franzseph. — —

An des Schlägelbauern Haus aber sind zum ewigen Gedenken Hopfen und Gerste angemalt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google